BREMISCHES JAHRBUCH · LI. BAND

Bremisches Jahrbuch

Herausgegeben

von der

Historischen Gesellschaft zu Bremen
(Mitglied der Wittheit zu Bremen)

51. BAND

1969

CARL SCHÜNEMANN / VERLAG / BREMEN

SCHRIFTLEITUNG:

STAATSARCHIVDIREKTOR i. R. DR. FRIEDRICH PRÜSER
PROFESSOR HINRICH WULFF
OBERSTUDIENRAT DR. CURT ALLMERS

Die Schriftleitung bittet, Manuskripte von Aufsätzen und anderen Beiträgen nur nach vorheriger Anfrage oder Aufforderung in druckfertigem Zustande unter ihrer Anschrift: Bremen, Wätjenstraße 39 (Historische Gesellschaft), einzusenden. Die Verfasser tragen für ihre Beiträge die Verantwortung.

Die korrespondierenden Vereine werden gebeten, ihre Austauschschriften mit der Aufschrift „Historische Gsellschaft" an die Geschäftsstelle, Bremen, Am Landherrnamt 3, zu richten.

Gesamtherstellung: Carl Schünemann, Bremen

Zum Geleit

Der hier vorgelegte 51. Band des Bremischen Jahrbuches ist stark überfällig: das weiß niemand besser als seine Herausgeber.

Sie dürfen aber zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß nur wirtschaftliche Gründe an der Verzögerung Schuld sind. Läuft doch gleichzeitig ein zweites, sehr langwieriges und kostspieliges Veröffentlichungsunternehmen der Historischen Gesellschaft, der Druck der Matrikel des Bremer Gymnasium Illustre, einer zu ihrer Zeit durch die kalvinische Welt des In- und Auslandes weithin bekannten Hochschule. Diese Veröffentlichung wird als 3. Band die Zweite Reihe des Bremischen Jahrbuches fortsetzen. Indes brauchte sie eine übermäßig lange Anlaufzeit, weil der Druck mit zweierlei Anmerkungen und mehreren Registern überaus schwierig war und auch entsprechend kostspielig ist, zu allem Überfluß aber auch dadurch, daß ein Wechsel der Herausgeberschaft durch das plötzliche Ableben des ersten Hauptbearbeiters, des Herrn Dr. Thomas Otto Achelis, nötig wurde.

Erst nachdem diese Schwierigkeiten in der Hauptsache behoben waren, konnte dem Druck des vorliegenden Jahrbuches nähergetreten werden. Inzwischen war es an Umfang beträchtlich gewachsen, sollte es doch auch den gesamten, mehrere Jahre umfassenden Besprechungsteil, den der 50. Band als Festschrift bewußt ausgeklammert hatte, mit übernehmen. Aber auch der Aufsatzteil mußte beträchtliches Ausmaß erreichen, weil er eine Dokumentation des Anteils der Historischen Gesellschaft an der Jahrtausendfeier 1965 bringen sollte. Das bedeutet nicht nur einen zusammenfassenden und wägenden Bericht über ihre Veranstaltungen und die dabei geschehenen Begrüßungen, sondern auch einen Abdruck der mit Bezug auf das Jahrtausendgedenken gehaltenen Vorträge. Außerdem waren, eingegangene Zusagen zu erfüllen, noch einige „Restanten" zum Druck zu bringen.

Für die Herausgeber ergibt sich daraus die freundliche Bitte, sowohl nach der einen wie nach der anderen Seite Nachsicht zu üben und ihnen zugute zu halten, daß sie unter dem Zwang der Verhältnisse handeln mußten. Allen, die geholfen haben, das Werk dennoch zu gutem Ende zu bringen, nach der ideellen, der technischen und der wirtschaftlichen Seite hin, sei herzlicher Dank gesagt.

Mittsommer 1968

Für die Herausgeber
Friedrich Prüser

Der Inhalt:

Seite

Zum Geleit. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen III

Der Inhalt IV

Titelbild und Erläuterung: Die Bremer Eke. Fund eines mittelalterlichen Binnenschiffs. Von Dr. Rosemarie Pohl-Weber, Kustodin am Focke-Museum, Bremen IX

Geschäftlicher Teil:

102.—105. Jahresbericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft mit den dazugehörigen Jahresrechnungen XIII

Satzung der Historischen Gesellschaft Bremen e. V. XXXV

Geschäftsordnung der Historischen Gesellschaft e. V. XXXVIII

Die Aufsätze:

I. In memoriam: Thomas Otto Achelis. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser. — Hans Wohltmann. Von Angelus Gerken 1

II. Die Jahrtausendfeier 1966. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser 6

III. Der Bremer Kaufmann — Versuch einer sozialgeschichtlichen Deutung. Von Universitätsprofessor Dr. Hermann Kellenbenz, Köln 19

IV. Bremer Beziehungen zu den Niederlanden im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte ihres gegenseitigen Verhältnisses. Von Universitätsprofessor Dr. W. Jappe Alberts, Utrecht 51

V. Das niederländische Kampen als althansische Schiffahrts- und Reederstadt — ein Parallelfall zu Bremen. Von Archivdirektor Johann Don, Kampen (Niederlande) 67

VI. Die Rechtszeichen der europäischen Schiffe im Mittelalter. II. Teil: Die heraldischen Rechtszeichen. Von Bürgermeister i. R. Hans Horstmann, Münster i. Westf. 85

VII. Wo lag Fabiranum? Ein Beitrag zur Vorgeschichte Bremens. Von Otto Knechtel (†). Zum Ehrengedächtnis des Verfassers .. 163

VIII. Viergeteilte Gemeinwesen an Niederweser und Niederelbe. Von Oberregierungsrat i. R. Benno Eide Siebs, Bremerhaven .. 183

IX. Hamburg — Bremen, Bardowick — Verden. Frühgeschichte der Wendenmission. Von Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Richard Drögereit, Stade/Hamburg 193

X. Königsberg und Bremen. Beziehungen im persönlichen Bereich. Von Archivdirektor i. R. Dr. Fritz Gause, Essen 209

XI. Konrad Heinrich Runge (1731—1792) in Auseinandersetzung mit Lavater. Ein unbekannter Briefwechsel. Mitgeteilt von Dr. Günter Schulz, Direktor der Volkshochschule Bremen 217

XII. Johann Hermann Holler. 1818—1868. Von Dr. Reinhard Patemann, Bremen 237

Seite

XIII. Die Weserzeitung als Spiegel der italienischen Einigungsbestrebungen 1850—1861. Preisgekrönte Arbeit von Studienrat i. R. Dr. Walter Fräßdorf, Bremen 247

Kleine Beiträge:

XIV. Adalbert von Bremen als Kanzler für Italien. Von Studienrat Karl Reinecke, Bremen 285

XV. Drei Inschriften von der Burg Bederkesa. Von Oberlandwirtschaftsrat i. R. Dr. Anton Hinck, Preetz (Holstein) 287

XVI. Der Name des Bremer Geschlechts Balleer. Von Oberregierungsrat Dr. Benno Eide Siebs, Bremerhaven 293

Besprechungsteil:

XVII. Bremische Schulgeschichte. Besprechung zweier Werke von Hinrich Wulff, ihrem Verfasser zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 15. Mai 1968 dargebracht von Oberschulrat Dr. Gustav Dehning, Bremen 297

XVIII. Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser unter Beteiligung einiger Mitarbeiter 303

XIX. Einzelbesprechungen:

Methodisches Handbuch für Heimatforschung in Niedersachsen. Herausgeg. von Prof. Dr. Helmut Jäger, Göttingen. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 429

Klemens Stadler: Deutsche Wappen. Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Die Landkreiswappen. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser 430

Dietrich Schomburg: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Bremen. Von Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder, Bremen 431

Die Bremer Chronik von Rienesberch, Schene und Hemeling. Bearbeitet und herausgeg. von Hermann Meinert. Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, 37. Bd. Vorläufiger Hinweis von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser 432

Hanns Meyer (†): Das Bremer Gesicht. Ein Begleiter durch die alte und die neue Hansestadt. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser 433

Werner Kloos: Die Bremerin. Ein Almanach. Porträts und Illustrationen aus den Sammlungen des Focke-Museums. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen 434

Alfred Meyer (†): Die ersten Städte zwischen Ems und Elbe. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 434

Helmut Festerling: Bremens deutsche und hanseatische Politik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Hinrich Wulff, Bremen 436

Wilhelm Stölting: Bremerhaven und die USA. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 437

Seite

Christian Paulmann: Die Sozialdemokratie in Bremen. Von Oberstudienrat Dr. Curt Allmers, Bremen 438

Werner Vogt: Politische Karikaturen aus 120 Jahren deutscher und bremischer Geschichte. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 439

Otto Wenig: Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen — Vorgeschichte, Geschichte und theologischer Gehalt des Bremer Kirchenstreites von 1830—1852. Von Bibliotheksrat Dr. Hans Jessen, Bremen 439

Matts Dreijer: Häuptlinge, Kaufleute und Missionare vor tausend Jahren. Von Hochschulprofessor Dr. W. Evers, Hannover 440

Karl Jordan/Martin Gosebruch: 800 Jahre Braunschweiger Burglöwe, 1166—1966. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen .. 441

Philippe Dollinger: Die Hanse. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 442

Friedrich Bruns (†) und Hugo Weczerka: Hansische Handelsstraßen: Atlas, bearbeitet von Hugo Weczerka. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 442

Karl-Friedrich Olechnowitz: Handel und Seeschiffahrt der späten Hanse. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 444

Dieter Glade: Bremen und der Ferne Osten. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 447

Heinrich Reincke: Hamburg am Vorabend der Reformation. Aus dem Nachlaß herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Erich von Lehe. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 448

Erich von Lehe: Die Märkte Hamburgs von den Anfängen bis in die Neuzeit (1911). Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 450

Die Hamburger Elbkarte aus dem Jahre 1568, gezeichnet von Melchior Lorichs, herausgegeben von Jürgen Bolland. Von Amtsgerichtsrat Dr. Otto C. Carlsson, Bremen 451

Hans-Dieter Loose: Hamburg und Christian IV. von Dänemark während des Dreißigjährigen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte der hamburgischen Reichsunmittelbarkeit. Von Studienrat i. R. Adolf Börtzler, Bremen 452

A. v. Brandt: Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters. Bd. I: 1278—1350. Von Studiendirektor i. R. Dr. Dietrich Schomburg, Bremen 453

Hedwig Klugkist (†): Chronik des Bremer Zweiges der Familie Klugkist (Maschinenschriftlich vervielfältigt). Von Oberstaatsarchivrat Dr. Klaus Schwarz, Bremen 454

Hans Wätjen: Geschichte der aus Ochtmannien in der Grafschaft Hoya stammenden Familie Wätjen. Aus alten Briefen und Dokumenten verfaßt und im Auftrage der Familie herausge-

Seite

geben. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 456

Percy Ernst Schramm: Neun Generationen. Dreihundert Jahre deutscher Kulturgeschichte im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie (1648—1948). Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 457

Karl Veit Riedel: Friedrich Johann Lorenz Meyer, 1760—1844. Ein Leben in Hamburg zwischen Aufklärung und Biedermeier. Von Studienrat i. R. Adolf Börtzler, Bremen 458

Annelise Tecke: Caspar Voght und sein Hamburger Freundeskreis. Briefe aus einem tätigen Leben. Teil II. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 459

Ernst-August Roloff: Braunschweig und der Staat von Weimar. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 1918—1933. Von Prof. Hinrich Wulff, Bremen 459

Eberhard von Vietsch: Gegen die Unvernunft 1915—1918. Paul Graf Wolff Metternich/Wilhelm Solf. Von Dr. Georg Kerst, Kiel 461

Elfriede Bachmann: Das Kloster Heeslingen-Zeven. Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen 461

Oldenburger Salbuch, bearbeitet und herausgegeben von Hermann Lübbing. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen 462

Rosemarie Weber: Westfälisches Volkstum in Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Von Oberstudienrat Alfred Camman, Bremen 463

Alfred Cammann: Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien. Von Dr. Rosemarie Pohl-Weber, Kustodin am Focke-Museum, Bremen 464

Hans Peters (†): Altes Handwerk — Bäuerliches Brauchtum aus dem Kreise Grafschaft Hoya. Von Dr. Rosemarie Pohl-Weber, Kustodin am Focke-Museum, Bremen 465

Erlebtes, Erzähltes, Erforschtes. Festgabe für Hans Wohltmann zur Vollendung des 80. Lebensjahres am 8. Dezember 1964. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen 466

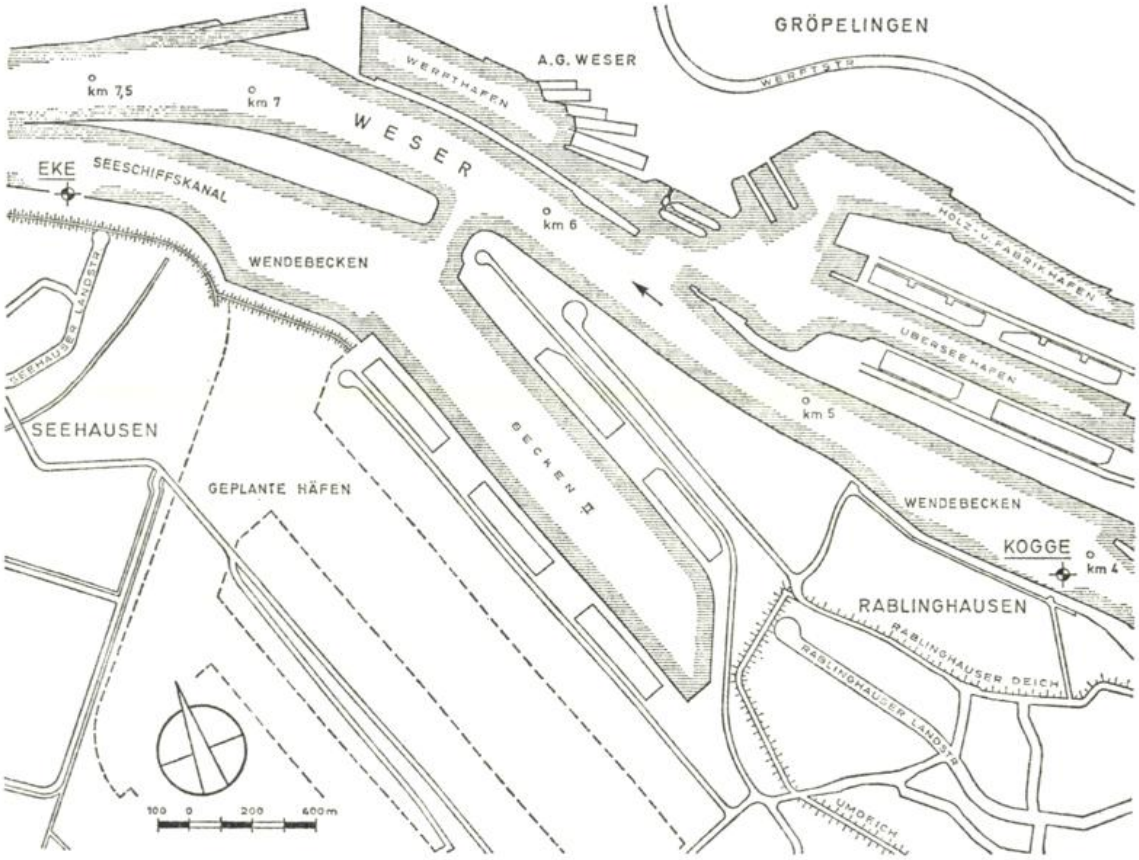
Barbara Hellwig, geb. Plate: Ghert Klinge. Ein norddeutscher Erzgießer des 15. Jahrhunderts. Von Leitendem Regierungsdirektor Dr. Eberhard Lutze, Bremen 468

Rudolf Stein: Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens. Von Oberstudienrat Dr. Curt Allmers, Bremen 470

Rudolf Stein: Dorfkirchen und Bauernhäuser im Bremer Lande. Von Baudenkmalpfleger Oberbaurat Dipl.-Ing. Karl Dillschneider, Bremen 471

Rudolf Stein: Das Bürgerhaus in Schlesien. Von Bibliotheksrat i. R. Dr. Hans Jessen, Bremen 473

XX. Preisausschreiben der Bremischen Evangelischen Kirche über ein Thema aus der Kirchengeschichte Bremens 474



Fundortskizze

Bergung der Eke

Die Bremer Eke

Fund eines mittelalterlichen Binnenschiffs

Von Rosemarie Pohl-Weber

Im April 1963 wurde im Zuge der Hafenausbauten in Bremen ein aus zwei ausgehöhlten Eichenbaumstämmen mittels einer Bodenplanke zusammengebautes Holzboot gefunden und geborgen. Dieser Fund stand natürlich im Schatten des Kogge-Fundes, wenngleich es sich hier um einen für die gesamte mittelalterliche Binnenschiffahrt des norddeutschen und nordeuropäischen Raumes außerordentlich wichtigen und sowohl weit verbreiteten als auch lange Zeit benutzten Schiffstyp, nämlich um eine Eke[1]), handelte. Es war der erste Fund dieser Art im nordeuropäischen Küstengebiet, während in den skandinavischen Ländern bereits häufiger ähnliche Boote gefunden wurden. Das mag aber auch darin begründet sein, daß sie dort in den abgelegenen und wasserreichen Gebieten noch sehr viel länger in Gebrauch waren.

Damals, im April 1963, arbeitete der belgische Schneidkopfsaugbagger „Fabiola" am Seehauser Groden und baggerte am neuangelegten Schiffahrtskanal. Am Freitag, dem 19. April, war die Arbeit bereits beendet, als ein aufmerksamer Woltmershauser, Herr Fred Kunst, dort spazierenging und bei Niedrigwasser Teile eines alten Holzbootes aus dem Groden herausragen sah. Er meldete seine Beobachtungen sofort dem Bremer Focke-Museum, und so ist es nicht zuletzt Herrn Kunst zu danken, daß dieser wichtige Fund gerettet werden konnte.

Am 20. April war morgens um 6.51 Uhr Niedrigwasser, und es bot sich dem Berger der Kogge, Dr. Fliedner, die Möglichkeit, das Boot eingehend zu besichtigen. Es lag etwa + 1 m NN bei Km 7,583 der Stromkilometrierung und 18 m von der neuen Oberkante der Uferböschung entfernt. Kieloben stak das Boot im Sand des Seehauser Grodens, es ragte etwa 3 m daraus hervor. Soviel war sofort zu erkennen: Hier handelte es sich um ein altes, aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen gebautes, flachbodiges Schiff. Die Bordwände waren etwa 5 cm dick, durch einzelne Spanten war die Querfestigkeit erhöht worden. Später zeigte sich, daß dieses Binnenschiff 1,40 m—1,50 m breit und über 9 m lang war. Der breite Abschluß achtern war ganz erhalten, die vorderste Spitze des Bugs fehlte leider. Zum Bau waren nur Holznägel, keinerlei Eisenteile verwandt worden. Die Bodenplanke war in Kraweeltechnik mit den zwei ausgehöhlten Baumstämmen verbunden. Die Bordkanten waren ohne Dollen. Das bestätigt die Annahme, daß diese Fahrzeuge gestakt wurden.

Die Bergung konnte am 20./21. April vorbereitet werden. Glücklicherweise arbeitete der Schneidkopfsaugbagger „Fabiola" an dem Wochenende nicht, sonst hätte man noch sehr viel schneller handeln müssen. Am Montag, dem 22. April, begann ein Schwimmgreifer rechts und links neben der Eke Löcher auszuheben, damit bei ablaufendem Wasser die noch auf dem Schiff ruhenden Sandmassen seitlich abrutschen konnten. Das so freigelegte Boot konnte bei Niedrigwasser fotografiert, vermessen und numeriert werden, um dann von zahlreichen kräftigen Männerarmen auf die Böschung gehievt zu werden. Von da wurde es schnellstens zur Halle A beim Industriehafen gefahren und dort vorerst zusammen mit den Koggehölzern eingelagert. Eine Notbergung war erfolgreich durchgeführt, ein gerade für Bremen äußerst aufschlußreicher mittelalterlicher Binnenschiffstyp gefunden und sichergestellt worden.

[1]) Identifiziert wurde das Schiff von dem Leiter der Schiffahrtsabteilung im Bremer Focke-Museum, Oberkustos Dr. Siegfried Fliedner, unter dessen Leitung es dann auch geborgen wurde.

Denn von Eken berichten sowohl die bremischen Chroniken als auch die Urkunden aus dem hansischen Bereich sehr häufig. Im Bremer Stadtrecht von 1303/1308 werden Bau- und Größenvorschriften für *eken* festgesetzt[2]). Man kannte vornehmlich zwei Größen: Bodenmaß zwei Ellen Breite und nicht mehr, es darf aber darunter bleiben, oder Bodenmaß fünf Ellen Breite und nicht weniger, es darf aber wohl darüber hinausgehen. Diese Eken dürfen sich oben wohl um einen Fuß erweitern, und die größeren dürfen an jeder Bordkante zwei Borde aufsetzen, wohl um die Ladefähigkeit zu erhöhen. Demnach gehört die jetzt gefundene Eke zu den kleineren Schiffen, von denen die Bauvorschrift spricht[3]).

In der Bremer Zollrolle vom Ende des 14. Jahrhunderts[4]) werden die Eken klar von den *enbomene schepe* unterschieden. Als größere Fahrzeuge müssen sie *veer penninghe* Zoll zahlen, die Einbäume dagegen nur zwei Pfennige. Allerdings brauchen die *Rustringher van beneden der Ane* (rechter Nebenfluß der Jade) für Eken nur zwei Pfennige zu bezahlen.

Beim Bau des Bremer Rathauses[5]) wurden Eken zum Transport von Steinen, Torf und Bauhölzern verwendet. Offensichtlich waren die hier gebrauchten Eken auch von verschiedener Größe. *Vor 2 eken vul stenes tho halende* erhielten *Dedeken Harbassen und Hermenne den Arsten 11½ Bremer Mark.* Dagegen wurden *vor 9 dusent stenes Volquenne deme theghelere* 8 Bremer Mark und 5 Groschen gezahlt, außerdem *vor den zulven steen in de eken tho brynghene* 11 Groschen. Voghen, der *ekemanne*, erhielt 14 Groschen für *3 langhe holt tho upstoken.*

Zweimal wurden an Johanne Retoghen 5½ Bremer Mark für zwei Eken voll Torf bezahlt, der zum Brennen des Muschelkalks gebraucht wurde. Dagegen erhielt Gherde Gasthuse für eine Eke voll Torf 2½ Bremer Mark, außerdem aber noch 4 Groschen, wohl als Transportkosten.

Auch die „Kundige Rulle von 1450"[6]) läßt erkennen, daß eine Eke voll Torf als ein gewisses Maß galt[7]). 1489 lesen wir in der „Kundigen Rulle" vom Gebrauch von Eken zum Transport von Korn[8]).

[2]) Veröffentl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, Heft 5, Bremen 1931, S. 60/61: *So we wel eken buwen, the scal se buwen, also dhat se hebbe in theme botheme twe elne wit unde nicht mer; se mot wol hebben min; ofte se scolen hebben in theme botheeme vif elne wit unde nicht min, se mot wol heben mer. Thesse eken mot men wol widen bovene enen vot, unde the grotteren the moghen hebben in iewelker siden twe dort boven ther swichtinghe. So welic man dhit breke, the scal the eken hebben vorloren, unde the timberman scal gheven dher stad ene marc, so wanne dhit the ratmanne vreschet. The ratmanne moghen buwen laten eken to ther stadis behof, also alse ther stad nutte sin. Thesse eken, noch the minneren noch groteren, the ne scal men nenen gasten vorkopen. So we dhit breke, the scal gheven dher stad thre marc, wert hes vortucht mit twen borgheren umbesproken eres rechtes.*

[3]) Nach Joh. Conr. Christian Lampe, Vergleichs-Tabellen, Bremen 1870, waren im 19. Jh. 2 Ellen = 1,157 m, 1 Fuß = 0,289 m. Das würde für den Bremer Fund bedeuten: 2 Ellen Bodenmaß = 1,152 m, nach oben um einen Fuß erweitert = 1,446 m obere Breite.

[4]) Brem. Urkdb., 4. Bd., Bremen 1886, S. 556, Nr. 430.

[5]) Brem. Jahrb., 2. Bd. 2. Hälfte, Bremen 1866, S. 295 ff.

[6]) Veröffentl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, Heft 5, Bremen 1931, S. 249 ff.

[7]) Ebd., S. 262, Nr. 100: *Nement schal torff tovoren kopen, mer den he behovet to siner eghene vuringen to enen iare. En iewelk ekeman, de ene eken voret, mot wol kopen also vele torves, alse he des iares myt siner eken haken kan unde nicht mehr. Heft ok iement torff tovoren kofft, den schal he unsen borgeren wedder vorkopen vor also vele geldes, dar he ene vor kofft hefft, by teyn marken.*

[8]) Ebd., S. 305, Nr. 224: *Ock buth de radt unde will, dat nymant noch ekenlude edder andere schiphern mit ienigerleye korne van hir effte unser stadt varen edder leggen scholen, sunder dar sy affi bevornn gegeven unde betalet, den satessluden darto geschicket, so dat gesloten is, de dar scholen up wachten des mandages, midwekens, unde vrydage morgens in der nyen kameren des radhuses, by twintich marcken unde vorluse des gudes.*

Es waren Gebrauchsboote, die, wie kurz dargelegt, zum Transport von verschiedensten Sachgütern, aber auch zur Beförderung von Menschen und Vieh dienten. 1374, bei dem *groot water* am St. Valentinstag, fuhren die Bremer *myt eken to deme Nygenlande vnde reddeden dar lude, queck vnde gud, dat dar vordrincken wolde*[9]). Gleichzeitig spielten die Eken in den Kriegen, die Bremen im Mittelalter mit seinen Nachbarn führte, eine wichtige Rolle. So lag man 1358/1359 in Krieg mit dem Grafen von Hoya. Mit stark bemannten Eken fuhren die Bremer vor Hoya und hatten ihre Belagerungsmaschinen auf zwei Eken gebaut. 1400 bauten sie über die Heete, den Grenzfluß bei Butjadingen, eine Brücke aus 20 Eken und errichteten darauf ihre Wehr- und Beobachtungstürme.

Wieviel Personen auf einer Eke fahren konnten, erfahren wir aus den bremischen Urkunden leider nicht. Daß es sich jedoch, wenigstens teilweise, um ziemlich große Boote gehandelt haben muß, läßt eine Urkunde erkennen, in der „die Sechzehn-Richter der (rustringischen) Gemeinden Blexen, Waddens und Abbehausen ... die alten zwischen ihrem Lande und der Stadt Bremen geschlossenen Verträge" erneuern. Darin heißt es, daß bei „Beraubung oder Schädigung eines Bremers" für eine Eke 100 Mark gezahlt werden sollten[10]).

Vom *ekeman* spricht der Artikel 100 in der „Kundigen Rulle von 1450"[11]). In dem Abrechnungsbuch über Arbeiten am Rathaus zu Bremen wird Voghen *ekemanne* genannt[12]). Vermutlich wurden so die Besitzer der Fahrzeuge genannt, während *ekenschuver*[13]) wohl eher eine Hilfskraft bezeichnet, die bei der Fortbewegung der zum Teil schwer beladenen Schiffe helfen mußte. Im Statut der Schiffergilde zu Zütphen aus dem Jahre 1395 werden diejenigen, die mit *eickenen schepen* fahren, aufgefordert, *dat sij sullen winnen de scipluidengilde*[14]).

Soweit nur einige Belege, die zeigen mögen, daß die Eken zu den gebräuchlichsten mittelalterlichen Binnenschiffen gehörten. Allerdings sagen diese schriftlichen Quellen, vor allem die erwähnten Bauvorschriften, recht wenig über die Bauweise der Schiffe. Weder über Länge noch über Konstruktion derselben finden sich genauere Angaben. Eine richtige Identifizierung des Schiffes war Dr. Fliedner deshalb nur möglich im Vergleich mit den inzwischen bekannten Funden im skandinavischen Bereich[15]). Um so wichtiger ist dieser erste Fund eines Originalschiffes, der 1963 in Bremen gemacht wurde.

Zusammen mit der Hanse-Kogge wird demnächst die Eke wieder aufgebaut und konserviert werden. Dann werden zwei Zeugnisse mittelalterlicher Schiffahrt nebeneinander stehen, ein hochentwickeltes seegehendes Großschiff und ein einfaches, sehr gebräuchliches Vielzweckfahrzeug der Binnenschiffahrt. Dann werden auch Pläne, Zeichnungen und Risse veröffentlicht, wird zusätzlich zu der hier aufgezeigten typologischen eine dendrochronologische Datierung des Schiffsfundes durchgeführt werden können.

[9]) J. M. Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen, Bremen 1841, S. 118.
[10]) Hansisches Urkdb., Bd. 2, Halle 1879, S. 89. — Brem. Urkdb., Bd. 2, Bremen 1876, S. 128.
[11]) Veröffentl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, Heft 5, Bremen 1931, S. 262.
[12]) Brem. Jahrb., 2. Bd., 2. Hälfte, Bremen 1866, S. 259 ff.
[13]) Schiller-Lübben, Mittelniederdt. Wörterbuch, Bd. 1, Bremen 1875, S. 649.
[14]) Hans. Urkdb., Bd. 5, Leipzig 1899, S. 100 f., Nr. 195.
[15]) Hjalmar Falk, Altnordisches Seewesen in: Wörter und Sachen, Bd. IV, Heidelberg 1912. — Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterheis-Samhällas Handlingar, 5. Folge, 6. Bd., Nr. 1, 1937 ff.

101. Jahresbericht
des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1964.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Der 49. Band des Bremischen Jahrbuches erschien im August des Berichtsjahres. Die Arbeiten an der Neuen Bremischen Biographie 1912—1962 und an der Ausgabe der Matrikel des Gymnasium Illustre wurden fortgesetzt. Die Bearbeitung und Herausgabe der Biographie liegt in den Händen der Herren Archivdirektor Dr. Karl H. Schwebel, Archivrat Dr. Wilhelm Lührs und Archivamtmann Fritz Peters. Der Mitarbeit der Historischen Gesellschaft wird dabei gedacht werden.

2. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Dr. Georg Kerst, Kiel:
   Die erste Berührung Japans mit der europäischen Welt (8. Januar 1964).
2. Oberstudiendirektor i. R. Dr. Hans Wohltmann, Stade:
   Heimatpflege als Dienst an der Zukunft. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (18. Januar 1964).
3. Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder, Bremen:
   Die NSDAP in Bremen bis 1933. In Gemeinschaft mit der Wittheit (28. Januar 1964).
4. Prof. Dr. Peter Berghaus, Münster:
   Handel und Verkehr zur Merowingerzeit im Lichte der Münz- und Geldgeschichte. In Gemeinschaft mit der Wittheit (31. Januar 1964).
5. Prof Dr. Wilhelm Treue, Göttingen:
   Erfinder, Unternehmer und Finanziers in der kapitalistischen Gesellschaft. In Gemeinschaft mit der Wittheit (14. Februar 1964).
6. Archivar Dr. Bernhard Zimmermann, Wien:
   Das Burgenland — Grenzland am Eisernen Vorhang im Herzen Europas — und der burgenländische Protestantismus. In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (10. März 1964).
7. Staatsarchivdirektor Dr. Karl H. Schwebel, Bremen:
   Die Hansegeschichtsforschung im Zeitalter der Aufklärung und Romantik. In Gemeinschaft mit der Wittheit (17. März 1964).
8. Oberbaurat i. R. Dr. Rudolf Stein, Bremen:
   Die Stadtlandgüter — Sommersitze Bremer Kaufleute. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. (Lichtbildervortrag, 14. Oktober 1964).
9. Prof. Dr. Hermann Heimpel, Göttingen:
   Das 15. Jahrhundert in Deutschland — Krise und Beharrung. In Gemeinschaft mit der Wittheit (Smidt-Sitzung, 6. November 1964).
10. Prof. Dr. Gerhard Cordes, Kiel:
    Von den drei Grenzen des Niederdeutschen. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (7. November 1964).
11. Kirchenarchivar Dr. Bernhard Zimmermann, Wien:
    Hanseaten in Österreich — Österreicher in den Hansestädten. Kirchliche Beziehungen zwischen den Donauländern und den Hansestädten. — In

Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (25. November 1964).

12. Kustos Dr. Siegfried F l i e d n e r , Bremen:
Mittelalterliche Schiffstypen Bremens. In Gemeinschaft mit der Wittheit (1. Dezember 1964).

Außerdem fanden folgende Veranstaltungen statt:

1. Führung durch die Kaffee-Hag-Anlagen (6. Februar 1964).
2. Führungen durch das neue Focke-Museum durch Direktor Dr. Werner Kloos (2. und 9. Dezember 1964).
3. Bilder und Berichte von den Studienfahrten der Historischen Gesellschaft 1964. Musikalisch eingeleitet von Fräulein Birgitt von Rohden und Herrn Dr. med. Konrad von Rohden (16. Dezember 1964).

Auch in diesem Jahr stellten die Handelskammer den Großen Saal des Schütting und die Sparkasse den Oberen Saal der Stadtwaage freundlicherweise für die Veranstaltungen der Historischen Gesellschaft zur Verfügung, wofür beiden Stellen unser Dank gebührt.

3. STUDIENFAHRTEN

Die Ziele der im Jahre 1964 durchgeführten Studienfahrten waren:

1. Lüneburg, Göhrde, Hitzacker, die Zonengrenze bei Lübbow, das Wendland (Besichtigung eines Rundlings), Uelzen, großenteils unter Führung von Dr. Jürgen Prüser (17. Juni 1964).
2. Reichsstädte in Deutschlands Süden mit mehrtägigen Standquartieren in Nürnberg, Schwäbisch Gmünd und Frankfurt/Main und weiterem Besuch von Rothenburg o. d. Tauber, Dinkelsbühl, Reutlingen, Ulm, Nördlingen, Donauwörth, Augsburg, Schwäbisch Hall (mit Langenburg), Heilbronn (Empfang im Rathaus) (10.—19. Juli 1964).
3. Bünde (Besuch des „Tabak"-Museums unter Führung von Dr. Paetow), Herford (Führung durch Dr. G. Budde), Enger (Grabmal Widukinds) (23. August 1964).
4. St.-Veits-Denkmal im Stedinger Land (Vortrag von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Hermann Lübbing, Oldenburg), Berne, Schloß Schönebeck, Sandbeck, Dreiertreffen mit dem Stader Geschichts- und Heimatverein und den „Männern vom Morgenstern" (13. September 1964).

Vorbereitung und Leitung der Studienfahrten durch den Vorsitzer und Dr. Curt Allmers.

4. BEZIEHUNGEN ZU ANDEREN VEREINEN

1. Auf Einladung der Gesellschaft für bildende Künste und vaterländische Altertümer sprach Dr. Friedrich Prüser in Emden über „Schiffsnamen aus Bremen und Emden" (20. Januar 1964).

2. An der Feier des 125jährigen Bestehens des Vereins für Hamburgische Geschichte nahm der Vorsitzer als Vertreter der Historischen Gesellschaft teil. Als Zeichen der schwesterlich-freundschaftlichen Beziehungen überreichte Dr. Prüser dem Jubilar einen Faksimile-Druck der bremischen Barbarossa-Urkunde von 1186 (9. April 1964).

3. Der Geschichts- und Heimatverein Herford wurde anläßlich seines Besuches in Bremen von Dr. Friedrich Prüser durch die Stadt geführt (7. Juni 1964).

4. Unserem Ehrenmitglied Dr. Erich von Lehe überreichte der Vorsitzer bei Vollendung seines 70. Lebensjahres eins der bremischen Inventarwerke von Dr. Rudolf Stein (13. Juni 1964).

5. Bei einem von Mitgliedern der Historischen Gesellschaft vorbereiteten mehrtägigen Besuch einer Studiengruppe des Volksbildungswerkes Villingen im Schwarzwald unter Führung von Oberbürgermeister Kern (Villingen) fand am 10. August 1964 im Kaminsaal des Neuen Rathauses ein Empfang statt, geleitet vom Ltd. Regierungsdirektor Dr. Eberhard Lutze. Eine Anzahl von Mitgliedern der Historischen Gesellschaft war dabei beteiligt.

6. Anläßlich der Einweihung des Instituts für Heimatforschung in Rotenburg (Hann.) sprach Dr. Friedrich Prüser vor dem Heimatbund Rotenburg in einem Festvortrag über „Rotenburg und Ottersberg, Verden und Langwedel: Verdisch-bremische Grenzbeziehungen in alter Zeit" (14. November 1964). Der Vortrag wird in den Rotenburger Heften gedruckt werden.

7. Unserem Ehrenmitglied Dr. Hans Wohltmann überreichte der Vorsitzer bei Vollendung seines 80. Lebensjahres namens der Historischen Gesellschaft und in Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum eine Spende edlen Ratskellerweines (9. Dezember 1964).

5. WAHLEN

In den Kreisen des Vorstandes entstanden im Frühjahr 1964 Unstimmigkeiten über seine Geschäftsführung und über die Veranstaltungen und Unternehmungen der Historischen Gesellschaft. In Verfolg der sich daran anknüpfenden Auseinandersetzungen traten die Herren Staatsarchivdirektor Dr. Karl H. Schwebel (Stellvertretender Vorsitzer), Staatsarchivrat Dr. Wilhelm Lührs (Schriftführer), Archivamtmann Fritz Peters und später Werner Kulenkampff (beide Beisitzer) im Laufe des Berichtsjahres aus dem Vorstande aus. Dadurch entsprach der verbleibende Restvorstand nicht mehr der Bestimmung des § 2 der geltenden Satzung der Historischen Gesellschaft vom Januar 1960. Der Restvorstand beschloß, die erforderliche Geschäftsführung bis zur Einberufung einer Außerordentlichen Hauptversammlung fortzuführen und in dieser Versammlung seinen Rücktritt zu erklären. Das geschah.

Die zum 29. Oktober 1964 einberufene Außerordentliche Hauptversammlung wählte in geheimer Wahl mit 126 Stimmen von 134 abgegebenen Stimmzetteln Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser erneut zum Vorsitzer des Vorstandes der Historischen Gesellschaft und bestätigte die übrigen fünf Mitglieder des Restvorstandes in ihren Ämtern. Neu in den Vorstand wurden gewählt: Versicherungsbezirksdirektor Dr. Theodor Halbach, Hafenoberbaudirektor Dr. Ralph Lutz, Studienrat Heinz Pieken, Oberbaurat i. R. Dr. Rudolf Stein. Prof. Hinrich Wulff wurde vom Vorstand zum Schriftführer bestellt.

6. MITGLIEDERZAHL

Die Mitgliederzahl stieg im Berichtsjahr von 746 auf 774.

(gez.) Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzer
(gez.) Prof. Hinrich Wulff, Schriftführer

102. Jahresbericht
des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1965.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Der 50. Band des Bremischen Jahrbuches erschien anläßlich der Tausendjahrfeier Bremen zur Einnerung an die Marktrechtsverleihung durch Otto den Großen in der Urkunde vom 10. August 965 als Festschrift unter dem Titel „Tausend Jahre Bremer Kaufmann". Die Herausgabe dieser Festschrift wurde durch eine namhafte geldliche Unterstützung seitens des Senats und des für die Vergabe von Mitteln für die Tausendjahrfeier eingesetzten staatlichen Ausschusses sowie durch private Spenden ermöglicht. Allen Gebern sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Die Arbeiten an der Neuen Bremischen Biographie 1912—1962 und an der Ausgabe der Matrikel des Gymnasium Illustre wurden fortgesetzt.

2. VERANSTALTUNGEN ANLÄSSLICH DER TAUSENDJAHRFEIER

1. Am 10. September 1965 veranstaltete die Historische Gesellschaft einen Festabend in der Oberen Halle des Alten Rathauses, in dessen Mittelpunkt der Vortrag von Prof. Dr. Hermann Kellenbenz (Köln) stand: „Der Bremer Kaufmann — Versuch einer soziologischen Deutung". Die feierliche Veranstaltung, die von musikalischen Darbietungen des Dom-Kammerorchesters unter Leitung von Prof. Hans Heintze umrahmt war, wurde durch eine Begrüßungsansprache des Vorsitzers eröffnet. Grußworte von Gästen aus den ausländischen Handelsgebieten des Bremer Kaufmanns schlossen sich daran an.

Der Senat hat diese Festveranstaltung geldlich unterstützt und die Obere Halle des Rathauses zur Verfügung gestellt. Dafür sei ihm auch an dieser Stelle gedankt.

2. Am 8. Oktober 1965 war ein Festabend für die Bremer Jugend im Großen Saal der Glocke, veranstaltet in Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und der Bremischen Gesellschaft „Lüder von Bentheim", auch hier mit dankenswerter Unterstützung des Senats. Diese gleichfalls von musikalischen Darbietungen des Dom-Kammerorchesters unter Leitung von Prof. Hans Heintze umrahmte Veranstaltung wurde mit einer Begrüßungsansprache des Vorsitzers und anschließenden Grußworten des Senatsdirektors Günter Stahl eröffnet. Prof. Dr. Wilhelm Treue (Göttingen) hielt den Festvortrag unter dem Titel: „Wirtschaftliche Initiativkräfte in der Geschichte Bremens und Norddeutschlands".

3. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Dr. Siegfried F l i e d n e r , Bremen:
   Die Bremer Kogge — insbesondere der Stand der gegenwärtigen Arbeiten an ihr (6. Januar 1965).
2. Prof. Dr. Herbert S c h w a r z w ä l d e r , Bremen:
   Die NSDAP in Bremen von 1931—1933.
   In Gemeinschaft mit der Wittheit (19. Januar 1965).

3. Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Hermann Lübbing, Oldenburg:
   Die Kultur der Barockzeit in Bremen nach Briefen und Reisebeschreibungen.
   In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (24. Februar 1965).
4. cand. phil. Dieter Glade, Bremen:
   Der Bremer Kaufmann und der Ferne Osten (bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges) (17. März 1965).
5. Dr. Karl Heinz Brandt, Bremen:
   Völker Niederdeutschlands zwischen Germanen und Kelten (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit der Wittheit und der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte (30. März 1965).
6. Prof. Dr. Heinrich Büttner, Bonn:
   Die Bremer Markturkunden von 888 und 965 — Ursprung und Anfang des Kaufmanns in Bremen.
   In Gemeinschaft mit der Wittheit (6. April 1965).
7. Wilhelm Kleeberg, Hannover:
   5000 Jahre Mühlengeschichte des Niederweserraumes (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (10. April 1965).
8. Prof. Dr. W. Jappe Alberts, Utrecht:
   Bremens Beziehungen zu den Niederlanden im Mittelalter, ein Beitrag zur Geschichte ihres gegenseitigen Verhältnisses (20. Oktober 1965).
9. Archivdirektor J. Don, Kampen (Overijssel):
   Das zuiderseeische Kampen als althansische Schiffahrts- und Reederstadt — ein Parallelfall zu Bremen (25. Oktober 1965).
10. Dr. G. R. Kruissink vom Rijksmuseum „Zuidersee-Museum", Enkhuizen:
    Sterbende Zuidersee (16. November 1965).
    Die Vorträge unter den Ziffern 8—10 wurden durch freundliches Entgegenkommen der Niederländischen Botschaft in Bonn im Rahmen der mit dem Tausendjahrgedenken verbundenen „Niederländischen Tage" (15. bis 25. Oktober 1965) durchgeführt.
11. Dr. Arend Lang, Nordseebad Juist:
    Seeraub und Seeräuber an unseren Küsten (1. November 1965).
12. Prof. Dr. Karl-Dietrich Erdmann, Kiel:
    Die deutsch-französischen Beziehungen zwischen den beiden Weltkriegen.
    In Gemeinschaft mit der Wittheit (Smidt-Sitzung, 5. November 1965).
13. Waldemar Haberey, Bonn:
    5000 Jahre Glas (mit Lichtbildern).
    In Gemeinschaft mit der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte (25. November 1965).
14. Prof. Hinrich Wulff, Bremen:
    Die bremische Lehrerschaft in ihrer Auseinandersetzung mit den geistigen und politischen Mächten im liberalen und sozialen Zeitalter (1848 bis 1949) (1. Dezember 1965).

Außerdem wurden am 22. Dezember 1965 Berichte und Bilder von den diesjährigen Studienfahrten der Historischen Gesellschaft (mit musikalischer Umrahmung durch die Familie von Rohden) geboten.

Auch in diesem Jahre stellte die Handelskammer den Großen Saal und den Börsensaal des Schütting für die Veranstaltungen der Historischen Gesellschaft zur Verfügung, wofür der Kammer unser Dank gebührt. Ebenso sei der Sparkasse in Bremen gedankt, daß sie der Historischen Gesellschaft für die zuletzt genannte, als kleine Adventsfeier gedachte Veranstaltung den schönen Vortragssaal der Stadtwaage überließ.

4. STUDIENFAHRTEN

Folgende Studienfahrten wurden im Jahre 1965 durchgeführt:

1. Pfingstfahrt zur Teilnahme an der 81. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in Magdeburg (5.—10. Juni 1965). Die Tagung war verbunden mit einer Fahrt nach Halberstadt und Quedlinburg. Die Absicht, bei dieser Gelegenheit auch Stendal, Tangermünde, Schönhausen, Jerichow sowie Potsdam und Brandenburg wie auch Wittenberg, Halle und Zerbst zu besuchen, ließ sich leider nicht verwirklichen, weil die Verhandlungen zur Benutzung der zu den verschiedenen Zielen führenden Wege zu keinem greifbaren Ergebnis führten. Dafür wurde auf der Hinfahrt ein Besuch von Helmstedt eingeschoben, wo Frau Marta Asche eine kundige Führerin war.
2. Fahrt in die Lüneburger Heide, Besuch der Sieben Steinhäuser (Vortrag von Dr. Allmers), von Soltau und Rotenburg mit Besichtigung des Heimatmuseums und des neuen Instituts für Heimatforschung; dort ein Vortrag des Vorsitzers über Bremisch-verdische Grenzbeziehungen (4. Juli 1965).
3. Dreiertreffen mit dem Stader Geschichtsverein und dem Heimatbund der „Männer vom Morgenstern" zum Besuch der Landschaft am rechten Ufer der Niederweser und zur Besichtigung der am Wege liegenden vorgeschichtlichen und geschichtlichen Denkmäler. Die gemeinsame Fahrt begann in Wulsbüttel (Feldsteinkirche) und führte über Heine und Neuenhausen nach Hagen; in Bremerhaven Besichtigung des neuen Morgenstern-Museums, im Land Wursten der wiederhergestellten Kirche in Cappel mit einem Konzert auf der Arp-Schnittger-Orgel dortselbst (17. Oktober 1965).
4. An Stelle einer halbwegs vorbereiteten Fahrt nach Stendal auf Einladung des Altmärkischen Museumsvereins, die aus ähnlichen Gründen wie die erweiterten Fahrten beim Besuch der Hansetagung in Magdeburg dann doch nicht zustande kam, wurde eine Wochenendfahrt nach Münster und Soest am 13. und 14. November 1965 unternommen. An beiden Stellen wurden die Teilnehmer sehr gut geführt; in Soest bemühte sich der Verein für die Geschichte von Soest und der Börde und insbesondere sein Ehrenmitglied, Senator a. D. D. Dr. Hubertus Schwartz, um das Gelingen der Fahrt. Mit den Herren wurde ein Gegenbesuch in Bremen vereinbart. Auf der Hinfahrt wurde die altertümliche Wasserburg Vischering, auf der Rückfahrt die gerade gut wiederhergestellte Stiftskirche in Freckenhorst besichtigt.

Die Vorbereitung und Leitung der Fahrten lag, wie in den Vorjahren, in den Händen des Vorsitzers und von Dr. Curt Allmers.

5. BEZIEHUNGEN ZU ANDEREN VEREINEN

1. Aus Anlaß der Verleihung des Hermann-Allmers-Preises für Heimatforschung durch den Heimatbund der „Männer vom Morgenstern" an das

Ehrenmitglied der Historischen Gesellschaft, Oberregierungsrat a. D. Dr. Benno Eide Siebs, in Bremerhaven am 11. Februar 1965 übermittelte der Stellvertretende Vorsitzer persönlich die Glückwünsche unserer Gesellschaft auf der für Dr. Siebs veranstalteten Feier.

2. Auf der Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landeskunde, die vom 18. bis zum 20. Juni 1965 in Bremen stattfand, überbrachte der Vorsitzer die Grüße der Historischen Gesellschaft und führte die Teilnehmer durch das Rathaus und durch das alte Bremen; auf der Tagung selber hielt er einen Vortrag über „Bremen und der Deutsche Orden".

3. Folgende Vereine und Gesellschaften begrüßte der Vorsitzer bei ihren Besuchen in Bremen und betreute sie mit Führung und Vortrag:

den Lilienthaler Heimatverein am 31. Januar 1965,

die Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer in Emden — kurz: die „Emder Kunst" — am 20. Juni 1965,

den Verein für hamburgische Geschichte bei einem zweitägigen Besuch am 28. und 29. August 1965 im Rahmen der Tausendjahrfeier.

4. Hingewiesen sei an dieser Stelle noch einmal auf die Zusammenarbeit mit dem Stader Geschichts- und Heimatverein und den „Männern vom Morgenstern", Heimatbund zwischen Niederweser und Niederelbe, wie sie sich in dem alljährlich stattfindenden Dreiertreffen kundtut.

5. Ein freundschaftliches Verhältnis in bezug auf die Veranstaltung von geschichtlichen Vorträgen bestand mit dem Bund der vertriebenen Deutschen e. V.

6. Die Festgabe „Erlebtes, Erzähltes, Erforschtes" für unser Ehrenmitglied Oberstudiendirektor i. R. Dr. Hans Wohltmann, Stade, zur Vollendung des 80. Lebensjahres, herausgegeben im Auftrage des Stader Geschichts- und Heimatvereins von Richard Drögereit, enthält Beiträge von Vorstandsmitgliedern der Historischen Gesellschaft.

6. AUS DER ARBEIT DES VORSTANDES

Neben den Vorbereitungen zu den Veröffentlichungen, Fest- und Vortragsveranstaltungen und den Studienfahrten im Berichtsjahr beschäftigte sich der Vorstand in mehreren Sitzungen mit der Ausarbeitung eines Entwurfes zu einer neuen Satzung und einer Geschäftsordnung der Historischen Gesellschaft[1]).

Prof. Hinrich Wulff wurde am 13. Januar 1965 vom Vorstand zum Stellvertretenden Vorsitzer bestellt und wegen Erkrankung des Schriftführers mit dessen Amt vertretungsweise beauftragt.

7. MITGLIEDERZAHL

Die Mitgliederzahl stieg im Berichtsjahr von 774 auf 789.

gez. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzer
gez. Prof. Hinrich Wulff, Stellvertr. Vorsitzer

[1]) Inzwischen von allen dazu nötigen Stellen genehmigt und im Anschluß an die Jahresberichte gedruckt.

103. Jahresbericht
des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1966.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Die Vorarbeiten zur Drucklegung des 51. Bandes des Bremischen Jahrbuches und der Matrikel des Bremischen Gymnasium Illustre, sowie in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv an der Ausgabe der Bremischen Biographie 1912—1962, wurden fortgesetzt.

Mit der Veröffentlichung des Bremischen Jahrbuches und der Matrikel kann frühestens zu Ende des Jahres 1967 gerechnet werden.

2. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Pastor Bodo Heyne, Direktor i. R. der Inneren Mission, Bremen:
   Kirche und Staat bei Bürgermeister Johann Smidt (Über das landeskirchliche Kirchenregiment in Bremen im 19. Jahrhundert).
   In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (12. Januar 1966).
2. Dr. W. Neugebauer, Lübeck:
   Ausgrabungen in Alt-Lübeck (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte (13. Januar 1966).
3. Prof. Dr. Walter Hubatsch, Bonn:
   Hindenburg und der Staat.
   In Gemeinschaft mit der Wittheit (28. Januar 1966).
4. Dr. K. H. Brandt, Kustos beim Focke-Museum, Bremen:
   Neue bremische Ausgrabungen.
   In Gemeinschaft mit der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte (3. Februar 1966).
5. Dr. Rosemarie Weber, Abteilungsleiterin beim Focke-Museum, Bremen:
   Neue Wege der Unterwasserarchäologie — Mit dem Taucherschiff „Carl Straat" an der Bremer Koggenfundstelle (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und dem Verein von Freunden des Focke-Museums (16. Februar 1966).
6. Prof. Dr. J. Werner, München:
   Das Attila-Reich und seine Wirkung. Neue Erkenntnisse der Archäologie.
   In Gemeinschaft mit der Wittheit und der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte (25. Februar 1966).
7. Prof. Dr. Bernd Möller, Göttingen:
   Die Reformation in Bremen.
   In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (23. März 1966).
8. Hajo Hayen, Oldenburg:
   Moore als Geschichtsquelle (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte (5. April 1966).

9. Ministerialrat a. D. Dr. Karl P a g e l , Berlin:
   Die Hanse.
   In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und dem Landesverband Bremen des Bundes der vertriebenen Deutschen e. V. (18. Oktober 1966).
10. Prof. Dr. Werner O h n e s o r g e , Hamburg/Hannover:
    Die Bedeutung des byzantinischen Reiches für die europäische Geschichte.
    In Gemeinschaft mit der Vereinigung der Freunde der Antike (19. Oktober 1966).
11. Prof. Dr. Richard D r ö g e r e i t , Stade/Hamburg:
    Hastings 1066 — Altenglands Schicksalstag vor 900 Jahren (2. November 1966).
12. Prof. Dr. Robert v a n R o o s b r o e c k , Oosterhout (Niederlande):
    Niederländisches Patriziat im Exil in Bremen.
    In Gemeinschaft mit der „Maus", Bremer Gesellschaft für Familienforschung e. V. (15. November 1966).
13. Dr. J. J. J. v a n d e r V e n n e , Maastricht:
    Probleme der Altstadtsanierung. Räumliche, soziale und wirtschaftliche Aspekte — am Beispiel der Stadt Maastricht (mit Lichtbildern).
    In Gemeinschaft mit der Wittheit, dem Verein für niedersächsisches Volkstum und dem Verein von Freunden des Focke-Museums (25. November 1966).
14. Oberbibliotheksrat Dr. Otto W e n i g , Bonn:
    Der Bremer Kirchenstreit 1840—1842 und sein theologischer Hintergrund.
    In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (30. November 1966).

Außerdem wurden die Mitglieder der Historischen Gesellschaft durch Rundschreiben des Vorsitzers zu solchen Vorträgen eingeladen, die von befreundeten Vereinen im Laufe des Berichtjahres veranstaltet wurden, so u. a.:
vom Zweige Bremen der Gesellschaft für deutsche Sprache auf deren Jahrestagung vom 7.—9. Oktober 1966 in Bremen,
von der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte (Jahrestagung vom 7.—9. Juli 1966 in Bremen),
vom Landesverband bremischer Volksbühnenspieler e. V.,
von der Deutsch-Italienischen Gesellschaft,
vom Landesverband der vertriebenen Deutschen e. V.,
von der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.
und schließlich von der „Maus", Gesellschaft für Familienforschung e. V.

Besondere Erwähnung verdient eine Veranstaltung, die in Verbindung mit der Bremer Volkshochschule am 9. Oktober 1966 im Kaminsaal des Rathauses durchgeführt wurde:

Rudolf Alexander Schröder zum Gedenken — eine Morgenfeier zu Ehren des Bremer Dichters,

gestaltet von unserem Mitglied Conrad Heinemann, dem früheren Chefdramaturgen des Bremer Theaters am Goetheplatz.

Dank gebührt auch in diesem Jahr der Handelskammer, die der Historischen Gesellschaft für ihre Vortragsveranstaltungen den Großen Saal und den Börsensaal im Schütting unentgeltlich überließ.

3. STUDIENFAHRTEN

Folgende Studienfahrten wurden im Berichtsjahr durchgeführt:

1. Fahrt nach Ratzeburg: Auf der Hinfahrt wurden Mölln mit seinen Erinnerungen an Till Eulenspiegel, in Ratzeburg selbst vor allem der wiederhergestellte alte Dom und das Barlachhaus, auch das Grab Barlachs, besucht (22. Mai 1966).
2. Fahrt nach England: Die Hin- und Rückfahrt erfolgte mit der neuen Autofähre Bremerhaven—Harwich (M.S. „Prins Hamlet"), wodurch es möglich wurde, die Reise mit einem Bremer Reisebus durchzuführen, dem neuesten der Bremer Vorortbahn-Gesellschaft, die sich auch sonst um das Einrichten der Fahrt sehr verdient machte. Durch das Entgegenkommen des Grafschaftsarchiv von Essex in Chelmsford — County Archivist F. G. Emmison — konnte bereits auf der Fahrt nach London — dem Standquartier der Gruppe — Schloß Ingatestone mit seiner bedeutenden Altertumssammlung besichtigt werden, ein Besitz, der sich seit der Tudorzeit in der Hand derselben Familie befindet. In London sorgte Dr. Siegfried H. Steinberg auf einer orientierenden Rundfahrt für den ersten Überblick über die geschichtlich bedeutsamen Stätten; im einzelnen wurden des weiteren besichtigt der Tower, St. Paul's, Westminster Abbey, Westminster Hall und die Houses of Parliament, das Britische Museum und andere Sammlungen, am Nachmittag vor der Rückfahrt eine Wasserfahrt nach Greenwich unternommen. Die ganztägigen Ausfahrten führten im Wechsel mit den Stadtbesichtigungen nach Richmond, Hampton Court, Windsor und Eton, nach Rochester, Canterbury, Dover, Folkeston, Rhye, Hastings und Battle, weiter nach Portsmouth (Besichtigung von Nelsons „Victory"), Salisbury, Stonehenge, wo Herr Woytowitsch, unser Mitglied, sehr fachkundige Erklärungen gab, Winchester, schließlich nach St. Albans mit seiner gewaltigen Cathedral und seinen Bauresten aus der Römerzeit, und Oxford. Auf der Rückfahrt wurden in Colchester die Bauten aus der Römer- und der Normannenzeit besichtigt. Untergebracht waren die Teilnehmer in London im York-Hotel am Hydepark (5.—15. August 1966).
3. Fahrt nach Kloster Corvey bei Höxter zum Besuch der vom Lande Nordrhein-Westfalen veranstalteten Ausstellung „Kunst und Kultur im Weser-Raum 800—1600", durch die Fräulein Dr. Ria Füngling vom Stabe der Ausstellung sehr anregend führte (4. September 1966).

   Auf vielfachen Wunsch mußte die Fahrt am 11. September 1966 wiederholt werden, unter Leitung von Dr. Allmers, während die erste Fahrt von Dr. Prüser geleitet wurde. Rückfahrt beide Male über Bad Pyrmont, Bückeburg und Minden.

1. Dreiertreffen mit dem Stader Geschichtsverein und dem Heimatbund der „Männer vom Morgenstern" in Buxtehude. Durchfahren wurde das Alte Land mit Besichtigungen in Esteburg (Vortrag des Leiters der Obstbauforschungsstelle und Obstbauschule Jork, Prof. Dr. Loewer), Neuenfelde (Grab des Orgelbauers Arp Schnittger), Steinkirchen, Grünendeich und Hollen mit ihren alten Kirchen. Über Stade ging die Fahrt weiter an den Elbdeich bei der Elbkate und nach Besuch eines Obstbaugutes über Bremervörde zurück nach Bremen. Um das Gelingen der Fahrt machten sich aus Stade die Herren von Klinckowström und Rektor Holfelder besonders verdient (18. September 1966).

5. Fahrt über Minden nach Lemgo in Lippe und Einbeck: In Lemgo Vortrag im Rathaussaal durch den dortigen Kunsthistoriker Dr. Otto Gaul und unter seiner Führung Rundgang durch die Stadt und Besichtigung der St. Nikolaikirche. Weiterfahrt über Blomberg, Schwalenberg, Schieder, Holzminden nach Schloß Bevern, dessen Geschichte wie die der Herren des Schlosses Dr. Allmers im Schloßhofe sehr anschaulich darzustellen wußte. Über Kloster Amelungsborn, dessen gut wiederhergestellte Kirche in abendlicher Beleuchtung einen großen Eindruck auf die Teilnehmer machte, ging es weiter nach Einbeck ins Nachtquartier im „Goldenen Löwen". Am nächsten Tage unter Führung des Stadtarchivars Dr. Plümer Besichtigung des Rathauses und der Sehenswürdigkeiten in der Stadt auf einem Rundgange, der die Marktkirche St. Jakobi, die Alexanderstiftskirche, viele schöne Bürgerhäuser berührte und auch über Teile der alten Stadtbefestigung führte. Dabei war Gelegenheit, auf die Bedeutung Einbecks als Brauerstadt hinzuweisen. Zum Schluß Besuch der alten Blaudruckerei von Wittram. Rückfahrt über Gandersheim und über die Autobahn (12. und 13. November 1966).

Wie in den Vorjahren lagen Vorbereitung und Leitung der Fahrten in den Händen des Vorsitzers und von Dr. Curt Allmers.

An einer von der Bremer Volkshochschule unter Leitung von Dr. Friedrich Prüser veranstalteten Studienfahrt über Aachen (Besichtigung der Münsterkirche) und Maastricht (Stadtrundgang mit Besichtigung der Kirchen) in die Niederlande vom 13. bis 17. April 1966 nahmen eine Anzahl von Mitgliedern der Historischen Gesellschaft teil.

4. FÜHRUNGEN

Fräulein Dr. Rosemarie Weber, Abteilungsleiterin im Focke-Museum, führte durch das auf dessen Gelände aufgestellte Bauernhaus aus Mittelsbüren (23. September 1966).

An der im Rahmen der Bremer Volkshochschule am 29. Januar 1966 durchgeführten Besichtigung des Bremer Rathauses unter Leitung des Vorsitzers nahmen auch diesmal wieder Mitglieder der Historischen Gesellschaft teil.

Der Stellvertretende Vorsitzer führte die Teilnehmer einer Studienfahrt des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe nach Bremen durch unsere Stadt (8. Mai 1966).

Der Vorsitzer tat Gleiches für Studiengruppen aus Hohenlimburg (13. und 14. Juli 1966), Dorsten (20. und 21. August 1966), beides in Westfalen, und Hamburg (20. November 1966).

5. SATZUNG

Die Mitgliederversammlung am 2. Februar 1966 (Jahreshauptversammlung) beschloß eine neue Satzung der Historischen Gesellschaft Bremen e. V. und gleichzeitig eine Geschäftsordnung. Beides wird im 51. Band des Bremischen Jahrbuches veröffentlicht werden.

6. AUS DER ARBEIT DES VORSTANDES

Neben den Vorbereitungen zu den Veröffentlichungen, den Vortragsveranstaltungen und den Studienfahrten im Berichtsjahr brachte der Vorstand die Vorarbeit an der neuen Satzung und der Geschäftsordnung der Historischen Gesellschaft im Januar 1966 zum Abschluß. Beide Entwürfe wurden

der Mitgliederversammlung am 2. Februar 1966 zur Beschlußfassung vorgelegt.

In der Sitzung des Vorstandes am 26. Januar 1966 wurde die Verteilung der Geschäfte im Vorstand (gemäß § 8 des neuen Entwurfes der Satzung) wie folgt festgelegt:

1. Vorsitzer:	Dr. Friedrich Prüser,
2. Stellvertr. Vorsitzer:	Prof. Hinrich Wulff,
3. Schriftführer:	Dr. Th. Halbach,
4. Stellvertr. Schriftführer:	Stud.-Rat W. Pieken,
5. Schatzmeister:	W. H. Koenenkamp,
6. Stellvertr. Schatzmeister (nach Wahl in den Vorstand durch die Mitgliederversammlung am 2. Februar 1966):	Dr. Helmut Landwehr,
7.—12. Beisitzer:	Dr. Curt Allmers Dr. Werner Kloos, Dr. Ralph Lutz, Bankdirektor Friedrich Selchert, Dr. Rudolf Stein, Dr. Engelbert Klugkist.

Als Mitglieder des nach § 16 der Geschäftsordnung vorgesehenen Herausgeberausschusses für die Veröffentlichungen der Historischen Gesellschaft wurden in der Sitzung des Vorstandes am 26. Januar 1966 bestimmt: Dr. Prüser, Prof. Wulff und Dr. Allmers.

Mit dem Ende des Berichtsjahres legte Herr W. H. Koenenkamp aus Altersgründen — er vollendete am 17. Mai 1966 sein 70. Lebensjahr, wobei ihm als Gabe des Vorstandes der Historischen Gesellschaft und der von ihm geleiteten Bremischen Gesellschaft „Lüder von Bentheim" ein silberner Münzpokal auf einem Empfang in seinem Geschäftshause überreicht wurde — sein Amt als Schatzmeister nieder. Die Historische Gesellschaft Bremen ist Herrn Koenenkamp zu hohem Dank verpflichtet. In uneigennütziger Weise stellte er die Einrichtungen seiner Firma für den Geschäftsgang der Historischen Gesellschaft zur Verfügung und bemühte sich in erfolgreicher Weise und selbst beispielgebend um Spenden für die gemeinnützigen Zwecke der Gesellschaft. Für die Historische Gesellschaft ein eigenes Geschäftszimmer zu erwerben und dieses aus eigenen Mitteln zweckentsprechend würdig auszustatten, hat er sich im besonderen tatkräftig bemüht. Der Vorstand ist erfreut, daß Herr Koenenkamp auch fernerhin zu ihm gehören und ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen wird.

7. MITGLIEDERZAHL

Die Mitgliederzahl stieg im Berichtsjahr von 789 auf 799.

gez. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzer,
gez. Prof. Hinrich Wulff, Stellvertretender Vorsitzer.

104. Jahresbericht
des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1967.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Die Herausgabe der Matrikel des Bremer Gymnasium Illustre wurde im Berichtsjahr weiter gefördert. Leider trat durch das Hinscheiden des Hauptbearbeiters, des Herrn Dr. Thomas Otto Achelis, Kiel, Ehrenmitgliedes unserer Gesellschaft, eine neue Verzögerung ein. Herr Studienrat i. R. Adolf Börtzler, der bisher schon maßgeblichen Anteil an der Erstellung des Textes gehabt hatte, wird die Arbeiten weiterführen und hofft sie, unterstützt von Herrn Archivoberinspektor Karl Schulz, zu einem guten Ende zu bringen. Beiden Bearbeitern gebührt aufrichtiger Dank. Inzwischen ist der Textteil der Veröffentlichung zum Ausdrucken fertig; die übrigen Teile, Einleitung und Register, sind in den Satz gegeben worden. Das fertige Buch wird als Band 3 der Zweiten Reihe (Serie) des Bremischen Jahrbuches erscheinen, die damit endlich eine ihr entsprechende Fortsetzung erfahren wird!

Die Drucklegung von Band 51 des Bremischen Jahrbuches wird vorbereitet.

2. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Staatsarchivdirektor i. R. Prof. Dr. Georg S a n t e , Wiesbaden:
   Gestalt und Funktion der historischen Räume im alten Reich.
   In Gemeinschaft mit der Wittheit (27. Januar 1967).
2. Dr. Jürgen S o e n k e , Minden:
   Entwicklungsstufen der Weserrenaissance (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (11. Februar 1967).
3. Dr. K. H. B r a n d t , Kustos am Focke-Museum, Bremen:
   Neue Ausgrabungen und Funde (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit der Gesellschaft für Vorgeschichte (16. Februar 1967).
4. Superintendent Lic. Dr. Walter S c h ä f e r , Verden:
   Verden, sein Dom und seine Hohe Schule (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte und dem Verein für niedersächsisches Volkstum (20. Februar 1967).
5. Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich P r ü s e r , Bremen:
   Das Bremer Gymnasium Illustre: Der Einzugsbereich der Bremer Hochschule.
   In Gemeinschaft mit der Gesellschaft der Freunde der Universität Bremen, der Kommission für bremische Kirchengeschichte und dem Verein für niedersächsisches Volkstum (8. März 1967).
6. Prof. Dr. Horst B r a u n e r t , Kiel:
   Stadtrecht und Bürgerrecht im Römischen Reich.
   In Gemeinschaft mit der Vereinigung der Freunde der Antike (20. März 1967).
7. Museumsleiter Gert S c h l e c h t r i e m , Bremerhaven:
   Bremerhaven und seine Schiffahrt (mit Lichtbildern).

In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (8. April 1967).

8. Frl. Dr. Ria Füngling, Krefeld:
   Corvey und seine Ausstellung zur Weserrenaissance (mit Lichtbildern) (20. September 1967).
9. Prof. Dr. Kraemer, Karlsruhe:
   Gutenbergs Erfindung — Schlüssel der Neuzeit (mit Lichtbildern).
   In Gemeinschaft mit der Wittheit und dem Verein Deutscher Ingenieure (6. Oktober 1967).
10. Direktor der Inneren Mission i. R. Pastor Bodo Heyne, Bremen:
    Die drei bremischen Reformatoren:
    Heinrich v. Zütphen — Jacob Probst — Johann Timann.
    In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte aus Anlaß des Reformationsgedenkjahres (18. Oktober 1967).
11. Studienrat Dr. Friedrich Depken, Bremen:
    Martin Luther und die deutsche Sprache.
    In Gemeinschaft mit dem Zweig Bremen der Gesellschaft für deutsche Sprache und der Kommission für bremische Kirchengeschichte (8. November 1967).
12. Prof. Dr. Reinhard Wittram, Göttingen:
    Der Kampf um den Sinn der russischen Revolution von 1917.
    In Gemeinschaft mit der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft, Bremen und Umgebung e. V. (14. November 1967).
13. Dr. Erich Steingräber, Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg:
    Florentiner Plastik der Frührenaissance (mit Lichtbildern).
    In Gemeinschaft mit der Wittheit und dem Kunstverein (24. November 1967).
14. Prof. Dr. Karl Bosl, München:
    Gibt es eine europäische Einheit?
    In Gemeinschaft mit der Wittheit (15. Dezember 1967).

In dankenswerter Weise stellte auch in diesem Berichtsjahr die Handelskammer den Großen Saal im Schütting für die Vortragsveranstaltungen der Historischen Gesellschaft unentgeltlich zur Verfügung.

An der Jahrestagung, die die Familienkundliche Kommission für Ostfalen (und Bremen) am 4. und 5. November 1967 in Bremen abhielt, nahm eine Anzahl unserer Mitglieder teil. Dr. Friedrich Prüser hielt dabei einen Vortrag über das Bremische Gymnasium Illustre und seinen Einzugsbereich. Den Teilnehmern wurde die 1962 erschienene zusammenfassende Druckschrift über dies Thema als Gabe der Historischen Gesellschaft überreicht.

3. STUDIENFAHRTEN

1. Grenzlandfahrt (zwei Busse) zum „Tag der deutschen Einheit" am 17. und 18. Juni 1967: Über Celle nach Gifhorn, am nächsten Tage über Fallersleben und Wolfsburg an die Zonengrenze und unmittelbar an ihr entlang nach Zirice, hier Begrüßung durch den Bürgermeister im Gemeinschaftshaus, weiter über Drome und Ohrdorf, Wittingen nach Hankensbüttel und Isenhagen, Heimfahrt durch die Heide über Munster, Soltau, Rotenburg. Besichtigungen an den genannten Orten unter einheimischen Führern.

2. Hansefahrt nach Schweden: Schonen, Gotland und Stockholm (zwölftägig vom 18.—29. Juli 1967, ein Bus): Auf der Vogelfluglinie nach Kopenhagen, Übersetzen nach Malmö, Besuch von Falsterbo und Skanør als den alten hansischen Heringsfangplätzen, Fahrt über Kristianstad und Karlskrona (Besichtigungen an beiden Plätzen) nach Kalmar. Übersetzen nach Wisby, viertägiger Aufenthalt auf Gotland mit Besichtigungen (Landesmuseumsdirektor Gunnar Svahnstrøm) und Fahrten auf der Insel. Überfahrt nach Nynäshamn und zweieinhalbtägiger Aufenthalt in Stockholm mit Besichtigung von Stadtmuseum, Innenstadt, des Theaters Drodningholm, der „Vasa" u. a., Weiterfahrt über Linkøping an den Wettersee mit Besuch von Wadstena und nach Jønkøping. Durch Schonen sodann nach Lund (Besichtigung von Dom und Freilichtmuseum) und Malmö. Auf der Vogelfluglinie zurück nach Bremen.

3. Dreiertreffen mit den Geschichtsvereinen aus Stade und Bremerhaven-Cuxhaven, diesmal am 17. September 1967 in Bremen und deshalb von der Historischen Gesellschaft auszurichten: Treffen am Roland, Führung durch das Haus der Bürgerschaft und durch das Schnoorviertel, Besuch des Focke-Museums und des Hodenbergs. An den Vorträgen und Führungen beteiligten sich von Seiten unserer Gesellschaft Oberbaurat Dillschneider und Dr. Friedrich Prüser, beide mit einführenden Vorträgen, im Focke-Museum dazu Frau Dr. Pohl-Weber.

4. Herbstliche Fahrt in die Weserrenaissance (zwei Busse) am 18. und 19. November 1967 mit Übernachtung in Hameln: Über Minden nach Rinteln (Besichtigung einiger Bauten der Weserrenaissance), von da über Hessisch-Oldendorf (Innenbesichtigung des Schlosses) nach Hameln. Besuch der Hämelschenburg und des Schlosses Schwöbber, abends Vortrag mit Lichtbildern über Hameln durch Stadtarchivar Dr. Rudolf Feige*) und seine Gattin; beide führten am Sonntag morgen auch durch die Stadt. Nachmittags Besuch des Stiftes Fischbeck, Kaffeepause auf der Ahrensburg, Rückfahrt über Bückeburg und Minden.

Vorbereitung und Leitung der Fahrten lagen wieder in den Händen von Dr. Allmers und Dr. Prüser.

*

Am 20. Dezember 1967 wurden, wie bereits üblich geworden, die Fahrten der Historischen Gesellschaft in einer von musikalischen Darbietungen (durch Familie Dr. von Rohden) geschmückten vorweihnachtlichen Feier im oberen Saale der Stadtwaage durch Bericht und von einem Preisgericht ausgewählte Lichtbilder noch einmal lebendig gemacht. Die entsprechende Feier des Vorjahres hatte aus raumtechnischen Gründen auf den 6. Januar 1967 verschoben werden müssen: aus einem adventlichen Abend war eine Dreikönigsfeier geworden.

Von einer größeren Anzahl von Mitgliedern der Historischen Gesellschaft wurde die von der Volkshochschule Bremen gebotene Gelegenheit gern wahrgenommen, an einigen weiteren Studienfahrten teilzunehmen:

vom 22.—27. April 1967 über Enger (Stiftskirche) und Herford (gleichfalls Stiftskirche) nach Aachen und in die Niederlande (Leitung Dr. Friedrich Prüser).

*) Herr Dr. Feige ist wenige Wochen später bei ähnlicher Gelegenheit tödlich verunglückt. Der Vorsitzer unserer Gesellschaft hat der Witwe des verdienstvollen Mannes unsere herzliche Teilnahme ausgesprochen.

am 24. Juni 1967 zu den Kirchen im nördlichen Vorfelde Bremens: Trupe, Lilienthal, Worpswede, St. Jürgenskirche, Klosterkirche Osterholz (Leitung Pastor em. Rudolf Gensch und Dr. Friedrich Prüser).

Desgleichen nahm eine Anzahl unserer Mitglieder an einer von uns empfohlenen, von der Deutsch-Italienischen Gesellschaft unter Führung unseres Mitgliedes Eugen Woytowitsch zu Beginn des Herbstes veranstalteten Studienfahrt in das „Frühe Italien" (von den Etruskern bis zu den Renaissancestädten des Mittelalters) teil.

4. FÜHRUNGEN

An der von der Volkshochschule Bremen alljährlich veranstalteten Führung durch das Rathaus durch Dr. Friedrich Prüser nahm am 28. Januar 1967 wiederum eine größere Anzahl unserer Mitglieder teil.

Der Verein für die Geschichte von Soest und der Börde erwiderte den Besuch der Historischen Gesellschaft in Soest im Herbst 1965 am 1. und 2. September 1967 mit einem Besuch in Bremen. Der Vorsitzer unserer Gesellschaft begrüßte die Teilnehmer und richtete die Führungen für sie aus.

Desgleichen führte er am 26. August 1967 eine pädagogische Arbeitsgruppe aus Köln durch die Innenstadt (einschl. Rathaus) und in Worpswede.

5. FÖRDERKREIS „BREMER KOGGE"

Auf Veranlassung des Vorstandes der Historischen Gesellschaft wurde am 5. Dezember 1967 im Hause Schütting ein Förderkreis „Bremer Kogge" gegründet, der sich zum Ziele gesetzt hat, für die Erhaltung und den Wiederaufbau des ein geschichtliches Denkmal ersten Ranges darstellenden Schiffes aufklärend, werbend und weiterhin unterstützend tätig zu sein. Als Vorsitzender konnte unser Mitglied Herr Dr. Karl Löbe, Präsident des „Weserbundes" e. V., gewonnen werden. Eine von ihm verfaßte Denkschrift wurde mit einem Aufruf versandt: sie fand großen Widerhall in aller Welt. Die Aufklärungsarbeit begann sich alsbald für die Verhandlungen entscheidender staatlichen Stellen günstig auszuwirken.

6. GESCHÄFTSSTELLE

Die seit Jahren vorgesehene eigene Geschäftsstelle der Historischen Gesellschaft ist im Laufe des Jahres 1967 als Mietraum in dem in das Ortsstatut für das Schnoorviertel einbezogenen Hause Am Landherrnamt 3 eingerichtet worden. Dank der großzügigen Zuwendungen des Vorstandsmitgliedes W. Hellmuth Koenenkamp, der sich in rührender Weise um die Einrichtung bemüht hat, und einiger anderer Freunde, so unseres leider verstorbenen rührigen Mitglieds Otto Knechtel, ist das Geschäftszimmer zu einem kleinen Schmuckraume geworden. Hier werden nun auch die Lagerbestände an Bremischen Jahrbüchern und andere Vereinsschriften aufbewahrt. Allen Gebern sei auch an dieser Stelle herzlich Dank gesagt, wie auch den Helfern aus unserem Mitgliederkreise, die sich für den Dienst im Geschäftszimmer freiwillig zur Verfügung stellten.

7. MITGLIEDERZAHL

Am 31. Dezember 1967 zählte die Historische Gesellschaft 827 Mitglieder.

8. EHRUNG

Anläßlich der fünfundsiebzigsten Wiederkehr des Geburtstages des Vorsitzers der Historischen Gesellschaft, Dr. Friedrich Prüser, am 18. März 1967, gab der Vorstand an diesem Tage einen Empfang im Patriziersaal des Essighauses, auf dem viele Mitglieder und zahlreiche Gäste erschienen. Vorstand und Mitglieder überreichten dem Jubilar je ein Geschenk.

gez. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzer,
gez. Prof. Hinrich Wulff, Stellvertretender Vorsitzer.

Jahresrechnungen

Rechnung über das Vereinsjahr 1964

Einnahmen

Kassenbestand	DM	14,88
Sparkassenguthaben	DM	21 483,40
Mitgliederbeiträge	DM	5 798,73
Spenden		
privat DM 7 847,—		
staatl. Beihilfe DM 6 000,—	DM	13 847,—
Zinsen/Erlös aus Drucksachen	DM	440,—
Sonstige Einnahmen	DM	19,50
	DM	41 603,51

Ausgaben

Allgemeine Verwaltungskosten	DM	3 556,20
Honorare und Entschädigungen	DM	3 481,75
Druckkosten	DM	13 984,75
Rückzahlung an die Wittheit	DM	13 639,54
Kassenbestand	DM	54,71
Sparkassenguthaben	DM	6 886,56
	DM	41 603,51

Die Bremer Landesbank, Bremen, verwahrt im Depot für Rechnung der „Historischen Gesellschaft", Bremen:

DM 6 000,—

6 % Bremer Staatsanleihe von 1964.

Bremen, den 19. Januar 1965
Geprüft und für richtig befunden.

Bremen, den 20. Januar 1965.

gez.: W. H. Koenenkamp
Rechnungsführer

Die Prüfer:
gez.: Albert Mohrmann gez.: H. E. Müller

Rechnung über das Vereinsjahr 1965

Einnahmen

Kassenbestand		DM 54,71
Sparkassenguthaben		DM 6 886,56
Mitgliederbeiträge		DM 5 096,—
Spenden		
privat	DM 14 984,—	
staatl. Beihilfe	DM 30 500,—	DM 45 484,—
Zinsen/Erlös an Drucksachen		DM 17 563,87
		DM 75 085,14

Ausgaben

Allgemeine Verwaltungskosten	DM 15 106,75
Honorare und Entschädigungen	DM 6 422,50
Druckkosten	DM 35 223,60
Kassenbestand	DM 101,76
Sparkassenguthaben	DM 4 230,53
Zukauf Wertpapiere (6 % Brem. Staatsanleihe)	DM 14 000,—
	DM 75 085,14

Die Bremer Landesbank, Bremen, verwahrt im Depot für Rechnung der „Historischen Gesellschaft", Bremen:

DM 6 000,—

6 % Bremer Staatsanleihe von 1964.

Bremen, den 19. Januar 1966.
Geprüft und für richtig befunden.

Bremen, den 20. Januar 1966.

gez.: W. H. Koenenkamp
Schatzmeister

Die Prüfer:
gez.: H. E. Müller gez.: Dillschneider

Rechnung über das Vereinsjahr 1966

Einnahmen

Kassenbestand		DM 101,76
Sparkassenguthaben		DM 4 230,53
Mitgliederbeiträge		DM 6 756,—
Spenden		
privat	DM 14 056,—	
staatl. Beihilfe	DM 14 500,—	DM 28 556,—
Zinsen/Erlös aus Drucksachen		DM 5 190,52
Verkauf von Wertpapieren (6 % Brem. Staatsanl.)		DM 3 000,—
		DM 47 834,81

Ausgaben

Allgemeine Verwaltungskosten	DM 3 790,49
Honorare und Entschädigungen	DM 2 376,29
Druckkosten	DM 5 000,—
Kassenbestand	DM 39,96
Sparkassenguthaben	DM 16 628,07
Zukauf von Wertpapieren (6 % Brem. Staatsanl.)	DM 20 000,—
	DM 47 834,81

Die Bremer Landesbank, Bremen, verwahrt im Depot für Rechnung der „Historischen Gesellschaft", Bremen:

DM 20 000,—

6 % Bremer Staatsanleihe von 1964.

Bremen, den 24. Januar 1967
Geprüft und für richtig befunden.

Bremen, den 25. Januar 1967.

Gez.: W. H. Koenenkamp
Schatzmeister

Die Prüfer:
gez.: Dillschneider gez.: K. Brüggemann

Rechnung über das Vereinsjahr 1967

Einnahmen

Kassenbestand	DM	39,96
Sparkassenguthaben	DM	16 628,07
Mitgliederbeiträge	DM	4 683,—
Spenden, privat	DM	10 590,71
Zinsen/Erlös aus Drucksachen	DM	2 485,13
	DM	34 426,87

Ausgaben

Allgemeine Verwaltungskosten	DM	4 485,34
Miete und Geschäftsausstattung für neueingerichtete Geschäftsstelle Am Landherrnamt 3	DM	4 251,97
Honorare und Entschädigungen	DM	878,52
Sparkassenguthaben	DM	23 227,05
Bankguthaben Bankhaus Neelmeyer AG	DM	1 583,99
	DM	34 426,87

Die Bremer Landesbank, Bremen, verwahrt im Depot für Rechnung der „Historischen Gesellschaft", Bremen:

DM 37 000,—

6 % Bremer Staatsanleihe von 1964.

Bremen, den 26. Februar 1968.
Geprüft und für richtig befunden.

Bremen, den 22. März 1968.

gez.: Dr. H. Landwehr
Schatzmeister

Die Prüfer:

gez.: K. Brüggemann gez.: Petra Elisabeth Seibert

Satzung

der Historischen Gesellschaft Bremen (e. V.), gegründet 1862 [1])

[1]) Die Satzung wurde samt der angeschlossenen Geschäftsordnung am 2. Februar 1966 von der Mitgliederversammlung genehmigt.

§ 1

Name und Sitz

Der Verein führt den Namen „Historische Gesellschaft Bremen". Er ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Bremen eingetragen und hat seinen Sitz in Bremen.

§ 2

Zweck

Der Verein setzt sich die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte, insbesondere der bremischen Vergangenheit, sowie die Pflege des geschichtlichen Sinnes in der Bevölkerung zum Ziel. Sein Aufgabenkreis umfaßt demgemäß:

a) die Herausgabe wissenschaftlicher Veröffentlichungen, wie zum Beispiel des Bremischen Jahrbuchs, der Bremischen Weihnachtsblätter, von Einzeluntersuchungen, der Schriften zur bremischen Firmen- und Wirtschaftsgeschichte. Erweiterung auf verwandte Gebiete ist möglich.
b) die Veranstaltung von wissenschaftlichen Vorträgen, Studienfahrten und Führungen,
c) die Förderung verwandter wissenschaftlicher Forschungsvorhaben im niedersächsisch-hansischen Raum.

§ 3

Gemeinnützigkeit

1. Der Verein verfolgt keine wirtschaftlichen Zwecke und ist gemeinnützig im Sinne der Gemeinnützigkeitsverordnung. Gewinne dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden.

2. Überschüsse aus Rechnungsabschlüssen für das laufende Geschäftsjahr werden auf das folgende Geschäftsjahr übertragen. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins, bei Austritt oder Ausschluß eines Mitgliedes werden Beiträge oder Spenden nicht zurückgezahlt. Der Verein darf keine Person durch Verwaltungsausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigen.

§ 4

Mitgliedschaft

1. Natürliche und juristische Personen können auf ihren Antrag Mitglieder werden.

2. Behörden, Gesellschaften, Institute, Firmen, Körperschaften und Vereine können die Mitgliedschaft mit allen Rechten und Pflichten wie natürliche Personen erwerben. In den Mitgliederversammlungen haben sie je eine Stimme; sie werden von einem Bevollmächtigten vertreten.

[1]) Die Satzung wurde samt der angeschlossenen Geschäftsordnung am 2. Februar 1966 von der Mitgliederversammlung genehmigt.

3. Die Aufnahme in den Verein vollzieht der Vorsitzer. Trägt er Bedenken gegen die Aufnahme, so hat er die Entscheidung des Vorstandes herbeizuführen.

4. Um die Historische Gesellschaft und ihre Ziele verdiente Personen kann der Vorstand mit ihrem Einverständnis als Ehrenmitglieder oder korrespondierende Mitglieder aufnehmen. Sie haben alle Rechte, die den Mitgliedern des Vereins zustehen.

5. Der Vorstand kann natürliche oder juristische Personen als fördernde Mitglieder aufnehmen. Diese haben alle Rechte und Pflichten wie andere Mitglieder.

§ 5

Beitrag

1. Der Jahresbeitrag beträgt mindestens DM 8,—. Er kann aber durch Beschluß der Mitgliederversammlung erhöht oder ermäßigt werden. Der Jahresbeitrag für fördernde Mitglieder beträgt mindestens DM 50,—.

2. In besonderen Einzelfällen kann der Vorstand den Beitrag ermäßigen oder erlassen.

§ 6

Einschränkung und Erlöschen der Mitgliedschaft

1. Solange ein Mitglied mit dem Beitrag für das abgelaufene Geschäftsjahr im Rückstand ist, ruhen alle seine Rechte. Zahlt das Mitglied den rückständigen Beitrag auch in dem folgenden Geschäftsjahr trotz zweimaliger Erinnerung nicht, kann der Vorstand seinen Ausschluß aus dem Verein beschließen.

2. Wer sich der Mitgliedschaft unwürdig erweist, kann von der Mitgliederversammlung aus dem Verein ausgeschlossen werden.

3. Der Austritt aus dem Verein kann nur zum Ende des Geschäftsjahres unter Einhaltung einer Frist von vier Wochen schriftlich gegenüber dem Vorsitzer oder seinem Stellvertreter erklärt werden.

4. Ausgeschiedene und ausgeschlossene Mitglieder haben keinen Anspruch an das Vermögen des Vereins.

§ 7

Geschäftsjahr

Als Geschäftsjahr gilt das Kalenderjahr.

§ 8

Vorstand

1. Der Vorstand wird von der Mitgliederversammlung für die Dauer von fünf Jahren gewählt und bleibt bis zur Neuwahl oder Wiederwahl im Amt. Er besteht aus zwölf Mitgliedern: dem Vorsitzer, dem Schriftführer, dem Schatzmeister und je einem Stellvertreter für diese sowie sechs Beisitzern.

2. Wiederwahl ist zulässig.

3. Gerichtlicher und außergerichtlicher Vertreter des Vereins sind der Vorsitzer und sein Stellvertreter in der Weise, daß jeder allein zur Vertretung berechtigt ist.

4. Ehemalige Vorsitzer können von der Mitgliederversammlung zu Ehrenvorsitzern gewählt werden. Sie gehören dem Vorstand mit beratender Stimme an.

§ 9

Mitgliederversammlung

1. Mitgliederversammlungen werden vom Vorstand einberufen. Ordentliche Mitgliederversammlungen finden alljährlich statt, außerordentliche dann, wenn der Vorstand es im Interesse des Vereins für notwendig erachtet oder mindestens 25 Mitglieder es schriftlich unter Angabe von Zweck und Gründen beantragen.
2. Die Einladung wird schriftlich mit Angabe der Tagesordnung unter Einhaltung einer Frist von mindestens zehn Tagen zugestellt.
3. Die Mitgliederversammlung entscheidet, soweit die Satzung nicht etwas anderes bestimmt, mit einfacher Mehrheit der erschienenen Mitglieder. Dabei haben alle Mitglieder gleiches Stimmrecht.
Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des in der Versammlung den Vorsitz führenden Mitgliedes.
4. Die Beschlüsse der Mitgliederversammlungen sind aufzuzeichnen, die Niederschriften vom Vorsitzer und vom Schriftführer zu unterzeichnen.
5. In der ordentlichen Mitgliederversammlung erstattet der Vorsitzer den Jahresbericht, der Schatzmeister den Rechnungsbericht.

§ 10

Vereinsauflösung

Die Auflösung des Vereins kann nur von einer ausschließlich zu diesem Zweck einberufenen Mitgliederversammlung mit einer Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder beschlossen werden.

§ 11

Anfall des Vereinsvermögens

Das Vereinsvermögen ist im Falle der Auflösung oder Aufhebung des Vereins der Freien Hansestadt Bremen zu übertragen, und zwar mit der Auflage, daß es entsprechend dem Vereinszweck zu verwenden ist.

§ 12

Satzungsänderung

Über Satzungsänderungen beschließt die Mitgliederversammlung mit einer Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder.

§ 13

Geschäftsordnung

Die Führung der Geschäfte des Vereins regelt sich, soweit sie nicht die vorstehende Satzung festlegt, nach einer von der Mitgliederversammlung zu beschließenden besonderen Geschäftsordnung.

Geschäftsordnung

der Historischen Gesellschaft Bremen (e. V.), gegründet 1862

(§ 13 der Satzung)

I. Mitgliederversammlung

(§ 9 der Satzung)

§ 1

Die ordentliche Mitgliederversammlung findet alljährlich in den ersten vier Monaten des Geschäftsjahres statt.

§ 2

Die ordentliche Mitgliederversammlung wählt für das laufende Geschäftsjahr zwei Rechnungsprüfer. Sie haben nach Ablauf des Geschäftsjahres die ihnen von dem Schatzmeister mit den Belegen vorzulegende Jahresabrechnung sowie die Vermögensnachweise zu prüfen und nach Befund der Richtigkeit zu unterschreiben, andernfalls an den Vorstand zu berichten.

§ 3

Die ordentliche Mitgliederversammlung beschließt über die Genehmigung der von den Rechnungsprüfern geprüften Abrechnung, über die Entlastung des Schatzmeisters und über die des Vorstandes insgesamt.

§ 4

Hat der Vorstand gemäß § 4 (4) der Satzung Ehrenmitglieder oder korrespondierende Mitglieder berufen, hat er der Mitgliederversammlung darüber Mitteilung zu machen.

§ 5

Außerordentliche Mitgliederversammlungen hat der Vorstand spätestens vier Wochen nach Eingang eines schriftlichen Antrags, der von mindestens 25 Mitgliedern unterschrieben sein muß, einzuberufen.

II. Vorstand

(§ 8 der Satzung)

§ 6

Der Vorstand regelt die Geschäftsverteilung unter sich.

§ 7

Der Vorstand führt die Geschäfte des Vereins nach Maßgabe der Satzung, der Geschäftsordnung, der Beschlüsse der Mitgliederversammlung und der Bestimmungen in den §§ 21 bis 79 BGB, soweit diese nicht zulässigerweise durch die Satzung geändert sind. Er trifft alle erforderlichen Maßnahmen, soweit sich nicht die Mitgliederversammlung die Beschlußfassung über bestimmte Angelegenheiten der Geschäftsführung vorbehält.

§ 8

Der Vorstand übt seine Tätigkeit ehrenamtlich aus. Bare Auslagen werden ihm auf Anfordern ersetzt. Für einzelne Aufgaben kann der Vorstand Ausschüsse aus dem Kreis der Vereinsmitglieder berufen und wieder auflösen.

§ 9

Der Vorstand verwaltet das Archiv des Vereins und führt die Aufsicht über das Geschäftszimmer.

§ 10

1. Der Vorstand faßt seine Beschlüsse in Vorstandssitzungen, zu denen der Vorsitzer oder sein Stellvertreter schriftlich unter Einhaltung einer Frist von zehn Tagen und unter Angabe der Tagesordnung einberuft. Auf die Einhaltung der Frist kann, wenn alle Vorstandsmitglieder einverstanden sind, verzichtet werden.
2. Vorstandssitzungen sind einzuberufen, wenn das Interesse des Vereins es erfordert oder wenn ein Drittel der Vorstandsmitglieder die Einberufung unter Angabe des Zwecks und der Gründe vom Vorsitzer oder seinem Stellvertreter schriftlich unter Einhaltung einer Frist von zehn Tagen verlangt.
3. Der Vorstand ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Er faßt seine Beschlüsse mit einfacher Mehrheit der Stimmen der Erschienenen; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzers.

§ 11

Der Vorsitzer leitet die Geschäfte des Vereins und sorgt für die Erledigung des Schriftverkehrs.

§ 12

Der Schriftführer führt das Protokoll in den Sitzungen des Vorstandes und in den Mitgliederversammlungen.

§ 13

Der Schatzmeister zieht die Mitgliederbeiträge ein und bestreitet aus ihnen und den sonstigen Einkünften des Vereins die Ausgaben. Bevor er in der ordentlichen Mitgliederversammlung über die Vermögenslage des Vereins berichtet, legt er dem Vorstand die Abrechnung über das abgelaufene Geschäftsjahr zur Genehmigung vor.

III. Zusammenkünfte der Mitglieder

(§ 2 Buchstabe b der Satzung)

§ 14

1. Im Winterhalbjahr findet in der Regel allmonatlich eine Sitzung des Vereins statt. Diese Sitzungen sind keine Mitgliederversammlungen im Sinne des § 9 der Satzung.
2. Die Teilnahme an den Sitzungen, in welchen in der Regel ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten wird, kann auch Nichtmitgliedern gestattet werden.

§ 15

Der Vorstand kann für die Mitglieder nach Bedarf Studienfahrten und Zusammenkünfte veranstalten.

IV. Veröffentlichungen

(§ 2 Buchstabe a der Satzung)

§ 16

Die Schriftleitung der Veröffentlichungen führt ein Herausgabeausschuß, der aus mindestens drei vom Vorstand zu berufenden Mitgliedern besteht.

§ 17

Über die Honorierung der Beiträge beschließt der Vorstand auf Vorschlag des Herausgabeausschusses.

§ 18

Der Jahresbericht und der Rechnungsbericht des Vereins werden im Bremischen Jahrbuch veröffentlicht.

§ 19

Die Mitglieder des Vereins haben gegen Entrichtung eines Unkostenzuschusses, dessen Höhe der Vorstand bestimmt, Anspruch auf ein Stück des Bremischen Jahrbuches. Dieser Anspruch erlischt sechs Monate nach Erscheinen des Jahrbuches.

V. Änderung der Geschäftsordnung

§ 20

Die Geschäftsordnung kann von der Mitgliederversammlung geändert werden.

I.

IN MEMORIAM

Thomas Otto Achelis

Geboren in Bremen am 21. Dezember 1888,
gestorben in Kiel am 18. Juli 1967.

Fast achtzigjährig ist er von uns gegangen, der seit langem unser Freund, seit Jahrzehnten unser Mitglied, seitdem er das 75. Lebensjahr vollendete, auch unser Ehrenmitglied war, Thomas Otto Achelis, der Hauptbearbeiter der von uns geplanten Ausgabe der Matrikel unseres Bremischen Gymnasium Illustre.

Unser Freund entstammte väter- und mütterlicherseits einer Altbremer Familie, die unserer Stadt viel tüchtige Männer für Staat und Wirtschaft, Kirche und Wissenschaft geschenkt, sich auch außerhalb Bremens viel Ansehen und Ehre verdient hat.

Sein Vater war der Schulmann Thomas Achelis, der erste Direktor des 1906 eröffneten Neuen, heutigen Gymnasiums Am Barkhof, der mit ihm einen neuen gymnasialen Typ in Bremen einführte, aber nicht nur ein tüchtiger Lehrer, sondern auch ein anerkannter Wissenschaftler auf dem Gebiete der vergleichenden Religions-, Menschen- und Völkerkunde, Begründer und Herausgeber des Archivs für Religionswissenschaft war.

Auch Thomas Otto — so hieß er kurz bei den Freunden — ging in den Schuldienst und war nach dem Ersten Weltkrieg Studienrat auf einem Außenposten, in Hadersleben, wie hernach in Rendsburg, während er das letzte Jahrzehnt seines Lebens, einen vorzeitig angetretenen Ruhestand, in Kiel verbrachte, weil er dort, ständiger Gast in Archiven und Bibliotheken, die zu seinem täglichen Tun und Wirken gehörenden Studienmöglichkeiten aufs beste bereitet fand.

Es war eben dieses Erbe des Vaters in der Doppelung von Schule und Wissenschaft, das sich stärker entwickelte, nun in der Ausrichtung auf die Geschichtswissenschaft und dabei betont auf das Personen- und Familiengeschichtliche, nicht minder auf die Geschichte von hohen Schulen und ihrer Studenten. Noch von anderem Bestimmtsein ist zu sprechen, hervorgerufen durch das Hineingestelltsein in Berührung und Auseinandersetzung zwischen zweierlei Volkstum, in das auch die Gründung der eigenen Familie im nordschleswigschen, oder, wie die Dänen es nennen, südjütischem Raume hineinführte. So hat er, be-

freundet mit Otto Scheel, der schleswig-holsteinischen Landesgeschichtsforschung manchen Dienst erweisen können, gerade auch im ausgleichenden Brückenschlag zum dänischen Bevölkerungsteil hinüber, dessen Sprache er hervorragend beherrschte. Der Stadt Hadersleben, seiner Wahlheimat für lange Zeit, schrieb er auf dänisch eine dickleibige Stadtgeschichte.

Mehr noch als all dieses zogen ihn in Forschen und Darstellen die Hochschulen an, dänische und deutsche, auch über den schleswig-holsteinischen Bereich hinaus, ihre Lehrer, ihre Studenten. Eine Unzahl seiner Aufsätze geht in dieses Gebiet und ebenso seiner Vorträge, von denen er manche auch bei uns in Bremen gehalten hat, vor der „Maus", der Bremer Gesellschaft für Familienforschung, und auch vor unserer Gesellschaft — Darbietungen, die wohl weniger durch die Art des Vortrages bedeutsam waren, um so mehr durch ihren Gehalt an wissenschaftlichen Gesamt- und Einzelstoffen.

Thomas Otto besaß eine Kartei von vielen, vielen Tausenden Studentennamen und vielen Tausenden ihrer Heimatorte, aus der er gern denen mitteilte, die ihn darum anhielten, die er aber auch für die eigenen Vorträge und Abhandlungen geschickt zu gebrauchen wußte. Wohl keiner bei uns kannte sich in den Hochschulmatrikeln und im studentischen Leben und Treiben so gut aus wie er, keiner wußte solche Unterlagen aber auch so gut zu benutzen wie er selber. So schenkte er dem Kieler Corps „Holsatia" eine viel beachtete, auch die kulturellen Seiten des Studententums berücksichtigende Darstellung seiner Entwicklung. Ergänzt wurde dieses Kieler Buch durch eine Mitgliederliste, die ich selber mit ihm zusammenstellte, gleichsam als eine Art „Matrikel", wenn auch mit längeren aufzeichnenden Lebensläufen. Ein ganz großes Unternehmen war schließlich die Sammlung aller Schleswiger aus den deutschen Hochschulmatrikeln heraus, und wirtschaftlich getragen wurde diese Arbeit von dänischen und von deutschen Stellen. Ein mehrbändiges Werk ist daraus geworden, mit wohl 30 000 Namen.

Unser Freund war mit Recht stolz darauf: die Übergabe des fertigen Werkes war der letzte große Höhepunkt in seinem Leben, gekrönt auch durch die Ehrenmitgliedschaft bei der Kieler Universität.

Um so mehr wird es ihn geschmerzt haben, daß er die uns und damit der Vaterstadt gegenüber eingegangene Verpflichtung, nun auch die Matrikel unseres Gymnasium Illustre in einem handlichen Band zusammenzufassen, nicht mehr bis zum letzten erfüllen konnte. Es war

auch dies kein kleines Beginnen; denn auch hier handelte es sich um rund 8000 Namen und deren Bestimmung und dazu um die Deutung des Matrikeltextes. Es hat auch einiges Hin und Her wegen der Anlage des Werkes und der Lesung der Einzeltexte gegeben. Immerhin wurde der Rohbau geschafft: der Text der Matrikel abgeschrieben, Zeile für Zeile die Anmerkungen, zu gutem Teile aus eigenen Beständen herangetragen, dazugegeben, persönliche und sachliche, sprachliche, Personen- und Ortsweiser zusammengestellt. Unser Freund verfaßte die ersten Entwürfe zu der Einleitung, da nahm ihm der Tod die fleißige Feder aus der Hand, nachdem er sein Kommen schon vorher mit längerem Kranksein angekündigt hatte.

Es war um die Zeit, als wir im vorigen Jahre auf die große Studienfahrt in den schwedischen Norden gingen: so konnte leider keiner von uns an der Beisetzung in Kiel teilnehmen. Aber der Dahingeschiedene weilt mit seinem Geiste unter uns. Gute Freunde, vor allem Adolf Börtzler und Karl Schulz, die den schon Wankenden bereitwilligst gestützt hatten, nahmen seine Lesebrille und seinen Schreibstift auf, überprüften das Niedergeschriebene, verbesserten, wo es nötig wurde, und sind auf gutem Wege, bald das ganze Werk fertig vor uns auszubreiten. Ihnen gebührt dafür unser Dank: der Tag ist da, an dem es der Öffentlichkeit dargebracht werden kann, unserem lieben verblichenen Freunde zum Gedächtnis, seiner Vaterstadt zur Ehre, wie er es immer vorgehabt hat.

Wohl hatte Thomas Otto Achelis nicht die Gabe, in äußeren Freundschaften zu glänzen; aber er hatte eine getreue Seele, und wem er Einlaß in sie gewährte, der hatte daraus reichen Gewinn. Es war eine Dankespflicht nicht zuletzt der Freunde, das von ihm begonnene Werk zu gutem Ende zu führen. Friedrich Prüser

Hans Wohltmann

Geboren in Schwanewede am 9. Dezember 1884,
gestorben in Stade am 27. August 1968.

„Was wir wollten, war: zu wahren unsers heil'gen Landes Ehre".

Als der Vorsitzende des Stader Geschichts- und Heimatvereins, viele Jahre hindurch geschätztes Ehrenmitglied unserer Bremer Historischen Gesellschaft, seine gütigen Augen für immer schloß, hinterließ er auf fast allen Gebieten der Heimatforschung in unserem Lande eine Lücke, die sich nur schwer wird ausgleichen lassen.

Entsprossen einer alten bodenverbundenen niedersächsisch-bäuerlichen Sippe, wuchs er in einer Landschaft auf, die ihn ein langes Leben hindurch aufs tiefste beeindruckte. Die sie bewegenden Fragestellungen haben ihn bis ins hohe Alter beschäftigt.

Schon der tägliche Schulweg zu Pastor Wolters kleiner Privatschule in Meyenburg führte den aufgeweckten Jungen über archäologisch und mythologisch bemerkenswerte Stätten, so über den hexenberüchtigten „Plytenberg" nahe dem elterlichen Hofe, einen Hügel, auf dessen Grunde später der bis dahin längste feuersteinerne Prunkdolch gefunden wurde. Von seiner Kuppe schweifte der Blick über die weiten grünen Fluren, mit ihren Erinnerungen an die Freiheitskämpfe der Stedinger, bis hin zu den Rauchfahnen der Dampfer auf dem Weserstrome, die neuen Meeren zustrebten. Den Schüler des Domgymnasiums zu Verden beeindruckte die frühe Backsteinarchitektur des dortigen Domes wie auch die anderer Baulichkeiten. Als allzeit rüstiger Fußgänger durchwanderte er schon damals die benachbarten geschichts- und sagenträchtigen Gebiete des Erzbistums Bremen und des Bistums Verden. Sein heiterer, fürs Leben geprägter Wandergruß χαίρετε! — „Seid fröhlich"! — gibt die gemütvollen Wirkungen dieser Fahrten wieder.

Der frohe Wanderer war aber auch ein fleißiger Schüler und hernach ein fleißiger Student, der sich mit sprachlichen und geschichtlichen Studien, vor allem an der Universität Leipzig, gründlich auf den von ihm erwählten Lehrerberuf vorbereitete.

Als junger Lehrer ist er in den auslandsdeutschen Schuldienst gegangen, nach Italien. Lernend und genießend erlebte er die große geschichtliche Überlieferung des Landes und seine Kunstwelt, die wohl seinen Blick bezauberte, weitete, aber nicht blendete. Der Gegensatz schuf ihm vielmehr den Maßstab für eine hohe Wertung der heimatlichen Eigenart. Deswegen zog das bodenständige Schaffen der jungen Worpsweder Maler seinen kunstgeschichtlichen Geist in den Bann, so sehr, daß er ihr verständnisvoller Deuter, hernach auch ihr gerecht wägender Biograph werden sollte.

Von Stade aus, wohin er als Oberstudiendirektor berufen worden war, wurde er nicht müde, für die Eigenart des Gebietes zwischen Niederelbe und Niederweser in Wort und Schrift einzutreten, mit dem Ziele, diesen „Chaukischen Chersones" mit in die vordere Reihe der deutschen Landschaften zu rücken. Und die Mittler zu diesem Ziele?

Da ist die lange Reihe der von ihm herausgegebenen Jahrbücher des „Stader Archivs", seit 1945, im Anklang an die „Stader Annalen" des Albert von Stade, „Stader Jahrbuch" genannt. Es sind dies in besonderer Eigenart beredte Zeugen seines Strebens und Wirkens. In ihnen mischt sich in eigenständiger gegenseitiger Ergänzung strenge, wo es sein muß, sogar abstrakte Wissenschaft mit lebensnaher Volkskunde zu einem harmonischen Ganzen. Ihr Herausgeber verstand es, für diesen Zweck eine Schar sach- und fachkundiger Mitarbeiter um sich zu sammeln. Neben dieser Jahrbuchreihe sind seine Geschichte Stades, zwei Bände Sagen und mehrere Sammlungen niederdeutscher Sprichwörter, auch eine solche von Volksliedern zu erwähnen, ganz zu schweigen von den an unterschiedlichem Orte erschienenen vielen Abhandlungen und Aufsätzen verschiedenster Art. Es ist fürwahr eine reiche Ernte, auf die Hans Wohltmann zurückblicken konnte.

Er, der „vielgewanderte Mann", kannte die erzieh- und erbaulichen Wirkungen von Studienreisen und Ausflügen: er machte sie geradezu zu einem Dienst an der Heimat. Es war fast selbstverständlich, daß man ihn zum Vorsitzenden des „Stader Geschichts- und Heimatvereins" erhob. Dabei vergaß er nicht, Verbindungen mit anderen gleich- oder ähnlich-gerichteten Vereinigungen zu suchen: so hoffte er, die Heimatpflege auf eine breite Grundlage stellen zu können. Mehrfach ging die Rede um: „Der Stader Verein? Das ist Dr. Wohltmann!" Sein Sinn für humorvolle Geselligkeit kam ihm in seiner hervorragenden Stellung sehr zustatten. Mit mancherlei Ehrung hat die Mitwelt das Werk dieses im Grunde seiner Seele treuen Mannes anerkannt. Auch unsere „Historische Gesellschaft" ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, 1953 bei Gelegenheit der großen Tagung des Verbandes deutscher Historiker in Bremen, wobei damals einer der Ausflüge nach Stade führte. Die Stadt Stade verlieh dem verdienten Manne das Ehrenbürgerrecht.

Noch befinden sich im Nachlaß des Dahingeschiedenen wertvolle Manuskripte, beispielsweise zu einem dritten Bande der Sagen zwischen Niederelbe und Niederweser. Es wäre eine Dankespflicht, diesen schriftstellerischen Nachlaß zu veröffentlichen.

„Wer treulich übt Landesart und Götterrecht,
der steht hoch im Staate."

Segen seinem Namen. Angelus Gerken

II.

Die Jahrtausendfeier 1965

Von Friedrich Prüser

Die Tausendjahrfeier liegt schon weit hinter uns — ein festliches Begehen, das, mit seinen Höhepunkten im Hochsommer 1965, Monate hindurch das Leben der Stadt erfüllte. Es ist schlechterdings unmöglich, es in allen Einzelheiten nachzuzeichnen. Einen das Ganze vertretenden Bericht zu liefern, kann nicht unsere Absicht sein; vielmehr kann er sich nur auf das beziehen, was dabei das besondere Anliegen der Historischen Gesellschaft gewesen ist.

Wir wollen uns auch nicht weithin in die Vorgeschichte dieser Jahresfeier verlieren, stellen aber mit Genugtuung fest, daß die von der Historischen Gesellschaft verfochtene und von anderen Vereinen, etwa dem Verein für niedersächsisches Volkstum, unterstützte Ansicht, es müsse sich vor allem um ein Gedenken der Bremer Kaufmannschaft handeln, daß „1000 Jahre Bremer Kaufmann" also der richtige Titel sei, sich weitgehend durchgesetzt hat, wenn in letzterem auch mit der kleinen, vor der Geschichte nicht ganz Bestand habenden Abänderung „Bremen — 1000 Jahre Schlüssel zur Welt". Daß es sich um ein echtes Jubiläumsjahr handelte, letzthin um das erste Marktrecht, das Bestand gehabt hat, wurde nicht mehr bestritten, wie vorher noch, als es darüber zu Auseinandersetzungen in der ganzen deutschen Presse[1]) gekommen war.

Es ging letztlich also um Schaffen und Wirken des Kaufmannes, um sein Werk. Bremens Bevölkerung weiß indes zu gut, daß von seinem Gedeihen Wohl und Wehe der ganzen Stadt abhängt. Sie alle, vom Kaufherrn bis hinab zum letzten Arbeiter in den Häfen, vom Reeder bis zum letzten Matrosen auf den Schiffen, haben Anteil an der Arbeit und an ihrem Erfolge gehabt. So konnte die über viele Wochen erstreckte Feier auch zu einem wirklichen Volksfeste werden. Die Bremer straften die Lügen, die behaupten wollten, sie verständen das Festefeiern nicht. Man könnte den Vorwurf auch zurückgeben: Wer dergleichen behauptet, der versteht bremische Art und ihre Äußerungen der Freude nicht. Freilich vergißt sie nicht den tieferen Gehalt, sagen wir ruhig den

[1]) Vgl. als einen Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen einen Aufsatz in der Zeitschrift „Der Spiegel", Ausg. v. 30. Jan. 1963, S. 49.

ernsten Sinn, der auch in solchen Feiern steckt. Das zeigte sich sehr schön bei den sogenannten „Hafentagen", die, vom Senator für Häfen, Schiffahrt und Verkehr vorgeschlagen und gefördert und vom nimmermüden Verkehrsverein vorbereitet und ausgerichtet, jeweils den einzelnen Ländern und Völkern, mit denen Bremen in alter und neuer Zeit seinen Handel gepflogen und zum Großen entwickelt hat, gewidmet wurden: den nordischen Ländern, England und den Vereinigten Staaten, den Niederlanden, Frankreich, Österreich, aber auch dem deutschen Binnenlande in seinen verschiedenen Bezirken. Überall war auch von den geschichtlichen Beziehungen die Rede, den allgemeinen wie den besonderen auf dem Gebiete der Wirtschaft, auch dem der Kultur, mochten sich solche Beziehungen manchmal auch in sinnbildlicher, selbst grotesker Verkleidung veranschaulichen. Eine besondere Gabe an die Historische Gesellschaft waren dabei drei Vorträge, die, von niederländischen Gelehrten geboten, kostenmäßig von der Niederländischen Botschaft in Bonn, also von deren vorgesetzter Regierung, getragen wurden.

Prof. Dr. W. Jappe Alberts von der Rijksuniversität Utrecht, als geborener Friese dort Vertreter der Landesgeschichte, sprach über *Bremens Beziehungen zu den Niederlanden im Mittelalter, was er nur als einen Beitrag zur Geschichte dieser Beziehungen aufgefaßt wissen wollte*[2]), Stadtarchivdirektor Johann Don aus dem zuiderseeischen, heute ijsselmeerischen Kampen über *Kampen als hansische Reederstadt — ein Parallelfall zu Bremen*[3]) und der Direktor des Zuiderzee-Museums in Enkhuizen, der einst seegewaltigen Stadt am Ufer des Ijsselmeeres, Dr. Kruissink über *Die Zuidersee,* wobei er sich unter Zuhilfenahme schöner Lichtbilder weithin, wenn auch nicht ausschließlich, auf die Schätze seines Museums stützen konnte. Beim ersten Vortrage ließ es sich der niederländische Konsul in Bremen, Herr F. B. Wethmar, nicht nehmen, den Redner zu begrüßen und die Historische Gesellschaft zu ihrem Unternehmen zu beglückwünschen. Ihr besonderer Dank gebührt den Rednern selbst: die Vorträge und Bilder, die sie als ihr Gastgeschenk boten, haben nicht nur bei uns neue Kenntnisse vermittelt, sondern auch die Erkenntnis befestigt, wie sehr die geschichtliche Rolle Bremens durch seine Verbindungen zu den Niederlanden untermauert ist. Damit ist weitgehend auch das Verstehen zwischen beiden Völkern

[2]) Abdruck im vorliegenden Bande des Jahrbuchs, S. 51—66.
[3]) Desgleichen ebd. S. 67—83.

gefördert worden, wie dies auch durch die Studienreisen geschehen ist, die von der Historischen Gesellschaft nach den Niederlanden unternommen wurden, mit Standquartieren in Amsterdam, Doorn und eben Kampen, von wo aus besonders gute Gelegenheit ist, das große Zuidersee-Werk kennenzulernen, mit dem die Niederlande in Frieden eine neue Provinz gewinnen.

Die große Studienfahrt des Jubiläumsjahres freilich war nicht in eines der großen Handelsgebiete des Bremer Kaufmanns in mittelalterlicher oder nachmittelalterlicher Zeit gerichtet, vielmehr landeinwärts, durch Heide und Bördelandschaft nach Magdeburg, der alten Handelsmetropole an der mittleren Elbe, deren erstes großes Marktprivileg aus derselben Zeit stammt wie das bremische, wovon man an Ort und Stelle durch den Vortrag eines sehr Zuständigen, des Direktors des Landesarchivs Sachsen-Anhalt, Dr. Hanns Gringmuth-Dallmer[4]), einiges erfuhr. Magdeburg war zur Feier seiner tausend Jahre nämlich durch eine Hansische Tagung geehrt worden, in die der Besuch der Bremer Gäste — an die 40 in dem neuesten Reisebus der Bremer Vorortbahngesellschaft, der drüben bewunderndes Staunen erregte — eingebaut war. Sie waren also Teilnehmer an dieser Tagung und bekamen dadurch einen augenscheinlichen Beweis, daß die Bremer Marktgründung von 965 nicht in der Vereinzelung steht, vielmehr Teil eines größeren, wirtschaftlichen und politischen Planes des Gründers, des großen Königs aus dem sächsischen Hause, ist. Letzten Endes steht auch die Grenzlandbefestigung, die heute wieder so greifbar nahe gerückt ist, dahinter.

Die Bremer kamen gar mit einem Gastgeschenk an die Schwestergründung aus jenen Tagen. Konnte doch die Veranstaltungsfolge der Tagung von Bremen aus mit einem Vortrage bereichert werden, der, wenn er auch nicht unmittelbar mit jenen alten Beziehungen zusammenhing, doch in den hansischen Bereich, sogar den Tagesereignissen nahestehend, gehörte. Dr. Siegfried Fliedner, Kustos am Focke-Museum und unser Mitglied, berichtete über den Fund und die Bergung des

[4]) Veröffentlicht in den „Hans. Gesch.sbll.", 84. Jahrg. (1966), S. 7—19: Magdeburg — Haupthandelsplatz der mittleren Elbe.

[5]) Vgl. Rosemarie Weber, Zu der Geschichte des Fundes, seiner Bergung und wissenschaftlichen Betreuung, Brem. Jahrb., 50. Bd., S. 29—37. — Neuerdings Siegfried Fliedner, Die Bremer Kogge, erweitert und neu bearbeitet in 2. Aufl. von Rosemarie Pohl-Weber, Heft des Focke-Museums in Bremen Nr. 19, 1968.

Bremer Koggen[5]), die damals durch den endgültig geglückten Einsatz des Taucherglockenschiffs „Carl Straat" in ein neues, fast aufregendes Stadium getreten war. Dr. Fliedner hatte nur zu diesem Vortrage das Schiff verlassen und kehrte, nachdem er gehalten worden war, sofort nach Bremen zurück.

In die altsächsischen Grenzbeziehungen aber führte hinein, was auf der Studienfahrt am Schluß der Tagung zu besichtigen war: Halberstadt und Quedlinburg mit ihren Kunstschätzen und geschichtlichen Denkwürdigkeiten. In beiden Städten gab es gute Führungen; besonders eindrucksvoll aber war, was Pastor H. Schneider über die Quedlinburger Stiftskirche, an der er selber Prediger gewesen war, zu sagen wußte.

Ursprünglich hatte die Absicht bestanden, die Teilnahme an der Magdeburger Tagung durch weitere Fahrten in der Havel-Spree- und Elbe-Saale-Landschaft noch mehr zu beleben, durch den Besuch von Städten und Stätten, die irgendwie auch für Bremen bedeutungsvoll gewesen sind; doch standen diesen guten Absichten behördliche Bestimmungen hindernd im Wege. Dafür wurde auf der Hinfahrt Helmstedt besucht, wo Frau Marta Asche eine kundige Führerin in den alten Kirchen und Universitätsbauten war.

*

Indes lag diese Pfingstfahrt gewissermaßen noch im Vorfelde der Jahrtausendfeier in Bremen. Gewiß hatte die Historische Gesellschaft in Vorträgen und anderen Veranstaltungen ab und an Hinweise auf sie gegeben, so besonders mit dem Vortrage von Professor Dr. Heinrich Büttner (Bonn) über *Die Bremer Markturkunden von 888 und 965 und die ottonische Marktrechtsentwicklung*[6]). Zu unserer Dankverpflichtung hatte die Wittheit diesen von uns vorgeschlagenen Redner mit in ihr Programm übernommen und damit für die eingangs erwähnte Streitfrage um den Sinn des Festjahres eine befriedigende Antwort vorbereitet. Dennoch blieb der amtlich gewählte Leitspruch für das Festjahr „Bremen — 1000 Jahre Schlüssel zur Welt". Dem entsprach als Hauptfeier eine festliche Veranstaltung in der oberen Rathaushalle am 10. August 1965, dem Tagesdatum der Markterneuerungsurkunde, bei der Staatsarchivdirektor Dr. Karl Heinz Schwebel, bis vor kurzem Zweiter Vorsitzer der Historischen Gesellschaft, den Festvortrag hielt.

[6]) Abgedruckt in der Festschrift „1000 Jahre Bremer Kaufmann", Brem. Jahrb., Bd. 50 (1965), S. 13—27.

Bremen als Kaufmanns-, Schiffahrts- und Hafenstadt war dabei — naturgegeben — der Leitgedanke, und in ihm wurde auch dem schlichten Mann im Arbeitskittel der ihm gebührende Platz. Ähnlich klang es aus der Begrüßungsansprache von Bürgermeister Willy Dehnkamp und daß es eines der vornehmsten Ziele Bremens sein müsse, die Beziehungen, die einst seine Größe begründet und ausgemacht hätten, weiterhin zu pflegen und auszugestalten. In einer Erwiderungsrede aus dem Kreise der Gäste kam vom Bürgermeister von Antwerpen Lode Craeybeckx freudige Zustimmung und die Versicherung des guten Willens zu einer Zusammenarbeit, wie sie seit den Zeiten der Hanse geübt worden sei.

Diese Feierstunde war Mittel- und Höhepunkt des Gedenkjahres. Dennoch war der Wunsch der Historischen Gesellschaft nach einer eigenen festlichen Veranstaltung unter dem von ihr herausgestellten Leitwort „1000 Jahre Bremer Kaufmann" geblieben. Sie fand genau einen Monat später, am 10. September 1965, statt, wiederum in der oberen Halle des Alten Rathauses, die vom Senat zu unserer Dankverpflichtung zur Verfügung gestellt worden war. Auch das soll dankbar anerkannt werden, daß wir zur Bestreitung der nicht geringen Kosten dieser Feier aus den staatsseitig für das Gesamtunternehmen des Jubiläumsjahres bereitgestellten Geldern großzügig unterstützt worden sind.

So konnte eine auch in ihrem Beiwerk sehr würdige Feier vorbereitet werden, die in unserer Stadt und weit über sie hinaus einen freudigen Widerhall gefunden hat. Der Platz in der oberen Rathaushalle reichte nicht aus, die festlich gestimmte Teilnehmerschar — geladene Gäste, Mitglieder und Freunde der Gesellschaft — unterzubringen: es mußte der anstoßende Festsaal des Neuen Rathauses, wohin die Feier übertragen wurde, zuhilfe genommen werden. Feierlich erklangen zwei Sätze, und zwar das Andante und das Allegro des Concerto grosso Nr. XII in G-dur von Georg Friedrich Händel, dargeboten vom Dom-Kammerorchester unter Leitung von Professor Hans Heintze. Nach einer Begrüßungsansprache des Vorsitzers der Gesellschaft, Dr. Friedrich Prüser, der auf eine größere Anzahl von Glückwünschen aus nah und fern aufmerksam machen konnte, kamen die ausländischen Handelsgebiete des Bremer Kaufmanns, seit alters bestehende und jüngere, bei der Feier selber zu Worte, vertretungsweise für eine noch größere Zahl. Aus Bergen, dem alten Hansekontor, in dem Bremen in nach-

mittelalterlicher Zeit die bedeutsamste Rolle gespielt hat, war im Auftrage der Stadt Bernt Lorentzen, der Direktor des Hanseatisk Museum, gekommen. Er brachte in einer Lederrolle eine auf gleichem Stoff geschriebene Glückwunschadresse mit, die folgenden Wortlaut hatte:

> Der Bürgermeister der Stadt Bergen, Hanseatisk Museum und Bergens Historiske Forening bringen zur Feier „Tausend Jahre Bremer Kaufmann" ihre warmen und aufrichtigen Glückwünsche dar. Zahlreich sind in Vergangenheit und Gegenwart die Fäden, die unsere beiden Städte und Geschichtsvereine miteinander verknüpfen. Es bestehen jetzt Beziehungen, die die Gemeinsamkeit unseres Strebens aufs beste fördern werden. Möge diese Verbundenheit weiter blühen und gedeihen.
> Bergen, im September 1965
>
> DIE STADT BERGEN
> Harry Hansen
> Bürgermeister
>
> Hanseatisk Museum
> Bernt Lorentzen
> Direktor
>
> Bergens Historiske Forening
> Ragnvald Samdal
> Sekretär

Wer von den Mitgliedern der Historischen Gesellschaft 1962 bei der damaligen großen Studienfahrt zum 100jährigen Bestehen der Gesellschaft mit in Bergen gewesen ist, wird die Worte von den neugeknüpften guten Beziehungen besonders gern vernommen haben. Manche von ihnen sind aber auch mit der Gesellschaft in den Niederlanden gewesen, zu wiederholten Malen, und einmal haben sie sogar ihr Standquartier im zuiderseeischen Kampen, der alten Hansestadt, gehabt oder im nahegelegenen Emmeloord im neuen Nordostpolder, dem Verwaltungsmittelpunkt der Gebiete, die der See neuerdings abgerungen wurden. Sie konnten in Bürgermeister Dr. W. P. Berghuis, der zusammen mit dem Kampener Stadtarchivar Johann Don zur Feier erschienen war, einen guten alten Bekannten begrüßen, Vertreter einer niederländischen Stadt, die immer in der vorderen Reihe der dort auf altem sächsischen Volksboden gewachsenen Hansestädte gestanden hat. Sie war in ihren mittel- und nachmittelalterlichen Blütezeiten eine große Reeder- und Schiffahrtstadt, inmitten starker Gegnerschaft widerstreitender Parteien darauf angewiesen, nach friedlichem Ausgleich zum Besten ihrer Wirtschaft, ihres Handels, ihrer Schiffahrt zu suchen, in einer Lage, die der Bremens manchmal sehr ähnlich gewesen sein mag.

Aus der Geschichte seiner Stadt schöpfte Dr. Berghuis die in seinem Grußwort zum Ausdruck gekommenen Gedanken:

Die Verbundenheit der Städte, wie sie in der alten Hanse Gestalt gewonnen habe, sei hier verwurzelt, aus den Erfordernissen des Tages geboren, aber der damals miteinander in Verbindung tretenden Welt zum Besten. Insofern sei die Lage zu jener Zeit der heutigen durchaus ähnlich gewesen. Was von oben herab, von den großen Gewalten her, nicht so leicht zu erreichen gewesen sei, die Städte hätten es in ihrem Kreise vorgelebt und könnten und würden dies auch heute wieder tun, wie es die Verbundenheit beweise, die seine Stadt und Bremen, den Kampener und den Bremer verbinde. Sehr freue er sich, in solch schönem, ehrwürdigem Saale wie diesem im alten Bremer Rathaus in diesem Sinne sprechen zu können, wie es im übrigen der persönlichen Freundschaft entspreche, die hier bestehe und immer Bestand haben möchte.

Den Reigen beschlossen in schöner Abrundung der Hinweise auf die über Länder und Meere erstreckten Beziehungen des Bremer Kaufmanns, wie auch der seinen Spuren nachgehenden Wissenschaft, Grußworte des Stadtarchivdirektors Dr. Wilhelm Rausch aus Linz an der Donau:

Wenn ein donauländischer Archivar im Frühherbst nach Bremen kommt, dann muß dies seine besondere Bewandtnis haben. Ist dieser Archivar aus Linz, fällt seine Anwesenheit mit den Festlichkeiten zusammen, die Sie im Verlaufe der letzten Wochen unter dem Titel „1000 Jahre Bremer Kaufmann" veranstalten, und nimmt er darüber hinaus auch noch an einer im Mittelpunkt stehenden Veranstaltung teil, so ist der Fremdling schuldig, sich für Aufenthalt und Teilnahme vor der hohen Festversammlung zu „legitimieren". Erlauben Sie mir deshalb, daß ich mit wenigen Sätzen den Versuch unternehme, meine Anwesenheit zu rechtfertigen. — Vier Gründe sind es, die ich vorzubringen habe: ein geschichtlicher, ein merkantiler und zwei persönliche.

Zum geschichtlichen: Ich bin weder zuständig noch berechtigt, Sie in diesem Kreise auf die Jahrhunderte währenden Bestrebungen der Bremer Bürgerschaft hinzuweisen, ihre Freiheit vom Stadtherren zu erlangen. Es sei mir hier jedoch erlaubt, den Abschluß dieser Mühen in Erinnerung zu rufen. Sie fallen mit den Schlußverhandlungen um den Dreißigjährigen Krieg in Osnabrück zusammen.

Die Schweden waren in den Besitz des Erzstiftes gekommen und hatten den kaiserlich gesinnten Erzbischof Friedrich vertrieben. Wollte der Kaiser die Stadt dem Reiche erhalten, so mußte er ihr die Unmittelbarkeit verbriefen und zwar in einer Form, die besagt, daß die Stadt von alters her Reichsstadt war; denn andernfalls wäre sie vom Erzstift als Eigen beansprucht worden und an die Schweden gefallen. Auch in Bremen selbst war keine Bereitschaft vorhanden, schwedisch zu werden. Diese, für die Stadt Bremen glückhafte, für das Reich außerordentlich schwierige „Konstellation", sollte letzten Endes den Erfolg verbürgen. Der bremische Agent am Wiener Hof, Georg Friedrich Lindenspuer, erreichte im Februar 1646 die lang ersehnte Zusage; doch machte der stets in finanzieller Bedrängnis befindliche kaiserliche Hof die Erteilung der Reichsfreiheit von angemessener Geldhilfe abhängig. Der häufig gebrauchte Ausdruck „Geldgeschäft"

scheint in diesem Zusammenhang auf keinen Fall angebracht zu sein, da das von allen Seiten schwer bedrängte Reich keine Möglichkeit außer acht lassen durfte, Geld einzutreiben, um seine Grenzen verteidigen zu können. Und die Grenzen des Reiches, meine sehr verehrten Damen und Herren, waren nicht erst an der Reichsgrenze zu verteidigen, wie man das in der landläufigen deutschen Geschichtsschreibung des 19. und auch noch des 20. Jahrhunderts immer wieder hören kann, sondern auch an der Donau, im Vorfelde der österreichischen Stammlande, nicht selten auf dem Boden Deutschösterreichs, um hierdurch ähnliche Gefahren abzuwenden, wie sie dem deutschen Kernland zur Zeit der Awaren- und Ungarneinfälle, des Tartareneinbruches und der Türkenkriege stets erwuchsen.

Da sich die Bremer die Reichsfreiheit, wie wir wissen, 100 000 Gulden kosten ließen, haben sie einen erheblichen Anteil zur Verteidigung des Reiches geleistet. Wie der weitere Verlauf der Geschichte zeigt, wußten sie aus dieser neuen Lage das beste Kapital zu schlagen. Als kluge Kaufleute „investierten" sie für die Erlangung der Reichsfreiheit einen Betrag, der sich bald „amortisiert" hatte. Die Urkunde der Bremischen Reichsfreiheit wurde am 1. Juni 1646 im Linzer Schloß von Kaiser Ferdinand III. unterzeichnet. Linz ist somit Patenstadt dieser Bremischen Freiheit.

Der zweite Punkt meiner Begründung zielt auf die gegenwärtigen Verbindungen Bremens zu Linz hin. Es ist Ihnen allen bekannt, daß das größte Linzer Unternehmen, die VÖEST (die Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerke) drei Schiffe bei der Bremer Schlüssel-Reederei führen, um vom Bremer Hafen aus seine Fahrten durch die Meere zu unternehmen. Dieses größte österreichische Industrieunternehmen liefert damit den Beweis, daß gut nachbarliche Beziehungen und wirtschaftlicher Weitblick auch eine im Binnenland gelegene Industrie von den Meeren und den damit verbundenen Vorteilen nicht auszuschließen braucht. Das in der Mitte Europas liegende Österreich hat somit durch seine in Linz zusammengefaßte Schwerindustrie in Bremen das Tor zur großen Welt gefunden. Mögen aus den wirtschaftlichen Anliegen und Absichten auch private Verbindungen entspringen!

Die persönlichen Gründe folgen an nächster Stelle: Im Jahre 1963 hat die Historische Gesellschaft Bremens der Stadt Linz einen Besuch abgestattet, um jene Stätte kennenzulernen, von der sich die Bremer Reichsfreiheit herleitet. Es war mir vergönnt, die Teilnehmer zu führen und sie in einem kurzen Vortrag auf die Verbindungen zwischen Linz und Bremen hinzuweisen. Die Anregung für diese Fahrt nach Österreich stammt von Ihrem Vorsitzenden, Staatsarchivdirektor Dr. Prüser, mit dem mich seit etwa 15 Jahren eine innige Freundschaft verbindet. Die Freundschaft zu Direktor Prüser ist es letztlich, der ich meine Anwesenheit in Ihrem Kreise und heute verdanke.

Gestatten Sie mir nun endlich auch den Sinn meiner Worte auszudrücken: Wir Linzer wünschen der Stadt Bremen und ihrer Bürgerschaft zu ihrem Jubiläum das Beste, wir wünschen dies aufrichtig und mit jener ehrlichen Gesinnung, die ein Freund dem anderen entgegenbringen soll. Möge die Zukunft den steten Bürgerfleiß der Bremer belohnen!

Es wirkte wie ein Gruß aus der zu Anfang seiner Rede von Dr. Rausch angesprochenen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als nun eine Suite

für Streichorchester erklang, ein Werk Johann Sommers, der 1627 als Ratsmusikmeister in Bremen verstarb. Sie leitete zu dem Festvortrag über, den Professor Dr. Hermann Kellenbenz von der Universität Köln, der Nachfolger unseres leider so früh verstorbenen Landsmannes Ludwig Beutin, in der von ihm bekannten formvollendeten Weise hielt, über das Thema des Tages, den Bremer Kaufmann, aber nicht so sehr in seinem wirtschaftlichen Bemühen und darin erzielten Erfolgen und erlittenen Rückschlägen als in seiner soziologischen Einordnung. *Der Bremer Kaufmann — Versuch einer sozialgeschichtlichen Deutung* — war daher auch das in der Kellenbenzschen Abhandlung neue Sicht und neue Einsichten ergebende Thema[7]). Weitere Sätze des Händelschen Concerto grosso Nr. XII in G-dur, und zwar das Adagio und Allegro I und II beschlossen die gleicherweise würdige und erhebende Feier.

Der Kaufmann selber hatte zu ihr Pate gestanden, und so darf man diese Veranstaltung mit Fug als einen der Höhepunkte des gesamten Erinnerungsjahres bezeichnen. Eine frohe Runde ließ den Tag im Essighause, in den Räumen des Hängebodens, ausklingen, wo Mitglieder, Gäste und Freunde der Historischen Gesellschaft in schönem Beieinander noch einige Stunden verweilten.

*

Noch wollte sie aber einen weiteren Kreis, an den bisher wenig gedacht worden war, zum bewußten Erleben dieses Gedenkens führen: die Jugend, nicht nur die in kaufmännischer Ausbildung stehende, vielmehr die reifende Jugend überhaupt. W. Hellmuth Koenenkamp, der Schatzmeister der Gesellschaft, wußte den Vorstand für den von ihm gefaßten und mit Eifer verfolgten Plan, hinter den sich als Mitveranstalter der Verein für niedersächsisches Volkstum und die Bremische Gesellschaft „Lüder von Bentheim" stellten, zu gewinnen; die Jugendsenatorin, Frau Annemarie Mevissen, unterstützte ihn gern und vermittelte geldliche Hilfe für eine Veranstaltung großen Stils, die schon dadurch anzeigte, daß sie keineswegs nur ein Anhängsel sein sollte, vielmehr ein vollgültiges Glied in der Kette der Feierlichkeiten. Entsprechend wurde im großen geworben, durch Plakate und Großanzeigen in den Zeitungen, über die Handelskammer bei den Firmen, in den Schulen, bei den Jugendvereinigungen jeglicher Art, sogar bei der

[7]) Abgedruckt in vorliegendem Jahrb., S. 19—49.

Bundeswehr. Wenn sich der große Glockensaal am Abend des 9. Oktober auch nicht bis zum letzten Platz füllte, die Hunderte, die gekommen waren, erlebten eine würdige Feier, die ein schönes Spiegelbild des Zweckes bot, der mit ihr verfolgt und durch beifällige Aufnahme belohnt wurde. Professor Heintze sorgte auch hier mit seinem Dom-Kammerorchester und einigen Solisten für musikalische Einstimmung und Begleitung, im Eingang nochmals mit alter Ratsmusik aus Bremen, wiederum mit der Johann Sommers, im Übergang mit einer Suite für Cello und Streichorchester von François Couperin: Prélude — Sicilière — La Tromba/Pliento — Air de Diable — und endend mit Händels Concerto Grosso Nr. XIII in F-Dur für Streichorchester mit den Sätzen Andante — Allegro — Largo — Allegro, fürwahr Kostbarkeiten, die die Menge der Jugendlichen mit Andacht aufhorchen ließ.

So nahmen sie gern die Begrüßungsworte des Vorsitzers der Historischen Gesellschaft entgegen, dahingehend, daß gerade sie dermaleinst verantwortlich für Entwicklung und Wohlstand unserer Stadt sein würden: sie möchten sich die jungen Kaufleute bremischer Vergangenheit zum Vorbild nehmen, die mit mutigen Unternehmungen für Deutschland ein wirtschaftliches Übersee gewonnen hätten. Ähnlich klangen die Grußworte, die Senatsdirektor Günter Stahl für den Senator für Wohlfahrt und Jugend, Frau Annemarie Mevissen, sprach: Bremen habe nicht neben, sondern immer mit seiner Geschichte gelebt. Bremens Bürger hätten sich stets der Überlieferung ihrer alten Stadt verpflichtet gefühlt: es sei die Aufgabe der Jugend, es Eltern und Vorfahren gleich zu tun.

Festredner war Professor Dr. Wilhelm Treue von der Technischen Hochschule Hannover und der Universität Göttingen: er sprach über *Wirtschaftliche Initiativkräfte in der Geschichte Bremens und Norddeutschlands*[8]). Es bestehe ein wesentlicher Unterschied, so führte er aus, in dem Verhalten Westdeutschlands mit seinen Städten an Rhein und Ruhr gegenüber der wirtschaftlichen Revolution von dem in Niedersachsen und in den Landen an der Küste mit ihren alten Städten, darunter auch Bremen. Während dort die handwerkliche Überlieferung stark mitspreche und in der Ausweitung zu industriellen Ballungen führe, ist die Wirtschaft Niedersachsens, seiner Städte, auch Bremens,

[8]) Im Inhalte hier kurz skizziert, weil der volle Wortlaut trotz mehrfachen Ansuchens nicht zu bekommen war und damit nicht im weiteren Inhalt dieses Buches erscheinen kann.

selbst da, wo sie sich dem Handel zuwende, alters vom Lande her mit bestimmt, etwa im Handel mit Korn oder mit Holz. Handel, Verkehr, Schiffahrt bestimmten das Gesicht ihrer Städte bis in unsere Tage hinein, wenn neuerdings auch die Grenzen etwas verwischt erscheinen. Die „wirtschaftlichen Initiativkräfte" liegen hier nicht in einem Unternehmertum westdeutscher Art, sondern in der Entfaltung des einzelnen, der um die Festigung der Beziehungen nach Übersee bemüht ist. Steht er aber nicht damit in der Überlieferung der hansischen Vorzeit, nur daß die Räume gewechselt haben, größer geworden sind? Und liegt darin nicht ein gedanklicher Faden, den fortzuspinnen es sich für unsere Jugend lohnt?

*

Es versteht sich von selbst, daß es neben diesen großen Veranstaltungen noch eine Reihe anderer Gelegenheiten gab, in denen die Historische Gesellschaft oder einzelne ihrer Mitglieder die Bedeutung des Gedenkjahres entscheidend klarstellen konnten. Erinnert sei an ihre eigne Festschrift *Tausend Jahre Bremer Kaufmann,* die gleichzeitig der 50. Band des Bremischen Jahrbuchs war, ein Sammelwerk mit Beiträgen aus den verschiedensten Gebieten bremischen Kaufmannstums, hingewiesen auch auf die an Umfang starken und im Inhalt durchweg bedeutungsvollen Festausgaben der bremischen Zeitungen, nicht zu vergessen den von Erich Traumann betreuten schönen Abreißkalender aus dem Verlage W. Schmalfeldt & Co, bei dem jedes Wochenblatt mit Bild und Text einen besonderen Abschnitt aus Bremens Wirtschaftsgeschichte zum Gegenstand hatte. Ähnlich war es bei dem mit viel Geschmack von Fritz Meyer-Roland gestalteten, von Dieter Meinhardt mit Texten versehenen, vom Senat herausgegebenen Festbuch *Bremen — ein Jahrtausend Schlüssel zur Welt* aus dem Carl Schünemann-Verlag. Die *Neue Bremische Biographie* freilich, an deren Entstehen die Historische Gesellschaft nicht unbeteiligt war, konnte wegen der umfangreichen und vielgestaltigen Vorarbeiten ebensowenig erscheinen wie eine Buchausgabe der *Matrikel des Bremischen Gymnasium Illustre,* auf die gleiches zutrifft, wie dies auch auf die von Hermann Meinert, dem Ehrenmitgliede unserer Gesellschaft, besorgte Neuausgabe der *Rienesberch-Scheneschen Chronik* in der von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreuten Reihe der „Chroniken deutscher Städte". Es wäre

jedes dieser drei Werke eine willkommene Bereicherung des bremischen Büchermarkts im Jubiläumsjahre gewesen.

Indes mag diese auswählende Zusammenstellung zeigen, wie sehr dieses, zur Angelegenheit der gesamten Bevölkerung unserer Stadt geworden, auch die geschichtliche Forschung befruchtet und beschäftigt hat.

Sollen wir noch davon reden, wie sehr auch in Einzelvorträgen auf die Ereignisse Bezug genommen worden ist, die das Gedenken des Jahres waren? So etwa, wenn der Verfasser dieser Übersicht in einer Veranstaltung der Bremer Volkshochschule *Große Bremer Kaufleute* vorstellte, angefangen mit Detmar Kenckel und Henrich Zobel im Reformationsjahrhundert bis hin zu den Überseekaufleuten neuerer und neuester Zeit, den Wätjen, Vietor, H. H. Meier und Heinrich Wiegand — oder wenn er bei dem Jahresfeste des Evangelischen Diakonissenhauses über das Grundthema *Tausend Jahre Bremer Kaufmann* mit besonderer Hinwendung zu der Forderung sprach, daß dieser, nach dem Dichterworte den Göttern gehörend, das Gute an sein Schiff zu knüpfen habe. So ist auch das Mäzenatentum des Kaufmanns nicht vergessen worden.

Schließlich ist der gute Ruf bremischen Kaufmannstumes auch im Binnenlande nicht unbeachtet geblieben. Hätte sonst wohl ein solch bedeutendes Industrieunternehmen wie die KSB, die Klein, Schanzlin & Becker A.G. in Frankenthal in der Pfalz, zu deren Bereich die durch ihren Pumpenbau über die ganze Welt bekannte alte Bremer Firma Bestenbostel gehört, den Verfasser dieses Gedenkaufsatzes über die Tausendjahrfeier aufgefordert, für die in verstärktem Umfang erscheinende Weihnachtsnummer ihrer Hauszeitschrift einen sie fast ganz ausfüllenden Aufsatz über *Tausend Jahre Bremer Kaufmann*[9]) zu schreiben? Das Bremer Adreßbuch leitete seine Jahresausgabe 1965 mit einem vom selben Verfasser geschriebenen Aufsatz *Dem Bremer Kaufmann gehört die Welt — ein Jahrtausendgedenken*[10]) ein. Das sind nur einige Beispiele unter vielen anderen: sie sind Zeugnis dafür, wie sehr eine breitere Öffentlichkeit den Sinn des Festjahres in einem Kaufmannsgedenken gesehen und wie bereitwillig sie aus der bedeutsamen Vergangenheit Hoffnung für die Zukunft geschöpft hat.

[9]) Heft 11/12 1965, S. 68—73.
[10]) S. XXXV—XLII.

Alles in allem: Das Gedenkjahr mit seinen Feiern ist es wert, daß die Historische Gesellschaft einen Bericht über ihren Anteil daran der Nachwelt überliefert. Dieses Teilhaben war Dienst an der Vaterstadt im besten Sinne.

III.

Der Bremer Kaufmann*)

Versuch einer sozialgeschichtlichen Deutung

Von Hermann Kellenbenz

I.

Wer sich mit der deutschen Handelsgeschichte eingehender befaßt hat, ist immer wieder überrascht über den Reichtum an eigengeprägten Unternehmertypen, die in den einzelnen Handelszentren sich herausbildeten. Man spricht vom oberdeutschen Kaufmann; aber seine Physiognomie ist anders in Regensburg, Ravensburg und Konstanz als in Ulm, Augsburg und Nürnberg. Und sie alle unterscheiden sich wieder vom Frankfurter, vom Erfurter, Leipziger und vom Breslauer Handelsherrn. Ebenso groß sind die Unterschiede im Rheinland und in Westfalen, zwischen dem Kölner und dem Dortmunder und Soester oder im weiteren niederdeutschen Raum von den Kaufleuten Niedersachsens bis zu denen von Pommern und Preußen. Gewiß, niederrheinisches, westfälisches, niedersächsisches Blut hat die Zusammensetzung der Bürgerschaft in Lübeck, Rostock und Wismar, in Greifswald, Stralsund und den weiteren Städten über Danzig und Königsberg bis Riga, Reval und Dorpat wesentlich geprägt. Aber an der weiteren Ausgestaltung haben noch mannigfache örtliche Einflüsse, nicht zuletzt auch des slawisch-baltischen Hinterlandes mitgewirkt, und hinzu kam im Laufe der Jahrhunderte die Zuwanderung aus Westeuropa, aus den Niederlanden, England, Frankreich und der Iberischen Halbinsel. Alle diese Faktoren haben bei den drei wichtigsten der Hansestädte, bei Lübeck, Hamburg und Bremen, dazu beigetragen, daß sie, obwohl sie alle drei in derselben niedersächsischen Landschaft lagen, doch ihren unverkennbar eigenen Charakter erhielten. Lübeck, an der Trave gelegen, zur Ostsee blickend, entfaltete sich zur Herrin aller Küstenstädte, erlebte aber mit der Wende zur Neuzeit eine ernste, durch die Verlagerung der Handelswege und den Aufstieg eines nationalbewußten Königtums im bisherigen hansischen Handelsbereich bedingte Krise und konnte aus der Stagnation erst im Laufe des 19. Jahrhunderts heraus-

*) Vortrag gehalten in Bremen am 10. September 1965 anläßlich der Festversammlung „1000 Jahre Bremer Kaufmann" in der oberen Halle des alten Bremer Rathauses.

kommen. Es hat gerade in dieser Zeit der Resignation jene Züge zur Ausprägung gebracht, die Heinrich Reincke in seiner vergleichenden Charakterskizze von 1919[1]) in die Adjektiva „zurückhaltend und am Bestehenden hängend" zusammengefaßt hat. War Hamburg „vermittelnd und die Gegensätze vereinigend", so hob sich Bremen seiner Ansicht nach um so schärfer ab als „stürmisch und radikal". Ahasver von Brandt hat diese Charakterisierung nicht unwidersprochen gelassen und sich bemüht, die feineren Nuancen herauszuarbeiten. Hamburg, das seit dem 16. Jahrhundert das große Glück hatte, zum ersten Hafen des Reiches emporzuwachsen, und eine Politik betrieb, die so ganz von den hansischen Traditionen abwich, mußte im Grunde eben doch als Schwesterstadt an der Seite Lübecks erscheinen[2]), bis dann im 19. Jahrhundert Hamburg und Bremen auf Grund ihrer gemeinsamen überseeischen Belange das hanseatische Schwesternpaar wurden. Aber der Kundige weiß, daß diese Kennzeichnung, so treffend sie eine Kerntatsache formuliert, bei genauerem Betrachten viele unterscheidende Merkmale überdeckt. Ludwig Beutin, der in Bremen und mit Bremens Geschichte groß geworden ist, hat sich ebenfalls bemüht, Züge herauszuarbeiten, die typisch Hamburgisches und typisch Bremisches ausmachen. Beutin sah, auf die Verhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts konzentriert, in „Hamburg das vielfältigere, reichere, weitergehende", in „Bremen das schwächere, auf engeren Umkreis beschränkte"[3]). Auf eine so knappe Charakterisierung, wie Reincke sie wagte, hat Beutin verzichtet. Im Rahmen dieser hier angedeuteten Rolle und Bedeutung Bremens wollen wir uns im Folgenden etwas näher betrachten, was der Bremer Kaufmann durch die Jahrhunderte hindurch gewesen, was er daheim und in der Welt des internationalen Handels bedeutet hat. Wir müssen dabei wohl bis zu den Anfängen zurückgreifen, doch dies nur, um den geschichtlichen Rahmen abzustecken.

[1]) Heinrich Reincke, Hamburg, Bremen und Lübeck, in: Mitt. d. Vereins für Hamburg. Gesch. 39, 1919 (Hamburg 1920), S. 237 ff.

[2]) Ahasver von Brandt, Hamburg und Lübeck, in: Zeitschrift d. Ver. f. Hamburg. Gesch., Festschrift Heinrich Reincke, XLI, 1951, S. 41.

[3]) L. Beutin, Wirtschaftsraum und Wirtschaftsart der Hansestädte Bremen und Hamburg, in: Deutsche Zeitschr. f. Wirtschaftskunde I/II, 1936/1937, wiederabgedruckt in: Ludwig Beutin, Gesammelte Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. von Hermann Kellenbenz, Köln-Graz 1963, S. 11 ff.

II.

In den frühen Jahrhunderten des Aufstiegs Bremens aus den Siedlungen an Tieferort und Balge sind nur bruchstückhafte Daten und Namen überliefert, hinter denen sich Menschen verbergen, über deren Tätigkeit und Wesen wir nur Vermutungen aussprechen können. Zukunftsträchtige Möglichkeiten waren gegeben durch das große Marktprivileg, das Erzbischof Adaldag 965 bei Otto dem Großen erwirkte; anstelle der wandernden Kaufleute der Wiksiedlungen konnte sich eine angesessene Kaufmannschaft herausbilden, konnten Fernhändler sich niederlassen mit weitreichenden Geschäftsbeziehungen[4]). Sehr bald erfährt man, wie diese Bremer Kaufleute über die Länder und Meere reisten. Adam, der Chronist des Erzbischofs Adalbert, weiß von den Berichten solcher Fernhändler, die in Nordland Handel trieben[5]). Die isländische Sagendichtung „Heimskringla" erzählt, daß ein Bremer Kaufmann im Jahre 1016 in Nidaros einen Block wertvollen Holzes erhandelte, von Thorfin, der ihn von einer der Wikingerfahrten aus Winland nach Norwegen gebracht hatte. Namentlich Bergen wurde dann ein Platz, an dem die Bremer Kaufleute verkehrten. Einige andere Notizen deuten an, in welche Fernen des Ostens und Südens einzelne Bremer im hohen Mittelalter gelangten. Auf Bremer Schiffen zogen zum Teil die Kreuzfahrer, die 1147 den Mauren Lissabon entrissen. 1189 befanden sich Bremer Schiffe vor Akkon. Als im Jahre 1229 deutsche Kaufleute mit dem Fürsten von Smolensk einen Handelsvertrag abschlossen, befand sich ein Bremer darunter.

Diesem weiten Ausgreifen entspricht das kraftvolle und zielbewußte Bemühen, sich im Raum der unteren Weser größere Bewegungsfreiheit gegenüber den angrenzenden territorialen Gewalten zu verschaffen, namentlich die freie Fahrt auf dem langen Weg zu sichern, den der Strom bis zum Wattenmeer und zur offenen See zurückzulegen hatte. Verträge wurden abgeschlossen mit geistlichen und weltlichen Herren

[4]) Vgl. dazu H. Schwarzwälder, Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen, Bremen 1955, S. 39 ff.; Heinrich Büttner, Die Bremer Markturkunden von 888 und 965 und die ottonische Marktrechtsentwicklung, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, Aufsätze zur Geschichte bremischen Kaufmannstums, des Bremer Handels und der Bremer Schiffahrt aus Anlaß des tausendjährigen Gedenkens der Marktgründung durch Erzbischof Adaldag 965, Bremen 1965, S. 12 ff.

[5]) Zum Folgenden: Friedrich Prüser, Kleine bremische Wirtschaftsgeschichte, in: Heimatchronik der Freien Hansestadt Bremen, S. 291 ff.; De Koopmann tho Bremen, S. 13 ff.

sowie mit freien friesischen Bauern und Häuptlingen. Das Ziel war die Unabhängigkeit vom bischöflichen Stadtherrn und ein eigenes Territorium, ähnlich wie so viele andere Städte es sich schufen, um sich in der Vielfalt der landesherrlichen Gewalten, in die das Reich mit dem Niedergang des deutschen König- und Kaisertums zerfallen war, behaupten zu können. Dieses Territorium sollte natürlich am besten die beiden Weserufer umschließen. Dieses Ziel ist wohl nicht im gewünschten Sinne erreicht worden, und dieser Umstand sollte der Stadt später immer wieder schwere Sorgen bereiten. Immerhin konnte die Stadt künftig in einem größeren Umkreis gebieten, so im Vieland, im Hollerland, im Blockland und im Werderland. Und an der Grenze zwischen dem Butjadinger- und dem Stadlande war es möglich, sich mit der Vredeborch einen festen Stützpunkt zur Sicherung der Fahrt auf dem Strom zu schaffen. Inzwischen trat Bremen auch mit dem Städtebund der Hanse in Verbindung.

Wir müssen auch diesen Vorgang im größeren Rahmen der Städtebünde sehen, in denen die unabhängig und selbstbewußt gewordenen Bürger ihren Weg durch die Wirrnis der herrscherlosen Zeit bahnten. Die Bewegung ging aus vom mittleren Rhein, wo die Übergriffe kleiner Dynasten und Adeliger Handel und Verkehr in besonders starkem Maße gefährdeten. Über Köln und Neuß ging der Anstoß zum Zusammenschluß der Städte nach Münster, Soest und Bremen. Hier trafen die Bestrebungen auf ähnliche Absichten der Stadt Lübeck, und bei Lübeck blieb künftig die Initiative. Über diesen frühen Zusammenschluß weiß man sehr wenig. Er hinderte die Bremer nicht, weiterhin im wesentlichen ihren eigenen Weg zu gehen, zumal die Stadt wegen des Vergehens eines ihrer Bürger in London 14 Jahre lang — bis 1278 — von allem hansischen Verkehr ausgeschlossen wurde [6]).

Bremen konnte sich damals noch nicht in dem Maße als städtisches Gemeinwesen entfalten, wie das etwa bei anderen Städten der Fall war, die ihre Unabhängigkeit als Reichsstadt in der Zeit des Niedergangs der Staufer sichern konnten. Erst im Jahre 1304 gelang es der Volkspartei, die herrschenden Ministerialengeschlechter zu vertreiben und sich damit von der Bevormundung durch den Erzbischof ganz unabhängig zu machen [7]). Die Zeit der Krisen sollte aber damit noch nicht zu Ende sein. Vielmehr wurde die Stadt 1356 erneut aus der Hanse aus-

[6]) Barthold, Die Geschichte der deutschen Hanse I, S. 199.
[7]) Ebd., S. 253.

gestoßen, worunter sie wirtschaftlich stark zu leiden hatte[8]). Zwei Jahre später erfolgte die Wiederaufnahme. Es ist dasselbe Jahr, in dem die Bezeichnung „Städe van der dudeschen Hanse" zum erstenmal schriftlich überliefert ist.

Wenige Jahre später nahm die Stadt dann entsprechend der Verpflichtung, die sie 1358 auf sich genommen hatte, am Kriegszug gegen Waldemar Atterdag teil. Die Hauptlast der Rüstung entfiel auf Lübeck, das sechs Koggen und 6 Schniggen mit 600 Bewaffneten stellte, sowie auf die anderen wendischen Küstenstädte. Hamburg stellte 2 Koggen mit 200 Mann, Bremen eine Kogge mit 100 Mann[9]). Diese Zahlen entsprechen wohl keineswegs dem Kräfteverhältnis unter den Städten, lediglich dem politischen Gewicht der von Lübeck geführten engeren Gruppe der Seestädte.

III.

Was wissen wir nun über die Bremer Kaufleute in dieser frühen Zeit? Es ist auffallend, daß wir die ältesten Geschlechter, die längeren Bestand hatten, nicht früher als in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen können. Es sind sechs Familien, die von 1201 ab genannt werden, von denen ich die de Borcken, Doneldey, de Stadis, de Nienborg und de Verda erwähne. Die Namen deuten auf Herkunft aus der niedersächsischen Umgebung hin[10]). Jedes dieser Geschlechter hatte eine Dauer von 150 und mehr Jahren. Von den zwanziger und dreißiger Jahren ab kommen eine Reihe von Familien hinzu, die eine Folge von bis zu sieben, acht, ja neun Generationen erlebten. Auch unter ihnen ist die Herkunftsbezeichnung am häufigsten. So haben wir die de Ruten, de Hasbergen, de Gropelingen, de Arsten, von Harpenstede, van Oldenborch, de Haren, de Tyria, de Bersna, de Stura und de Vechta. Auch die Bezeichnung Friso gehört wohl dahin. Andere verdanken ihren Namen besonderen Eigenschaften, wie wir es auch von den übrigen Städten kennen, so die Rufus und Longus. Soweit die Urkunden von ihnen berichten, müssen wir in ihnen die führenden und das heißt auch die vermögendsten Familien sehen. Unter ihnen sind Ministeriale wie die von Walle und von Gröpelingen, die den Erzbischöfen Gelder liehen und das Bürgermeisteramt bekleideten, aber

[8]) Ebd., S. 313.

[9]) Ebd., S. 338.

[10]) Hans Planitz, Die deutsche Stadt im Mittelalter, Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen, Köln-Graz 1954, S. 271 f.

auch die vermögenden Kaufleute. Vermögen und politischer Einfluß fielen zusammen. Nur wer vermögend war — das hat unlängst Erich Maschke sehr deutlich nachgewiesen [11]) — konnte es sich leisten, eines der unbezahlten städtischen Ämter zu übernehmen. Als 1305 das Ratsgremium von den bisherigen 12 auf 36 Personen erweitert wurde, wobei je 9 aus jedem Viertel genommen werden sollten, war die Voraussetzung ein bedeutendes Vermögen und für den Handwerker die Aufgabe seiner handwerklichen Betätigung. Es wurde also angenommen, daß die Mehrzahl aus dem kaufmännischen Bereich dieses Amt übernahmen und Handwerker nur ausnahmsweise hinzugenommen wurden [12]). Anderswo finden wir ähnliche Vorschriften noch schärfer ausgedrückt.

Wir sprachen schon von der Herkunft der ersten Familien aus der näheren Umgegend Bremens. Weitere Hinweise erhalten wir aus dem Bürgerbuch, das in Bremen seit 1289 geführt wurde. Zunächst ist der Nachweis der Herkunft noch schwierig. Erst im Laufe des 13. Jahrhunderts beginnen sich Zunamen durchzusetzen. Besser wird es nach dem Jahre 1303, als ein bremisches Statut bestimmte, daß jeder Bürger einen Zunamen führen müsse [13]). Dabei ist es für die Bremer Verhältnisse bezeichnend, daß wiederum Herkunftsnamen besonders häufig verwandt wurden. Diese weisen darauf hin, daß viele Bürger aus der näheren Umgegend der Stadt stammten. Dazu kommt das Gebiet weseraufwärts, und zwar mehr das linke als das rechte Weserufer bis ins kalenbergische und mindensche sowie hinüber ins münstersche Gebiet in Frage. Es waren überwiegend Niedersachsen, nur wenige Friesen befanden sich unter den Zuwanderern.

Auch in den nächsten Jahrhunderten blieb es nach Ausweis des bis 1519 reichenden, ältesten Bürgerbuchs so, daß je ein Fünftel der Zuwanderer aus der nächsten und näheren Umgegend Bremens bis zu einem Umkreis von 5 Meilen stammte. Danach kam der stärkste Zuzug

[11]) Erich Maschke, Verfassung und soziale Kräfte in der deutschen Stadt des späten Mittelalters, vornehmlich in Oberdeutschland, in: Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 46, 1959, S. 289 ff.

[12]) Planitz, Die deutsche Stadt im Mittelalter, S. 330.

[13]) Karl Carstens, Beiträge zur Geschichte der bremischen Familiennamen, Diss. Marburg 1906, S. 6 ff.; Friedrich Prüser, Über die Herkunft der mittelalterlichen Bevölkerung Bremens, in: Festschrift Heinrich Reincke (Zeitschr. d. Ver. f. Hamb. Gesch. XLI), 1951, S. 125 ff.

aus dem Gebiet der mittleren Weser, aus dem Oldenburger und Delmenhorster Land, besonders stark aber aus der Hoyaer Gegend und wiederum von der linken Weserseite bis Minden. Auf der rechten Seite erfolgte häufiger Zuzug aus den alten stiftbremischen Landen, der Allergegend und der Landschaft bis Lüneburg, Ülzen und Celle. Es waren also wiederum vorwiegend Sachsen und nur in einem begrenzten Umfange Friesen. Das Wohnen in der Stadt entsprach nicht den Lebensgewohnheiten der Friesen; ihr Handel, ihre Schiffahrt waren selbst zur See gewandt, und insbesondere Bremen war ihnen verhaßt. Man kann also von stärkerem Einschlag friesischen Volkstums in Bremen nicht reden und muß die Bremer Wesensart doch vor allem aus den Zügen des vorherrschenden niedersächsischen Volkstums deuten. Von Süden und Westen kamen dabei die meisten Zuwanderer, entsprechend einer Haupttendenz der deutschen Bevölkerungsbewegung. Von entfernteren Gegenden wie dem Rheinland, Hessen und Franken war die Zuwanderung bereits geringer. Gewiß haben die Bremer Handelsverbindungen auch Zuzug aus weiter entfernten Gegenden gebracht, so von der Ostseeküste, aus Rostock, Königsberg und Reval, aus Dithmarschen und Ripen, aber das waren doch nur vereinzelte Fälle. Auch vom holländischen Friesland wie von Flandern kamen nur einzelne Zuzügler.

Niedersächsisch war die Stadt in ihrem Wesen durch die Jahrhunderte hindurch. Der friesische Einschlag war verhältnismäßig gering, und was sonst an Fremdländischem kam, war nicht stark genug, um die niedersächsische Wesensart entscheidend zu verändern.

Dienen diese Feststellungen, um einige Hauptlinien unserer Betrachtung festzulegen, so fällt es uns doch schwer, für die Jahrhunderte bis ins 16. Jahrhundert hinein den Bremer Kaufmann als solchen deutlicher zu fassen, nämlich als handelnden, unternehmenden Menschen, was mehr ist als der bloße Vorgang der Schiffahrt von der Weser über die Nordsee nach den verschiedenen Häfen des hansischen Wirtschaftsraums — als der Warenhandel, der Austausch von Gütern des Hinterlandes mit solchen, die von der See her kamen. Die Aussage der Bremer Quellen ist da karger als diejenige anderer Städte. Wir haben für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts die Gestalt eines Tidemann von Lemberg für Dortmund[14]), für Hamburg einen Vicko von Gelder-

[14]) Luise von Winterfeld, Geschichte Dortmunds, Dortmund 1957, S. 62 ff.

sen[15]), für Lübeck die Mornewech, Wittenborg, Clingenberg und Warendorp[16]), für Rostock einen Johann Tölner[17]), die Veckinchusen in Lübeck, Brügge, Köln und Venedig[18]), zu schweigen von den Kaufleuten in Regensburg oder Nürnberg, den Runtinger[19]), den Holzschuher[20]) und Stromer[21]), wie auch von der seit 1380 bestehenden *Magna Societas Alemannorum* im Bodenseeraum[22]).

Freilich, die Namen und Firmen, die ich hier erwähnte, sind uns auch nur deshalb geläufig, weil uns mehr oder weniger zufällig ihre Geschäftsbücher erhalten geblieben sind. Diese Quellen ermöglichen es, uns ein Bild von diesen Handelsherren und ihren Geschäften zu machen. Wir kennen verschiedene der oberdeutschen Kaufleute bereits des 15. und dann insbesondere des 16. Jahrhunderts von Abbil-

[15]) Hans Nirrnheim, Das Handlungsbuch Vicko van Geldersens, Hamburg 1895, dazu und zum Folgenden: Raymond de Roover, The development of accounting prior to Luca Pacioli according to the accounts of medieval merchants, in: Studies in the History of accounting, London 1956, S. 114—174, u. Hildegard Thierfelder, Rostock-Osloer Handelsbeziehungen im 16. Jahrhundert, Die Geschäftspapiere der Kaufleute Kron in Rostock und Bene in Oslo, Weimar 1958, S. 186 ff.

[16]) C. Mollwo, Das Handlungsbuch von H. u. J. Wittenborg, Leipzig 1901; Fritz Rörig, Großhandel und Großhändler im Lübeck des 14. Jahrhunderts; in: Hansische Beiträge, Breslau 1928, wiederabgedruckt in: Fritz Rörig, Wirtschaftskräfte im Mittelalter, Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hrsgg. v. Paul Kaegbein, Köln-Graz 1959, S. 216 ff.

[17]) K. Koppmann, Das Tölner Handlungsbuch (Geschichtsquellen der Stadt Rostock I), Rostock 1885.

[18]) Wilhelm Stieda, Hansisch-venezianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert, Rostock 1894; Ders., Hildebrand Veckinchusen, Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, Leipzig 1921; Bruno Kuske, Die Handelsgeschäfte der Brüder Veckinchusen, in: Hansische Geschichtsblätter 47, 1922, S. 187 ff.; Nikolai Lesnikow, Die Handelsgesellschaft im hansisch-nordeuropäischen Raum, in: Akten des 3. Internationalen Wirtschaftshistorikerkongresses München 1965 (im Druck).

[19]) Franz Bastian, Das Runtingerbuch 1387—1407 und verwandtes Material zum Regensburger südostdeutschen Handel und Münzwesen I—III, Regensburg 1935—1944.

[20]) A. Chroust und H. Proesler, Das Handlungsbuch der Holzschuher in Nürnberg (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte X/1), Erlangen 1934.

[21]) Wolfgang Freiherr Stromer von Reichenbach, Schriftwesen der Nürnberger Wirtschaft vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs, Nürnberg 1967, S. 751 ff.

[22]) Aloys Schulte, Geschichte der großen Ravensburger Handelsgesellschaft I—III, Stuttgart 1923, S. 42—96.

dungen her, so Ulman Stromer[23]) und die Imhoff in Nürnberg, die Rehlinger, Welser und Fugger in Augsburg[24]). Sie treten uns als Menschen anschaulich entgegen, als Stifter von Altarbildern oder selbstbewußt in der neuen repräsentativen Haltung der für die Renaissancebewegung aufgeschlossenen Persönlichkeit im Porträt.

Für Bremen ist da die Überlieferung leider sehr spärlich. Aus den spätmittelalterlichen Jahrhunderten ist uns kein Bremer Geschäftsbuch überliefert. Lediglich verstreute Unterlagen liegen vor. Wir wissen, daß Bremer Kaufleute im 14. und 15. Jahrhundert nach den Rheinlanden, den Niederlanden, nach England und Schottland kamen[25]), daß sie in Ripen und Bergen ebenso zu Hause waren wie am Öresund, in Kopenhagen und auf den Schonenmärkten, in Preußen und Riga. Wir sehen, wie sich den Kaufleuten dank der Zugehörigkeit zur Hanse die Bahnen ebneten; aber diese Kaufleute gehörten eben doch nur einer Stadt zweiten Ranges an. Mit den Lübeckern oder Kölnern konnten sie sich nicht messen.

Doch wissen wir einiges über die Formen, in denen sie sich organisierten. Da war die Kaufmannsgesellschaft, die vermutlich schon ins 13. Jahrhundert zurückgeht und 1451 ihre Ordinantie erhielt und ihr eigenes Haus im Schütting besaß. Das Kollegium der vier Älterleute, das ihr vorstand, war nicht nur ihre Interessenvertretung dem Rat gegenüber in Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten, sondern übte seinen Einfluß frühzeitig auch in allgemeinen politischen Fragen aus[26]). Da war die Tuchhändler- oder Gewandschneidersozietät, die bereits

[23]) Vgl. dazu Wolfgang Freiherr Stromer von Reichenbach, Die Nürnberger Handelsgesellschaft Gruber-Podmer-Stromer im 15. Jahrhundert, Nürnberg 1963, S. 90, dort weitere Literatur.

[24]) Peter Strieder, Das deutsche Kaufmannsbildnis im 15. und 16. Jahrhundert, in: Bartholomäus Welser und seine Zeit, hrgg. v. der Stadt Augsburg, Augsburg 1962, S. 59 ff.

[25] Johanna Müller, Handel und Verkehr Bremens im Mittelalter, in: Bremisches Jahrbuch 30, 1928, S. 9 ff.; für Köln vgl. vor allem Bruno Kuske, Quellen zur Geschichte des Cölner Handels und Verkehrs im Mittelalter I—IV, Bonn 1924—1928, IV, Register, Bremen.

[26]) H. A. Schumacher, Zur Geschichte des Schüttings, in: Bremisches Jahrbuch 5, 1870, S. 200 f.; Ernst Dünzelmann, Die bremische Kaufmannsgilde und ihre Elterleute, in: Bremisches Jahrbuch 18, 1896, S. 77 ff.; Ders., Beiträge zur bremischen Verfassungsgeschichte, ebenda 17, 1895, S. 30 ff.; Ruth Prange, Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Bedeutung, in: Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, herausgegeben von K. H. Schwebel, 31, 1963, S. 21 ff.

1263 ein Privileg vom Rat bekam[27]). Die Brauer, die das Bier zu einem Hauptausfuhrgut über See gemacht hatten, schlossen sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ebenfalls zu einer Sozietät zusammen; allerdings hatte in dieser Zeit das Bremer Bier seinen Exportcharakter bereits an überlegenere Biere, vor allem Hamburgs und Mindens, abgegeben[28]). Seit 1339 bestand das Krameramt, dem zwar nur Kleinhändler angehören sollten; aber mit der Zeit begannen sich einzelne auch dem Großhandel zu widmen[29]). Im Jahr 1550 gaben sich die Bergenfahrer, die eben dabei waren, den Lübeckern und Rostockern erfolgreich Konkurrenz zu machen, eine Ordnung[30]). Wie in anderen deutschen Nordseehäfen blühte in dieser Zeit die Islandfahrt. Der Ratsherr Henrich Salomon berichtet in seinen Aufzeichnungen, daß Schiffe, die ihm gehörten oder an denen er einen Part besaß, Islandfisch holten. Doch ist es zur Bildung einer eigenen Islandfahrergesellschaft im Gegensatz zu Hamburg nicht gekommen[31]). In dieser Zeit bekommen wir zum erstenmal Einblick in die Art, wie die Bremer Kaufleute ihre Geschäfte führten. Klawes Ficken, von dem ein Schuldnerverzeichnis aus den Jahren 1557 bis 1577 erhalten ist[32]), vertrieb Mehl, Metallwaren, Roheisen, Leinwand und Tuche nach Norwegen und führte von dort hauptsächlich Fisch ein. Er gehörte nicht zu den Kaufleuten, die ihre Niederlassung im hansischen Kontor zu Bergen hatten, vielmehr besuchte er mit seinem eigenen Schiff die Niederlassungen in den einzelnen Fjorden. Zur gleichen Zeit etwa[33]) saß ein Bremer, dessen Namen

[27]) W. v. Bippen, Die bremischen Gewandschneider, in: Bremisches Jahrbuch 27, 1919, S. 62 ff.; Elisabeth Höfinghoff, Die bremischen Textilgewerbe vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Veröffentlichungen a. d. Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen 9, Bremen 1933, S. 68 ff.

[28]) K. Hoyer, Das Bremer Brauereigewerbe, in: Hansische Geschichtsblätter, 1913, S. 193 ff.; Prange, Die Bremische Kaufmannschaft, S. 33.

[29]) H. Sasse, Das bremische Krameramt, in: Bremisches Jahrbuch 34, 1933, S. 93 ff.; Prange, Die bremische Kaufmannschaft, S. 24 ff.

[30]) Beutin, Bremen und Nordeuropa, in: Quellen und Forschungen zur bremischen Handelsgeschichte, hrsg. von Hermann Entholt und Ludwig Beutin, Heft 1, Weimar 1937; Prange, Die Bremische Kaufmannschaft, S. 34 ff.; Herbert Föge, Bremer Bergenfahrt und Bergenhandel vom 16. bis 18. Jahrhundert, Diss. phil. Kiel 1958.

[29]) H. Sasse, Das bremische Krameramt, in: Bremisches Jahrbuch 34, 1933, 1594, in: Bremisches Jahrbuch 29, 1924, S. 36 f.

[32]) Ludwig Beutin, Alte bremische Handlungsbücher, in: Bremisches Jahrbuch 34, 1933, S. 118 f.

[33]) 1575—1578, ebd., S. 119.

wir leider nicht erfahren, im Kontor zu Bergen und verzeichnete die Waren, die er empfing und versandte. Die Schiffe, deren er sich bediente, waren vornehmlich Bremer Herkunft und segelten auch meist dorthin. Er bezog viel englisches Tuch. Der von Norwegen nach Bremen versandte Fisch ging zu einem guten Teil ins Binnenland. Das zeigt das Handelsbuch des Johann Stencken von 1588—1594[34]). Den Fisch bezog dieser Kaufmann allerdings vornehmlich von Niederländern. Johann Hedemann kaufte in den Jahren 1607—1611 aus verschiedenen Orten der Lüneburger Heide Wolle, die er nach Aachen und Köln weiterhandelte, wo sein Hauptabnehmer „Freyaltenhoff" war[35]). Andres Martens betrieb eine Käsegroßhandlung während des Dreißigjährigen Krieges[36]). Die Ware bezog er vornehmlich aus der oldenburgischen und ostfriesischen Marsch, viel davon ging nach Niedersachsen, Westfalen, Hessen und Thüringen.

Die wenigen Geschäftsbücher, die aus dieser Zeit erhalten geblieben sind, ergeben keine repräsentativen Quer- oder Längsschnitte. Sie vermitteln nur zufällige Einblicke. Gleichwohl war Ludwig Beutin der wohl richtigen Ansicht, daß im 17. Jahrhundert die Binnenhandelsverbindungen wichtiger waren als die durch die Übermacht der Nordniederländer vielfach versperrten überseeischen Verbindungen.

Die Buchführung der erhaltenen Geschäftsbücher erscheint zum Teil noch recht altmodisch. Die Form des „Journals", des Tagebuchs, überwiegt, die Geschäfte werden chronologisch aufgezeichnet, Kauf und Verkauf, ausgeliehene Gelder, Wechselgeschäfte, Ausgaben für den Haushalt, alles bunt durcheinander. Immerhin beginnt sich auch an der Wasserkante um 1600 die doppelte Buchhaltung durchzusetzen, wobei die Hauptanregungen aus den Niederlanden kommen. Der nach Hamburg emigrierte Passchier Goessens aus Brüssel veröffentlichte 1594 sein „Buchhalten nach arth und weise der Italiener"[37]). Der erwähnte Andres Martens führte unter den erhaltenen Geschäftsbüchern als Erster Debet- und Creditkonten.

[34]) Ebd., S. 119.

[35]) Ebd., S. 121.

[36]) 1624—1645, ebd. S. 121.

[37]) B. Penndorf, Geschichte der Buchhaltung in Deutschland, Leipzig 1913, S. 149.

IV.

Auch von diesen Kaufleuten, von denen Geschäftsbücher erhalten geblieben sind, wissen wir verhältnismäßig wenig, ihre Person tritt nicht deutlicher hervor. Das ist eher der Fall bei solchen, von denen Briefe, Familiennachrichten erhalten sind. Da liefern uns der Nachlaß des Bürgermeisters Detmar Kenckel und die Aufzeichnungen des Bürgermeisters Zobel wertvolle Ergänzungen. Kenckel[38]), Bürgermeisterssohn aus Verden, ging in Bremen in die St. Ansgarschule, hatte in Braunschweig einen privaten Präzeptor und studierte in Wittenberg; er konnte später noch mit seinem Sohn Tile lateinisch korrespondieren. Anstelle seines Schwiegervaters Thyle van Cleve rückte er 1549 in den Rat ein. 1555 wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er vertrat die Stadt in England, beim Herzog von Braunschweig, am Hof in Brüssel, beim Hansetag in Lübeck, mußte aber 1562 anläßlich des bekannten Bürgerzwistes die Stadt verlassen. Erst 1568 konnte er wieder zurückkehren. Kenckel blieb Kaufmann und handelte u. a. mit Laken[39]), Wolle, Wachs und Getreide aus dem Weserraum und Pommern. Während seines Oldenburger Exils halfen ihm der Sohn Diedrich in Antwerpen, der Bruder Johann in Verden und Freunde in Hamburg, während die Gattin das Bremer Geschäft weiterführte. Im Tuchhandel beschäftigte er offenbar einen Tuchbereiter und einen Färber. Als Kenckel 1584 starb, galt er als schwerreicher Mann. In der Anscharikirche ließ er sich ein Epitaph errichten, das sein Brustbild in der Amtstracht des Bürgermeisters mit Mantel, Barett und Halskrause zeigt. Von Kenckels Söhnen errichtete der älteste, Diedrich, ein Geschäft in Antwerpen, wo er u. a. mit pommerscher Wolle handelte. Das Französische erlernte er in Valenciennes. 1540 geboren, starb er schon 1579. Er war verheiratet mit einer Tochter des Bürgermeisters Eler Esich. Auch der dritte Sohn, Detmar, wurde Kaufmann; er ging in Danzig bei einem Verwandten in die Lehre, war vorübergehend in London und Hamburg tätig und verheiratete sich später in Bremen. Er wurde später Kaufmannseltermann[40]). Ein weiterer Sohn, Daniel Kenckel, begab sich 1581 nach Emden[41]), das damals für die Tuchhandelsverbindungen wichtig war.

[38]) Heinrich Smidt, Aus Detmar Kenckels Nachlaß, in: Bremisches Jahrbuch 7, 1874. S. 1—67.

[39]) Bernhard Hagedorn, Ostfrieslands Handel und Schiffahrt im 16. Jahrhundert, Berlin 1910, S. 106.

[40]) Er starb 1603. Smidt, Aus Detmar Kenckels Nachlaß, S. 65.

[41]) Ebd., S. 17.

Der Ratmann und spätere Bürgermeister Heinrich Zobel gibt uns in den schlichten Aufzeichnungen seines Lebensrückblicks eine Vorstellung von seinen bewegten Jünglings- und Mannesjahren[42]). Heinrich Zobel kam mit 14 Jahren nach Lübeck, um zunächst Latein und dann den Kramhandel zu lernen. In Venedig trat er in den Dienst eines niederländischen Juweliers und handelte dann selbständig nach Deutschland mit Juwelen. Im Dienst einer Nürnberg-Antwerpener Gesellschaft sammelte er Erfahrungen in Österreich und Ungarn. Es folgten Warenlieferungen und Geldgeschäfte für den Kaiserhof. Wechselgeschäfte und Tuchinteressen führten nach England und Hamburg. Nach der Plünderung Antwerpens, wo Zobel eine Zeitlang lebte, verlegte er 1577 seinen Wohnsitz nach Bremen, um hier mit seinem Schwager Gambrecht die Handlung zu betreiben. 1583 wurde er in den Rat gewählt. 1593 übergab er den fünf Brüdern Gambrecht seinen Handel und ließ auf sechs Jahre 12 000 Rtlr. gegen 6 % darin stehen. 1597 wurde er Bürgermeister. Hatte Zobel selbst mit Italien, Oberdeutschland, dem Donauraum und Antwerpen die große internationale Kaufmannswelt kennengelernt, so wuchsen die Söhne wieder in andere Kreise hinein. Die Söhne lernten in Langensalza und Nürnberg, sammelten praktische Erfahrungen in Frankfurt, Venedig und Amsterdam. Verbindungen wurden angeknüpft zu Nicolas Malepart in Nürnberg[43]), zu Lambert van Tweenhuysen in Amsterdam, der bekannt geworden ist durch seine Initiative in der Grönland- und Amerikafahrt[44]), und so verwundert es nicht, daß der Sohn Dirich von Amsterdam aus nach Konstantinopel fuhr, um sich auf dem dortigen Markt umzusehen.

Das ist insgesamt eine Kaufmannswelt, die uns in vielem an Hamburgs erste große Zeit in der zweiten Hälfte des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts erinnert, als die Engländer ihren Stapel an die Elbe verlegten, als Oberdeutsche, Rheinländer, Niederländer, Portugiesen, Italiener sich in Hamburg niederließen und Hamburgs überseeische

[42]) W. v. Bippen, Biographie des bremischen Bürgermeisters Heinrich Zobel 1539—1615, in: Bremisches Jahrbuch 9, 1877, S. 74—106.

[43]) H. Kellenbenz, Unternehmerkräfte im Hamburger Portugal- und Spanienhandel 1590—1625, Hamburg 1954.

[44]) v. Bippen erwähnt auf S. 106 Lambrecht von Trohusen, damit ist natürlich kein anderer als van Tweenhuysen gemeint, vgl. Simon Hart, The Prehistory of the New Netherland Company. Amsterdam Notarial Records of the first Dutch voyages to the Hudson, Amsterdam 1959, Index.

Verbindungen mächtig ausweiteten, das Wechselrecht heimisch machten und wie in Amsterdam die Gründung einer Girobank veranlaßten.

In Bremen ist freilich das Gesamtbild nicht so vielgestaltig und großartig. Bremen erhielt auch seine Niederländerkolonie, es kamen Zuzügler aus England, Frankreich und Italien[45]; aber die großen Sippen mit internationalen Verbindungen traten hier weniger in Erscheinung. Doch man darf sie neben den Binnenhändlern mittelmäßigerer Kapazität, auf die Beutin besonders verwiesen hat, im Gesamtbild nicht unterschätzen. Bremer verdienten am englischen Tuch, das sie z. T. in Bremen färben ließen[46]. Sie standen mit den großen Kaufleuten der südlichen und nördlichen Niederlande und ihrer weitverstreuten internationalen Verwandtschaft in Verbindung[47]. Neben Lübeckern und Hamburgern betätigten sich in den zwanziger Jahren noch Bremer Kaufleute und Schiffer an der Getreidefahrt nach dem Mittelmeer, und neben einem Hermann Müller sehen wir einen Angehörigen der jüngeren Generation der Zobel darunter[48]. Bremen hatte einen ersten Höhepunkt erreicht. Nach außen trat das in den stolzen Renaissancebauten in Erscheinung, die damals erstanden. Das Rathaus wurde umgebaut, das Kornhaus, die Waage, das „Essighaus" entstanden. Der Schütting erhielt seine neue Gestalt, der Tuchhändler Dieckhoff sorgte dafür, daß die Wandschneider ihr Haus bekamen.

Der Kaufmann nahm tätigen Anteil am öffentlichen Leben der Stadt, Dieckhoff saß im Rat und bekleidete verschiedene Ratsämter. Kenckel und Zobel waren Bürgermeister und hielten so die Geschicke des

[45]) Prange, Die bremische Kaufmannschaft, S. 244 f. — Über niederländische Emigranten wird im nächsten, 52. Band des Bremischen Jahrbuchs eine Arbeit von Robert van Roosbroeck erscheinen.

[46]) W. v. Bippen, Die bremischen Gewandschneider, in: Bremisches Jahrbuch 27, 1919, S. 69 ff.; Höfinghoff, Die bremischen Textilgewerbe, S 109 ff.

[47]) H. Kellenbenz, Unternehmerkräfte im Hamburger Portugal- und Spanienhandel, S. 75; Wilfried Brulez, Marchands flamands à Venise I, (1568 bis 1605), Brüssel-Rom 1965, Nr. 432, 825, 927, 978, S. 618; H. Kellenbenz, Die Geschäfte der Firma Ferdinand Ximenes und Erben des Rui Nunes in Köln, (im Druck).

[48]) Hinrich Zobel: Beutin, Der deutsche Seehandel im Mittelmeergebiet, S. 183; K. Heeringa, Bronnen tot de Geschiedenis van den Levantschen Handel I. 's Gravenhage 1910 (= Rijksgeschiedkundige Publikatien, S. 15 und S. 107); L. Beutin, Ein Stalherr der Tuchhändlergilde zu Bremen — Ratsherr Diedrich Dieckhoff (1560—1624), Bremen 1934, wiederabgedruckt in: L. Beutin, Gesammelte Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, herausgegeben von H. Kellenbenz, Köln-Graz 1963, S. 34 ff.

Staatswesens in der Hand. Ebenso wie für Hamburg brachte der Dreißigjährige Krieg für Bremen Krisen, aber auch besonders günstige Möglichkeiten des neutralen Geschäfts, war es doch eine besondere Gunst, daß die benachbarten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst unberührt von unmittelbaren Kriegseinwirkungen blieben. Die Zahl der zugewanderten Kaufleute gerade in diesen Kriegsjahren ist doch auffallend [49]). Die schwedischen Absichten gegen Bremens Unabhängigkeit brachten dann in den sechziger Jahren eine ernste Krise; aber nachdem sie überwunden war, ist der Zuzug seit Ausgang der siebziger Jahre wieder besonders beachtlich. Unter ihnen befindet sich eine bedeutende Schar von Religionsflüchtlingen aus Frankreich; aber auch die Gruppe englischer Kaufleute fällt daneben auf [50]).

V.

Die Jahre zwischen Westfälischem Frieden und Erstem Schlesischem Krieg werden im Rahmen der deutschen Geschichte im allgemeinen als eine Zeit der Flaute mit Tiefpunkten namentlich während des Pfälzer und Spanischen Erbfolgekriegs gesehen. Zweifellos muß man die von der Konjunkturforschung erarbeiteten großen Linien im Auge behalten, und auf Grund ihrer Ergebnisse werden die Jahrzehnte bis ins zweite Drittel des 18. Jahrhunderts als Periode der Stagnation gekennzeichnet. Dabei darf man doch nicht übersehen, daß gerade an den See- und Handelsplätzen die Konjunkturschwankungen kräftiger waren und in den verschiedenen Kriegsjahren die neutrale Seefahrt beträchtliche Gewinnchancen, wenn auch größere Gefahren erlebte. Wie die Skandinavier und die Hamburger nützten auch die Bremer Kaufleute die westeuropäischen Kriegsverwicklungen als Neutrale aus und verstanden es, auf diese Weise Schwierigkeiten, wie sie die englische Politik der Navigationsakte brachte, abzumildern. Wie die Hamburger beteiligten sie sich an der nordeuropäischen Walfahrt [51]). Erschwerten die

[49]) Prange, Die bremische Kaufmannschaft, S. 191 ff.

[50]) Ebd., S. 239 ff. und 237 ff.

[51]) H. Kellenbenz, Les passeports maritimes du roi de Danemark pour l'année 1691, in: Les Sources de l'Histoire Maritime en Europe du Moyen Age au XVIII[e] siècle (Actes du quatrième Colloque International d'Histoire Maritime, Bibliothèque Générale de l'Ecole Pratique des Hautes Etudes, VI[e] Section), Paris 1962, S. 383—401. Hans Rudolf Meyer, Die bremischen Grönlandfahrten und ihr Einfluß auf die bremische Wirtschaft, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 221 ff.

dänische Monopolpolitik und das Vordringen der Niederländer in Bergen die alten nordischen Verbindungen[52]) und hatte man auch mit der Heringsfischerei nicht den gewünschten Erfolg, so konnten sich die Bremer in den Ostseehandel in einem umfangreicheren Maße als die Hamburger einschalten[53]). Dabei wurde jetzt der Rußlandhandel das „eigentliche Rückgrat der Ostseefahrt". An der Grundtendenz änderte sich freilich nichts: gegenüber früher verlor der Norden mehr und mehr an Bedeutung. Aber auch darüber muß man sich im klaren sein: in den Westverbindungen erlangten die Bremer nur langsam und zögernd Boden. In den Frankreich-, Spanien- und Portugalbeziehungen blieben die Hamburger führend. Bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich, die die Hamburger 1715 im gesamthansischen Namen führten, verweigerten die Bremer einen Unkostenbeitrag[54]).

In dem Maße, in dem Frankreich im Laufe des 18. Jahrhunderts neben seinem Branntwein und Bordeaux auch Kolonialwaren exportierte und die englische und holländische Konkurrenz überflügelte, belebte sich das bremische Frankreichgeschäft[55]). Der Bordeaux einer bestimmten Geschmacksrichtung, die erst durch Mischung und langjährige Lagerung in Bremen selbst erzielt wurde, war dabei das Hauptgeschäft. Weinhefe, die zu diesem Zweck gebraucht wurde, holte man aus Cette, dem französischen Mittelmeerhafen[56]). Damit wäre auch die bremische Mittelmeerfahrt erwähnt, die aber ebenfalls der Hamburger nachstand[57]).

Neue Möglichkeiten noch vor Jahrhundertende eröffneten sich in der Transatlantikfahrt. Nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung nahm diese Fahrt einen verheißungsvollen Aufschwung. 1799 kamen zwar aus Amerika 192 Schiffe auf der Elbe an, aber in Bremen

[52]) Vgl. darüber besonders, Föge, Bremer Bergenfahrt.

[53]) L. Beutin, Die bremische Ostseefahrt in den neueren Jahrhunderten (1500—1800), in: Bremisches Jahrbuch 35, 1935, S. 358 ff.; Christoph Friedrich Menke, Die Wirtschaftsläufe und politischen Beziehungen der Hansestädte zu Rußland im 18. Jahrhundert und frühen 19. Jahrhundert, Diss. phil. Göttingen 1959, S. 173 ff.

[54]) Karl H. Schwebel, Bremens Handelsbeziehungen zum Königreich Frankreich. In: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen II, 1958, S. 219.

[55]) Beziehungen zur Normandie: Pierre Dardel, Navires et marchandises dans les ports de Rouen et du Havre au XVIII[e] siècle, Paris 1963, Index Bremen.

[56]) Ebd., S. 221.

[57]) Beutin, Die deutsche Mittelmeerfahrt, S. 82.

waren es immerhin 75[58]). Die Verbindungen gingen vornehmlich nach Nordamerika — aber auch nach dem Karibischen Raum bestanden Beziehungen[59]). Auch in die Ostasienfahrt konnten sich jetzt die Bremer einschalten. Bremen modernisierte langsamer als Hamburg seinen Handelsbetrieb; aber im Laufe des 18. Jahrhunderts hat es doch kräftig das Versäumte nachgeholt. So wurde 1769 die erste Seeassekuranzgesellschaft gegründet[60]).

Unter den Exportgütern spielte besonders das Leinen eine Rolle. Schon Johann und Friedrich Bode, deren Briefbuch von 1684—1694 erhalten ist, führten nach Amsterdam und London vornehmlich Leinen aus. Auch Bernd Barkey handelte im Jahrzehnt 1726—1735 stark mit dieser Ware, die meist aus der Gegend von Osnabrück, Herford und Bielefeld kam[61]). Auch schlesische Leinwand vertrieben die Bremer Kaufleute, die meist unmittelbar zur Elbe nach Hamburg und Altona gebracht und von dort gleich nach Übersee, etwa nach Lissabon, verschifft wurde. H. J. v. Witzendorff[62]) hat uns den Bremer Kaufmann geschildert, wie er sich darbot vor dem Aufschwung des Überseegeschäftes als Zwischenhändler, Vermittler zwischen dem Hinterland und der über die Niederweser zu erreichenden Fremde, vorwiegend als Eigenhändler, abgeneigt der Spekulation, in typischer Weise Engros- und Endetailgeschäft verbindend; mit seinen Handlungsdienern auch den kleinsten Flachsbauern und geringsten Käseproduzenten aufsuchend, von Dorf zu Dorf die Ware anbietend. Immer noch handelte man mit einer Vielzahl von Waren, Spezialisierung gab es nur im Wein- und Tuchhandel. Unter den 156 Kaufleuten, die das älteste Bremer Adreßbuch von 1796 nennt, befanden sich etwa 60 größere Firmen. Um 1810 waren es deren etwa 80. Trotz Betonung des Eigenhandels darf der Anteil der Kommission und Spedition, namentlich im Import und Export über See nicht unterschätzt werden, und die wachsende Rolle, die dabei der kleinere

[58]) Ders., Bremen und Amerika, Bremen 1953, S. 17.

[59]) H. Kellenbenz, Deutsche Plantagenbesitzer und Kaufleute in Surinam vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 3, 1966, S. 152 f.

[60]) Friedrich Prüser, Zur Geschichte der bremischen Seeversicherung (Druck vorbereitet).

[61]) Beutin, Alte Bremische Handlungsbücher, S. 123.

[62]) H. J. von Witzendorff, Beiträge zur bremischen Handelsgeschichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Brem. Jahrb. 43, 1955, S. 342 ff., bes. S. 376 ff.

kaufmann spielte, der sich zwischen Außenhandel und Binnenhandel einschaltete. Ergänzt wird das Bild durch die Einzelhändler, die Angehörigen des Krameramts und ihre Konkurrenten, die Hausierer, die in Bremen im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmende Bedeutung erlangten[63]). Kredit- und Wechselgeschäfte wurden auch in Bremen getätigt; meist war der Kaufmann sein eigener Bankier. Das Bankgeschäft des Johann Gottfried Schröder am Ende des Jahrhunderts stellt eine Ausnahme dar. Die Baring machten ihren großen Weg als internationale Bankiers nicht in Bremen, sondern in Amsterdam und London[64]).

War die Schicht des mittleren Besitzes verhältnismäßig breit, so kann man die wirklich vermögenden Männer des 18. Jahrhunderts leicht zählen. Dabei ragte der Schottherr Henrich Wilckens, der 1755 ein Vermögen von 500 000 Talern besaß, weit heraus, und er war bezeichnenderweise nicht nur Kaufmann, sondern auch gewerblicher Unternehmer. Daß das aufblühende Amerikageschäft einträglich war, zeigt das Vermögen von Heinrich Talla, der einschließlich der Immobilien Ende der achtziger Jahre etwa 100 000 Taler besaß. Ebenso reich war der ebenfalls nach Amerika handelnde Hermann Heymann, der allerdings 1791 bankrott machte[65]).

Über die persönlichen Verhältnisse der Kaufleute des 18. Jahrhunderts wissen wir begreiflicherweise mehr als über diejenigen des 16. und 17. Jahrhunderts. Dies gilt wiederum in stärkerem Maße für die Kaufleute des sich verlagernden und ausweitenden überseeischen Geschäfts als für diejenigen, die sich mehr dem oberländischen Handel widmeten. Wir sehen die Gildemeister mit Niederlassungen in London und Lissabon[66]). Wir kennen eine Reihe von Bordeauxhandelsfirmen dieses Jahrhunderts, angefangen beim späteren Senator Johann Non-

[63]) Heinrich Sasse, Das bremische Krameramt II: Die Geschichte des Krameramts im 18. Jahrhundert. In: Brem. Jahrb. 34, 1933, S. 65 ff.

[64]) A. Baring, Die Baring, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 17, 1940, S. 84 ff.; Prange, Die bremische Kaufmannschaft, S. 105 f.

[65]) Rolf Engelsing, Bremisches Unternehmertum, in: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen II, Bremen-Hannover 1958, S. 7—112, bes. S. 26 f.

[66]) Fitzler, Die Handelsgesellschaft Felix v. Oldenburg 1753—1760. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen in Portugal im Zeitalter des Absolutismus, Stuttgart 1931, S. 45; Friedrich Prüser, Vom Bremer Überseekaufmann, Abhandlungen und Vorträge hrgg. v. d. Bremer wissenschaftlichen Gesellschaft, Bd. 14, Heft 1, Bremen 1940, S. 45; Alfred M. H. Gildemeister, Die Familie Gildemeister. In: 150 Jahre Bremer Clubleben. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Bremens, hrsg. v. Club zu Bremen, Bremen 1933, S. 243.

nen und dem Eltermann Bernd Barkey[67]). Mit zu den interessantesten Erscheinungen gehören eben jene Kaufleute, die jetzt das transatlantische Geschäft aufnahmen. In vorderster Reihe müssen wir da Carl Philipp Cassel, Sohn eines schriftgewandten, für die portugiesischen Handelsbeziehungen der Hanseaten aufgeschlossenen Vaters erwähnen. Zuerst befuhr er die Meere der Welt, vom Schiffsjungen kletterte er alle Stufen langsam empor bis zum Schiffer, um dann von Bremen aus ein eigenes Überseegeschäft aufzubauen[68]), wobei der jüngere Bruder seines Schwagers Johann Carl Traub mithalf. Die günstige Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, in den nicht nur England und Frankreich, sondern auch Spanien und Holland verwickelt wurden, eröffnete da ganz einmalige Möglichkeiten. In dieser „goldenen Periode" des bremischen Handels, wie sie der Bürgermeister Christian Abraham Heineken[69]) in seiner bremischen Geschichte genannt hat, erhielt Cassel Gelegenheit, auf der Grundlage eines Aktienunternehmens 1782 sein Schiff „Präsident von Bremen" mit voller Ladung nach Ostindien und China zu senden. Ging auch das erwartete Geschäft ebensowenig in Erfüllung wie die Fahrt der inzwischen gekauften Fregatte „Asia", so wurde doch das dritte Unternehmen mit dem „Prinz Friedrich", dem größten Schiff, das bis dahin auf der Weser gebaut wurde, ein voller Erfolg[70]).

Großartiger gestalteten sich die Möglichkeiten im Amerikageschäft. Es gab aber auch gefährliche Klippen. Die vermutlich bedeutendste bremische Überseefirma zu Ende des 18. Jahrhunderts, Johann Lange Sohns Witwe & Co, blieb in Baltimore 1792 mit der gewaltigen Summe von 120 000 Talern hängen[71]).

Hier stoßen wir auch auf den später mit der Geschichte des Norddeutschen Lloyd so eng verbundenen Namen Meier. Der Bürger-

[67]) Schwebel, Bremens Handelsbeziehungen zum Königreich Frankreich, S. 222 f.

[68]) Prüser, Vom Bremer Überseekaufmann, S. 8.

[69]) Ebd., S. 10.

[70]) Vgl. dazu Dieter Glade, Aus den Anfängen bremischen Welthandels: Instruktionen für den Ostasienfahrer „Asia", in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, Aufsätze zur Geschichte bremischen Kaufmannstums, des Bremer Handels und der Bremer Schiffahrt aus Anlaß des 1000jährigen Gedenkens der Marktgründung durch Erzbischof Adaldag 965, Bremen 1965, S. 287 ff.; Ders., Bremen und der Ferne Osten (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Band 34, 1966).

[71]) Engelsing, Bremisches Unternehmertum, S. 28.

meistersohn Caspar Meier eröffnete 1799 in New York ein Geschäft, in das dann sein Bruder Hermann Henrich eintrat. Dieser kehrte aber bald nach Bremen zurück, um hier in seinem eigenen Geschäft enge Verbindung mit dem Bruder zu halten[72]).

Diesen und anderen Ansätzen erwuchsen freilich durch die militärischen und politischen Maßnahmen Napoleons, namentlich durch die Kontinentalsperre, vorübergehend ganz beträchtliche Schwierigkeiten, zumal ja auch Bremen zeitweilig dem Napoleonischen Imperium einverleibt wurde. Erst die Neuordnung durch den Wiener Kongreß, die Bildung des Deutschen Bundes schuf mit der Ordnung der politischen Verhältnisse wieder klare Sicht für die wirtschaftlichen Möglichkeiten, wobei freilich die Hansestädte auf sich selbst angewiesen blieben. War auch im englischen Handel ein weltumspannender, übermächtiger Konkurrent entstanden, so eröffnete doch der Abbau der bisherigen Kolonialsysteme noch nicht übersehbare Möglichkeiten im transatlantischen Geschäft. Es bedurfte freilich einer klugen, weitschauenden Vertragspolitik, die in den zwanziger Jahren durch die Abmachungen mit England, den Vereinigten Staaten und Brasilien eingeleitet und in den nächsten Jahrzehnten mit Bedacht fortgeführt wurde[73]), bis dann der Norddeutsche Bund und das Bismarck'sche Reich die hanseatische Außenhandelspolitik an sich nahmen und in ihre Außenpolitik einbauten. Im großen ganzen wurde diese Politik aus gesamthanseatischem Geist durchgeführt[74]); aber man darf es ruhig betonen, daß die Bremer zunächst die Wagemutigeren waren, während die Hamburger noch den Handel aus zweiter Hand, vornehmlich mit England, bevorzugten.

[72]) Friedrich Hardegen und Käthi Smidt, H. H. Meier, Der Gründer des Norddeutschen Lloyd, Lebensbild eines Bremer Kaufmanns, 1809—1898, Berlin und Leipzig 1920, S. 3 ff.; Prüser, Vom Bremer Überseekaufmann, S. 13.

[73]) Jürgen Prüser, Die Handelsverträge der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit überseeischen Staaten im 19. Jahrh. (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen 30), Bremen 1962; Friedrich Prüser, Hanseatische Akten zur deutschen Überseegeschichte, in: Archivalische Zeitschrift 53, 1957, S. 54 ff.; H. Kellenbenz, Zur Frage der konsularisch-diplomatischen Verbindungen und der Handelsverträge der Hansestädte mit überseeischen Staaten im 19. Jahrh., in: Bremisches Jahrbuch 49, 1964, S. 219 ff. Manfred Kossok, Im Schatten der Heiligen Allianz, Deutschland und Lateinamerika 1815—1830, Berlin 1964, S. 138 ff.

[74]) Jürgen Prüser, Die Handelsverträge der Hansestädte, S. 30 ff.; Helmut Festerling, Bremens deutsche und hanseatische Politik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Veröffentl. aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 33), Bremen 1964, S. 62 ff.

Die Auswirkungen dieser Politik für Bremen schon in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre können wir aus der Karte ersehen, die Friedrich Rauers[75]) entworfen hat. Die Konsulate Bremens im 18. Jahrhundert sind noch an den Fingern abzuzählen. Jetzt gab es rund fünf Dutzend, und meist waren es Bremer Kaufleute, die die Belange ihrer Heimatstadt draußen vertraten: die Kalkmann in Recife[76]) oder Post in Valparaiso[77]) und Stakemann in Adelaide[78]) — sofern es sich nicht um einen Vertreter der gesamten Hansestädte handelte; in diesem Fall vertraten dann auch Hamburger die Belange Bremens[79]). Die Zahl der transatlantischen Plätze, in denen Bremer Niederlassungen bestanden, betrug an die 80. Fritz Peters[80]) und Friedrich Prüser[81]) haben die Geschichte der wichtigsten Häuser dieser Zeit erforscht: der Brüder Hirschfeld, Christoph Friedrich Lahusens, D. H. Wätjens, Carl Wilhelm Fritzes, der Meier voran, dann der Vietor aus dem Lippischen, die ihre Amerikaverbindung in Zusammenarbeit mit Verwandten, dem Vetter Graebe, dem Schwager Achelis, ausbauten. Zucker und Tabak gehörten zu den Hauptartikeln des Geschäfts, und gleichzeitig wurde die Reederei betrieben. Andere Amerika- und Tabakfirmen sind die Kulenkampff, dann August Gildemeister, der sich in New York mit seinem Vetter Augustin Stolz zusammentat, aber die Firma allein

[75]) Friedrich Rauers, Bremer Handelsgeschichte im 19. Jahrh., Bremen 1913, Karte nach S. 126.

[76]) H. Kellenbenz, Bremer Kaufleute im Norden Brasiliens, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 325 ff.

[77]) Hermann Wätjen, Der deutsche Anteil am Wirtschaftsaufbau der Westküste Südamerikas, Leipzig 1942, S. 70; Hermann Kellenbenz, Phasen des hanseatisch-nordeuropäischen Südamerikahandels, in: Hansische Geschichtsblätter 78, 1960, S. 117; Gottfried von Waldheim, Die ersten deutschen konsularischen Beziehungen zu Chile, insbesondere zu Valparaiso, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 4, 1967, S. 609 ff.

[78]) Hermann Wätjen, Deutschland und Australien vor der Reichsgründung. Eine wirtschaftspolitische Studie, in: Hansische Geschichtsbll. 69, 1950, S. 65.

[79]) Etwa in Rio de Janeiro: hier war 1827 Johann Hermann Christian ten Brinck Generalkonsul der Hansestädte, vgl.: Almanach dos Negociantes do Imperio do Brasil, publicado por Plancher-Slignot I, Rio de Janeiro 1827, S. 190 ff.

[80]) Fritz Peters, Über bremische Firmengründungen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (1814—1847), in: Bremisches Jahrbuch 36, 1936, S. 306 ff.

[81]) Vgl. mehrere Beiträge zu den Niedersächsischen Lebensbildern, herausgegeben von der Historischen Kommission f. Niedersachsen, so über Paul Isenberg, Ludwig Knoop, Rickmer Clasen Rickmers u. a.

weiterführen mußte, weil Stolz sich nach Australien begab[82]). Betrieben sie die Geschäfte von New York aus, so hatte die Firma Heineken & Schuhmacher ihren Sitz in Baltimore. In Bremen befand sich die Leitung des Unternehmens der Brüder Kulenkampff, die die französische Tabakregie belieferten[83]), dann die Firma Achelis & Söhne, die über Tilmann Grommé gute Verbindungen nach Rußland hatte.

Eine der bedeutendsten Gestalten war D. H. Wätjen, der, ebenfalls vom Tabakgeschäft ausgehend, sich 1829 mit E. F. Gabain zu einer Compagnie zusammenschloß und wesentlich dazu beitrug, daß 1840 vier Fünftel aller Schiffe, die in der Amerikafahrt eingesetzt waren, Bremen gehörten. Das wachsende Auswanderergeschäft kam dabei zu Hilfe[84]). Für die Ausfahrt waren die Schiffe durch Auswanderer gut ausgenutzt, für die Rückfracht konnte man Tabak und bald auch in wachsendem Umfang Baumwolle laden[85]). Eine andere Flotte baute der Helgoländer Rickmers auf, der seine Karriere als Schiffbauer in Bremerhaven begann und später seine Schiffe besonders in Ostasien fahren ließ[86]). Das größte Unternehmen wurde aber der Norddeutsche Lloyd[87]) mit der herausragenden Gestalt H. H. Meiers, eines Unternehmers, der selbst im Amerikageschäft groß geworden war.

War bislang vom Tabak die Rede, so müssen an zweiter Stelle die Kaufleute im Baumwollgeschäft erwähnt werden: die Frerichs in der Firma de Jersey & Co., Manchester, Ludwig Knoop, Neffe von Andreas Frerichs, der in Rußland Großindustrieller wurde, der Rohstoffe aus

[82]) Prüser, Vom Bremer Überseekaufmann, S. 19 ff.

[83]) Dietrich A. Noltenius, Leben und Wirken Dr. Wilh. Kulenkampffs und seiner Schwester Emmy Kulenkampff nebst Erinnerungen an ihre Vorfahren, Privatdruck; J. Rösing, Johann Gustav Kulenkampff, in: Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, hrsg. v. d. Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912, S. 272 f.; Georg Bessell, 150 Jahre Gebrüder Kulenkampff, 1806—1956. Privatdruck 1956.

[84]) Vgl. dazu Rolf Engelsing, Bremen als Auswandererhafen 1683—1850, (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen 29), Bremen 1961.

[85]) Vgl. dazu allgemein: M. Lindeman, Zur Geschichte der älteren Handelsbeziehungen Bremens mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in: Bremisches Jahrbuch 10, 1878, S. 124 ff.; Beutin, Bremen und Amerika S. 46 ff.; Engelsing, Bremen als Auswandererhafen, S. 85 ff.

[86]) Oskar Lindner, 100 Jahre Rickmers, Ein Buch von deutscher Arbeit, Hamburg 1934.

[87]) Friedrich Hardegen, Die Gründung des Norddeutschen Lloyd, Bremen 1913; Wilhelm Treue, Zur Gründungsgeschichte des Norddeutschen Lloyd, in: Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 33, 1940, S. 195 ff.

Amerika auf eigenen Schiffen heranschaffte und in den letzten Jahrzehnten sein Unternehmen von seinem Besitz Mühlental an der Lesum aus leitete. In der Einfuhr amerikanischer Baumwolle nach Bremen, das jetzt neben Liverpool zum führenden europäischen Baumwollmarkt wurde, standen die erwähnten Tabakfirmen voran, daneben Lange Sohns Witwe & Co., Brauer, Lengerken, Bischoff, Eduard Meyer, Hütterott, dann Stockmeyer, Mosle & Co. Das Baumwollgeschäft lockte Bremer nach den Südstaaten. In Savannah gab es so die Firma Williamson & Rauers, in Francisville eine Zeitlang die Gildemeister & Ries, in New Orleans die Rodewald und die Bechtel. In Galveston, in dem damals noch mexikanischen Texas, etablierte sich die Firma Focke & Wilkens. Schwiegersohn von Heinrich Wilkens wurde Julius Eduard Hirschfeld, Mitbegründer der Baumwollfirma Lentz & Hirschfeld.

H. H. Meier weilte für länger in Boston und dem Tranhandelsplatz New Bedford. Mit dem Aufschwung des Baumwollhandels verloren ältere Häfen wie Boston, Baltimore, wo Karl Gustav Gevekoht, Christian Albrecht Heineken und Albert Schumacher sowie Hieronymus Daniel Wichelhausen, letzterer drei Jahrzehnte lang als Konsul und Generalkonsul, tätig waren, und Philadelphia an Bedeutung zugunsten der Südhäfen und zugunsten des neuen wichtigsten amerikanischen Ausfuhrplatzes New York. Hier war die Zahl der Bremer Firmen besonders groß: die Oelrichs, Pavenstedt, Lackmann, Vietor, Duckwitz & Vietor gehören mit zu den bekanntesten. Aber das bedeutendste Unternehmen war das der Meier, das innerhalb der Familie enge Verbindung mit Bremen pflegte. Caspar Meier war seit 1815 der erste Bremer Konsul hier, und Lorenz Heinrich Post, sein Schwiegersohn, übernahm das Konsulat nach ihm. Später stießen die Oelrichs dazu. Im Hause Oelrichs & Co wirkte schließlich Gustav Schwab, der Sohn des Dichters[88]). Angesehene Bremer Firmen gab es auch in verschiedenen europäischen Häfen, Friedrich Leo Quentel in Bordeaux, De Jersey & Co. in Manchester, Frühling & Goschen[89]) in London, Frederik Huth[90]) und sein Schwiegersohn Daniel Meinertzhagen[91]), später die Reisfirma Krüger

[88]) Alfred Vagts, Gustav Schwab — deutsch-amerikanischer Unternehmer, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 337 ff.

[89]) Vgl. Neue Deutsche Biographie, 6. Band, Berlin 1964, S. 541—543.

[90]) Heinrich Gerdes, Ein Sohn Harsefelds als Großkaufmann in London, in: Stader Archiv, Neue Folge, Heft 14, 1924, S. 40—49.

[91]) Georgina Meinertzhagen, A Bremen Family, London 1912, S. 252 ff.

& Co. Ltd. und Rosing Brothers. Adam Heinrich Norwich[92]), Johann Heinrich Albers[93]), Lambert Heinrich Peter Frühling, die Gebrüder Walte[94]) sind alle wieder nach Bremen zurückgekehrt.

In Mittelamerika lockten der Zucker und der Tabak: Wätjen & Ohlmeyer, C. Melchers & Co. waren hier führende Firmen. Heinrich und Georg Melchers gründeten eine Niederlassung in Mazatlan an der pazifischen Küste[95]).

In Südamerika hatten die Hamburger wohl im allgemeinen die Vorhand; aber es fehlte nicht an Bremer Verbindungen, die zum Teil in Zusammenarbeit, zum Teil in Rivalität mit Hamburgern aufgebaut wurden. In Columbien sind es Martin Wessels und Adolf Held[96]). In Recife und in Nordbrasilien kennen wir die Kalkmann und Tappenbeck[97]), in Bahia Johann Georg Lohmann[98]), in Rio die Stockmeyer und Mosle[99]); am La Plata saßen die Deetjen und betrieben die Lahusen einen großen Häute- und Wollhandel[100]). An der Westküste war in Valparaiso die 1822 gegründete Firma Schütte, Post & Co, eine der ältesten[101]), daneben gab es die Gildemeister, nicht nur in Chile, sondern auch in Peru[102]). Von der Westküste, über Guayaquil, Mazatlan und San Francisco wurden Verbindungen nach den pazifischen

[92]) Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts, hrsg. v. d. Histor. Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912, S. 357.

[93]) Ebd., S. 9.

[94] Richard Rüthnick, Das Kaufmannsgeschlecht Walte, in: Der Schlüssel, Augustheft 1937, S. 31—38.

[95]) Hundertjähriges Jubiläum der Firma C. Melchers & Co., 1906.

[96]) Wolfgang Bader, Martin Wessels, ein deutscher Pionier in Columbien, in: Der Schlüssel, Oktober 1936, S. 7—12.

[97]) Kellenbenz, Bremer Kaufleute im Norden Brasiliens, S. 326 ff.

[98]) Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, S. 283.

[99]) Bremer Beziehungen zu Brasilien vgl. H. Hinden, Deutsche und deutscher Handel in Rio de Janeiro 1821—1921, hrsg. von der Gesellschaft Germania, Rio de Janeiro, Rio de Janeiro o. J.; sowie Karl Heinrich Oberacker jr., Der deutsche Beitrag zum Aufbau der brasilianischen Nation, São Paulo 1955, S. 144, 189, 275 f.

[100]) Wilhelm Lütge, Werner Hoffmann, Karl Wilhelm Körner, Geschichte des Deutschtums in Argentinien, Buenos Aires 1955, S. 144; H. Entholt, Martin Christian Leberecht Lahusen, in: Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, S. 276 f.

[101]) Vgl. Anm. 77.

[102]) Georg Petersen G., Über das Deutschtum in Peru, Lima 1964, S. 50 f.

Inseln angeknüpft, nach Honolulu und den Hawaii-Inseln. Auf den Sandwichinseln betrieben Hackfeld, Pflüger [103]) und Isenberg [104]) Zuckerplantagen und Reedereien und bauten dazu den Walfang aus [105]). Anfang 1837 schickte die Firma Gloystein & Gevekoht den ersten Segler aus, der über ein Jahr in den Buchten Neuseelands fischte. Weitere Firmen folgten, und 1842 wurde eine Südseefischerei-Kompagnie gegründet [106]). Im Chinahandel betätigte sich die Firma Melchers & Co., ein Tochterunternehmen von C. Melchers & Co., das Niederlassungen an verschiedenen Plätzen hatte [107]). Im Japangeschäft nahm Martin Hermann Gildemeister um die Jahrhundertmitte einen vorderen Platz ein [108]). Im Hinterindienhandel führte die Reederei Rickmers, namentlich im Reisgeschäft [109]), in Batavia hatte das Handlungshaus Büsing, Schröder & Comp. seinen Sitz [110]). Auf Ceylon hatte das Haus Freudenberg & Co. einen Hauptstützpunkt [111]).

[103]) Alexander Pflüger, Die Familie Pflüger in Homberg an der Effze, Nienburg an der Weser, Erichshagen und Bremen, 1402—1932, Bonn 1932.

[104]) Friedrich Prüser, Paul Isenberg, in: Niedersächs. Lebensbilder I, S. 228 bis 243; Daniel Isenberg, Geschichten aus der Vergangenheit der Familie Isenberg, 1922.

[105]) Hermann Wätjen, Zur Geschichte der bremischen Südseefischerei im 19. Jahrhundert, in: Bremisches Jahrbuch 15, 1914, S. 138—166; Wanda Oesau, Die deutsche Südseefischerei auf Wale im 19. Jahrhundert, Glückstadt 1939.

[106]) 1842 liefen 6 Schiffe aus, doch ging dieses Geschäft dann wieder zurück. Wätjen, a.a.O., S. 152.

[107]) C. Melchers & Co. in Bremen und China, Berlin 1911.

[108]) L. Beutin, Der erste deutsche Japankaufmann Martin Hermann Gildemeister, 1836—1918, in: Der Schlüssel, Dezember 1936, S. 15—18; F. Rauers, Fr. Aug. Lühdorf, Der vergessene Pionier des europäisch-amerikanischen und deutschen Handels in Japan 1855, ebenda, November 1937, S. 21—28; Georg Kerst, Die Bedeutung Bremens für die frühen deutsch-japanischen Beziehungen, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 303 ff.

[109]) 100 Jahre Rickmers, Ein Buch von deutscher Arbeit, bearb. v. Oskar Lindner, Hamburg 1934; F. Prüser, Aus der Geschichte der Reis- und Handels-Aktien-Gesellschaft, Bremen 1937, S. 21 ff., 32 ff.

[110]) Dieter Glade, Bremer im Fernen Osten, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 299.

[111]) Walther Freudenberg, Erinnerungen und Erfahrungen des Hauses Freudenberg & Co., Colombo seit 1873, Stuttgart 1926.

Im Afrikageschäft investierte die Firma Droege & von Kapff[112]), betätigten sich insbesondere I. K. Vietor[113]) und Adolf Lüderitz, die aus der Kolonialgeschichte wohlbekannt sind[114]).

Nach diesem kurzen Rückblick auf das Ausgreifen des Bremer Kaufmanns nach Übersee darf auch seine Bedeutung im binnenländischen Handel nicht übersehen werden. Aber das sollte uns nur zur raschen Orientierung dienen, um uns wieder eine Vorstellung von der Leistung, der Rolle, dem Status, der Herkunft dieses Kaufmanns zu machen. Woher kamen diese Bremer Kaufleute? Nur ein Teil entstammte alteingesessenen Familien, die schon im 18. Jahrhundert im Bremer Geschäft saßen und städtische Würden bekleideten. Meier blieb der große Name bis in die neunziger Jahre; aber neben diese Eingesessenen traten von Generation zu Generation Zugezogene. Die Kulenkampff kamen aus Verden, die Vietor aus dem Hessischen, die Huth aus der Harsefelder Gegend, Delius war Westfale, Crüsemann, der junge Direktor des Lloyd, Berliner, und der spätere große Mann des Lloyd, Wiegand, war der Sohn eines aus dem Oberwesergebiet zugewanderten Gärtners. Fritz Peters[115]) hat uns für die erste Hälfte des letzten Jahrhunderts gezeigt, wie anstelle der vielen jungen Bremer, die in den Jahren der Flaute bis zum Ende der zwanziger Jahre hinausgingen nach Übersee, dort Firmen gründeten und zukunftsträchtige Verbindungen mit der Heimat aufbauten, in dieser Zeit aus dem deutschen Hinterland junge Kaufleute zuwanderten und die Lücken in Bremen selbst wieder ausfüllen halfen. Schwierigkeiten wurden ihnen nicht bereitet, sofern sie bereits über Geschäftsverbindungen verfügten, um sich an einer schon bestehenden Gesellschaft zu beteiligen, oder aber einiges Vermögen besaßen, um eine eigene Firma zu gründen. Der

[112]) F. Prüser, Bremen und Sansibar, Aus der Frühzeit der deutschen Ostafrikafahrt, in: Der Schlüssel, Mai 1938, S. 188—192; vgl. auch Ernst Hieke, Das hamburgische Handelshaus W. Oswald & Co. und der Beginn des deutschen Ostafrikahandels, 1848—1853, in: Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 30, 1937, S. 347 ff.

[113]) I. K. Vietor, Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete, Berlin 1913; F. Prüser, Die Vietor aus Bremen, Überseekaufleute und Kolonialpioniere, in: Der Schlüssel, Nov. 1940, S. 181 ff.

[114]) Wilhelm Schüssler, Adolf Lüderitz, ein deutscher Kampf um Südafrika, 1883—1886, Bremen 1936; ders., Wagen und Bewähren im Leben von Adolf Lüderitz, in: Der Schlüssel, August 1938, S. 326—330.

[115]) Fritz Peters, Über bremische Firmengründungen in der 1. Hälfte des 19. Jhs. (1814—1847), in: Bremisches Jahrbuch 36, 1936, S. 306 ff.

Zugezogene mußte in der Lage sein, das große Bürgerrecht zu erwerben, das bis 1820 250, ab 1820 400 Goldtaler kostete. Unter den 12 000, die von 1814 bis 1847 den Bürgereid ablegten, waren zwar nur 598 Fremde, aber unter diesen wieder 389 Kaufleute, die künftig zumeist tatkräftig im Bereich des wichtigsten Bremer Erwerbszweiges, Handel und Seeschiffahrt, mitwirkten. Unter diesen Eingebürgerten finden sich Männer, die später bedeutende Firmen repräsentierten, wie der jüngere der Brüder Hirschfeld, die aus Zittau stammten und vom Leinengeschäft zum Kaffeehandel übergingen[116]). Christoph Friedrich Lahusen[117]) aus Berne baute einen Häute- und Südfrüchtehandel auf, während sein Sohn 1884 die Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei gründete. Auch Caspar Franz Primavesi aus Münster zog seinem älteren Bruder nach. Gemeinsam sicherten sie sich im Bremer Tabak-, Kaffee- und Baumwollgeschäft einen führenden Platz. D. H. Wätjen, der 1809 Bürger wurde und seit 1818 die Handlungsfreiheit besaß, stammte aus Ochtmanien bei Bruchhausen. 1819 kam aus Braunschweig Carl Wilhelm Fritze und trat der großen Firma bei, die sein Bruder Wilhelm August mit dem Senator Abegg führte. Quakenbrücker war Johann Helfrich Adami, der spätere Seniorchef von H. H. Meier & Co., während sein Bruder Johann Friedrich sich dem Getreidehandel widmete. Aus Hannover kam 1825 Conrad Kellner, der einen großen Metallhandel aufbaute, während Friedrich Gustav Winkelmann mit Heinrich Gerhard von Tungeln aus Varel im Baumwoll-, Tabak-, Zucker- und Häutehandel und in der Reederei hervorragte. Ludwig Georg Delius, der spätere preußische Konsul, kam aus dem westfälischen Reineberg.

Der weitaus stärkste Zuzug solch aufstrebender Kräfte kam aus dem Hannoverschen, aus Westfalen sowie aus Hessen, den Ländern Oldenburg und Braunschweig. Angehörige anderer Nationalitäten oder auch jüdische Kaufleute fühlten sich von Bremen weniger angezogen, sie lockte mehr die buntere Zusammensetzung des Hamburger Milieus. Nur einige wenige haben sich in der Bremer Geschäftswelt behauptet, so der Engländer George William Fletcher, der mit F. W. Faber zusammen eine Kaffeehandlung mit der Segelschiffsreederei kombinierte oder der aus Bordeaux stammende Louis Edouard Ichon, der neben

[116]) Justus Heinrich Hirschfeld lebte schon seit 1805 in Bremen, sein Bruder Carl Friedrich Ferdinand wurde 1816 Bürger und trat dann der Firma seines Bruders bei, die unter der Bezeichnung J. H. & F. Hirschfeld fortgeführt wurde, Peters, a.a.O., S. 333 f.

[117]) Das Folgende nach Peters, a.a.O., S. 321—360.

dem anfänglichen Weinhandel sich auf das Auswanderungsgeschäft verlegte und zu den Förderern der seit den vierziger Jahren aufstrebenden Dampfschiffahrt gehörte.

Es ist erstaunlich, wie rasch diese Zuzügler gutenteils nicht nur im Bremer Wirtschaftsleben verwurzelten, sondern sich auch an den politischen und kulturellen Geschicken des Stadtstaates beteiligten, wie Alteingesessene und junge, frische Kräfte von draußen zusammenwirkten und diesem so aktiven Bremen des 19. Jahrhunderts ihr Gepräge gaben. Wir sehen es im wirtschaftlichen und politischen Bereich, so am Aufbau des Norddeutschen Lloyd, hier im Zusammenspiel zwischen H. H. Meier und dem Berliner Crüsemann, ganz abgesehen von verschiedenen Firmenverbindungen, die schon erwähnt wurden. Wir sehen es in der frühen Aufnahme verschiedener Zuwanderer in die Vertretung der Kaufmannschaft, in der Betrauung mit politischen Ämtern. Adami[118]), der 1819 seinen Bürgereid ablegte, war Mitglied des Bürgerkonvents und gehörte dem Ausschuß an, den man mit der Ausführung des Hafenbaus in Bremerhaven beauftragte; ab 1840 war er Senator. Carl Wilhelm Fritze, der seinen Eid ebenfalls 1819 ablegte, wurde 1840 zum Eltermann gewählt. Gravenhorst, aus Braunschweig zugezogen, wählte man 1840 ins Collegium Seniorum, zwei Jahre später wurde er Präses. Caspar Hermann Heye aus Lippstadt, seit 1834 Eltermann, war erster Präses der 1849 geschaffenen Handelskammer. Karl Engelbert Eckard Klugkist aus Münden gelangte 1860 in den Senat. Georg Rudolf Mosle aus Varel wählten die Bremer 1842 zum Eltermann. Justus Tiedemann aus Kassel wurde 1837 zum Eltermann gewählt und war eine Zeitlang Mitglied der Handelskammer, während der Naumburger Christoph Gottfried Thiersch, 1841 zum Eltermann gewählt, Präsident der Ersten Bremer Bürgerschaft 1848/1849 wurde und die bremische Verfassungsurkunde vom 8. März 1849 mit unterzeichnete. D. H. Wätjen, der große Reeder aus dem Bruchhausenschen, gehörte ab 1837 zwanzig Jahre lang dem Bremer Senat an. Hermann Friedrich Weinhagen aus Hildesheim kam 1857 in den Senat. Friedrich Gustav Winkelmann aus Minden kam 1833 in den Bürgerkonvent, wurde 1848 in die Bürgerschaft gewählt und von seinem Freund, dem Reichshandelsminister Duckwitz, als Mitarbeiter nach Frankfurt geholt.

[118]) Zum Folgenden Peters, Über bremische Firmengründungen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, a.a.O.

Das leitet über zu einem weiteren Gesichtspunkt, den gerade für den Bremer Kaufmann zu beachten nicht unwesentlich ist: seine Aufgeschlossenheit für Fragen des Gemeinwohls. Freilich, die herausragende Gestalt, die für die Geschichte des Staatswesens nach dem Zusammenbruch des Napoleonischen Reiches im Rahmen des Deutschen Bundes maßgebend werden sollte, Bürgermeister Smidt, war ursprünglich Theologe. Aber Duckwitz, der die nächste Generation vertrat, kam aus Kaufmannskreisen und verschaffte sich in kurzer Zeit solches Ansehen, daß man ihn in der Frankfurter Regierung zum Handelsminister ausersah. Und in der parlamentarischen Vertretung des Kaiserreiches führte lange Zeit H. H. Meier Bremens Wort.

Meier konnte sich einen Lebensstil leisten, um den ihn manche Adlige beneideten. Und wie er, so hatten zahlreiche andere Kaufleute neben ihrem Stadthause draußen ihren Landsitz. Es wurde gerade im Laufe des 19. Jahrhunderts üblich, daß man sich aus Bedürfnis nach ständischer Tradition in den Adelsstand heben ließ. In Bremen war dies in den früheren Jahrhunderten nicht Brauch und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts eigens verboten, dabei blieb es. Der Bremer Kaufmann war wohl stolz, als Konsul die Belange eines deutschen Fürstenhofes oder eines ausländischen Staates zu vertreten; aber im übrigen blieb er Bürger.

Als H. H. Meier auf der Höhe seines erfüllten Lebens stand, ließ er sich 1880 von P. Lasch malen, im Gehrock, der modischen bürgerlichen Kleidung der Zeit. Es gibt seit dem 16. Jahrhundert, wie wir hörten, Bremer Kaufmannsporträts, zuerst auf den Epitaphien. Das repräsentative Bremer Kaufmannsporträt, wie es in Laschs Werk zum Ausdruck kommt, konnte wohl erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, in dieser großen Zeit Bremer Kaufmannstums, entstehen[119]). Zu Beginn dieses Jahrhunderts bildeten kunstfreundliche Bürger den Kunstverein, unter ihnen waren Kaufleute maßgeblich beteiligt, und diese Tradition führte zur Stiftung der Kunsthalle und zu der eigenwilligen Gestaltung der Boettcherstraße und Worpswedes, hinter der das Mäzenatentum von Ludwig Roselius stand. Kaufmännischer Repräsentationswille schenkte Bremen neue große Bauten, nun im historisierenden Stil einer Spätzeit: die neugotische Börse Heinrich Müllers, die mit Renaissance- und

[119]) Vgl. dazu auch Wilhelm Treue, Porträts bremischer Kaufleute, Gedanken über eine bremische Unternehmer-Biographie, in: 1000 Jahre Bremer Kaufmann, S. 391 ff.

Barockschmuck beladene Baumwollbörse Poppes, und das ebenfalls mit Renaissanceelementen versehene neue Rathaus Gabriel von Seidls.

VI.

Wir haben Erscheinungsformen, Verhaltensweisen, Wesenszüge des Bremer Kaufmanns vom Hochmittelalter ab bis ins 19. Jahrhundert zu erfassen und in seiner Bedeutung für das gesamte Stadt- und Staatswesen Bremens herauszuarbeiten versucht. Für Bremen ist die Quellenlage bis ins beginnende 19. Jahrhundert weniger günstig als für Hamburg und Lübeck oder etwa für Köln, Nürnberg oder Augsburg. Vieles läßt sich nicht so klar umreißen und formulieren, wie man es wünschte. Bis ins 19. Jahrhundert sind die Verhältnisse im allgemeinen auch nicht so interessant und bunt wie in Hamburg oder anderen großen Handelszentren; aber die eigene Prägung tritt doch mit der Zeit ganz deutlich hervor. Der Bremer Kaufmann hatte es von vornherein etwas schwerer als der Kölner am Rhein, der Hamburger an der Elbe. Diese beiden Wasserstraßen begünstigten größere Handelsbewegungen als die Weser mit ihrem begrenzten Hinterland. Aber dies wurde eben immer wieder ein Ansporn, um Hindernisse zu überwinden, neue Möglichkeiten zu erschließen. Und die Möglichkeiten boten sich im Austausch zwischen den Handelsplätzen über See und im Binnenland. Das zeigten in frühen Ansätzen die Bergen-, Island- und Hitlandfahrt, dann der Ostseehandel und der Walfang, die verschiedenen Verbindungen mit Handelsplätzen wie Antwerpen, Amsterdam, London und Bordeaux oder Binnenplätzen wie Frankfurt und Nürnberg, dann aber in großartiger Weise seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in den transatlantischen Räumen. Fleiß, Beharrlichkeit, gesundes Selbstvertrauen und Wagemut waren erforderlich, um sich in diesen Räumen, wie mancher Schiffsuntergang markiert hat, zu behaupten. Daß es so wurde, bedingte immer wieder die richtige Mischung aus den verschiedenen Familienverbindungen. Wer den Augsburger Kaufmann verstehen will, muß seine Grenzlage zwischen schwäbischem und bayerischem Wesen beachten; bei Nürnberg trugen Franken, Bayern und Schwaben zur Mischung bei; in Hamburg kam der Zustrom mehr aus den Landschaften südlich der Elbe als von Transalbingien. Der Hauptzustrom, der die Bevölkerung Bremens immer wieder aufgefrischt hat, kam aus den altsächsischen Landen um die mittlere Weser. Viele brachten die Vertrautheit mit dem Strom schon in die Stadt: das Wasser

war's, das zu Abenteuern lockte. Aber sich aufs Meer hinauszuwagen, etwas von fremden Sprachen, fremden Wesen zu verstehen, verlangte doch noch mehr.

Der friesische Einfluß darf nicht überschätzt werden. Wenn Kaiser Wilhelm II. Heinrich Wiegand einen „eigensinnigen Friesen" nannte, dann griff er gründlich daneben, denn die Wiegands kamen von der Oberweser. Stärker hat das Einsickern vereinzelter beweglicher Elemente von Süden her, aus dem Hessischen, den westfälisch-niederrheinischen Gebieten das bremische Kaufmannstum beeinflußt; und man muß sich dessen erinnern, daß Westfälisch-Niederrheinisches ja überhaupt in besonderem Maße am Aufbau der deutschen Städte und an der in ihnen zum Ausdruck kommenden kaufmännischen Aktivität längs der Ostseeküste beteiligt war. Auch mitteldeutsche Einsprengsel sollen nicht übersehen sein. Es ist immer wieder erstaunlich, zu beobachten, wie rasch und wie sehr diese Zuzügler Bremer geworden sind. Offenheit und stark verwurzelte Festigkeit des Bremer Stammes gestatteten dies. Die Form war da und blieb bestehen; sie äußerte sich in einer starken Traditionsverbundenheit; doch erstarrte sie nicht wie in manchen Patrizierkreisen Oberdeutschlands. Sie ließ dem Spiel des Generationenwechsels einen freien Lauf, wie er für die Seestädte überhaupt kennzeichnender blieb als für die meisten Plätze im Binnenland.

IV

Bremer Beziehungen zu den Niederlanden im Mittelalter.

Ein Beitrag zur Geschichte ihres gegenseitigen Verhältnisses*)

Von W. Jappe Alberts

Die Frühgeschichte von Bremen bietet uns manche Gelegenheit, über Beziehungen Bremens zu den Niederlanden zu reden, ein Problem, wozu auch niederländische Historiker ihren Beitrag beisteuern könnten. Dabei handelt es sich an erster Stelle um die früheste Geschichte des Bistums Bremen, dessen erster Bischof Willehad im Jahre 787 in Worms ordiniert wurde und seinen Sitz in Bremen nahm.

Noch vor seinem Tode konnte er den Petersdom in der Hauptstadt seiner Diözese einweihen. Willehad war Angelsachse und hatte zusammen mit dem Friesen Liudger, dem nachmaligen Bischof von Münster, nach dem Tode des heiligen Bonifatius, der im Jahre 754 den Märtyrertod bei Dokkum erlitten hatte, das Bekehrungswerk in Westerlauwers Friesland, der heutigen niederländischen Provinz Friesland, wieder aufgenommen. Willehad ging dabei voran. Er überschritt die Lauwersgrenze in östlicher Richtung und predigte das Christentum in einem Gebiet, das damals noch nicht zum Frankenreich gehörte. Bis an die Ems und wahrscheinlich noch darüber hinaus setzte er seine Mission fort, und *multa milia credentium baptizavit,* wie uns Adam von Bremen in seiner *Gesta Hammaburgensis ecclesiae Pontificum* berichtet[1]). Aber es war nur ein vorübergehender Erfolg: es sind wohl die Sachsenkriege in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gewesen, die hier mehrfache Rückschläge verursachten. Erst nach 780 wurde die Missionierung bei den Friesen weitergeführt[2]). Die Zeit, in der die Christianisierung der Friesen und Sachsen durch den Krieg unmöglich war,

*) Vortrag, gehalten am 20. Oktober 1965 vor der Historischen Gesellschaft im Großen Saal des Schütting als niederländischer Beitrag zur Jahrtausendfeier des Bremer Kaufmanns.

[1]) Adami Gesta Hammaburgensis ecclesiae Pontificum, Script. Rerum Germ. in usum Scolarum, Hannoverae, 1871, S. 9.

[2]) W. Jappe Alberts, Friesland und die Friesen im ersten Jahrtausend, in: Das Erste Jahrtausend, Textbd. II (Düsseldorf, 1964), S. 649. — R. Post, Kerkgeschiedenis der Middeleeuwen. Bd. I (Utrecht, 1951), S. 14 ff. u. 34 ff.

verbrachte Willehad in dem von dem Heiligen Willibrordus gegründeten Kloster Echternach in dem heutigen Luxemburg. Sobald die Ruhe im Sachsenland wenigstens vorläufig wiederhergestellt war, wurde die Kirchenorganisation durchgeführt und wurden die ostfriesischen Gebiete teilweise dem neuen Bistum Bremen zugewiesen. Die Friesenmission war damit nicht beendet. Denn abgesehen davon, daß noch nicht alle Friesen in den erwähnten Gebieten sich zum Christentum bekehrt hatten, war der Ausbau der christlichen Kirche durch die noch in den alten friesischen Gesetzen nachklingenden, durch die Einfälle der Normannen verursachten Unruhen stark gehemmt. So blieb in den friesischen Gauen auch für den neuen Bischof von Bremen und für seine Nachfolger noch viel Arbeit in der *Vinea Domini* zu tun, bis die Friesen im Laufe des 9. Jahrhunderts dem Christentum gewonnen waren.

Gerade diese Beziehungen zwischen Bremens erstem Bischof und dem friesischen Lande, dessen Kern in der heutigen Provinz Friesland gelegen war, sind für unser Thema bemerkenswert: erstens, weil Teile des friesischen Gebietes dem Bistum Bremen angegliedert wurden, wodurch eine Bevölkerung, welche dem auch in den Niederlanden verbreiteten friesischen Stamm angehörte, in enge Beziehungen zu Bremen kam, dann aber auch, weil dieser Zusammenhang die Frage aufkommen läßt, ob er vielleicht bei der Wahl von Bremen als Sitz eines Bistums eine Rolle gespielt hat. In der Literatur ist die Frage nach den Gründen für diese Wahl immer wieder aufgeworfen, aber nur mit Vermutungen beantwortet worden. Die Verbindung mit dem friesischen Gebiet verdient meiner Meinung nach bei der Beantwortung dieser Frage beachtet zu werden, weil der Missionsgedanke bei der Gründung des Bistums Bremen eine wichtige Rolle spielte.

Die Erwähnung der friesischen Beziehungen Bremens gibt Anlaß, noch auf ein anderes Problem hinzuweisen, nämlich die Frage nach der Bedeutung des Ortes Bremen in der Karolingerzeit. Im allgemeinen ist man sich darüber einig, daß Bremen eine Rolle in dem frühmittelalterlichen Handel gespielt hat. Es ist dabei die Meinung hervorgehoben und bestritten worden, daß es sich bei Bremen um eine Friesenniederlassung gehandelt habe. Für diese Meinung gibt es keinen Beweis, obwohl sie in Übereinstimmung sein würde mit der Verbreitung und Ausdehnung des friesischen Handels in dem Zeitraum vom 7. bis 9. Jahrhundert und mit der Gründung von Niederlassungen von friesi-

schen Kaufleuten an anderen Orten, z. B. am Rhein und in England[3]). Wäre dieses in Bremen auch der Fall gewesen, so würde die Frage, ob man mit einem Handelsort, mit einer Niederlassung oder mit einem „Wik" zu tun hätte, schon sehr wichtig für die Stadtgeschichte Bremens sein, aber in weit geringerem Maße für das Problem der frühmittelalterlichen Handelsbeziehungen der Weserstadt an sich. Nur müßte man sich die Frage stellen, was man unter „friesischen Kaufleuten" zu verstehen habe. Denn die Begriffe „Friesland" und „Friesen" sind in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends nicht immer und überall dieselben gewesen und geblieben. Die in den Quellen genannten „friesischen Kaufleute" sind vor dem 8. Jahrhundert höchstwahrscheinlich zum größten Teil Friesen aus „Friesland bewesten Lauwers", d. h. zwischen Lauwers und Vlie, der heutigen Provinz Friesland, gewesen. Denn dort ist seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein Aufblühen des schon in römischer Zeit bestehenden Handels erfolgt, was aus den in ziemlich großer Menge in den Wurten vorkommenden Münzen dieser Periode hervorgeht. Diese Wirtschaftsblüte hat sich in der Zeit der „Frisia Magna", also seit der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts, auch über die damals von Friesen beherrschten Gebiete im mittelniederländischen Flußgebiet verbreitet. So wurde dieses Gebiet, mit dem nachher fränkischen Dorestad als wirtschaftlichem Zentrum, eines der Ausstrahlungsgebiete des friesischen Handels, der in einer späteren Entwicklung kein „friesischer" Handel mehr war, obwohl er noch wohl so genannt wurde. Daneben blieb der eigentliche friesische Handel bestehen. In einem weiten Bereich, der Skandinavien, die Ostseegebiete, die Rheinlande, England und Nordfrankreich umfaßte, übten Kaufleute aus Mittelfriesland ihre Tätigkeit aus, wie auch aus Münzfunden des 9. und des 10. Jahrhunderts hervorgeht. Mittelfriesland war also auch ein Ausstrahlungsgebiet des frühmittelalterlichen Handels; eine Niederlassung von friesischen Kaufleuten im Gebiet der Niederweser an den Grenzen des friesischen Landes wäre nicht unmöglich, besonders wenn man dabei in Rechnung zieht, daß die Friesen in der Mitte des 8. Jahrhunderts noch nicht christianisiert waren und also mit den auch noch nicht zum Christentum bekehrten Bewohnern der Niederwesergegend leichter Handel treiben konnten als fränkische Kaufleute.

[3]) P. C. J. A. Boeles, Friesland tot de elfde eeuw. (s'Gravenhage, 1951)², S. 394 ff. — W. Jappe Alberts en H. P. H. Jansen, Welvaart in Wording (s'Gravenhage, 1964), S. 23 ff. u. 48 ff.

Schon deshalb ist auch die von Planitz vorgeschlagene Lösung, daß der Einfluß von Dorestad in Bremen gewirkt hat, wobei er das Vorhandensein einer älteren Martinikirche annimmt, wahrscheinlich wenig zutreffend. Die *Vita Anskarii* dürfte auch darauf hindeuten, daß es für Kaufleute aus Dorestad bis ins 9. Jahrhundert hinein nicht ohne Gefahr war, in den heidnischen Norden zu ziehen[4]). Das änderte sich im Laufe des 9. Jahrhunderts; die Bodenfunde zeigen für diese Periode einen sehr deutlichen Zuwachs der westlichen Beziehungen. Es steht wohl fest, daß Mittelfriesland dabei eine Vermittlerstellung einnahm. Wichtig für die Frage nach den Beziehungen Bremens mit Friesland und den übrigen Niederlanden ist das Problem der Verkehrswege und Verkehrsmöglichkeiten. Der Verkehr folgte in jenen Zeiten hauptsächlich dem Wasserweg; erst in späterer Zeit — wie die friesischen Rechtstexte, z. B. die XVII Küren, zeigen — verfügte der friesische Kaufmann nicht nur über Wasser-, sondern auch über Landwege. Der friesischen Küste entlang fuhr man in 8. und 9. Jahrhundert durch die Wattensee ostwärts und kam an den Weser- und Elbe-Mündungen vorbei an die Küste von Schleswig; von da aus erreichte man Haithabu, Ausgangs- und Vermittlungspunkt für den skandinavischen und den Ostseehandel. Wenn auch der Handel mit den Ostseegebieten die Hauptsache war für den aus dem Westen kommenden Kaufmann, und dieser deshalb auch von der Forschung am meisten beachtet wird, so ist doch wahrscheinlich, daß die Gegenden an der Niederweser und der Niederelbe gleichfalls wirtschaftliche Bedeutung hatten. Für die Gegend an der Niederweser könnte man hinweisen auf die Funde auf der Feddersen Wierde in der Nähe von Bremerhaven, die auf eine beachtenswerte Ausübung des im friesischen Gebiet verbreiteten Tuchgewerbes schließen lassen dürften, weiter auf das Vorhandensein des Dorfes Bremen mit seiner für den Handelsverkehr günstigen Lage. Sie beruhte nicht nur auf der Lage an der Weser, sondern auch auf dem Dasein von Landverkehrswegen, über deren Verlauf für diese Zeit leider noch keine sicheren Anhaltspunkte vorhanden sind. Erst für die spätere Zeit läßt sich ein Landweg über Oldenburg — die „Friesische Straße" — nach Friesland und eine Straße über Wildeshausen nach Twente, die „Flämische Straße", genauer feststellen. Aber für die Frühzeit läßt sich nur mit Bestimmtheit sagen, daß es irgendeine Landverbindung mit Friesland und mit Westfalen gab. Letztere schloß eine Verbindung mit den

[4]) W. Jappe Alberts en H. P. H. Jansen, Welvaart in Wording, S. 31.

östlichen Niederlanden ein, wo Deventer, nach neueren Untersuchungen schon in karolingischer Zeit — 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts — ein Handelszentrum bildete. Von mehreren Historikern ist schon darauf hingewiesen worden, daß auch die Entscheidung Karls des Großen, das Dorf Bremen als Bischofssitz zu wählen, davon zeuge, daß der Ort schon vorher einige Bedeutung gehabt habe, daß es daselbst eine Bevölkerungsansammlung gab, über deren Zusammensetzung man zwar auf Grund von Vergleichungen mit anderen Orten nur Vermutungen aussprechen kann, und daß der Ort über Landverbindungen verfügte. Faßt man dasjenige, was über Bremen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts und im 9. Jahrhundert bekannt ist und was sich aus guten Gründen vermuten läßt, zusammen, dann läßt sich die These aufstellen, daß der Ort Bremen in irgendeiner Weise in das damals in starkem Maße in den Vordergrund tretende friesische Handelssystem aufgenommen war. Zu beachten wäre noch, daß Bremen in der Mitte des 9. Jahrhunderts von den Normannen bedroht wurde, was wiederum zeigt, daß der Ort eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung hatte.

*

Nachdem nun versucht ist, aus spärlichen Berichten aus der karolingischen Zeit zu zeigen, daß die Geschichte Bremens sich in jenen Zeiten an einigen Punkten mit der Geschichte der Niederlande berührt und daß weitere Forschungen vielleicht noch etwas mehr Licht in diese Beziehungen bringen könnten, werden wir einige Jahrhunderte übergehen und einiges sagen über eine Entwicklung, welche nicht nur mehr Bekanntheit erlangt hat, sondern auch in stärkerem Maße anhand von genaueren Quellen behandelt werden kann. Gemeint ist die Kolonisation, welche im 12. Jahrhundert in der Umgegend von Bremen von Niederländern in Gang gebracht wurde, die in den Quellen meist Holländer heißen. Von mehreren Forschern ist dieses Problem behandelt worden, und dabei sind besonders die rechtshistorischen, agrargeschichtlichen und dialekt-geographischen Aspekte dieser Kolonisation ins Licht gerückt worden, nicht ohne daß dabei mehrere Kontroversen entstanden sind. Die Tatsachen dürften bekannt sein.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts gibt Erzbischof Friedrich von Bremen-Hamburg bekannt, daß er mit einer kleinen Zahl diesseits des Rheines wohnender Holländer einen Vertrag abgeschlossen hat, in dem er ihnen in seinem Bistum gelegenes, unbebautes und sumpfiges, den

Einwohnern unnützes Land zur Urbarmachung überläßt unter bestimmten, in der Urkunde genau umschriebenen Bedingungen. In dieser auf das Jahr 1106 datierten Urkunde und in den späteren Kolonisationsurkunden ist nur die Rede von *Hollandenses,* welche diesseits des Rheins wohnen — *cis Rhenum commanentes* heißt es in der Urkunde: das heißt wohl Leute, die vorher ihren Wohnsitz in den Gegenden hatten, welche in den Niederlanden nördlich des Rheins lagen[5]). Es ist nun nicht die Absicht, hier eine Zusammenfassung oder eine Besprechung von dem zu bieten, was deutsche Forscher in bezug auf die rechtlichen und agrarischen Grundlagen der Weserkolonien schon dargetan haben, sondern die weitere Ausführung zu beschränken auf die von jenen Forschern nicht oder jedenfalls nicht eingehend behandelten Fragen, nämlich: Inwieweit handelt es sich tatsächlich um Leute aus den Niederlanden, und woher kamen diese Kolonisatoren[6])?

Ludwig Deike hat vor einigen Jahren eine Schrift über die Entstehung der Grundherrschaft in den Hollerkolonien an der Niederweser veröffentlicht. Über die Fragen, mit denen wir uns hier beschäftigen, sagt er: „Im Bereiche der Niederweser und des Erzstiftes Bremen finden sich sieben Kolonisationsurkunden aus dem 12. und aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, die in den Vorzugsbedingungen der Ansiedlung und in einer Reihe von Rechtsnormen große Ähnlichkeit aufweisen. Da in der Urkunde von 1106 Holländer als Bittsteller auftreten, ferner in der Urkunde von 1149 das Recht des *Hollandensis populus circa Stadium* erwähnt wird und außerdem nach Teuchert sprachliche und nach Kersting rechtliche Hinweise vorhanden sind, ist in den von diesen Urkunden vorgezeichneten Siedlungen eine Einwanderung von Holländern anzunehmen." Damit sei — nach Deike — die Berechtigung gegeben, diese Siedlungen als Hollerkolonien anzusehen. Der Rechtshistoriker Rietschl hatte sich schon im Anfang dieses Jahrhunderts mit der bäuerlichen Gründerleihe befaßt und dabei angenommen, daß sie aus den Niederlanden stammte, wobei er sich namentlich auf den Wortlaut der Bremer Urkunde vom Jahre 1106 stützte.

Die deutschen Forscher haben sich seitdem auf diese Feststellung beschränkt und sich mit der Entwicklung des Instituts der „Gründerleihe" und mit der weiteren Geschichte der Hollerkolonisation befaßt.

[5]) Hamb. Urk. B., Bd. I (Hamburg, 1842), Nr. 129: 1106.
[6]) H. van der Linden, De Cope (Assen, 1955).

Von niederländischer Seite hat man diesem Problem nur wenig Beachtung geschenkt, wenn es auch naheliegend war, den Faden, der von Bremen nach den Niederlanden führte, aufzunehmen und zu untersuchen, welcher Gegend er zustrebte. Das war auch nicht so einfach; denn Urkunden, zumal Kolonisationsurkunden wie die Bremer vom Jahre 1106, gab es in den Niederlanden aus den Zeiten vor dem Jahre 1100 nicht. Man müßte, sollte über diese Angelegenheit irgendeine Aussage getan oder irgendein Beweis erlangt werden, zuerst die Möglichkeit einer derartigen Herkunft der Bremer Institutionen feststellen und nachprüfen, damit man wenigstens eine Grundlage für den weiteren Aufbau einer Lösung dieses Problems bekäme.

Die erste Frage wäre, wo und inwieweit in den Niederlanden die Siedlungsverhältnisse und die geographische Lage Kolonisation ermöglichte und sogar dazu nötigte. Die Lage war in dem niederländischen Küstengebiet nördlich des Rheins bis zum Dollart — kurz zusammengefaßt — folgende: Die Geestböden und die Kleiböden — soweit sie in irgendeiner Weise, z. B. durch Höhenlage oder später durch Deiche, gegen Meeresfluten geschützt waren — wurden schon früh, lange vor dem Jahre 1000, besiedelt und für Ackerbau und Viehzucht benutzt. Das gilt nicht nur für die Gegenden in der heutigen Provinz Holland, sondern auch für Friesland und Groningen. Aus zwei Gründen ließ sich in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends ein Fehlen an Kulturböden fühlen: erstens, weil das Meer weiter landeinwärts eindrang und deshalb Kulturboden verlorenging, zweitens, weil die Bevölkerung zunahm und das Bedürfnis an Kulturboden größer wurde. Das gilt nicht nur für den Ackerbau, sondern auch für die Viehzucht: so wurden die Bewohner des Küstengebietes gezwungen, neues Land zu gewinnen. Eine der Möglichkeiten dazu bot — neben Zurückoberung aus dem Meer — das Tiefmoorgebiet in Holland und Friesland, wo ausgedehnte Gegenden unkultiviert und unbenutzt waren. Sie boten Raum für systematische Kolonisation. Da im zehnten und elften Jahrhundert die Bevölkerung anfing, zuzunehmen, wie unter anderem aus den vielen Teilungen von Großkirchspielen und Kirchengründungen hervorgeht, wird auch in jenen Zeiten mit der Binnenkolonisation ein Anfang gemacht worden sein, wahrscheinlich am frühesten in Friesland. Der Legende des heiligen Walfridus nach sollten die Friesen zwischen Lauwers und Dollart damit schon im 9. Jahrhundert begonnen haben. Aber weil der Deichbau, der für die Kolonisation

notwendig war, im allgemeinen später angefangen hat, wird die Zeit, in der die Kolonisation in größerem Umfange begann, etwas später anzusetzen sein. Die Knappheit des Kulturbodens in den altbesiedelten Gebieten führte nicht nur dazu, das Moorgebiet urbar zu machen, vielmehr auch dahin, daß Friesen und Holländer die Urbarmachungsarbeiten organisierten und das gewonnene Land systematisch einteilten.

So wurde das Urbarmachen eine Gemeinschaftsarbeit, deren Ergebnis möglichst gleichmäßig verteilt wurde. Es wurde nämlich ausgegangen von einer Linie, an der die Höfe erbaut wurden, so daß Reihensiedlungen und nicht Einzelsiedlungen entstanden. Das Urbarmachen des Tiefmoors wurde, von dieser Linie ausgehend, in Angriff genommen, und zwar so, daß, ungefähr rechteckig auf der Ausgangslinie, gradlinige, parallele Gräben in das Moor hineingezogen wurden, damit dieses entwässert wurde und dadurch für Viehzucht und in bestimmten Fällen auch für Ackerbau benutzt werden konnte, nämlich dann, wenn die Entwässerung zu einem bestimmten höheren Grad von Trockenheit führte. Dazu kommt noch, daß der Boden im Laufe der Jahrhunderte etwas gesunken ist, so daß anzunehmen ist, daß früher ein Teil des Moores höher lag und sich dadurch für den Ackerbau eignete, an mehreren Stellen ein Urbarmachen also ohne vorhergehenden Deichbau möglich war. Diese Feststellung ist wichtig, weil dadurch der Zeitpunkt *post quem* für den möglichen Anfang des Urbarmachens etwas früher gelegt werden kann.

Dieses ist wiederum wichtig für die Frage, wo das früheste Urbarmachen des Tiefmoores stattgefunden haben könnte, oder wie man auch wohl sagen könnte: wo die Methode dafür erfunden worden ist. Nun ist es wohl sicher, wenn auch nicht anhand von urkundlichen Zeugnissen nachzuweisen, daß sich in dem holländischen und friesischen Tiefmoorgebiet Siedlungen und Urbargemachtes, wie eben umschrieben, befanden, und zwar schon vor dem Jahre 1100.

Später findet man sie auch in anderen Gegenden der Niederlande, wo man bis zum heutigen Tage die Reihendörfer in den alten Kolonisationsgebieten noch deutlich erkennen kann. Auch in Ostfriesland verbreitete sich diese Urbarmachungsmethode. Ein Bild dieser Moorkolonisation wird uns in der Egilsaga gegeben, wo von dem Lande der Friesen im 10. Jahrhundert gesprochen wird. Es wird da von einem durchaus flachen Lande erzählt, das, soweit man sehen konnte, mit

Wiesen bedeckt war und gleichmäßig eingeteilt von Wassergräben, wodurch die Wiesen entwässert wurden. Über die Gräben waren manchmal ganz einfache Holzbrücken geschlagen[7]). Für die Moorgebiete in Holland zwischen Leiden und Utrecht gibt es auch Andeutungen vom Urbarmachen des bis dahin unkultivierten Tiefmoores. In einer Urkunde des Jahres 1063 und in Güterverzeichnissen des Klosters Echternach aus dem 11. Jahrhundert werden Kapellen in Rijnsaterswoude, Leimuiden und Esselijkerwoude erwähnt. Man darf aus dem Vorhandensein dieser kleinen Kirchen mit Sicherheit schließen, daß die genannten Moorsiedlungen vor dem Jahre 1063 bestanden[8]). Sie waren nicht die einzigen in diesem Moorgebiet östlich von Leiden. Genau dieselbe Struktur zeigen die dort gelegenen Dörfer Friezekoop und Kudelstaart und noch einige andere. Und eine Urkunde des Jahres 1085 zeigt, daß die Domänen des Grafen von Holland sich schon weit nach Osten hin erstreckten, so daß alle diese Dörfer auf gräflichem Besitz lagen. Die Geschichte dieser Kolonisation ist von dem niederländischen Rechtshistoriker van der Linden zum ersten Male ausführlich erforscht worden, und dadurch hat er die Möglichkeit eröffnet, neues Licht auf die Frage zu werfen, wo die Bremer Kolonisation ihr Beispiel gefunden haben könnte und inwieweit das System der Bremer Siedlungen mit dem der niederländischen Siedlungen übereinstimmte. Van der Linden hat im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß der Graf von Holland schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, also lange vor der Bremer Kolonisation, den Kolonisten Moorboden zum Urbarmachen zur Verfügung gestellt hat, unter Bedingungen, welche im Mittelalter mit dem Namen *Cope* zusammengefaßt wurden. Die Untersuchungen van der Lindens haben unter anderem die für unser Thema wichtige Feststellung ergeben, daß es zwischen der Systematik des Urbarmachens in den holländischen und Utrechter Moorgebieten einerseits und dem System der Bremer Kolonisation anderseits, viel Übereinstimmung gab. Die Breitenzahl der Bremer Kolonistenhufe — 30 Königsruten — war auch in dem neugewonnenen Land in dem Grenzgebiet von Holland und Utrecht die gebräuchliche. Die Tiefe, oder deutlicher gesagt: die Zahl der Tiefenmaße der Hufen im Bremer Land — nämlich 720 Königsruten — stimmte in vielen Fällen überein mit der Tiefe der Hufen in den holländischen Moorkolonien. Die nieder-

[7]) Vgl. W. Jappe Alberts en H. P. H. Jansen, Welvaart in Wording, S. 69 ff.
[8]) Vgl. H. van der Linden, De Cope, S. 38—70.

ländischen Kolonisten haben ohne Zweifel diese Zahlen und die Methode des Urbarmachens aus ihrem Lande nach Bremen mitgebracht.

Das war aber noch nicht alles. Denn nähere Untersuchungen van der Lindens haben dargetan, daß die in der Urkunde vom Jahre 1106 genannten *quidam cis Rhenum commanentes, qui dicitur Hollandi* nicht nur System und Hufenform, sondern auch die Rechtsform, nämlich die bäuerliche Gründerleihe, mitgebracht haben — eine Rechtsform, welche bedingt war durch die Tatsache, daß man mit dem herrschaftlichen Bodenregal zu tun hatte.

Das Ergebnis wäre in bezug auf das Urbarmachen der sogenannten „Hollerkolonien" also die Feststellung, daß es bei ihnen eine deutliche Übereinstimmung mit den holländischen-friesischen Moorgebieten gab, wo das System des Urbarmachens schon vor dem Jahre 1100 Anwendung fand, und weiter, daß sich die Ordnungen in dem Bremer Kolonisationsgebiet eng an die Verhältnisse in dem holländischen Gebiet östlich von Leiden anschlossen. Es sei nur noch bemerkt, daß die Art der Parzellierung an beiden Stellen ziemlich genau übereinstimmte und daß auch die Rutenzahlen für Breite und Tiefe der Parzellen durchweg die gleichen waren, die Länge der Rute aber unterschiedlich. Die *virga regis* im Bremer Land war vermutlich etwas größer als die rheinländische Rute, welche in Holland gebräuchlich war. Mit Dopsch soll man annehmen, daß die Königsrute im Bremer Kolonistengebiet als ein lokales Maß betrachtet werden muß. In Holland und Friesland war sie jedenfalls unbekannt.

Zu stellen wäre noch die Frage nach dem Umfang der holländischen Einwanderung. In der Urkunde vom Jahre 1106 werden zwar nur fünf holländische Bauern genannt; aber es fragt sich, ob mit ihnen nicht noch mehrere andere gekommen sind, so daß man mehr oder weniger mit einer Auswanderung von Bauern aus Holland zu rechnen hätte.

Aus mehreren Gründen ist das aber wenig wahrscheinlich. Als erster: Weil im Anfang des 12. Jahrhunderts die Kolonisation in den holländischen Moorgebieten und auch in dem nahe gelegenen Friesland in vollem Gange war. Im 11. und 12. Jahrhundert wurde ein sehr großer Teil der niederländischen Moorgebiete urbar gemacht. Noch im 13. und 14. Jahrhundert wurde diese Arbeit fortgeführt. Eine Auswanderung gerade im 11. Jahrhundert war am wenigstens notwendig; von einem Bevölkerungsüberschuß war keine Rede. Betrachtet man nun dazu noch die Chronologie und den Umfang der Urbarmachungen in dem Gebiet

zwischen Leiden und Utrecht, wie van der Linden sie festgestellt hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß viele Bauern d a f ü r in Anspruch genommen wurden.

Der zweite Grund, eine Auswanderung größerer Zahlen von Bauern aus Holland in jener Zeit wenig wahrscheinlich zu achten, liegt darin, daß sämtliche Quellen darüber schweigen, nicht nur die Urkunden, sondern auch die Chroniken. Hätte es eine größere Auswanderung gegeben, so wäre das wahrscheinlich nicht unerwähnt geblieben. Nun ist es zwar gefährlich, mit dem *argumentum ex silentio* zu arbeiten; aber in diesem Falle, wo es kräftig von agrargeschichtlichen und demographischen Tatsachen unterstützt wird, dürfte es erlaubt sein, es ergänzend anzuführen. Es kann noch hinzugefügt werden, daß die Auswanderung einer größeren Zahl von Bauern, denen doch wahrscheinlich die Freizügigkeit fehlte, höchstwahrscheinlich rechtliche Voraussetzungen gehabt hätte, die in den Urkunden in Spuren zu merken gewesen wären. Dazu kommt noch, daß nur die spätere Auswanderung in den Quellen erwähnt wird. Es bleibt nun noch der scheinbare Gegensatz zu lösen, darin bestehend, daß der Anfang der Bremer Kolonisation den in der Urkunde vom Jahre 1106 genannten Holländern zuzuschreiben ist, eine Einwanderung von größeren Gruppen von Holländern aber als höchst unwahrscheinlich zu gelten hat.

Die Lösung könnte die folgende sein: Es war in dem Anfang der Bremer Kolonisation nur die Rede davon, daß eine kleine Gruppe von holländischen Sachverständigen nach Bremen kam, um einen Teil der unkultivierten, den Einwohnern unnützen *terra paludosa* urbar zu machen und damit das von Holländern und Friesen erfundene, mit Erfolg angewandte System im Bremer Lande bekanntwerden zu lassen und es die Einwohner zu lehren. Erst später, frühestens im 13. Jahrhundert, vielleicht noch etwas später, ist von Einwanderung im größeren Umfang die Rede. Das Lied, in dem es heißt:

Naar Oostland willen wy rijden,
naar Oostland willen wy mede,
daar over die grote heide,
daar is er een beter stede;

ist jedenfalls aus späterer Zeit, und es hängt auch nicht mit Wüstungen zusammen, die es in den Niederlanden höchstwahrscheinlich nicht oder kaum gegeben hat. Man könnte zu dem Problem der Hollerkolonisation

auch noch die Frage aufwerfen, warum es gerade Holländer und keine Friesen, die viel näher bei Bremen wohnten, waren, die als Pioniere auftraten. Eine genaue Antwort auf diese Frage ist wahrscheinlich nicht möglich. Nur soll auf die Möglichkeit hingewiesen werden, daß es für Friesen, die in ihrem Lande ohne Landesherrn und ohne feudale Institutionen eine nahezu völlige Freiheit hatten, weniger reizvoll war, unter fremden Herren zu kolonisieren [9]).

*

Wie bekannt, blieben Schwierigkeiten in den neuen Kolonisationsgebieten nicht aus, so die Stedingeraufstände. Sie bieten uns die Gelegenheit, etwas weniger Bekanntes zu unserem Thema, der Geschichte der Beziehungen Bremens mit den Niederlanden, beizutragen. In zweierlei Hinsicht führt uns eine Betrachtung der Stedingeraufstände zu der Erwähnung dieser Beziehungen.

Erstens, weil in dem letzten Stedingeraufstand, der im Jahre 1234 mit der Niederlage der Stedinger Bauern bei Altenesch endete, der Herzog von Brabant und die Grafen von Holland, von Kleve und von Geldern dem Bremer Erzbischof zur Seite standen. Bischof Wilbrand von Utrecht hat sich nicht mehr an diesen Kampf beteiligt, da er im Jahre 1233 und nicht im Jahre 1234, wie Schumacher, der Historiker des Stedingeraufstandes, annimmt, in Zwolle gestorben war. Sein Nachfolger, Otto III. von Holland, konnte nicht in den Stedingeraufstand eingreifen, weil er in jenen Jahren mit den aufständischen Drentern zu tun hatte. Mit Hilfe der vorhin genannten niederländischen Fürsten wurden die Stedinger vernichtet. Ihr Aufstand bietet eine Parallele zu dem der Drenter gegen ihren Bischof, nämlich den von Utrecht. In diesem Aufstande wurde der Bischof Otto II. von Utrecht, ein Bruder des Bremer Erzbischofs, im Jahre 1227 in der Schlacht bei Ane im südlichen Drente totgeschlagen, was die niederländischen Fürsten um so mehr veranlaßt haben mag, dem Bremer Kirchenfürsten beizustehen, als dieser sie um Hilfe angehen ließ. Er konnte seinen Vernichtungskampf gegen die Bauern, der sich aus deren Ablehnung der vom Erzbischof verlangten Zehntzahlung entwickelt hatte, den mit päpstlicher Zustimmung gepredigten „Kreuzzug" nur führen, weil ihm aus den Niederlanden in reichem Maße Hilfe zuströmte.

[9]) Vgl. Handboek van de Geschiedenis van Friesland (Bolsward 1968), Kap. VI.

Wie aus der Chronik des Abtes Emo von der friesischen Abtei Wittewierum hervorgeht, waren es namentlich die Dominikanermönche, die sich um diese Kreuzpredigt in den Niederlanden bemühten. In Holland, Brabant, Flandern, Geldern und Utrecht hatten sie Erfolg; aber in Groningen, besonders in Appingedam und Umgegend, wo sie auch versuchten, die Bevölkerung gegen die Stedinger in Bewegung zu bringen, blieb ihnen der Erfolg versagt. Die Friesen aus Fivelgo waren den Freiheitsideen der Stedinger Bauern anscheinend genügend verbunden, um sich dem Aufruf zum Kreuzzug zu entziehen. Aber diese Verbundenheitsgefühle gingen nicht so weit, daß die Leute aus Groningen den Stedingern Hilfe geleistet hätten, möglicherweise nicht, weil sie mit Kirchenbann und Interdikt bedroht wurden. Nur nach der Schlacht bei Altenesch durften sie Flüchtlingen Unterkunft geboten haben. Für die Drenter, die von den Kreuzpredigern den Stedingern in Gottlosigkeit gleichgestellt und auch als Mordbrenner und Ketzer gekennzeichnet wurden, war es unmöglich, den bedrängten Stedingern zu helfen. Denn sie standen damals noch in einem schweren Kampf mit dem Bischof von Utrecht, der in den Jahren 1227—1234 geführt wurde und noch nicht beendet war, als sich die letzte Phase des Stedingeraufstandes abspielte. Wahrscheinlich hat das traurige Los der Stedinger Bauern in Drente tiefen Eindruck gemacht; die Drenter unterwarfen sich ihrem Bischof und baten um Frieden.

Dieser Aufstand der Drenter, der uns aus einer sehr zuverlässigen zeitgenössischen Quelle, der *Narracio de Drenthe,* genau bekannt ist, bietet eine Parallele zum Stedingeraufstand[10]). Es würde sich lohnen, diese Parallele etwas ausführlicher herauszuarbeiten. Denn die in ihr beschlossene Tendenz, das durch Urbarmachung und Kolonisation verursachte Streben nach größerer Freiheit für die Bauernbevölkerung, liegt nicht nur den Ereignissen im Stedingerland und in Drente zugrunde, sondern zeigt sich in fast übereinstimmender Weise auch in vielen anderen Gegenden. Sie ist so sehr von allgemeiner Bedeutung, daß sie von dem französischen Historiker Halphen *renaissance agricole* genannt worden ist. Jedenfalls war diese Tendenz eine Begleiterschei-

[10]) Quedam Narracio de Groninghe, de Thrente, de Covordia et de diversis aliis, herausgg. von C. Pijnacker Hordijk. Werken Hist. Genootschap, N.S. Nr. 49 (Amsterdam 1888). — H. J. Dieperink, De Drentse opstand tegen het bisschoppelijk gezag in 1227. In: Studien betreffende de Geschiedenis van Oost-Nederland (Groningen, 1953), S. 1—36.

nung dieser Wiedergeburt. Man hat den Aufstand der Bauern in Drente zu Unrecht dem Versuch des Utrechter Bischofs zugeschrieben, das Höfesystem in Drente auszubreiten.

Er hätte beabsichtigt, so wurde gesagt, seiner landesherrlichen Macht in Drente dadurch einen festeren Grund zu geben, daß die Zahl der bischöflichen Höfe vergrößert, der Bauer damit in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht wurde. Aber ein derartiger Versuch, den freien Bauern ein System, das dem Zuge der Zeit nicht mehr entsprach, aufzuzwingen, ist höchst unwahrscheinlich. Bei näherer Betrachtung stellt sich denn auch heraus, daß es vielmehr um etwas anderes ging, nämlich um die Erhebung des Zehnten und um die Zahlung des vierjährigen *commune servicium*. Der Vorgänger von Bischof Otto von Lippe hatte gegen einmalige Zahlung eines Geldbetrages seine Ansprüche auf diese Erhebungen aufgegeben. Aber Bischof Otto versuchte sie wieder einzuführen. Die Bauern in Drente verweigerten diese Zahlungen, und so entbrannte hier der Kampf. Auch in dem Aufstand der Stedinger spielte die Verweigerung der Zehntzahlung eine wichtige Rolle, und so ist es deutlich, daß die Stedingerbewegung nicht ein auf sich gestelltes Ereignis ist, sondern im Lichte einer allgemeinen, sich auch in den benachbarten Niederlanden, z. B. in dem auch zum weltlichen Gebiet des Bischofs von Utrecht gehörenden Overijssel, geltend machenden Bewegung betrachtet werden soll. Die Gleichstellung von Drentern und Stedingern in Ungehorsamkeit ihrem Bischof gegenüber und in Gottlosigkeit nach Aussage der gegen sie gerichteten Kreuzpredigt deutete darauf hin, daß die Zeitgenossen diesen Zusammenhang schon richtig eingeschätzt hatten.

*

Zum Schluß ist noch hinzuweisen auf eine Reihe von Beziehungen, welche eine große Zahl von niederländischen Städten mit Bremen unterhielten, und zwar deshalb, weil sie Mitglied der Deutschen Hanse waren. Diese Verbindungen zeigen sich besonders in den ostniederländischen Städten und führen häufig genug auch nach Bremen. Die Stadtrechnungen von Nijmegen, Arnhem, Zutphen und Deventer erwähnen mehrfach Reisen von Städtevertretern und Boten nach Bremen in Angelegenheiten verschiedener Art.

Die Stadt Kampen verwahrt in ihrem reichen Archiv eine Reihe von Verträgen und Briefen, welche von regelmäßigen Beziehungen in wirt-

schaftlichen und politischen Angelegenheiten zeugen[11]). Darunter sind Akten über einen Konflikt zwischen Harderwijk und Bremen über eine Ladung Stockfisch, in dem die Städte Kampen, Deventer und Arnheim als Vermittler auftraten, und andere über einen Streitfall zwischen Bremen und Antwerpen, in dem Kampen eine Lösung vermittelte; daneben finden sich Urkunden über Schuldverhältnisse und Schuldverträge zwischen Bürgern von Bremen und von Kampen. Auch gibt es Briefe, aus denen hervorgeht, daß Bremer Bürger sich Renten in Kampen kauften. Nicht nur im Kamper Archiv, sondern auch in den Archiven der übrigen ostniederländischen Städte findet man manche Spuren von derartigen Beziehungen mit Bremen. Blickt man noch weiter, dann entdeckt man auch bald Nachrichten über Beziehungen zwischen Bremen und den holländischen Städten im Mittelalter. Auffällig ist es, daß sich, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Beziehungen der friesischen Städte mit dem Ostseegebiet sparsamer werden, gerade die Frieslands mit Bremen und Hamburg als dauerhaft erweisen. Das wird damit zusammenhängen, daß der friesische Handel im Laufe des 14. Jahrhunderts immer mehr von den Ysselstädten aus dem Ostseeverkehr verdrängt wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich der friesische Kaufmann deshalb mehr nach Bremen und Hamburg wandte. Die Ausfuhr von Käse nach Bremen und Hamburg behielten die Friesen jedenfalls in ihrer Hand. Es waren namentlich die Bürger von den friesischen Städten Leeuwarden, Sneek und Bolsward, die diese Beziehungen unterhielten.

Der Handel der ostniederländischen Städte mit Bremen erfolgte nicht nur zu Wasser, sondern benutzte auch den Landweg. Der Hauptweg führte, wie Wercerka anhand von Reiserechnungen und Reiseberichten ausgeführt hat[12]), von Deventer über Oldenzaal, wo ein Nebenweg aus Zwolle sich anschloß, nach Nordhorn, Lingen, Cloppenburg und Wildeshausen, von wo man nach Bremen kam. Auch die Stadt Groningen und das weiter westlich gelegene Friesland waren durch einen Landweg über Oldenburg mit der Weserstadt verbunden.

Es waren aber nicht nur Handelsgeschäfte und politische Angelegenheiten, die Beziehungen zwischen Bremen und den Niederlanden zur

[11]) De Archieven van de Gemeente Kampen, uitgeg. door J. Don, Bd. I (Kampen, 1963).

[12]) Bruns-Weczerka, Hansische Handelsstraßen (Weimar, 1967), Textband, S. 364 ff.

Folge hatten. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß in mehreren niederländischen Stadtrechnungen des späteren Mittelalters von Besuchern aus Bremen gesprochen wird, unter anderem von den Bremer Stadtmusikern, den Bremer *pipers*, die in verschiedenen niederländischen Städten bei den nicht seltenen Festlichkeiten auftraten. So erwähnt z. B. die Deventersche Kämmereirechnung vom Jahre 1447 Zahlungen an *der Stadt drie pipers van Munster, der stadt drie pipers von Zwolle, der stad van Bremen drie pipers, der stadt vijf pipers van Mechelen, ons heren van Utrecht drie pipers*, also eine recht internationale Musikgesellschaft, welche deutlich zeigt, daß es sich bei den städtischen Beziehungen im Mittelalter nicht nur um Geschäfte, sondern auch um die besseren Dinge des Lebens handelte.

*

Diese Übersicht über die mittelalterlichen Beziehungen zwischen Bremen und den Niederlanden ist natürlich nicht vollständig. Vollständigkeit ist auch nicht möglich: erstens, weil diese Beziehungen viel zu umfassend sind, um in einem kurzen Beitrag behandelt zu werden, zweitens, weil manches noch näher untersucht werden muß, bevor eine weitere Zusammenfassung möglich sein kann.

Das niederländische Kampen als althansische Schiffahrts- und Reederstadt — eine Parallelfall zu Bremen[1]).

Von Johann Don

Der Blick auf die Stadt Kampen mit ihrer eindrucksvollen Ijsselfront bietet immer eine fesselnde Silhouette von Türmen, Kirchengebäuden, Toren und Kaufmannshäusern: ein faszinierendes und unvergeßliches Bild. Nimmt es wunder, daß Jahrhunderte hindurch Maler und Zeichner, Dichter und Poeten vom mächtigen Stadtbild ergriffen wurden und in ihren Werken seine Schönheit schilderten?

Auf den hohen Sandrücken zwischen den Armen des Ijsseldeltas wuchs durch den eisernen Fleiß ihrer Einwohner in wenigen Jahrhunderten eine Ortschaft zu einer weithin berühmten Stadt heran. Die Menschen, die sich hier niedergelassen hatten, wußten sich im Laufe der Zeit Privilegien zu erwerben, durch die sie gegen ihre Umgegend geschützt wurden. Der mittelalterliche Mensch blickte nicht über seine eigene kleine Gemeinschaft und empfand kaum ein nationales Band. Lediglich die Wirtschaftsbelange vereinten diese Menschen in Korporationen oder Genossenschaften, die Handwerker in ihren Gilden, die Kaufleute in der Hanse.

Für die Entwicklung der niederländischen Städte ist besonders das 13. Jahrhundert von größter Bedeutung. Beeinflußt von den sich immer ändernden gesellschaftlichen Verhältnissen, bekamen in jenem Jahrhundert viele Ortschaften Stadtrecht vom Landesherrn, der dieses manchmal freiwillig verlieh, oft aber mehr oder weniger dazu gezwungen wurde. Wahrscheinlich geschah dies für Kampen bereits vor dem Jahre 1230 durch den Bischof von Utrecht. Da der Stadtbrief verlorengegangen ist, kann leider das genaue Datum nicht mehr festgestellt werden.

Für die Entwicklung der Stadt waren mehrere Voraussetzungen gegeben: ein fruchtbarer Boden, der eine Bauernbevölkerung ernähren konnte, viel fischreiche Gewässer und dann im besonderen die vorteilhafte Lage an der Ijssel und der Zuidersee.

Die Ijssel war bereits im späten Mittelalter ein gut schiffbarer Fluß und daher eine Handelsstraße von Bedeutung.

[1]) Vortrag, gehalten am 25. Oktober 1965 vor der Historischen Gesellschaft zu Bremen im Großen Saal des Schütting als Gabe der Niederlande zur Feier „1000 Jahre Bremer Kaufmann".

Nach 1250 hat sich die unmittelbare Umgegend Kampens, großen Wasserfluten zufolge, stark geändert. Der Flevosee, nachher das Almere, war verschwunden; die Zugänge zu der Nordsee, das Vlie und das Marstief, waren breiter geworden, die Schiffahrtsmöglichkeit besserte sich.

Durch das Vlie bewegt sich in der folgenden Zeit der Handel der zuiderseeischen Städte nach der Nord- und Ostsee, teilweise auch in die Städte am Rhein. Vor allem Kampen mußte auf die Sicherung der Schiffahrt an dieser Wasserstraße sehen. Die Stadt schloß 1323 mit der Gemeinde auf der Insel Terschelling zum Schutze der Einfahrt einen Vertrag ab, worin sie die Erlaubnis erhielt, ein Seezeichen — *voerhuys of eyn marke* — zu errichten, zu dessen Bau sie die Steine und Balken selbst bezahlte; dafür sollten die Kampener Güter und Schiffer dieses Seezeichen abgabenfrei passieren dürfen; auch sollte es Kampen gestattet sein, später ein zweites Zeichen zu bauen.

Das Marstief kam für die Schiffahrt erst in sehr viel späterer Zeit in Betracht, da es wahrscheinlich im früheren Mittelalter noch nicht eine Öffnung der Zuidersee zwischen Nordholland und Texel bildete, sondern nur ein Fluß war, der Westfriesland von Holland trennte. Es wird als Meeresarm (Durchfahrt) zum ersten Male 1303 erwähnt. Kampen legte 1358 hier die ersten Tonnen. Das Marstief trat an Bedeutung aber noch gegen das Vlie zurück.

Dadurch, daß die Zuidersee leichter befahren werden konnte, gewann der Handel an Bedeutung. Kampen wurde zum Ausfuhrhafen eines bedeutenden Hinterlandes; aber gleichzeitig spielte es eine Vermittlerrolle zwischen West und Ost. Seine Schiffe und der mit ihnen betriebene Handel, wobei Flandern, Frankreich, später sogar die Küsten Spaniens und Portugals, Englands und Schottlands einerseits und die Ostseeländer andererseits befahren wurden, haben seine schnelle Entwicklung gefördert. Die Ost- und Westfahrt konnten sich gegenseitig auffüllen und nähren. Dabei gab es natürlich Zeiten des Heraufkommens, der Blüte und des Abstiegs.

Bereits vor 1300 befanden sich Kampener Bürger in mehreren ausländischen Städten, mit denen in späteren Jahren ein lebhafter Handelsverkehr aufblühte. Ältesterwähnt sind die Sundgegenden, besonders die Halbinsel Schonen mit Skanør und Falsterbo, Ellenbogen oder Malmö und Dragør auf Amager. Das Kampener Archiv besitzt noch die

besiegelte Originalurkunde des *Abel dei gracia Danorum Slavorumque rex, dux Jucie* vom 24. September 1251 *ab his qui Umlandsfarae dicuntur,* in der das Strandrecht für die „Ommelandfahrer" verbrieft wird und Zölle für die Märkte von Skanør festgelegt werden. In einer anderen Urkunde vom 25. September 1251 wird den Ommelandfahrern erlaubt, ihre Güter zu bestimmten Stunden an Feiertagen in Skanør ans Land zu bringen und zu transportieren. Das Vorhandensein dieses wichtigen Privileges im Kampener Archiv berechtigt zu der Vermutung, daß 1251 bereits Einwohner der Stadt an der Fahrt teilnahmen und die Märkte Skanørs besuchten. 1251 werden also Seefahrer genannt, die durch das Umsegeln der jütischen Halbinsel die Bezeichnung „Umlandsfahrer" führten. Allerdings ist fraglich, ob jene Menschen von 1251 es als etwas Neues empfanden, daß Kap Skagen umsegelt wurde, oder ob sie bereits dem Herkommen folgten. Doch darf man wohl annehmen, daß die Umlandsfahrt zu Handelszwecken eine Errungenschaft des 13. Jahrhunderts war und daß erst dann das Kattegat und der Øresund zu einer eingefahrenen Schiffahrtsstraße zwischen Nord- und Ostsee wurden. Die Schwierigkeiten der Navigation, die Häufigkeit des Besuchs der Straßen am Fuße der jütischen Halbinsel warnen davor, die ausgebildete Sundfahrt früher anzunehmen.

Unter den auswärtigen Verkehrsplätzen spielte Schonen eine hervorragende Rolle. Mit dem an seiner Südwestküste in ungeheurer Menge gefangenen Hering, der damals ein unentbehrliches Nahrungsmittel breiter Volksschichten bildete, wurde ein ansehnlicher Handel getrieben, der Fischer und Kaufleute in gleicher Weise bereicherte. Schonens großer derzeitiger Wert steckt nicht weniger in den Jahrmärkten, die von vielen Kaufleuten aus aller Herren Ländern besucht wurden und die daher ein Handelszentrum für ganz Nord- und Westeuropa wurden.

Die vorteilhafte Lage, gleichsam auf der Grenze zwischen Nord- und Ostsee, förderte diesen Austausch von Handelswaren. Der Hering war das wichtigste Ausfuhrgut; aus den Niederlanden und später aus Frankreich wurde das benötigte Salz herangeführt; die Rheingegenden und Frankreich lieferten Wein, Westfalen Leinen und Stahl, Flandern und England Wolle und Tuch, Norddeutschland, u. a. Bremen und Hamburg, Bier, Dänemark Butter und Fleisch; aus den Ostseeländern Preußen und Livland kamen Getreide, Holz, Pech, Teer, Flachs, Felle, Rauchwerk und Wachs, aus Schweden Erz, aus Norwegen Stockfisch.

Kampen hatte einen regen Anteil an diesem Verkehr. Der Hering wurde von Kampener Schiffern nach den Rheingegenden, nach Westfalen, Flandern, Frankreich, England, Norwegen, Dänemark, Norddeutschland, Preußen und Livland gebracht. Kampen hatte sogar auf Schonen, wie auch Bremen, seine eigene *vitten* (Faktoreien); nachher besaß die Stadt einen eigenen Markt, stellte einen Vogt an und stiftete eine Kirche. Den Vögten war die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den anwesenden Kampener Bürgern übertragen.

Auch Norwegen wurde schon im 13. Jahrhundert von Kampener Kaufleuten besucht. In den Streitigkeiten zwischen König Erik und mehreren Städten wurde auch Kampen erwähnt, und 1289 wurde seinen Bürgern Handelsfreiheit in Norwegen bewilligt. Als nach einigen Jahren, wegen scharfen Vorgehens gegen Seeräuber, ein Streit zwischen dem König und den Hansestädten drohte, war auch Kampen einbezogen, und bei den Unterhandlungen in Tønsberg, wodurch der Frieden wiederhergestellt wurde, war die Ijsselstadt gleichfalls vertreten.

Im Jahre 1313 wurde den Kampener Bürgern freier Handel in Schweden gewährt, ein Jahr nachher Ausfuhr für eine Zeit von zehn Jahren gegen einen Festbetrag und Kahlschlaggenehmigung.

Aber auch in der näheren Umwelt Kampens war sein Verkehr von Belang. Es ist weniger bemerkenswert, daß zwischen den verschiedenen Ländern des Bischofs von Utrecht seit 1292 Zollfreiheit bestand; aber daß auch Holland, Seeland, Flandern und Brabant Kaufleuten aus Kampen Handelsvorteile gewährten, ist es sehr.

Graf Floris V. erteilte ihnen im Jahre 1276 sehr wichtige Vorrechte. Vermutlich besuchten die Schiffe anfangs nur einige Orte. Aber Wilhelm, Graf von Hennegau, Holland und Seeland, Herr von Friesland, gewährte im Jahre 1304 den Kampenern, die bis dahin ihre Ware nach dem Zwijnhafen zu transportieren pflegten, neue Privilegien, außerdem Zollfreiheit und Vorrechte bei Schiffbruch, unter der Bedingung, daß sie hinfort die Häfen Dordrechts und andere anlaufen würden.

England, wo wir im 13. Jahrhundert nur selten niederländischen Kaufleuten begegnen, ist vorher schon von Kampenern besucht worden. Im Jahre 1294 erwarb Kampen für die Dauer eines Jahres Handelsfreiheit in England.

Für die Beziehungen zu Frankreich ist wichtig, daß 1295 der freie Handelsverkehr zwischen Flandern und Kampen, geradeso wie mit

anderen Städten, unter ihnen Bremen, Hamburg, Lübeck, vom französischen König Philip V., der damals einen entscheidenden Einfluß im flämischen Land besaß, gewährt wurde. Kampen hatte also vollen Anteil an der Hochblüte der Wirtschaft, insbesondere des Handels, der sich hier entwickelte.

Im reichen Flandern tauschte man die Gewürze und Gewebe des Orients, die Früchte und Weine des Südens und Westens, die flandrischen Tuche und andere Güter der verfeinerten Kultur des Rheindeltas mit den kostbaren Pelzen des Nordostens, den Fischen der nordischen Gewässer, dem Getreideüberschuß, dem Holz und den Gewerbeerzeugnissen Nieder- und Oberdeutschlands. Im besonderen waren es die nordniederländischen Schiffer und Kaufleute, die an diesem weitgespannten Verkehr teilnahmen, so die aus Kampen.

Auch in politischer Hinsicht spielte Kampen innerhalb seiner Beziehungen zu Flandern und den flämischen Städten eine besondere Rolle. Im harten wirtschaftlichen und politischen Kampf zwischen Flandern und der Hanse (1358—1360) ergriff es die Partei Flanderns und der flämischen Städte. Es wußte sich diese Sonderstellung sehr zu Nutzen zu machen und konnte seine vorher vom Grafen von Flandern und von den flämischen Städten erworbenen Privilegien vergrößern.

Dies gipfelte am 13. Mai 1361 in der Gewährung des *Groot-Privilege van Vlaanderen* durch Ludwig, Grafen von Flandern. Die Urkunde vom Großprivileg stellt einen wertvollen Besitz des Stadtarchives von Kampen dar. Wiederholt mußte Kampen leider auch an einst erworbene Rechte erinnern. Bei einem Streit über das Stapelrecht äußerte die Stadt am 28. April 1507 den Ältesten von Brügge gegenüber ihr Befremden, daß eine Stadt, die viele Privilegien und Freiheiten mit großer Energie und großem Kostenaufwand erworben habe, mehr als andere Hansemitglieder, jetzt noch mehr als die anderen Städte belastet werde.

Ein besonderer Schwerpunkt des westfälischen Handelsverkehrs kam dem niederländischen Gebiet an der Ijssel zu. Hier waren es vor allem die sogenannten „Drei Städte" Deventer, Kampen und Zwolle, die Beziehungen aller Art zu den östlichen Nachbarlanden pflegten. Andererseits besaß aber auch die Ijssel mit ihren günstig gelegenen Hafenplätzen für die Westfahrt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für den westfälischen Fernhandel. Für den Handelsverkehr im Westfälischen war die Straße wichtig, die weiterhin an Rheine und

Osnabrück vorbei ostwärts nach Braunschweig und Magdeburg geführt haben muß, sowie der Hellweg, der am Nordrand des Mittelgebirges vorbei über Dortmund, Soest und Paderborn gleichfalls nach Braunschweig und Magdeburg führte.

Auf der großen Verkehrslinie in die Nord- und die Ostsee standen ebenso viele Querverbindungen, all die Wege, welche von Rhein, Weser, Elbe, Oder, Weichsel und Düna gebildet wurden. Längs der Flüsse fanden die Erzeugnisse aus dem Binnenland ihren Weg nach dem großen Seeverkehr; natürlich ging längs dieser Flüsse auch ein Warenstrom landeinwärts.

Der Rhein war eine solche quere Binnenwasserstraße. Er war am wichtigsten von allen. Köln war hier der große Handelsmittelpunkt. Von dort ging der Verkehr nach Westen. Nach Norden suchte der Rheinverkehr seinen Weg längs der Ijssel. Flußmündungsstädte waren an diesem Wege Deventer und Kampen. Sie waren die Vermittler zwischen dem Fluß- und Seeverkehr. Sehr intensiv war die Verbindung mit Kampen, „dem wichtigsten Hafen, den Köln auf dem Kontinent für seine direkten Verschiffungen nach dem Osten hatte".

Unter allen Ijsselstädten, man darf wohl behaupten allen niederländischen Handelsstädten des 13. Jahrhunderts, machte Kampen die bemerkenswerteste Entwicklung durch. In den meisten der erwähnten Länder stand es unter den niederländischen Städten an der Spitze der Verkehrsteilnahme.

Auf Schonen war Kampen eine der erstprivilegierten, in Norwegen, der Meinung der wendischen Städte nach, die meistbeteiligte, in Flandern, nach dem französischen König, eine der wichtigsten; in Holland erweist es sich außerdem als die eindrucksvollste Ijsselstadt.

Kampen spann seine Fäden in Handel und Verkehr nach allen Richtungen, über Land und Meer. Seine Farben, Weiß und Blau, sah man auf allen damals befahrenen Schiffahrtsstraßen.

Die größte Entwicklung im Handel weist Kampen im 14. Jahrhundert auf. Es wurde zu einer der wichtigsten Handelsstädte der nördlichen Niederlande, zu einer Stadt, die den Vergleich mit norddeutschen Hansestädten glänzend bestehen konnte.

Von allen Verbindungen war die Fahrt nach Schonen weitaus die wichtigste, und sie ist es geblieben. Aber es ist unmöglich, zu sagen, daß Kampen bereits im 13. Jahrhundert Mitglied der Hanse gewesen ist, weil Hansestadt damals kein scharf umrissener Begriff war und

keine Dokumente aus jener Zeit die Mitgliedschaft beweisen. Wohl können wir erklären, daß es freundschaftliche Beziehungen zu den norddeutschen Städten Bremen, Hamburg und Lübeck gepflegt hat und daß es in den nordischen Angelegenheiten mit diesen Städten zusammenarbeitete.

Vorurteilsfreie Prüfung erweist aber die Nichtzugehörigkeit der Stadt zum Bunde bis zu ihrer Aufnahme in die Hanse im Jahre 1441. Die Stellung Kampens in früherer Zeit ist schon am Schluß der Handelssperre gegen Flandern deutlich. Die Privilegien, welche die Hanse damals, im Juni 1360, in Flandern erwarb, galten für Kampen nicht: sie mußten durch Kampen im Mai 1361 besonders erworben werden. Kampen war die einzige unter den Städten, welche dieselben Privilegien gleichzeitig oder nachträglich für sich allein erwarb. Zur Zeit der Handelssperre Flanderns selbst verhielt es sich feindselig gegen die Hanse und diente seit dem Herbst 1359 Flandern als Blockadebrecher. Walter Stein klagte einmal: „Die Haltung Kampens ist klar und verständlich. Selbst keine Hansestadt, aber in der Nachbarschaft von Hansestädten gelegen und in mannigfachem Verkehr und Interessengleichheit mit Hansestädten, benutzte es die kritische Lage der Hanse, um sich für die Unterstützung und die Lähmung der Handelssperre zunächst den älteren Privilegienbesitz der deutsch-hansischen Kaufmannschaft zusprechen zu lassen, und forderte sodann, um nicht vielleicht dennoch nach kurzer Zeit wieder hinter ihr zurückzustehen, auch das Versprechen der zukünftigen Gleichstellung mit ihr. Mit solchen Mitteln kam es empor."

Auch zur Zeit des ersten Waldemarischen Krieges verhielt Kampen sich zweideutig. In diesem Krieg (1361—1365), in dem die Städte unterlagen, war Kampen vorläufig neutral und wußte hinterher den Sieger, der geschickt das „Trenne und Herrsche" anwandte, zur Bestätigung der alten Vorrechte zu bringen. Waldemars Vorgehen gegen die Kaufleute, auch gegen die aus Kampen, änderte jedoch bald die Stimmung. An dem Kampfe, der auf Grund der Kölner Konföderation mit einem völligen Sieg der Städte ausging, beteiligte auch Kampen sich emsig, ebenso wie an den späteren Unterhandlungen; wohl ein Beweis dafür, daß für die Stadt große Belange auf dem Spiel standen.

Für unsere Kenntnis von Kampens Bedeutung im Vergleich mit der anderer Städte finden wir gerade in diesem Kampf einige wertvolle Angaben, nämlich den Anteil der Streitkräfte und den Ertrag der Fahrt-

gebühren, die festgesetzt wurden, um daraus die Kriegskosten bezahlen zu können.

Am 19. November 1367 wurde in Köln das Schiffs- und Mannschaftskontingent festgesetzt, und dabei bestimmte man, daß Kampen 1 Kogge, 2 Rheinschiffe und 150 bewaffnete Männer für den Kampf liefern sollte. Deventer, Harderwijk, Zutphen, Zwolle und Groningen stellten zusammen 1 Kogge und 100 bewaffnete Männer. Diese Kontingente, die wohl nach dem Umfang des nordischen Handels der unterschiedlichen Städte errechnet wurden, zeigen uns, daß Kampen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts weitaus die bedeutendste aller niederländischen Städte war. Der nordische Handel muß etwa anderthalbmal so groß gewesen sein als der aller niederländischen Städte zusammen.

Dietrich Schäfer urteilt dazu: „Unter den niederländischen Städten nimmt Kampen eine hervorragende Stellung ein, ähnlich der Lübecks unter den wendischen. Ist etwas zu berichten an die Niederländer, so geht es durch Kampen. In bezug auf seine Leistungen überragt es seine Nachbarn noch mehr als Lübeck seine wendischen Genossen."

Der Hanse gehört Kampen trotz seiner Beteiligung am Kriege gegen Dänemark dennoch nicht an. Als es 1370 in Stralsund zum Frieden kommt, muß mit ihm ein Sondervertrag geschlossen werden, der ihm dieselben Rechte und Privilegien zuerkennt wie den übrigen Städten. Besaß es nicht auch in Flandern dieselben Rechte wie die Hansen, ohne ihrem Bunde anzugehören? Manche Male hat es daraus Nutzen zu ziehen gewußt, so auch, als die Hanse Brügge im Jahre 1388 verließ und sich in Dordrecht niederließ. Aus den damaligen Beratungen geht klar hervor, daß sich Kampen zwar dieselben Vorrechte wie die Hansestädte erwünschte, aber sich auch eine gewisse Freiheit ausbedingen wollte.

Aber die Hansestädte durchschauten diese Politik. Sie forderten als Entgelt für das Zugeständnis des Mitgenusses auch späterer neuer hansischer Privilegien die Unterwerfung Kampens unter die allgemeinhansische Politik. Von den preußischen Städten lehnten Thorn und Königsberg das Kampener Gesuch rundweg ab. Danzig meinte, man könnte es nicht abschlagen, hielt es aber für notwendig, daß Kampen sich den Hansestädten durch Brief und Siegel zum Gehorsam verpflichte. Diese Vorgänge charakterisieren das Verhältnis Kampens zu den Hansestädten. Erst gegen Ende der nordischen Wirren und des holländisch-hansischen Krieges (1438—1444) bemühte sich Kampen

aufs neue um Aufnahme in die Hanse. Auf der Wismarer Tagfahrt im Januar 1441 erschien ein Kampener mit einem Schreiben, das die Bitte enthält, die Stadt in der Hanse zu empfangen. Auf der Lübecker Tagfahrt vom 12. März wiederholte ein Kampener Bürgermeister die Bitte seiner Stadt. Jetzt erfolgte die Aufnahme. Aber den Städten war nicht wohl dabei. Bereits auf der Stralsunder Tagfahrt im Mai des nächsten Jahres sprachen sie die Besorgnis aus, daß Kampen, nachdem es jetzt in die Hanse aufgenommen sei, Holländer und andere Nichthansen als Kampener ausgeben und nach Livland oder an andere Orte zur Erlernung der russischen Sprache senden werde zum Schaden der hansischen Kaufleute. Sie beauftragten den Kampener Ratsgesandten, in Kampen darauf hinzuwirken, daß in dieser Beziehung nichts Unrechtes vorfalle. Der Verlauf der hansischen Handelssperre gegen Flandern in den fünfziger Jahren erwies, daß Kampens Politik auch nach der Aufnahme in die Hanse die alte geblieben war. Die Kampener übertraten nach Belieben die Sperre, kauften die verbotenen flandrischen Laken, um sie den Russen zuzuführen, gaben Holländer und Seeländer für Hansen aus und schädigten die hansische Politik nach Kräften. „Sie sind zur Unzeit in die Hanse gekommen", lautete das Urteil des preußischen Gesandten zu Lübeck im Juni 1454. Später hat Kampen, namentlich im Verkehr mit Frankreich, aus seiner Zugehörigkeit zur Hanse viel Nutzen gezogen.

Beim Rathausbrand von 1543 ist der Beweis, daß Kampen Hansemitglied war, vermutlich Beute der Flammen geworden, da eine Notiz im Archiv besagt: *Die Brieff der stad van Colne, dat wij in der Hanse sijn, licht in des borgemeisters comtoir affter der secretarii rugge in ene runde dose.*

Die vielen Gerechtsame vom Ende des 14. Jahrhunderts und vom Anfang des 15. Jahrhunderts, eingetragen in das „Buch von Rechten" und in das „Gulden Buch", spiegeln die lebhafte Handelstätigkeit und die ausgedehnten Beziehungen des damaligen Kampen wider. Es zeigt sich klar, daß Ost- und Westfahrt einander gegenseitig ausfüllten und sich der Handelsverkehr Kampens von Reval bis Spanien und Portugal erstreckte. In Lissabon hatte Kampen sogar ein Handelshaus.

Von Rückgang ist noch nicht die Rede. Zwar wurde der Wettbewerb Hollands und Seelands nach dem Kampf, die diese Länder gegen die Hanse geführt hatten, spürbar. Ihr Handel hatte in diesem Jahrhundert ungemein zugenommen; doch lag Kampen immer noch an der Spitze.

Hier stand die Seefahrt unter der fortwährenden Fürsorge der Stadtbehörde. Der Betonnung der Seegatten wie dem Lotsendienst im Vlie und Marstief wurde immer die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet; der Schiffbau wurde dadurch gefördert, daß man von *alle nije scepe, die man hier int lant bouwet,* nur halbes Pfahlgeld erhob.

Aus einem Vermerk im Kampener Stadtrecht zeigt sich, daß die Stadt im Jahre 1416 *120 schepen bi der See* hatte und daß die Anzahl der Kommunikanten 9000 war, was auf 12 000 bis 14 000 Einwohner deutet. Es ist etwa die gleiche Zahl wie im damaligen Amsterdam, dem ersten Handelshafen Hollands.

Einfache Schiffer wurden damals zu mächtigen und reichen Kaufleuten. An fremden Höfen und auf zahllosen Versammlungen genossen sie als Verfechter und Vermittler großes Ansehen.

Wir würden aber unvollständig berichten, wenn wir der industriellen Entwicklung des mittelalterlichen Kampen keine Aufmerksamkeit widmeten. Handel, Schiffahrt und Industrie hingen ja eng zusammen.

Bereits im 14. Jahrhundert gibt es in Kampen eine Tuchindustrie. Im Jahre 1335 finden wir ein *wanthues,* während in den Jahren 1370 und 1380 *waardijns* vorkommen. Dieses sind Warenschaumeister, z. B. für Tuch, für *draperie.* Im 15. Jahrhundert wird der Tuchhandel wichtig: Kampener Tuche werden Handelsware.

Die Glockengießerkunst hat Kampen gegen Ende des 15. Jahrhunderts weltberühmt gemacht. An erster Stelle wurden Kampens Hauptkirchen mit Glocken des „Glockengießerprinzen" Geert van Wou und seiner Söhne versehen. Sie lieferten auch nach außerhalb, bis weit über die Grenzen hinweg. Dann gab es die Geschlechter Wegewaert und Vestrinck, die jahrhundertelang, manchmal mit Unterstützung der Behörde, diesen Industriezweig pflegten. Außerdem waren sie Geschützgießer.

*

Im 15. Jahrhundert erreichte Kampen wohl seinen höchsten Wohlstand. Große Werke führte die Stadtverwaltung durch. Zur Sicherung der Wirtschaftslage der Stadt wurde die Verbesserung des Fahrwassers zum Meer kräftig in die Hand genommen. 1448 kam die erste Ijsselüberführung zustande. Der starke Bevölkerungszuwachs nötigte zum Stadtausbau. Es wurde eine neue Stadtgracht gegraben; neue Mauern und Tore wurden errichtet. Schöne Kaufmannshäuser wurden

zum Ausdruck des Wohlstandes. Die Sankt-Nikolaus-Kirche und Unsere Liebfrauenkirche, die beiden Hauptkirchen der Stadt, wurden großzügig erweitert. Von dieser Pracht und Majestät zeugt noch heute das Alte Rathaus, ein Wunder der Baukunst aus der mittelalterlichen Epoche, mit dem prachtvollen Schöffensaal, dem Schöffensessel Mr. Vrederichs und dem Sandsteinkamin von Colijn de Nole. Auf diesem schönen Monument stehen die kernigen lateinischen Sprüche für alle Zeiten:

Justitiae gladio Martis violentia cessit.
„Vor dem Schwert der Gerechtigkeit zieht
sich die Kriegsgewalt zurück."

Und weiter:

Regna cadunt luxu, surgunt virtutibus urbes,
publica res crescit pace, furore perit.
„Die Kaiserreiche geraten in Verfall durch
Üppigkeit; die Städte kommen in Aufschwung
durch Solidität; das Gemeinwohl wächst durch
Frieden, aber geht unter durch Verwegenheit".

Im Schöffenturm des alten Rathauses, sicher hinter einer schweren Eisentür versteckt, stand die Stadtkiste mit den wertvollen Privilegien, die die Stadt mit eisernem Fleiß erworben hatte, und mit dem „Gulden Buch", dem *Digestum vetus*, dem *Digestum novum*, der Aufzeichnung von Stadtrechten, von klugen Köpfen in der Stadtverwaltung zusammengestellt. Diese Rechtsquellen waren sogar richtungbestimmend für andere Stadtbehörden im In- und Ausland.

Das geistliche Leben blühte in Kirchen, Klöstern und Bruderschaften; der Unterricht stand auf hoher Stufe; Pesthäuser und Spitäler wurden von privater Hand *ter ere Godes, eigen ziele zaligheid*, wie es in den Stiftungsbriefen steht, errichtet. Das gesellschaftliche Leben wurde in allen seinen Gliederungen, in Gilden und Vereinen, geführt. Die Malkunst hat ihre Vertreter in den Mitgliedern des Maler geheißenen Geschlechts und in Mechtelt toe Boecop, ein Jahrhundert später in den Winterlandschaftsmalern Hendrik und Barent Avercamp. Letztere haben in ihrem Werk die Schönheit der Stadt Kampen in die ganze Welt hinausgetragen und werden in zahllosen Museen und Privatsammlungen in der Alten und Neuen Welt betrachtet und bewundert.

Bei all diesem Wohlstand ist bei der Stadtverwaltung doch ein leichtes Zeichen der Besorgnis wahrnehmbar. Sie bezog sich an erster Stelle auf das Fahrwasser der Ijssel. Im 15. Jahrhundert scheint ihre Schiffbarkeit schlechter geworden zu sein. Die Versandung im Ijsseldelta nahm zu, und nur durch größte Anstrengung und hohe Kostenanwendungen gelang es, die freie Verbindung mit dem Meer für die Fahrt aufrechtzuerhalten.

*

Auch im 16. Jahrhundert finden wir die Kampener Frachter noch in den entlegenen Ostseeländern; mit Danzig, Riga, Reval und Greifswald pflegte Kampen gute Beziehungen. Die dänischen Könige waren Kampen im allgemeinen gut gesinnt. Im Jahre 1524 wurde den Kampener Bürgern von König Christian II. genehmigt, frei gen Osten und Westen zu segeln. In Bergen begegnen wir gleichfalls noch Kampener Bürgern. In Nordwestdeutschland besuchten die Kampener Frachter Bremen und Hamburg, trieben Handel mit Dithmarschen und holten sich Ochsen aus Ostfriesland.

Mit England und Schottland unterhielt die Stadt weitere freundschaftliche Beziehungen. Auch Frankreich war noch mit in den Kampener Handelsverkehr einbezogen. Sogar Spanien wird noch erwähnt. Auch der Handel mit Flandern hält noch an. Mit Holland und Seeland waren die gegenseitigen Beziehungen immer lebhaft. Zwar fürchtete sich Kampen vor der dortigen starken Handelsentwicklung; aber es erkannte, daß auch dort Handelsbelange zu verteidigen waren.

Dennoch mehrten sich die Kümmernisse der Stadtverwaltung. Die Schiffbarkeit der Ijssel ließ mehr und mehr zu wünschen übrig, allen Verbesserungsversuchen zum Trotz. Dazu kam Krieg, abwechselnd mit den Herzögen von Burgund und denen von Geldern, wodurch die Zugangsstraßen zu Land und zu Wasser unsicher wurden und die Stadt von ihrem reichen Hinterlande getrennt wurde.

Die Lage besserte sich erst dann einigermaßen, als das „Stift" und das „Overstift" 1528 Kaiser Karl V. als Fürsten anerkannten. Das bedeutete den Verlust der Selbständigkeit. Die Zentralisierungspolitik der Burgunden siegte auch auf dieser Front, wie an all den anderen. Auch die Hanse, bündnisfreie und selbständige Städte, sollte darunter leiden.

Zweierlei hat Kampen im besonderen daran gehindert, die frühere führende Stellung als Handelsstadt zurückzugewinnen: der Rückgang

der Hanse, mit dem das Wachstum des holländisch-seeländischen Handels eng zusammenhängt, und die sich immer mehr verschlimmernde Versandung der Ijsselmündung.

*

Die Blütezeit der Hanse war vorüber. Schonen hatte seine Bedeutung verloren. Die nordischen Staaten lösten sich nach und nach von der Hanse und bevorteilten planmäßig die Niederländer, die größten Wettbewerber der Hanse. Hinzu kam der Untergang der deutschen Ostseestaaten und das Vordrängen von Polen und Russen. Die englische Politik zielte im 16. Jahrhundert auf wirtschaftliche Unabhängigkeit. Das wichtige Brügge sank herab, und das Hansekontor wurde 1546 nach Antwerpen verlegt. Schließlich hatten Spanien und Portugal durch die Entdeckung Amerikas und der Seestraße nach Indien an Bedeutung gewonnen, wovon wieder die Holländer und Seeländer mehr Nutzen ziehen konnten als die Hansen. Kampen, das sein Los seit 1441 an die Hanse gebunden hatte, mußte von diesem Niedergang den Rückschlag erfahren, obwohl es doch immer einigermaßen eine Zwischenstellung zwischen der Hanse, Holland und Seeland hatte einnehmen können.

Bald berief sich Kampen auf die Hanseprivilegien, bald wieder auf den mächtigen Landesherrn. Es ist denn auch wahrscheinlich, daß Kampen eine bedeutendere Handelsstadt geblieben wäre, hätten die Versandung des Ijsseldeltas und die schlechte Schiffbarkeit des Flusses dies nicht endgültig unmöglich gemacht.

Dies alles will nicht heißen, daß sich Kampen von den bösen Mißerfolgen entmutigen ließ. Durch den jahrhundertelangen Kampf, seine Machtstellung zu erobern und auszubauen, wies die Stadt genügend Widerstand und hinreichende Tatkraft auf, um immer wieder neue Wege zu gehen und neue Möglichkeiten zu erproben. Im Jahre 1589 machte Kampen einen solchen Versuch zur Ermutigung des Handels. Es wollte die englischen Kaufleute, die *Merchant Adventurers,* von der Hanse-Politik aus Stade vertrieben, heranziehen. Die in London und Kampen geführten Unterhandlungen verliefen zuerst wunschgemäß; aber das seichte Fahrwasser war eine ausschlaggebende Behinderung und ließ sie scheitern. Der Plan für einen Neudurchbruch zur Zuidersee führte nur zu Enttäuschungen, verschlang Schätze an Geld, und die englischen Kaufleute ließen sich in Middelburg nieder.

Bei einem anderen um 1580 gemachten Versuch galt es, durch Sonderangebote flämische Drapeniers, die sich schon in Leiden anzusiedeln begannen, nach Kampen heranzulocken. Der Magistrat erteilte Bürgerrechte gegen ein kleines Entgelt, stellte Häuser zur Verfügung und stellte sonstige vorteilhafte Bedingungen. Bedeutende Tuchwirker und -färber nahmen Wohnung in der Stadt. Zur Errichtung der *nijen draperien* wurden Gelder gegen jährlichen Zins erhoben. Wenn auch der Magistrat nicht immer Freude an seinen Bemühungen und finanziellen Opfern hatte, so hielt diese Industrie noch im 17. Jahrhundert durch, ja 1683 kann man von einer Blüte der Tuch- und Düffelfabriken reden.

*

Stellen wir nun noch alles, was wir über Aufstieg, Blüte und Rückgang Kampens hörten, in allgemeine hansische Zusammenhänge. Im ganzen läuft die Wirtschaftsgeschichte in all diesen Städten parallel. Sie alle haben in ihrem „Kampf um das Dasein" das durchaus Relative, was unser aller Teil ist: *opgaan, blinken en verzinken,* auf deutsch etwa: „aufgehen, leuchten und versinken".

Die vorteilhafte Lage einer Stadt bot Ausdehnungsmöglichkeiten. Ihre Bürger begaben sich auf schon bekannte Handelsstraßen oder erprobten emsig und tüchtig neue Straßen nach fernen Ländern. Sie errichteten Faktoreien in internationalen Handelszentren. Die wirtschaftliche Entwicklung der Städte war mit einer großen politischen Tätigkeit verbunden. Privilegien wurden erteilt, wurden erneuert oder erweitert.

Sie trafen Regelungen mit Fremdmächten zur Ausdehnung ihres Handelsverkehrs oder zur Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichts. Sie standen in mehr oder weniger freundschaftlicher Beziehung zu diesen Mächten und schlossen vorteilhafte Handelsverträge. Die Städte dienten an erster Stelle den eigenen Belangen und denen ihrer Bürger. Zur Sicherung ihrer Handelsangelegenheiten traten sie dem Bündnis der Städte, der Hanse, bei. Gemeinsam stellten sie die Anordnungen zur Förderung ihres internationalen Handels fest, und vereint traten sie in Auseinandersetzungen auf, nach draußen mit Fremdmächten und nach innen zur Beseitigung gegenseitiger Uneinigkeiten. Sie entrichteten ihre Beiträge in Schiffen, Mannschaften, Viktualien und Geld in Kriegszeiten oder bei der Sicherung der Handelsstraßen in Friedenszeiten. Sie führten unter sich eine eigene Handelssprache in Wort und Schrift. Die eigene Stadtmünze

galt bei wichtigen Handelsabkommen als internationales Zahlungsmittel. Sie erkannten ein und dasselbe Handelsrecht an, und sie respektierten anderenorts die städtischen Privilegien. Sie tauschten gegenseitig Gesandte in den wichtigsten Handelsplätzen aus, und es war ihnen erlaubt, dort ihre Bürger nach eigenem Stadtrecht zu verurteilen. Junge Männer wurden zur praktischen Handelsausbildung zu den Hanse-Faktoreien in Nowgorod (zum Peterhof), nach Bergen an die „Deutsche Brücke", nach London in den „Stahlhof", nach Brügge in „das Haus der Osterlinge", aber auch nach Lübeck, Hamburg, Bremen, Kampen und anderen Mittelpunkten von Handel und Verkehr entsandt.

Schiffer und Kaufleute, die Händler Europas, Gesandte und Wirtschaftsstudenten begegneten sich in Reval, Riga, Wisby, Kopenhagen und Köln. Auf diese Weise entwickelte sich eine echte internationale Verbundenheit, die wegen ihrer politischen und wirtschaftlichen Organisation der damaligen Welt große Achtung abnötigte.

Die Verbundenheit entstand in Zeiten des Aufstiegs, aber auch des Rückgangs. Denn auch dann verkehrten die Städte meistens unter denselben schlechten Umständen, und es traten die gleichen Ursachen auf. Gemeinsame Kümmernisse verband sie in Kriegszeiten, bei Angriff gegen die einst erworbenen Rechte, bei tiefgreifenden politischen Änderungen, bei Verlegung des Handels und bei schlimmen Versandungen von Flußmündungen. Auch in Rückschlägen beobachten wir bei den Städten Parallelen in ihren Versuchen, jede auf ihre Weise und nach ihren Möglichkeiten dem Niedergang zu entgehen, und in der Suche nach neuen Wegen für Handel, Verkehr und Industrie.

Jetzt, wo wir uns als Bürger zweier mächtiger Hansestädte, Bremen und Kampen, beide mit einer großartigen Vergangenheit, auf diesem historischen Boden befinden, kehren in diesem für Ihre Stadt so wichtigen Jubiläumsjahr unsere Gedanken an unsere gegenseitige Verbundenheit im Mittelalter und auch später zurück. Denn auch die Verbundenheit unserer beiden Städte ist nachweisbar, sowohl aus ihren Archiven wie in dem erhaltenen Charakter der Städte, in seinen Äußerungen im mittelalterlichen Bau von Rathäusern, Kirchen und Kaufmannshäusern und in ihrem Geist und der Lebensart, die erhalten blieb durch die Jahrhunderte des Bestehens beider Städte hindurch.

Schiffer aus der Stadt Bremen gehörten zu den Kaufleuten Nordwesteuropas der ersten Stunde. Schon im Frühmittelalter übten sie die Küstenfahrt nach Dänemark, Schweden und Norwegen; sie segelten

mit ihren schmalen Schiffchen um Kap Skagen herum durch den Sund nach den Ostseeländern und -städten. Sie gehörten daher auch zu den ersten „Umlandfahrern". Auf ihren Handelsstraßen trafen sie die Kampener Schiffer an. Vom dreizehnten Jahrhundert an erkennen wir dann in den Dokumenten eine parallele Entwicklung der beiden Städte im internationalen Handelsverkehr. Sie finden sich später als gute Partner im Bund der Hanse. Ebenso wie Kampen verhält Bremen sich gern zurückhaltend dem Bunde gegenüber und geht zuweilen gar ganz eigene Wege.

Vertreter beider Städte begegneten sich im Jahre 1294 in Tønsberg, als es darum ging, ein Abkommen zwischen König Erik von Norwegen und Herzog Haakon einerseits mit der Stadt Bremen, auf der anderen Seite mit den Städten Lübeck, Riga, Kampen, Stavoren, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Anklam und den Deutschen zu Wisby zu schließen, wobei Vorrechte und Freiheiten erworben wurden.

Beide Städte sind ein Jahrhundert später, am 22. November 1365, an einem Vertrag zwischen dem dänischen König Waldemar und verschiedenen Städten beteiligt. Neue Freiheiten für ihren Handelsverkehr erwarben sie und ihren Aufenthalt auf Schonen und das Recht, dort *vitten* haben zu dürfen.

Aber im Jahre 1443 ist Kampen, zusammen mit den Städten Deventer, Zutphen und Arnheim, leider genötigt, in einem Streit zwischen Harderwijk und Bremen über eine Ladung Stockfisch als Schiedsrichter aufzutreten.

Am 4. Juli 1474 verweilt Herr Dr. Johann van Bremen, Dekan der Sankt-Steffenskirche und Offizial des Bistums Bremen, als Vertreter der Stadt Bremen in Kampen wegen der dortigen Behandlung der zwischen seiner Stadt und der Stadt Antwerpen entstandenen Schwierigkeiten. Die Beseitigung dieser Uneinigkeit zwischen beiden Städten ist weitläufig im *Liber Diversorum,* das sich im Kampener Stadtarchiv befindet, erörtert worden.

Aus einem Brief der bremischen Stadträte an die Stadtverwaltung Kampens vom 26. August 1526 geht jedoch hervor, daß Bremen seiner Schwesterstadt gram ist wegen der Tatsache, daß Kampen die Zinsen für eine große Summe Geldes, die ihm von der Stadt Bremen geliehen wurde, nicht bezahlte. Kampen entschuldigt sich damit, daß es durch schwere Kriege und andere Sorgen diese Zinsen nicht rechtzeitig hat bezahlen können, und verspricht Besserung.

Nur einige Beispiele aus der Korrespondenz und den Verhandlungen zwischen den beiden Städten Bremen und Kampen, im Stadtarchiv zu Kampen noch vorhanden, sind im Rahmen unseres Themas genügender Beweis der gegenseitigen Beziehungen. Der Briefwechsel der beiden Städte zeugt davon, daß man einander oft in Anspruch nimmt. Die Anrede *erentfeste, wijse, discrete, liefe frunden der stad van Bremen,* die so oft vorkommt, können wir noch als eine reine Formalität betrachten; aber die freundlichen Worte, womit man einander verschiedene Angelegenheiten berichtet oder worin man um Gefälligkeiten bittet, deuten doch auf gegenseitige Freundschaft und Hochachtung hin.

Ein anderer Beweis für die engen Verbindungen zwischen beiden Städten sind die Familiennamen van Bremen von Kaufleuten und Handwerkern, die sich während des Mittelalters und in späteren Jahren in Kampen ansiedelten. Das Bürgerbuch Kampens, in dem viele Namen von Personen, die von fern und nah Wohnung in Kampen nahmen, vorkommen, zählt auch manche Namen, deren Herkunft auf Bremen deuten.

Und ist es nicht merkwürdig, daß sich, genau wie Kampen, auch die Stadt Bremen große Sorgen über die freie Verbindung zum Meer gemacht hat? Auch in Bremen finden wir den schweren Kampf gegen die Versandung des Flusses. Jedoch erfolgreicher als seine Schwesterstadt weiß es die Schiffbarkeit des Flusses aufrechtzuerhalten.

Bremen, Hamburg und Lübeck sind der Hanse bis an das Ende treu geblieben. Eine Treue, die man als objektiver Beobachter rührend heißen kann, weil sie hauptsächlich der Tradition entsprach. Die Hansezeit ist vorüber, und viele haben sich abgewandt, um ihren Vorteil irgendwo sonst zu suchen. Bremen hat es verstanden, neue Wege zu finden, und vorteilhafte Ausblicke eröffnen sich ihm.

Die Verbundenheit beider Städte besteht weiter und findet einen neuen Nährboden im neuen Zeitgeist, der während der Reformation durchbrach und die Bevölkerungen der beiden Städte, wenn auch in einem anderen Verhältnis als im Mittelalter, vereinigte.

Diese Verbundenheit hat sich immer wieder erneuert, trotz politischer Hochspannungen und Kriegsgewalt. Sie ist auch heute klar und spürbar anwesend. Mögen unsere beiden Städte und unsere Völker in einem rechten internationalen europäischen Verband nach immer tieferer Verbundenheit streben, mit vereinten Kräften.

VI

Die Rechtszeichen der europäischen Schiffe im Mittelalter

II. Teil

Die heraldischen Rechtszeichen.

Von Hans Horstmann

Inhalt Seite

Vorwort 85
Die Frühzeit des Wappenwesens 87
„Seeheraldik" im nordischen Raum
a) Die allgemeine Entwicklung 91
b) Einzelbeispiele 94
Die Entwicklung im Mittelmeerraum
a) Die Frühzeit 105
b) Die Galeerenfahnen 108
c) Die fürstlichen Flaggen 113
d) Die Stadtflaggen 119
Stadtflaggen im nordischen Raum
a) Die außerdeutschen Flaggen 129
b) Die Flaggen der deutschen Seestädte 133
c) Die Farben Weiß-Rot 153
Die englische St.-Georgs-Flagge 158
Schluß 161

Vorwort

Die Zeit der „Farbe als Rekognoszierungsmittel", die wir im ersten Teil dieser Arbeit[1]) behandelten, war nur von kurzer Dauer. Nachdem sich in den europäischen Staaten der Brauch der Wappen eingebürgert hatte, wurden die einfarbigen Gonfanons der Heerführer und ihrer Unterführer durch heraldische Lanzenfahnen ersetzt, und in der Schifffahrt traten an die Stelle der einfarbigen „Duplikatbanner" mehrfarbige, nach heraldischen Regeln gestaltete Flaggen. Wie es dazu kam, soll in dem nun folgenden zweiten Teil geschildert werden.

[1]) 1000 Jahre Bremer Kaufmann = Bremisches Jahrbuch 50, 1965, S. 73 bis 133; im folgenden zitiert als „Teil I". Die dort in den Anmerkungen erwähnten Buchtitel werden in diesem zweiten Teil folgerichtig als a.a.O. weitergeführt.

Wir verwenden von jetzt an als Oberbegriffe die heute im amtlichen deutschen Sprachgebrauch üblichen Ausdrücke „Fahne" und „Flagge". Die Fahne gehört in die große Gruppe der Feldzeichen, wie sie von alters her bei allen Truppenteilen als taktische Sammel- und Richtungspunkte während des Kampfes in Gebrauch waren. Sie besteht aus der Fahnenstange und dem Fahnentuch. Beide gehören zusammen und bilden begrifflich eine Einheit[2]). Jede Fahne ist aufs engste mit einem Truppenteil verbunden. Sie wird ihm in feierlicher Form verliehen und teilt dessen Schicksal. Sie ist etwas Einmaliges und Unvertretbares. Die Flagge dagegen ist ein Stück Tuch, das mit einem farbigen Zeichen bemalt oder bedruckt ist und das nur dazu dient, dieses Zeichen weithin sichtbar zu machen. Sie kann jederzeit durch ein gleiches Exemplar ersetzt werden und besitzt daher im Gegensatz zur Fahne keinen eigenen Wert[3]). Ein Wimpel ist eine langgestreckte Flagge, deren Länge die Breite um ein Vielfaches übertrifft. „Flüger" *(vlugher, vloghel)* ist der mittelalterliche Ausdruck für eine Toppflagge, meistens in Wimpelform, vereinzelt aber auch in der Form eines hochstehenden Rechtecks[4]). Wappen endlich sind mehrfarbige, auf Fernwirkung berechnete Zeichen für einen Namen, sei es für einen Familiennamen oder für den Namen einer Körperschaft. Sie sind auf den Schilden der Ritter entstanden, und die Schildform ist bis auf den heutigen Tag ein wesentliches Merkmal des Wappens geblieben.

[2]) Die Einheit von Stange und Tuch wird im allgemeinen zu wenig beachtet. Mit Recht weist Friedrich Focke in seiner Arbeit „Szepter und Krummstab" (Festgabe für Alois Fuchs, 1950, S. 353) darauf hin, daß die Stange ursprünglich wichtiger war als das Tuch. Bei den französischen Truppen war es noch zur Zeit Napoleons üblich, daß im Feld nur die Fahnenstange mit dem kaiserlichen Adler geführt wurde, während das Fahnentuch bei dem Troß zurückblieb. Vgl. Paul Martin, Der bunte Rock, Uniformen im Wandel der Zeit, Stuttgart 1963, S. 173 und Abb. S. 84.

[3]) Vgl. Hans Horstmann, Fahne oder Flagge? Muttersprache 44, 1929, Sp. 120, und Ottfried Neubecker, Fahnen und Flaggen, Leipzig 1939, S. 5.

[4]) So z. B. der lübeckische Flüger 1280/1299. Vgl. unten S. 135.

Die Frühzeit des Wappenwesens

Die Anfänge des Wappenwesens reichen bis in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts zurück. Die ältesten Beispiele stammen aus England und den von England beherrschten Gebieten Nordwest-Frankreichs[1]). Von hier breitete sich der Brauch in wenigen Jahrzehnten über das übrige Europa und die Kreuzfahrerstaaten an der syrischen Küste aus. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die Entwicklung im einzelnen einzugehen. Es genügt die Feststellung, daß sich in der Zeit nach dem ersten Kreuzzug in der Rüstungstechnik des Abendlandes eine Änderung vollzog. Nach den unliebsamen Erfahrungen, die die Kreuzfahrer mit den sarazenischen Bogenschützen gemacht hatten, wurde für die Ritter ein neuer Helm eingeführt, der zum Schutz gegen Pfeilschüsse das Gesicht völlig verdeckte. Der Nachteil dieses Helmes war, daß er seinen Träger im Kampf unkenntlich machte, sowohl für den Gegner wie auch für das eigene Gefolge. So ging man dazu über, die einzelnen Ritter durch farbige Abzeichen zu kennzeichnen und voneinander zu unterscheiden. Die gegebene Fläche hierfür war der Schild. Er war von Anfang an der bevorzugte und in der Mehrzahl der Fälle der alleinige Träger des Wappenbildes. Daneben findet sich das Wappenbild schon früh auch auf dem Helm[2]), der Pferdedecke[3]) und auf Lanzenfahnen, die im Gegensatz zu den langgestreckten Gonfanons die Form eines hochstehenden Rechteckes hatten und sich für die Anbringung des Wappenbildes besonders eigneten[4]).

Die Wappen waren zunächst rein individuelle, an die Person des Ritters gebundene Erkennungszeichen. Später wurden sie in der Familie erblich und damit zu einem Erkennungszeichen aller Familienangehörigen, soweit sie den Namen des Vaters trugen. Schon bald erkannte man jedoch, daß man sie auch für andere Zwecke gebrauchen konnte. Die unmittelbare Bindung an die Person des Wappenführers

[1]) Das früheste Beispiel ist das des Grafen Gottfried von Anjou aus dem Jahre 1127. Vgl. D. L. Galbreath a. a. O. S. 15 f.

[2]) Frühestes Beispiel: Gottfried von Anjou 1151 (D. L. Galbreath a. a. O. Abb. 258). Eine Vorstufe bilden die mit einem Kreuz bemalten Helme der Kreuzfahrer, die schon zur Zeit des zweiten Kreuzzuges erwähnt werden. Vgl. Teil I, S. 117.

[3]) C. H. Hunter Blair, *Amorials upon English Seals (Archaeologia or Miscellaneous Tracts relating to Antiquity* 89, 1943, S. 5) bringt als ältestes Beispiel das Siegel des William Fitz Empress vom Jahre 1170.

[4]) Frühestes Beispiel im Siegel des Grafen Philipp von Flandern 1162 (D. L. Galbreath a. a. O. Abb. 7).

lockerte sich, und zwar in zweifacher Hinsicht[5]). Auf der einen Seite übertrug man das Wappen auf einen erweiterten Personenkreis, um dessen Abhängigkeit von dem Wappenführer kenntlich zu machen. Und zwar gab man entweder allen Angehörigen des Gefolges, soweit sie nicht selbst wappenfähig waren, das Wappen ihres Herrn in den Schild[6]), oder aber man kennzeichnete einen ganzen Truppenverband dadurch, daß man ihm eine Wappenfahne gab[7]). Auf der anderen Seite benutzte man die Wappen, um sein Eigentum, die bewegliche wie die unbewegliche Habe, damit zu kennzeichnen. Die Wappen wurden damit zu Rechtszeichen ähnlich den Haus- und Hofmarken, wie sie bei der bäuerlichen Bevölkerung von alters her in Gebrauch waren[8]). Man malte sie auf Zelte, Wagen, Reisetruhen und andere Gegenstände des täglichen Lebens[9]). Gebäude kennzeichnete man durch Wappenschilde und Wappenflaggen[10]).

Darüber hinaus findet sich vereinzelt auch der Brauch, das Wappen an fremden Gegenständen, vor allem an fremden Gebäuden, anzubringen, um dadurch kenntlich zu machen, daß diese unter dem besonderen Schutz des Wappenherrn standen. Es ist dies der Brauch der *salva*

[5]) Die Verwendung des Wappens als Siegelbild lassen wir hier außer Betracht. Sie ist in dem vorliegenden Zusammenhang ohne Bedeutung.

[6]) Es waren dies die sog. „Einschildritter" des 7. Heerschildes. Sehr frühes Beispiel aus dem Jahre 1176 bei Anthony R. Wagner (in: *Mediaeval England,* Bd. I, 1958), S. 348.

[7]) Ausführlich wird ein solcher Vorgang mit seinen Hintergründen bei Hugo Plagon zum Jahre 1187 erwähnt. Der englische König Heinrich II. hatte dem Templerorden eine größere Summe Geldes übergeben, womit Truppen angeworben wurden. Der König von Jerusalem befahl daraufhin, daß jeder Constable sich eine Fahne mit dem Wappen des Königs von England machen lassen solle, weil die Truppen von diesem bezahlt wurden. Vgl. Friedrich Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. III. Teil 2. Abt., Leipzig 1819, S. 273, Anm. 26.

[8]) Über das Verhältnis zwischen Hausmarke und Wappen vgl. Hans Horstmann, Die Entwicklung der Hof- und Hausmarken in ihren Grundzügen. Jahrb. d. Emsländischen Heimatvereins 10, 1963, S. 93 f.

[9]) Bei den Zelten wurde das Wappenbild (Adler, Drache usw.) vielfach auch als plastische Bekrönung auf die mittlere Zeltstange gesetzt. Vgl. die Darstellung des kaiserlichen Zeltes auf dem Aachener Karlsschrein (P. E. Schramm, Kaiser Friedrichs II. Herrschaftszeichen, Göttingen 1955, Abb. 59).

[10]) Zwei frühe Beispiele zu den Jahren 1217 und 1224 in der *Chronica Majora* des Matheus Parisiensis. In beiden Fällen weht auf dem Turm des königlichen Schlosses die englische Flagge mit den drei Löwen. M. R. James, *The drawings of Matthew Paris* in: *The fourteenth volume of the Walpole Society 1925—1926,* Oxford 1926, Tafel IX, Abb. 37, und Tafel X, Abb. 46.

guardia, französisch der *Sauve-Garde.* Man hat dieser seltsamen Einrichtung in dem heraldischen Schrifttum bisher nur wenig Beachtung geschenkt. Tatsächlich ist der Brauch vom 13. Jahrhundert bis weit in das 17. Jahrhundert hinein nachweisbar. Wohl das früheste Beispiel stammt aus dem Jahre 1255. Damals gab König Ottokar von Böhmen auf seinem Zug gegen die heidnischen Preußen einem edlen Samländer, der ihn gebeten hatte, sein Haus und Eigentum gegen die Gewalt der Krieger zu schützen, ein „Fähnlein", also eine kleine Flagge, mit dem königlichen Wappen, um es an seinem Haus aufzustecken[11]). Und noch im Jahre 1627 erhielt — um nur ein Beispiel aus späterer Zeit zu nennen — die Stadt Minden von Kaiser Ferdinand II. das Recht, „so oft es ihr beliebe und ihrer Güter und Leute Notdurft es erfordere, an jedem Ort der Stadt und an allen zugehörigen Gütern wie auch an allem Hab und Gut, an Rechten und Gerechtigkeiten den kaiserlichen Adler des Heiligen Reiches zum Zeugnis des kaiserlichen Schutzes, Handhabung und *Salva Guardia* öffentlich anschlagen zu lassen" [12]). Hier wird also die Führung des Wappens einem Dritten als Zeichen einer besonderen Schutzherrschaft gestattet. Das Eigentum des Dritten wird damit nach außen hin dem Eigentum des Wappenherrn gleichgestellt und genießt durch das Wappen denselben Schutz. Die Bedeutung dieses Brauches an Land war verhältnismäßig gering. Auf See dagegen hat er, wie wir sehen werden, eine große Rolle gespielt.

Eine eigenartige Doppelstellung nehmen die frühesten Stadtwappen ein. Wir erwähnten bereits, daß sich bei den Städten ursprünglich keine Eigenwappen, vor allem keine Wappen lokalen Gepräges, finden [13]). Die Städte benutzten vielmehr zunächst das Wappen des Stadtherrn in unveränderter Form [14]). Soweit es von den städtischen Truppen in

[11]) Chronik des Peter von Dusburg, cap. 70. Zitiert nach Johannes Voigt, Geschichte Preußens, III. Band. Königsberg 1828, S. 80. Über die Glaubwürdigkeit des Peter von Dusburg vgl. ebd. S. 603 ff.

[12]) Photokopie des Originals im Besitz des Verfassers.

[13]) Vgl. Teil I, S. 123 f. — Eine Liste der ältesten Stadtwappen lokalen Gepräges bis zum Jahre 1275 habe ich in dem Heimatbuch der Stadt Siegburg, I. Band, 1964, S. 445, veröffentlicht.

[14]) Das früheste Beispiel für die Übertragung eines fürstlichen Wappens auf eine Stadt stammt bereits aus dem Jahre 1187. In diesem Jahr verlieh König Alfons II. von Aragon der Stadt Millau ein *sigillum commune* und außerdem das *vexillum nostrum.* Seitdem führte die Stadt in ihrem Wappen und ihrer Fahne die vier roten Pfähle von Aragon auf goldenem Grund. Vgl. Rémi Mathieu a. a. O. S. 34 und 169 und die dort angeführte Literatur.

der Fahne geführt wurde, war es ein Zeichen personeller Abhängigkeit. Wurde es an Toren und Türmen gezeigt, brachte es die Schutzherrschaft des Stadtherrn ähnlich der *Salva Guardia* zum Ausdruck [15]).

Wir finden also bei den Wappen eine ähnliche Entwicklung wie bei den einfarbigen Gonfanons. Nur ist sie hier vielseitiger, und vor allem entfaltet sie sich auf einer anderen Ebene. Beschränkte sich der Gebrauch der Gonfanons auf die höchsten Kreise der Fürsten und ihrer militärischen Unterführer, so stand das Recht zur Führung eines Wappens grundsätzlich jedem Ritter zu [16]). Seine Bedeutung als Abhängigkeits-, Eigentums- und Schutzzeichen war natürlich verschieden je nach der politischen und wirtschaftlichen Stellung des Wappenführers.

[15]) Bildliche Darstellungen finden sich u. a. in dem Siegel der Stadt Limburg 1214 (Burg, am Mittelturm das Wappen der Grafen von Isenburg), im Siegel der Stadt Rochester aus der Zeit um 1227 (Burg mit der englischen Flagge) und im Siegel der Stadt Axel 1244 (Burg mit der Wappenflagge der Herren von Axelles).

[16]) Aus der Entstehung auf verschiedenen Ebenen erklärt es sich auch, daß in den oberen Kreisen des Rittertums anfänglich Gonfanon und Wappen nebeneinander geführt wurden. Vgl. Teil I, S. 112 f. und 117 f

„See-Heraldik" im nordischen Raum[1])

a) *Die allgemeine Entwicklung*

Die rechtliche Gleichstellung von Schiffen und Gebäuden[2]) hatte zur Folge, daß der dingliche Gebrauch der Wappen auch auf das Gebiet der Schiffahrt übergriff. Der Ritter, der ein Schiff sein eigen nannte, brachte auch an diesem sein Wappen als Eigentumszeichen an. Die Zahl der Fälle, in denen dies möglich war, war allerdings nicht allzu groß. Im allgemeinen besaßen die Ritter keine Schiffe, und die Schiffseigner waren in der Mehrzahl der Fälle keine Ritter. Nur in der Person einiger weltlicher Herrscher und Angehöriger des hohen Adels überschnitten sich die beiden Kreise. Und hier finden wir denn auch die ersten Spuren des neuen Brauches. Zeitlich können wir die Entwicklung ziemlich genau verfolgen. Noch im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts suchen wir in den Quellen, obschon sie uns über die verschiedenen Bräuche in der Schiffahrt ausführlich berichten, vergeblich nach heraldischen Schiffsabzeichen. Die ersten Beispiele stammen aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, also kurze Zeit nach dem ersten Auftreten heraldischer Hauszeichen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist der Brauch allgemein verbreitet.

Es zeigte sich nun schon bald, daß Schiffe mit dem Wappen eines Herrschers auf See und in fremden Häfen besonderes Ansehen und besonderen Schutz genossen. So ist es verständlich, daß auch die privaten Schiffseigner danach strebten, ihre Schiffe unter dem Schutz des landesherrlichen Wappens fahren zu lassen. Zwar führten diese Schiffe im Topp das Kreuz und den einfarbigen Gonfanon als Friedenszeichen. Aber wir sahen, daß diese Zeichen den Anforderungen des internationalen Handelsverkehrs nicht mehr genügten. Die Herrscher ihrerseits konnten nicht nur auf eine Förderung des Seehandels, sondern auch auf eine Steigerung ihres Ansehens im Ausland hoffen, wenn möglichst viele Schiffe ihr Wappen zeigten. So wurde für die heimische Schiffahrt die Führung des Wappens nicht nur nach Art der *Salva*

[1]) Der Ausdruck „See-Heraldik" stammt aus einer Wappenhandschrift des 18. Jahrhunderts (Vgl. Siebmachers Wappenbuch I 1.4, S. 6). Als *Sea-Armory* ist er 1923 noch einmal von Cecil King (*The Studio* 85, 1923, S. 89) aufgenommen worden, hat sich jedoch trotz seiner treffenden Kürze weder im deutschen noch im englischen Schrifttum durchgesetzt.

[2]) Vgl. Teil I, S. 94, Anm. 107.

Guardia freigegeben, sondern schon früh zwingend vorgeschrieben. Damit waren für das Gebiet der Schiffahrt die Nationalitätszeichen in ihren beiden Grundformen der Eigentums- und Schutzzeichen geschaffen. In der Kriegs- und Dienstflagge einerseits und der Handelsflagge anderseits haben sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Daneben findet sich weit bis in das 14. Jahrhundert hinein der Brauch, in einzelnen Fällen auch fremden Schiffen die Führung des Wappens bzw. der Flagge zu gestatten. In den hierüber ausgestellten Urkunden kommt klar zum Ausdruck, daß man dies als einen Fall der *Salva Guardia* betrachtete. So nahm im Jahre 1370 König Karl V. von Frankreich alle neutralen Kaufleute, die die flandrischen und französischen Häfen anlaufen wollten, unter seinen Schutz und gestattete ihnen,

> *in signum hujusmodi salve gardie nostre penuncellos nostros regios in et supra navibus seu vasis marinis . . . in casu eminentis periculi apponi* [3]).

In ähnlicher Weise verlieh Philipp von Burgund 1390 den deutschen Kaufleuten für die Fahrt nach Antwerpen seinen Schutz und bestimmte:

> *Et en signe de nostre sauvegarde en cas de eminent peril facent mettre noz penonceautz en et sur les nefz* [4]).

Für die Anbringung der Wappenbilder bestanden anfänglich keine festen Regeln. Zunächst benutzte man auch hier die vorhandenen Flächen. Der Schiffsrumpf selbst freilich, der schon bei mittlerem Seegang überspült wurde, war dafür nicht sonderlich geeignet. Seine Bemalung finden wir daher verhältnismäßig selten. Dagegen erschien die mächtige Fläche des Segels für die Anbringung farbiger Abzeichen geradezu wie geschaffen. Schon die Kreuzfahrer hatten sich dies teilweise zunutze gemacht. Das Kudrun-Lied erwähnt mehrfach Kreuze in den Segeln der Kreuzfahrerschiffe [5]). Auf einer Palästina-Karte des Matheus Parisiensis ist vor Akkon ein Schiff mit einem Kreuz im Segel eingezeichnet [6]). Und von dem Kölner Domscholaster Oliverus, dem großen Werber für die niederdeutsche Kreuzfahrt des Jahres 1217, wird berichtet, er habe nicht nur unzählige Menschen, sondern auch

[3]) HUB IV Nr. 370.
[4]) HUB IV Nr. 996.
[5]) Vgl. Teil I, S. 108, Anm. 30.
[6]) Abb. u. a. bei Joachim G. Leithäuser, *Mappae Mundi*, Berlin 1958, S. 76. Vgl. auch Rudolf Siegel a. a. O. Abb. 27.

viele Koggen mit dem Kreuz gezeichnet [7]), was sich wohl nur auf Kreuze in den Segeln beziehen kann. In ähnlicher Weise begann man jetzt, auch Wappen auf die Segel zu malen. Schon der Verfasser des Kudrun-Liedes kennt diesen Brauch [8]). Er hat sich während des ganzen Mittelalters und in einzelnen Fällen bis in das 17. Jahrhundert hinein erhalten.

Aber ein Segel zu bemalen war ein kostspieliges Unternehmen, das sich allenfalls ein mächtiger Fürst, nicht aber die breite Masse der seefahrenden Kaufleute leisten konnte. Zudem waren Abzeichen in den Segeln zwecklos, wenn das Schiff mit gerefftem Segel fuhr oder gar mit zusammengerolltem Segel im Hafen lag. So finden wir während des Mittelalters in der Mehrzahl der Fälle bildlose Segel, einfarbig oder aus verschiedenfarbigen Streifen zusammengesetzt [9]). Statt dessen ging man schon früh dazu über, für die Anbringung der Wappenbilder künstliche Flächen zu schaffen, die nicht zu kostspielig waren, eine genügende Größe besaßen und von dem eigentlichen Schiffsbetrieb unabhängig waren. Dabei lag es nahe, auf die an Land üblichen Formen zurückzugreifen. Man schuf Schilde aus leichtem Holz, die nach altnordischem Brauch am Mast vorgeheißt oder am Bug des Schiffes aufgehängt wurden [10]). Oder man malte das Wappen auf ein Stück Tuch, das an einer Stange an Deck oder statt des einfarbigen Gonfanons im Topp des Mastes gezeigt wurde. Mit anderen Worten, man schuf die Flagge. Deren Handlichkeit, ihre Sichtbarkeit nach allen Seiten und nicht zuletzt wohl auch der ästhetische Genuß, den das vom Winde bewegte Tuch dem Auge darbot, sicherten ihr schon bald den Vorrang vor dem steifen, unhandlichen Schild, so daß sie mit der Zeit zum alleinigen Träger der Eigentums- und Schutzzeichen, zur heutigen Nationalflagge wurde.

[7]) *Jacobi de Vitry epistola I. ad Honorium III*, S. 289.

[8]) Vers 489: „Ich sehe Hagens Wappen in reichem Segel dort".

[9]) Hans Szymanski, Zur Geschichte der farbigen Segel. Marine-Rundschau 1926, S. 527. Ferner Paul Heinsius a. a. O. S. 142.

[10]) Vgl. unten S. 103.

b) *Einzelbeispiele*

Bevor wir dazu übergehen, die Entwicklung des Flaggenwesens einzelner Länder zu verfolgen, müssen wir zunächst noch einen Umstand näher erläutern, der bereits im Vorwort zum ersten Teil dieser Arbeit kurz angedeutet wurde[1]). Im 13. Jahrhundert unterscheiden sich die heraldischen Truppenfahnen und die Lanzenfahnen der einzelnen Ritter äußerlich nicht von den mit einem Wappenbild bemalten Flaggen. Beide weisen gleicherweise durch ihr Bild auf den Namen des Wappenführers hin. Wenn sich also ein Truppenverband einschiffte und seine Fahne, wie mehrfach berichtet wird, an Deck aufstellte und im Winde wehen ließ, so konnte man daraus nicht nur auf die Herkunft und Zugehörigkeit dieses Verbandes, sondern zugleich auch auf die Herkunft und Zugehörigkeit des Schiffes schließen. Sehr klar kommt dies an einer Stelle in dem „Willehalm" des Wolfram von Eschenbach zum Ausdruck[2]):

volleclîche lanc drî raste
ein kiel am andern stuont,
urssier, kocken, tragamuont[3]),
die kleinen und die grôzen,
mit baniern überstôzen.
swa der rotte anker hêten grunt,
das tet ir banier schône kunt.

Trotzdem waren diese Fahnen keine Schiffsabzeichen. Sie blieben Zeichen des Truppenverbandes, die nur mittelbar einen Rückschluß auf die Herkunft des Schiffes, seinen Eigentümer oder Schutzherrn gestatteten. Sie machten vorübergehend eine Flagge überflüssig, ohne sie auf die Dauer ersetzen zu können. Dieser Umstand ist bei der Auswertung mittelalterlicher Berichte und Schiffsbilder zu berücksichtigen.

Wir betrachten nun zunächst die Entwicklung in England. Hier fließen die Quellen am reichlichsten, und hier, von wo allem Anschein nach das Wappenwesen seinen Ausgang genommen hat, scheint sich auch zuerst der Übergang der Wappen vom Festland auf die See vollzogen zu haben. Die englischen Könige verfügten schon in der zweiten

[1]) Teil I, S. 74.
[2]) Vers 438, 4—10.
[3]) Ursiern, Koggen und Dromonen. Nähere Einzelheiten über diese drei Schiffstypen bei Paul Heinsius a. a. O.

Hälfte des 12. Jahrhunderts über eigene Schiffe. Bereits Heinrich II. (1154—1189) unterhielt im Hafen von Southampton eine *galley or esnecca* für sich, seine Familie und seine Gäste[4]). Unter den Schiffen, mit denen Richard I. im Jahre 1190 in das Heilige Land fuhr, befanden sich 20 königliche Kriegsschiffe[5]). 1193 schloß der König, nachdem er in die Gefangenschaft Kaiser Heinrichs VI. geraten war, mit diesem einen Vertrag, in dem er sich verpflichtete, im Falle seiner Freilassung dem Kaiser für die Dauer eines Jahres 50 Kriegsschiffe *(galleys)* zur Verfügung zu stellen[6]). Fast dieselbe Zahl von Kriegsschiffen finden wir 1205 unter König Johann ohne Land[7]). Nachdem England 1204 seine französischen Besitzungen verloren hatte und der Kanal nicht mehr ein englisches Binnenmeer war, waren die englischen Könige in steigendem Maße auf eine Kriegsflotte angewiesen. Neben ihren eigenen Schiffen standen ihnen im Kriegsfall die Schiffe der *Cinque Ports* und Schiffe der Untertanen *in the King's service* zur Verfügung[8]).

Der Gebrauch heraldischer Schiffsabzeichen ist auf allen diesen Schiffen bis zum zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts nicht nachzuweisen. Für die Flotte Richards I. während seines Kreuzzuges 1190 bestanden genaue organisatorische Vorschriften[9]). Die Schiffe mußten auf Rufweite, die Geschwader auf Trompetentonweite fahren. Richards eigenes Schiff führte nachts eine Laterne im Topp. Bei der Ankunft vor Messina am 23. September 1190 sah man an Deck unzählige Lanzenfahnen und Wimpel. Die Vorschiffe funkelten im Glanz der an der Reling aufgehängten Schilde[10]). Von Schiffsabzeichen hören wir jedoch nichts. Nur einmal, bei der Abfahrt König Richards von Messina am 10. April 1191, erfahren wir, daß das Schiff, auf dem die Braut des Königs, Berengeria von Navarra, fuhr, den Namen und das Zeichen des Löwen, also des englischen Wappentieres, trug[11]). Aber es handelte

[4]) A. L. Poole in: *Mediaeval England,* vol. I (1958), S. 177.

[5]) Hans E. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge, Stuttgart 1965 (Urban-Bücher Nr. 86), S. 138.

[6]) Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte, 6. Aufl., Bd. I (1930), S. 350.

[7]) A. L. Poole a. a. O., S. 177.

[8]) F. W. Brooks, *The English naval forces 1199—1272,* London 1930, S. 79.

[9]) F. W. Brooks a. a. O., S. 164.

[10]) *Itinerarium peregrinarum et gesta Regis Ricardi,* ed. William Stubbs *(Rerum Britannicarum medii aevi scriptores,* Bd. I), London 1864, S. 156.

[11]) Friedrich Wilken a. a. O., Band IV, S. 195.

sich hier zweifellos nur um einen künstlerischen Schmuck ohne rechtliche Bedeutung.

Über die Entwicklung in den nächsten Jahrzehnten sind wir durch die Werke des englischen Geschichtsschreibers Matheus Parisiensis und seiner Schule sehr genau unterrichtet[12]). Matheus Parisiensis war Mönch des Klosters St. Albans[13]), wo er im Jahre 1259 starb. Er war der vertraute Berater König Heinrichs III. und Richards von Cornwall und war mit zahlreichen Großen seiner Zeit befreundet. 1248/1249 weilte er als Beauftragter des Papstes in Norwegen. Seine beiden Hauptwerke, die *Chronica Majora* und die *Historia Anglorum,* sind die wichtigsten Quellen für unsere Kenntnis der englischen Geschichte während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Auch als Kartograph ist er hervorgetreten und hat uns unter anderem mehrere Karten von England und von Palästina hinterlassen.

Matheus Parisiensis hat seine Werke mit zahlreichen Illustrationen versehen, die uns einen lebendigen Einblick in die damaligen Verhältnisse vermitteln. Seine Zeichnungen beweisen eine hervorragende Künstlerschaft und sind größtenteils außergewöhnlich genau in der Wiedergabe von Einzelheiten[14]). Für den Gegenstand unserer Untersuchung ist es von besonderer Bedeutung, daß er auch ein vorzüglicher Kenner des Wappenwesens war[15]). Er hat uns in seinen Werken mehr als 130 Wappen europäischer Herrscher und Angehöriger des englischen Adels übermittelt[16]). So darf das, was er uns über den frühesten Gebrauch heraldischer Schiffsabzeichen berichtet, sowohl hinsichtlich der Art der Verwendung als auch des zeitlichen Ablaufs als völlig zuverlässig gelten.

Matheus Parisiensis hat an zahlreichen Stellen Schiffe dargestellt. Teils sind sie nur flüchtig gezeichnet, ein Schiffsrumpf ohne Takelage

[12]) W. G. Perrin hat diese wichtige Quelle in seinem verdienstvollen Buch *British Flags* erstaunlicherweise nicht berücksichtigt.

[13]) Etwa 40 km nördlich von London.

[14]) Richard Vaughan, *Matthew Paris,* Cambridge 1958, S. 233.

[15]) Vgl. die Würdigung des Matheus Parisiensis als Heraldiker bei Richard Vaughan a. a. O., S. 250 ff.

[16]) Vereinzelt finden sich darunter auch Phantasiewappen, so für Wilhelm den Eroberer und König Knut von Dänemark. Phantasieflaggen finden sich für Genua und Pisa (M. R. James a. a. O., Tafel XIV, Abb. 71). Über die Verhältnisse im Mittelmeerraum war Matheus anscheinend nur lückenhaft unterrichtet.

und sonstige Einzelheiten. Teils aber sind sie auch sehr sorgfältig und mit liebevoller Genauigkeit wiedergegeben, so daß wir den Gang der Entwicklung aus ihnen mühelos ablesen können. Matheus kennt bei Handelsschiffen die beiden Friedenszeichen, das Toppkreuz und den darunter wehenden einfarbigen Wimpel [17]). Er kennt Wappen im Segel, und er, beziehungsweise die Künstler seiner Schule kennen auch den Brauch, ein Schiff durch einen Wappenschild zu kennzeichnen [18]). Dagegen finden wir bei ihm noch keine heraldischen Schiffsflaggen, im Gegensatz zu dem Brauch an Land, wo er mehrfach Gebäude mit einer Flagge darstellt [19]).

Zeitlich ergibt sich für die Einführung der heraldischen Schiffszeichen folgendes Bild:

a) Anfänglich führen die dargestellten Schiffe keinerlei Abzeichen, so in den Jahren 1215, 1216 und 1219 [20]).

b) Auch auf der Zeichnung der *Chronica Majora,* die die Seeschlacht zwischen den Engländern und Franzosen vor Dover im Jahre 1217 darstellt, führen die Schiffe keine Abzeichen. Wohl sind auf einem französischen Schiff fünf heraldische Lanzenfahnen zu sehen. Die Unterschrift lautet: *Vexillum Roberti de Curtenai et aliorum magnatum francie* [21]). Es handelt sich also um Fahnen der an Bord befindlichen Ritter. In der *Historia Anglorum* heißt es dazu, der Führer der englischen Flotte Hubert de Burgh habe unter den feindlichen Schiffen ein Schiff erblickt, das viele Fahnen

[17]) Vgl. das Schiff, das Richard von Cornwall 1240 für seine Fahrt nach Palästina gechartert hatte. M. R. James a. a. O., Tafel XIII, Abb. 68.

[18]) Es handelt sich um das Schiff König Svens von Dänemark bei der Eroberung Englands. Das Schiff ist im Stil des 13. Jahrhunderts gezeichnet. Das Wappenbild, eine Axt, ist von Matheus, bzw. seinem Schüler erfunden. Vgl. Peter Paulsen, Axt und Kreuz in Nord- und Osteuropa, Bonn 1956, S. 259. Das Buch von M. R. James, *La Estoire de Seint Aedward le Rei,* Oxford 1920, war mir nicht zugänglich.

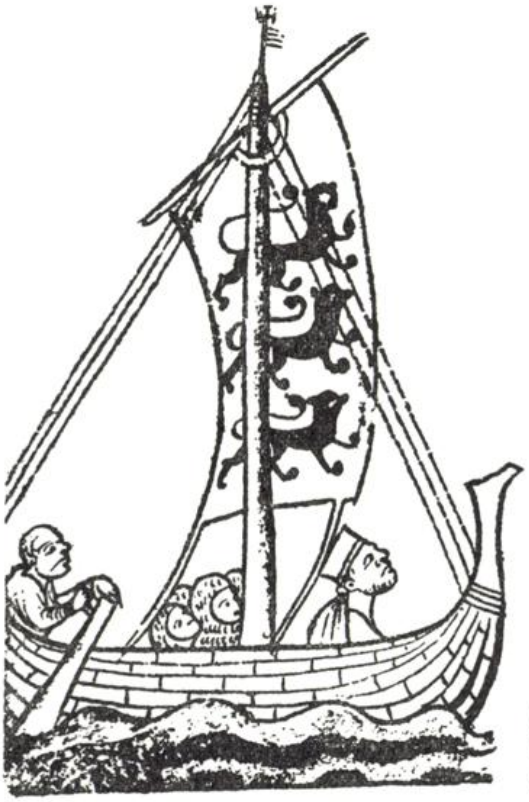
[19]) Vgl. die Beispiele S. 88, Anm. 10 und die in Anm. 16 erwähnte Darstellung von Genua und Pisa.

[20]) M. R. James a. a. O., Tafel VII, Abb. 32, Tafel IX, Abb. 36, und Tafel X, Abb. 42.

[21]) M. R. James a. a. O., Tafel IX, Abb. 38.

trug, und er habe daraus geschlossen, daß hier mehrere Adelige an Bord seien *(unam maximam navem, in qua multa vidit vexilla, et per hoc perpendit eam esse nobilibus refertam)*[22]).

c) Das früheste Bild eines Schiffes mit dem Wappen des Königs von England findet sich zum Jahre 1230. Damals fuhr König Heinrich III. nach Frankreich, um die *terras suas transmarinas perditas revocare*[23]). Zu dieser Stelle bringt Matheus Parisiensis zweimal, in der *Chronica Majora* und in der *Historia Anglorum,* eine Zeichnung, die den König und sein Gefolge an Bord eines Segelschiffes darstellt. Das Segel trägt die drei Löwen des englischen



Schiff des Königs von England 1230 (Matheus Parisiensis, Chronica Majora)

[22]) *Matthaei Parisiensis Chronica Majora, ed. H. R. Luard,* vol. III, London 1876, S. 219. — Auch die Befehlshaber der beiden Flotten, Hubert de Burgh und Eustache le Moin, hatten ihre Fahnen mit an Bord, die aber von Matheus nicht abgebildet werden. Die Fahnen dienten hier wie im Landkampf als Sammel- und Richtungspunkt. Die Schiffe Huberts de Burgh waren *nutui . . . attendentes et vexillo* (*Historia Anglorum, ed. Sir Madden,* vol. II, London 1869, S. 219). Die Schiffe des Eustache le Moin flohen und zerstreuten sich, als die Fahne ihres Anführers von einem englischen Matrosen umgehauen wurde (W. G. Perrin a. a. O., S. 86, und MG. SS. XXVIII, S. 627 f.).

[23]) *Historia Anglorum II,* S. 323.

Wappens[24]). Es handelt sich hier um die früheste Darstellung eines Schiffes mit einem heraldischen Abzeichen überhaupt. Das englische Wappen wird hier offensichtlich als Eigentumszeichen geführt. Und die Tatsache, daß Matheus dieses Bild in beiden Chroniken bringt, spricht für die Echtheit der Darstellung.

d) Auf der zweiten Palästina-Karte aus der Zeit um 1252 endlich hat Matheus Parisiensis vor dem Hafen von Akkon vier Segelschiffe eingezeichnet[25]). Eins von ihnen führt wieder die drei englischen Löwen im Segel, ein anderes ein Ankerkreuz auf hellem Grund. Um welches Wappen es sich bei dem zweiten Schiff handelt, läßt sich nicht entscheiden[26]). Auf jeden Fall ist es nicht das Schutzzeichen eines europäischen Herrschers, sondern das Eigentumszeichen irgendeines Adeligen. So wird man auch das englische Wappen in dem Segel des ersten Schiffes noch als königliches Eigentumszeichen ansprechen müssen.

Als Ergebnis dieser Untersuchung können wir also feststellen, daß während des zweiten Viertels des 13. Jahrhunderts die Wappen als Eigentumszeichen in der Schiffahrt eingeführt wurden, und zwar noch nicht in der Form der Flagge, sondern als Abzeichen auf dem Segel und vereinzelt in der Form eines Wappenschildes.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden wir dann in England die ersten Flaggen. Als Eigentumszeichen der königlichen Schiffe sind sie erst gegen Ende dieses Jahrhunderts nachweisbar, was aber wohl nur auf die Lückenhaftigkeit der Quellen zurückzuführen ist. Jedenfalls führte im Jahr 1290 das Schiff, auf dem Margareta, die unglückliche *Maid of Norway,* nach England kommen sollte, Flaggen mit dem königlichen Wappen[27]). Und vier Jahre später, im Jahre 1294,

[24]) M. R. James a. a. O., Tafel XII, Abb. 55 *(Chronica Majora),* und Tafel XIX, Abb. 105 *(Historia Anglorum).*

[25]) Richard Vaughan a. a. O., Tafel XVI.

[26]) Matheus Parisiensis bringt an anderer Stelle einen goldenen Schild mit einem roten Ankerkreuz für Hugo von Baucey, bzw. Nicolaus de Moles (H. G. Ströhl, Heraldischer Atlas, Stuttgart 1899, Tafel 18, Nr. 4). Ob das Wappen in dem Segel des zweiten Schiffes mit diesem identisch ist, muß dahingestellt bleiben. — In England hatten im 13. Jahrhundert zahlreiche Adelige eigene Schiffe (F. W. Brooks a. a. O., S. 131/138), die sicherlich in irgendeiner Form das Wappen ihres Eigentümers gezeigt haben. Das Schiff im Siegel der Stadt Faversham aus der Zeit um 1300 (Brindley, *Catalogue,* Abb. 19) führt am Heck eine Flagge mit den drei Sparren der Familie de Clare.

[27]) W. G. Perrin a. a. O., S. 42.

hören wir, daß ein königliches Schiff im Hafen von Southampton mit 25 königlichen Wappenflaggen ausgerüstet war[28]).

Inzwischen war das königliche Wappen auch als Schutzzeichen für die privaten Handelsschiffe eingeführt worden. Hier ergibt sich aus den englischen Städtesiegeln ein klares Bild. Zwei dieser Siegel hatten wir bereits im ersten Teil dieser Arbeit kennengelernt, die Siegel von Winchelsea und Pevensey[29]). Die Schiffe in diesen Siegeln führen im Topp das Friedenskreuz und den bildlosen gonfanonförmigen Wimpel. An der Rah hängt ein Schild mit dem englischen Wappen. Die Siegel stammen aus der Zeit Eduards I. (1272—1307), unter dessen Regierung des königliche Wappen auch in den Siegeln der Bailiffs und zahlreicher englischer Städte erscheint[30]). Fast gleichzeitig finden wir auch die ersten Schiffe mit einer englischen Flagge. Folgende Siegel kommen hier in Betracht:

Dunwich — SIGILL (um) BVRGI DE DONEWIZ[31])
Um 1270
Im Topp die englische Flagge; auf dem Vor- und Achterkastell je eine kleine Flagge, deren Zeichnung nicht zu erkennen ist.

Lyme Regis — SIGILLVM COMVNE DE LIM[32])
Im Topp ein gonfanonförmiger Wimpel mit einem Kreuz; an Deck die Flaggen von England und Kastilien.
Lyme Regis erhielt seine Ernennung zu einem *free borough with a merchant guild* durch eine Charter Eduards I. im Jahre 1284. Eleonore von Kastilien, die erste Gemahlin Eduards, starb 1290. Die Entstehung des Siegels fällt also in die Zeit zwischen 1284 und 1290.

[28]) W. G. Perrin a. a. O., S. 42.

[29]) Teil I, S. 81, und Tafel 2 unten. Die Unterschriften sind durch ein Versehen des Setzers vertauscht.

[30]) Vgl. N. V. L. Rybot, *The Leopards of England and the Channel Islands* (*Bulletin of the SociétéJersiaise 14* [1943]), S. 135—157; ferner die Städtesiegel bei Gale Pedrick a. a. O., Nr. 13, 16, 20, 29, 30 und 38.

[31]) Brindley, *Catalogue,* Abb. 2. Die dortige Angabe S. 12 *About A. D. 1199* ist falsch und nach freundlicher Mitteilung des Stadtarchivs Ipswich darauf zurückzuführen, daß Dunwich um das Jahr 1199 eine Charter durch König Johann ohne Land erhielt. Das Siegel gehört dem Stil nach in die Zeit um 1270. A. Jal, *Archéologie navale,* Bd. II (Paris 1840), S. 367, und B. Hagedorn a. a. O., S. 30, geben das Jahr 1269 an.

[32]) Rudolf Siegel a. a. O., Abb. 21.

Hastings SIGILLVM COMMVNE BARONVM DE HASTINGGIS[33])
Ende des 13. Jahrhunderts.
Im Topp ein bildloser gonfanonförmiger Wimpel; am Heck die englische Flagge, am Bug die Flagge der Cinque Ports.

Maldon SIGILLVM COMMVNE CORP (orationis) VILLAE DE MALDON[34])
Anfang des 14. Jahrhunderts.
Am Heck die englische Flagge.

Bristol SIGILLVM MAIORITATIS VILLE BRISTOLLIE[35])
Erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.
Am Heck die englische Flagge.

Das Schiff im Siegel von Hastings ist anscheinend ein Schiff *in the King's service;* es rammt — wohl in kriegerischer Absicht — ein anderes Schiff[36]). Die Schiffe in den übrigen Siegeln sind eindeutig Handelsschiffe. Spätestens um 1270 hat man also in England damit begonnen, das königliche Wappen für die Handelsschiffahrt freizugeben — eine Entwicklung, die dann unter Eduard I. ihren Abschluß fand. Das deckt sich mit der Feststellung W. G. Perrins, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Flagge mit den drei Löwen das nationale Erkennungszeichen sowohl für die königlichen Schiffe wie auch für die privaten Handelsschiffe war[37]).

Unter Eduard I. findet sich auch die erste schriftliche Regelung über die Flaggenführung der Handelsschiffe. Am 7. März 1297 wurde zwischen ihm und dem Grafen Guido von Flandern ein Vertrag zur Regelung der beiderseitigen Handelsbeziehungen geschlossen[38]). Darin wird unter anderem bestimmt, daß alle englischen Schiffe auf der Fahrt nach Flandern die königliche Flagge und umgekehrt die Schiffe der flandrischen Städte die gräfliche Flagge führen sollen:

Premerement est ordenei et acordei, ke toutes les neis d'Engle-

[33]) Brindley, *Catalogue,* Abb. 25.
[34]) Abdruck in der Siegelsammlung des *Scheepvaart Museums Amsterdam.* Vgl. dazu Rowland Bretton in: *The Coat of Arms* 7 (1963), S. 281.
[35]) Vgl. Brindley, *Catalogue,* S. 18, und Gale Pedrick a. a. O., S. 49.
[36]) Vgl. Teil I, S. 84. W. G. Perrin a. a. O., S. 46, hält auch dieses Schiff für ein Handelsschiff.
[37]) W. G. Perrin a. a. O., S. 76.
[38]) Thomas Rymer, *Foedera, conventiones pp.,* Bd. I., Teil III, S. 176.

terre et de Bayone et du pooir d'Engleterre, alans vers les parties de Flandres, aient le signal des armes du Roy d'Engleterre. Et toutes les neis de Flandres et du pooir du Conte de Flandres, alans par mer, aient le signal des armes du Conte de Flandre.

Ferner sollen die Schiffe *lettres patentes* mit sich führen, besiegelt von der Stadt, aus der sie stammen. Und endlich findet sich auch ein Verbot falscher Flaggenführung:

et che est ordenei purche, ke li aucun d'Engleterre et de Flandres ne les puiscent deschevoir, en prendant, et contrefaisans le signal, don dit conte.

Die einfarbigen Wimpel im Topp des Mastes werden hier nicht mehr erwähnt. Rechtlich bedeutsam ist also nur noch die königliche Wappenflagge. Die gonfanonförmigen Wimpel wurden durch diese Regelung jedoch nicht endgültig verdrängt. Das beweist das Siegel der Stadt Hastings und die spätere Entwicklung der St.-Georgs-Flagge. Wir werden auf die Frage am Schluß dieser Arbeit noch einmal eingehen.

Fast zu derselben Zeit wie in England ging man auch in anderen Staaten des nordischen Raumes dazu über, das Wappen des Herrschers als Schiffsabzeichen einzuführen. Die flandrische Flagge ist durch den Vertrag vom 7. März 1297 nachgewiesen. An Land waren wir dieser Flagge schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts begegnet[39]). Sie war gelb mit dem schwarzen flandrischen Löwen. In Mecklenburg zeigt das Siegel der Stadt Wismar vom Jahre 1256 ein Schiff mit einem bildlosen gonfanonförmigen Wimpel im Topp und dem mecklenburgischen Wappenschild am Mast[40]). Das Schiff im Siegel der Stadt Kiel vom Jahre 1283 führt am Bug einen Schild mit dem holsteinischen Nesselblatt[41]). Amsterdam, das im Jahre 1300 das Stadtrecht erhielt, führt in dem gleichzeitigen Siegel ein Schiff mit dem holländischen Wappenschild am Mast[42]). Und die Schiffe der Stadt Rostock fuhren nach einem Be-

[39]) Teil I, S. 128, Anm. 18.

[40]) Teil I, S. 81. Der Wappenschild ist hier wie auch in dem unten folgenden Siegel von Amsterdam im Vergleich zu dem Schiff unverhältnismäßig groß gezeichnet. Zieht man jedoch die Siegel von Winchelsea, Pevensey und Kiel zum Vergleich heran, so besteht kein Grund, daran zu zweifeln, daß diese Schilde, wenn auch in kleinerem Maßstab, tatsächlich geführt worden sind. Vgl. auch die unten angeführten Beispiele für einen Schild am Mast aus vorheraldischer Zeit.

[41]) Teil I, S. 82.

[42]) W. F. H. Oldewelt, *De Stadszegels van Amsterdam* (33. *Jaarboek van*

richt aus dem Jahre 1311 unter der Flagge der Fürsten von Rostock, einer blauen Flagge mit dem goldenen Greifen[43]). Endlich sei noch auf eine Bestimmung in dem schwedischen *Uplandslag* von 1296 hingewiesen, in dem ein Schild am Bug der Kriegsschiffe erwähnt wird[44]). Über das Aussehen des Schildes wird hier zwar nichts gesagt. Nach dem zeitlichen Zusammenhang kann es sich jedoch nur um einen Schild mit dem königlichen Wappen handeln.

Die vorstehenden Beispiele dürften für die Feststellung genügen, daß im nordischen Raum gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Wappen des Landesherrn allgemein als Nationalitätszeichen sowohl für Kriegswie für Handelsschiffe in Gebrauch war. Auffallend ist dabei, daß zunächst die Wappenschilde überwiegen, während Flaggen sich erst langsam durchsetzen. Hier scheint der altnordische Brauch der Kriegs- und Friedensschilde nachgewirkt zu haben, die ebenfalls an der Rah oder

Kieler Siegelbild 1283

het Genootschap Amstelodamum, 1936), Abb. 1.

[43]) Vgl. Fr. Bachmann, Flaggen und Farben der Seestadt Rostock und des Landes Mecklenburg (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 20, 1934/1935, S. 5) und Fr. Barnewitz, Geschichte des Hafenortes Warnemünde, Rostock 1925, S. 75. Die Angabe bei Barnewitz, die Schiffe hätten die Flagge der S t a d t Rostock geführt, beruht auf einem Irrtum. Vgl. Fr. Bachmann a. a. O., Anm. 7.

[44]) Karl Lehmann, Kauffriede und Friedensschild. In: Germanistische Abhandlungen zum 70. Geburtstag Konrad von Maurers, Göttingen 1893, S. 59, und Claudius Frh. v. Schwerin, Schwedische Rechte, Weimar 1935, S. 136.

am Mast vorgeheißt wurden[45]). Schon in der älteren Edda heißt es: *Auf zog er den roten Schild an der Rah*[46]). Ordericus Vitalis (1075 bis 1142) erwähnt zum Jahre 1098 einen *rubeum scutum, quod signum pacis erat, super malum navis*[47]). Und noch Saxo Grammaticus berichtet um 1185 von König Hedinn, er habe durch einen Schild am Mast angezeigt, daß er und die Seinen als Freunde kämen *(erecto in malum scuto socios adventare significans)*[48]). Es lag nah, diesen Brauch auch unter den veränderten Verhältnissen beizubehalten, bis dann der Schild aus Zweckmäßigkeitsgründen durch die Flagge verdrängt wurde.

[45]) Vgl. Teil I, S. 74.
[46]) Karl Lehmann a. a. O., S. 56.
[47]) Karl Lehmann a. a. O., S. 55.
[48]) Karl Lehmann a. a. O., S. 56.

Tafel I, Abb. 1
Hastings,
Stadtsiegel,
Ende des
13. Jahrhunderts

Tafel I, Abb. 2
Wismar,
I. Stadtsiegel, 1256

Tafel II, Abb. 1
Damme,
II. Stadtsiegel,
um 1275

Tafel II, Abb. 2
Lübeck,
III. Stadtsiegel, 1280

Die Entwicklung im Mittelmeerraum

a) *Die Frühzeit*

Die Entwicklung der Nationalitätszeichen im nordischen Raum verlief, wie wir sahen, völlig geradlinig. Sie führte von den persönlichen Erkennungszeichen der Herrscher zu den dinglichen Eigentums- und Schutzzeichen zunächst der Gebäude, dann der Schiffe. Demgegenüber weisen die Verhältnisse im Mittelmeerraum einige Abweichungen auf. Zunächst spielte hier infolge der taktischen Eigenart der Galeerenflotten das Fahnenwesen eine weit größere Rolle als in den nordischen Gewässern. Zum andern finden sich neben einer Reihe monarchischer Staaten die großen Stadtrepubliken Genua, Venedig und Pisa, denen sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts noch Marseille hinzugesellte. Hier gab es kein persönliches Wappen eines Herrschers, aus dem sich die Eigentums- und Schutzzeichen hätten entwickeln können. Anderseits konnten gerade die Stadtrepubliken mit ihrem großen Bestand an Kriegs- und Handelsschiffen nicht hinter den monarchischen Staaten zurückstehen. Auch sie mußten ihre Schiffe unter einer Flagge fahren lassen, die den Schiffsabzeichen der Könige und Fürsten gleichberechtigt an die Seite gestellt werden konnte. So setzt die Entwicklung hier sofort mit städtischen Eigentums- und Schutzzeichen ein, deren Bilder eigens für diesen Zweck geschaffen werden mußten.

Auch hier stellen wir zunächst einige Beispiele zusammen, aus denen zu ersehen ist, bis zu welchem Zeitpunkt nationale Erkennungszeichen der Schiffe noch nicht in Gebrauch waren. Im Jahre 1154 wurde ein Genueser Schiff von almohadischen Galeeren vor der sardinischen Küste angehalten und gefragt, wo es beheimatet sei. Es kam zu einem Kampf, bei dem man zu spät erkannte, mit wem man es zu tun hatte. Denn die Almohaden hatten kurz zuvor mit Genua einen Friedensvertrag geschlossen[1]). Als sich König Richard von England 1191 dem Hafen von Akkon näherte, kam ihm König Guido von Lusignan mit drei Galeeren entgegen. Die Schiffe waren nicht gekennzeichnet. Richard schickte deshalb ein Boot hinüber und ließ fragen, was sie wollten und woher sie kämen[2]). Im Jahre 1197 erblickten gefangene

[1]) *Annali Genovesi di Caffaro e de' suoi continuatori. Nuova edizione a cura di Luigi Tommaso Belgrano e di Cesare Imperiale.* Genova 1890—1929. Vol. I, S. 39.

[2]) *Itinerarium peregrinarum,* S. 195.

Christen in Beirut unbekannte Schiffe, die sich der Küste näherten. An der Form der Segel *(vela quadrangula),* nicht etwa an Flaggen oder sonstigen Abzeichen erkannten sie, daß es sich um christliche Schiffe handelte[3]). Gottfried von Ville-Hardouin berichtet in seiner Geschichte der Eroberung Konstantinopels, daß die christliche Flotte auf ihrer Fahrt 1203 zwei unbekannten Schiffen begegnete. Graf Balduin schickte ein Boot zu ihnen, um zu erfahren, woher sie kämen[4]). Auch die Schiffe der Kreuzfahrer selbst — es waren venezianische Schiffe — führten keine Flaggen. Gottfried von Ville-Hardouin und Robert de Clari beschreiben diese Schiffe ausführlich bei der Abfahrt von Venedig 1202 und bei der Ankunft vor Konstantinopel 1203[5]). Auf den Kastellen waren die Lanzenfahnen der Ritter aufgepflanzt, und an der Reeling hingen ihre Schilde, ähnlich also wie bei den englischen Schiffen vor Messina 1190[6]). Die Galeere des Dogen Enrico Dandolo war purpurrot bemalt. Über dem Dogen war ein Zelt von purpurner Seide aufgespannt, und vor ihm standen Pauker und Trompeter mit silbernen Trompeten[7]). Als der Sturm auf Konstantinopel begann, stand der Doge am Bug seines Schiffes, vor ihm die Hauptheerfahne des venetianischen Heeres, das *vexillum sancti Marci,* das nach der Landung vor ihm her an Land getragen wurde[8]). Schiffsflaggen werden jedoch an keiner Stelle erwähnt. Und endlich noch ein Beispiel aus dem Jahre 1218: Die Stadt Genua hatte erfahren, daß zwei Seeräuberschiffe aus Neapel und Ischia das Meer unsicher machten. Zur Abwehr schickte man zwei bewaffnete Galeeren aus. Diese trafen auf hoher See drei Schiffe aus dem Arelat und hielten sie fälschlich für die gesuchten Seeräuber. Erst nachdem zwei Schiffe gekapert waren, klärte sich der Irrtum auf[9]). Die Möglichkeit, auf weitere Entfernung die Herkunft und die Staatszugehörigkeit eines Schiffes festzustellen, bestand also damals offensichtlich noch nicht.

Bildliche Darstellungen bestätigen dieses Ergebnis. Unter den zahlreichen Randzeichnungen, die in den Jahrbüchern von Genua die Er-

[3]) MG. SS. XXI, S. 206.
[4]) Ville-Hardouin, Die Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204. Herausgegeben von B. Todt, Halle 1878, S. 73.
[5]) Ville-Hardouin, S. 59 und 76.
[6]) Siehe oben, S. 95.
[7]) Ville-Hardouin, S. 59.
[8]) Ville-Hardouin, S. 93.
[9]) Annali Genovesi II, S. 148.

eignisse bis zum Jahre 1191 begleiten, finden sich auch mehrere Schiffsdarstellungen. Aber kein Schiff führt eine Flagge [10]). In dem *Liber ad honorem Augusti* des Petrus de Ebulo führen die Schiffe, mit denen der Kaiser 1194 nach Sizilien übersetzte, weder eine Flagge noch ein sonstiges Abzeichen [11]). In der Kirche S. Giovanni Evangelista zu Ravenna findet sich ein Mosaiken-Zyklus aus dem Jahre 1213, der die Ereignisse des vierten Kreuzzuges schildert. Auf einem dieser Bilder ist ein Kreuzfahrerschiff mit zwei Masten dargestellt. Die Masten tragen Toppkastelle; das eine ist mit einem Trompeter besetzt [12]). Nach einer Flagge suchen wir vergebens. Und endlich sei noch auf die Mosaiken-Folge in dem Markus-Dom zu Venedig aus der Zeit um 1220 hingewiesen. Hier ist die Überführung der Gebeine des hl. Markus von Alexandria nach Venedig geschildert, und zwar im Stile des beginnenden 13. Jahrhunderts [13]). Hätten die Schiffe Venedigs damals schon eine Flagge geführt, so hätte der Künstler sie bestimmt dargestellt [14]). Aber auch hier finden wir noch nichts.

Dieses Ergebnis vermittelt allerdings kein ganz richtiges Bild. Prüft man nämlich die angeführten Beispiele näher, so stellt sich heraus, daß es sich — abgesehen von der Galeere des Dogen Enrico Dandolo im Jahre 1203 — stets um Handelsschiffe, Transportschiffe oder um einzelfahrende Galeeren handelt. Das Bild ändert sich, sobald wir die Kriegsflotten der Mittelmeerstaaten in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Hier findet sich ein Brauch, der im nordischen Raum unbekannt, zum mindesten in diesem Ausmaß nicht üblich war.

[10]) Näheres über die Zeichnungen in den Jahrbüchern von Genua, unten S. 111, Anm. 22.

[11]) S. Siragusa a. a. O., Tafel XXXVII.

[12]) Propylaeen-Weltgeschichte, Bd. 5, 1963, Abb. S. 456.

[13]) S. Bettini, *Mosaici antichi di San Marco a Venezia*, Bergamo o. J., Tafeln 27 und 29—31.

[14]) Vgl. als Gegenstück die Mosaiken von ca. 1342—1355 bei S. Bettini, Tafel 114—117: Flaggen mit dem Markus-Löwen und Wappenflagge des Dogen.

b) *Die Galeerenfahnen*

Die nordischen Segelschiffe mit ihrer geringen seemännischen Besatzung wurden im Kriegsfall nur vorübergehend zu Kriegsschiffen umgebaut und mit Truppen besetzt. Jedes von ihnen war, auch wenn es in einem größeren Verband fuhr, eine Einheit für sich, eine schwimmende Festung[1]), von der aus die Besatzung ihre Ausfälle machte. Eine Verbindung zwischen den einzelnen Schiffen im Sinne eines operativen Zusammenwirkens bestand kaum. Und wenn die eingeschifften Truppen — Einzelritter oder kleinere geschlossene Verbände — ihre Fahnen mit an Bord brachten, so war dies eine vorübergehende Erscheinung, die sich von Fall zu Fall ändern konnte.

Im Gegensatz dazu kämpfte die Kriegsgaleere[2]) des Mittelmeeres als taktisches Glied eines straff organisierten Flottenverbandes. Sie hatte ihre feste militärische Besatzung, die wie die Truppen an Land eine eigene Fahne hatte[3]). Daneben gab es teilweise noch Fahnen für die Befehlshaber der einzelnen Geschwader. Und endlich finden wir bei den Stadtrepubliken noch eine Hauptheerfahne mit dem Bild des Stadtheiligen, die an Land auf einem Fahnenwagen, dem *carroccio,* auf See auf einer besonderen Galeere, der *galea carroccia,* mitgeführt wurde[4]). Die Ausfahrt einer solchen Flotte glich dem Ausmarsch des Heeres an Land.

Das Aussehen der Galeerenfahnen war natürlich bei Freund und Feind bekannt, so daß sich eine weitere Kennzeichnung der Schiffe erübrigte. Welche Bedeutung die Kenntnis der Fahnen auch für den Gegner hatte, ersehen wir am besten aus den zahlreichen Fällen, in denen man feindliche Fahnen zu Täuschungszwecken fälschte. Auch hier nur einige Beispiele! Im Jahre 1110 kam es zu einem Seegefecht zwischen venezianischen und pisanischen Schiffen, bei dem die Pisaner „aus Übermut" eins ihrer Schiffe als Schiff des byzantinischen Kaisers

[1]) F. W. Brooks a. a. O., S. 65.

[2]) Wir fassen unter diesem Ausdruck alle Arten von Ruderschiffen zusammen, also auch die Tariden und Galeonen.

[3]) Die Fahnen wurden den Besatzungen in feierlicher Form verliehen. Schon der byzantinische Kaiser Leo VI. (886—911) empfahl in seinem Werk *Tactica,* cap. 19, § 22, die *flamula* der Dromonen während des Gottesdienstes in der Kirche weihen zu lassen. Vgl. auch den Bericht über die feierliche Übergabe von Fahnen und Flaggen an die Geschwaderführer und Kommandanten der genuesischen Flotte 1242 (*Annali Genovesi* III, S. 127 f.)

[4]) *Annali Genovesi* II, S. 91 und 107.

getarnt und mit kaiserlichen Fahnen ausgestattet hatten[5]). Zum Jahre 1149 berichtet Cinnamus, der Sekretär des byzantinischen Kaisers Manuel, in seiner Chronik, daß König Ludwig VII. von Frankreich auf der Rückfahrt von Palästina mit seinen Schiffen in ein Gefecht mit byzantinischen Kriegsschiffen verwickelt wurde. Das Schiff der Königin Eleonore wurde erobert, das Schiff des Königs umzingelt. Da erschien eine sizilische Flotte und befreite die Königin. König Ludwig verließ sein Schiff und setzte auf eine sizilische Trireme über. Aber auch dort wäre er von den Byzantinern gefangengenommen worden, wenn er nicht im letzten Augenblick die Fahnen eines byzantinischen Bundesgenossen, also wohl venezianische Fahnen, gezeigt und dadurch die Feinde getäuscht hätte[6]). Ein Beispiel aus dem Jahre 1197 endlich wird von W. G. Perrin erwähnt[7]). In diesem Jahr versuchten die Pisaner, mit ihrer Flotte die Stadt Messina zu blockieren. Eines Nachts überfielen zwei sizilische Galeeren unter Führung des Grafen Walter von Ferrara die feindliche Flotte. Sie hatten zur Täuschung pisanische Fahnen an Bord, und so gelang es ihnen, zwei Galeeren Pisas zu erobern[8]).

Über das Aussehen der Galeerenfahnen wissen wir merkwürdig wenig. Die Besatzungen der byzantinischen Kriegsschiffe hatten wahrscheinlich — ähnlich wie die Truppenteile an Land[9]) — einfarbige

[5]) *Recueil des Historiens des Croisades. Historiens Occidentaux.* Band V, S. 258: *In tantum superbiae fastum ascenderant, quod navim imperialim et signa imperialia sibi fecerant.*

[6]) Aug. Meineke, *Joannis Cinnami epitome rerum ab Joanne et Alexio Comnenio gestarum,* Bonn 1836, S. 87. Vgl. über den Vorfall auch Willy Cohn, Die Geschichte der sizilischen Flotte unter Roger I. und II., Breslau 1910, S. 44.

[7]) W. G. Perrin a. a. O., S. 198.

[8]) Auch die Sarazenen suchten gelegentlich die Kreuzfahrer durch falsche Fahnen zu täuschen. So begegnete König Richard I. von England auf der Fahrt nach Palästina 1191 einer unbekannten Dromone, die mit *vexillis Regis Franciae et sociorum eorum* geschmückt war. Der König ließ sich jedoch hierdurch nicht täuschen, sondern schickte sein Boot hinüber, das feststellte, daß es sich um ein mit Waffen und Kriegsgerät beladenes Schiff der Sarazenen handelte. Daraufhin wurde das Schiff nach kurzem Kampf versenkt. Der Vorfall wird in den Quellen verschieden berichtet. Wir stützen uns auf den Bericht des Roger von Hoveden, der als Teilnehmer an jener Fahrt die größte Glaubwürdigkeit verdient. Vgl. *Chronica magistri Rogeri de Houedene, ed. William Stubbs,* London 1868 ff., Band III, S. 112, und zur Glaubwürdigkeit des Roger von Hoveden H. E. Mayer, Das *Itinerarium peregrinorum,* Stuttgart 1962, S. 149.

[9]) Vgl. Teil I, S. 103.

Fahnen in den Geschwaderfarben. Jedenfalls zeigt das Bild einer Seeschlacht auf einer byzantinischen Miniatur des 11. Jahrhunderts zwei Schiffe mit bildlosen blauen und grünen Fahnen[10]). Für Venedig, das ganz unter byzantinischem Einfluß stand, dürfen wir eine ähnliche Regelung erwarten. Daß auch hier unterscheidende Farben für die einzelnen Geschwader in Gebrauch waren, läßt sich aus einer Stelle in der Kreuzzugschronik des Fulcher von Chartres schließen, der anläßlich der Ankunft der venezianischen Flotte in Palästina 1123 erwähnt, die Schiffe seien am Bug mit verschiedenen Farben bemalt gewesen *(naves, quae ante coloribus variis picturatae erant)*[11]). Fulcher hätte dies sicherlich nicht besonders hervorgehoben, wenn es sich nur um eine willkürliche Bemalung gehandelt hätte. Bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts hatte Venedig von Byzanz den Brauch der Zirkusfarben übernommen[12]). So dürfen wir annehmen, daß es auch auf dem Gebiet des Fahnenwesens dem byzantinischen Vorbild folgte.

In Pisa wurde, wie wir bereits in dem ersten Teil dieser Arbeit darlegten[13]), die rote Farbe des kaiserlichen Gonfanons mit der Zeit zum städtischen Wahrzeichen. Dieser Vorgang scheint sich schon verhältnismäßig früh vollzogen zu haben. Jedenfalls nannte sich bereits im Jahre 1187 eine Vereinigung Pisaner Kaufleute in Tyrus *societas vermiliorum*[14]). Es ist danach zu vermuten, daß auch die Galeerenfahnen Pisas rot waren; aus ihnen entwickelte sich später die bildlose rote Stadtflagge. Daneben gab es noch eine Hauptheerfahne mit dem Bild der Gottesmutter[15]). In einer Seeschlacht vor der pisanischen Küste im Jahre 1284 wurde sie von den Genuesen erobert[16]).

In Genua wurden die Besatzungen der Galeeren von den einzelnen Stadtkompanien gestellt. Fahnen dieser Kompanien werden in den

[10]) Kurt Weitzmann, *Greek Mythology in Byzantine Art,* Princeton 1951, Abb. 134. Die Farbenangabe nach freundlicher Mitteilung der *Biblioteca Nazionale di S. Marco* zu Venedig.

[11]) Jacques Bongars a. a. O., Band I, S. 431.

[12]) Anne Comnène, *Alexiade,* ed. Bernard Leib, Paris 1937, Band I, S. 191.

[13]) Vgl. Teil I, S. 115.

[14]) Adolf Schaube a. a. O., S. 170.

[15]) Nach einer späteren Beschreibung war sie *toute vermeille, et avoit la figure de Nostre Dame quy estoit toute blanche, tenant Jhesu Crist en ses bras (Les Gestes des Chiprois,* ed. Gaston Raynaud, Genève 1887, S. 224).

[16]) *Annali Genovesi V,* S. 55.

Jahrbüchern von Genua schon früh erwähnt[17]). Im Jahre 1147 werden sie als *pulcra et honesta valde* bezeichnet[18]). Daß die Fahnen damals bereits das Kompaniewappen trugen, erscheint unwahrscheinlich[19]). Sicherlich aber unterschieden sie sich durch ihre Farben. In ähnlicher Weise waren im 13. Jahrhundert die Waffen eines jeden Besatzungsmitgliedes mit den Kompaniefarben bemalt[20]). Auch Genua hatte eine Hauptheerfahne, das *vexillum beati Georgii.* Ihr Bild ist uns in den Jahrbüchern von Genua erhalten[21]). Sie war rot und zeigte den hl. Georg hoch zu Pferde, wie er den Drachen tötet. Die Fahne wird zum ersten Male im Jahre 1198 erwähnt[22]). Sie wurde im Kriegsfall auf einer besonders starken Galeere, der *galea carroccia,* mitgeführt. Seit dem Jahre 1282 war es Vorschrift, daß sie stets von mindestens 10 Galeeren begleitet werden mußte[23]). Die Fahnen wurden auf See im allgemeinen erst gezeigt, wenn die feindliche Flotte in Sicht war und die Besatzungen zu den Waffen griffen[24]). Sie waren das weithin sichtbare Zeichen des bevorstehenden Angriffs.

Über das Aussehen der sizilischen Galeerenfahnen ist uns in den schriftlichen Quellen nichts überliefert[25]). Nur einmal, zum Jahre 1188, hören wir, daß die 50 Galeeren, die König Wilhelm II. auf Grund der Kreuzzugsenzyklika Gregors VIII. in das Heilige Land schickte, bei ihrer Ankunft vor Tripolis *in eminentiis puppium . . . vexilla crucis*

[17]) Die erste Nachricht stammt aus dem Jahre 1126 (*Annali Genovesi* I, S. 23).

[18]) *Annali Genovesi* I, S. 80.

[19]) Über die Wappen der acht Genueser Stadtkompanien vgl. M. Imperiali, *The arms of Genoa* (*The Coat of Arms* VI, 1961, S. 229 ff.). Die Wappen werden in den Jahrbüchern von Genua erstmals 1242 erwähnt (*Annali Genovesi* III, S. 127). Wappen und Wappenfahnen der einzelnen Stadtquartiere sind auch für Rom, Florenz und Marseille und in Deutschland für Metz nachgewiesen.

[20]) *Annali Genovesi III,* S. 114, zum Jahre 1241: *Arma per compagnas diversis coloribus designantes.*

[21]) *Annali Genovesi* III, Tafel zwischen S. 16/17.

[22]) *Annali Genovesi* II, S. 76.

[23]) *Annali Genovesi* V, S. 25.

[24]) Vgl. z. B. *Annali Genovesi* II, S. 40: *Quibus visis, galeae nostrae erexerunt vexilla et ceperunt arma, volentes aggredi exercitum regis Tancrerii.*

[25]) Prof. Dr. Willy Cohn, der vorzügliche Kenner des sizilischen Flottenwesens, hat mir dies vor Jahren in einem persönlichen Schreiben ausdrücklich bestätigt.

aufgestellt hatten[26]). Sie hatten also an ihre Fahnen das Kreuz der Kreuzfahrer geheftet. Wahrscheinlich waren auch diese Fahnen einfarbig. Jedenfalls finden sich auf den Bildern des *Liber ad honorem Augusti* des Petrus de Ebulo dreimal sizilische Galeeren mit bildlosen grünen Fahnen[27]). Allerdings sind die Angaben dieser Quelle mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen[28]).

Zusammenfassend läßt sich also folgendes sagen: Es gab auch im Mittelmeer bis zum ersten Viertel des 13. Jahrhunderts noch keine Schiffsabzeichen zur Kenntlichmachung der Nationalität, weder für Kriegs- noch für Handelsschiffe. Dagegen führten die Besatzungen der Kriegsgaleeren Fahnen, die durch ihr Aussehen und die Stetigkeit der Führung einen sicheren Rückschluß auf die Staatszugehörigkeit des Schiffes gestatteten. Sie sind damit eine Übergangserscheinung, ein Mittelding zwischen Fahne und Flagge, im Gegensatz zu den heraldischen Lanzenfahnen des Nordens, bei denen die Einheitlichkeit und Stetigkeit der Führung an Bord fehlte.

[26]) H. E. Mayer, *Itinerarium*, S. 271 f.

[27]) S. Siragusa a. a. O., Tafeln 25, 26 b und 53. Die Farbenangabe nach freundlicher Mitteilung der Burgerbibliothek Bern.

[28]) Vgl. die einschränkende Würdigung bei Helmut Nickel, Der mittelalterliche Reiterschild des Abendlandes, Diss., Berlin 1958, S. 20: Petrus de Ebulo „hatte zwar die Personen und auch einen Teil der Geschehnisse, von denen sein Buch handelt, mit eigenen Augen gesehen und sich auch bemüht, das Erscheinungsbild so getreu wie möglich wiederzugeben, aber die tiefere Bedeutung des Wappenwesens ist ihm, wie wohl vielen Nichtkriegsleuten seiner Zeit, durchaus dunkel geblieben".

c) *Die fürstlichen Flaggen*

Der Durchbruch zum Flaggenwesen erfolgte auch im Mittelmeerraum während des zweiten Viertels des 13. Jahrhunderts, und zwar gleichzeitig bei den monarchischen Staaten und bei den großen Stadtrepubliken. Das Schiffsrecht von Marseille von 1253/1255, dessen einschlägige Bestimmung Lib. IV, Cap. XIV wir bereits im ersten Teil dieser Arbeit im Wortlaut brachten[1]), zeigt deutlich die veränderte Lage. Zu dieser Zeit war der Brauch von Flaggen als Zeichen der Schiffsnationalität schon voll ausgebildet. Wir finden Flaggen der Fürsten und der Städte. Wir finden Flaggen der Handelsschiffe, woraus sich ohne weiteres ergibt, daß auch die Kriegsschiffe damals Flaggen führten. Die Schiffseigner waren verpflichtet, die Flagge ihres Staates oder ihrer Stadt zu führen. Daneben konnten sie auch das Recht zur Führung einer fremden Flagge erwerben, so daß ein Schiff unter mehreren Flaggen fahren konnte. Allerdings zeigt sich in Marseille bereits das Bestreben, eine solche mehrfache Flaggenführung zu unterbinden und nur noch die heimische Flagge zuzulassen. Auf alle diese Punkte müssen wir im einzelnen eingehen.

Die Nachrichten über die Flaggenführung in den monarchischen Staaten sind bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts leider sehr spärlich. Bildliche Darstellungen finden sich in den meisten Fällen sogar erst in den Portulankarten des 14. Jahrhunderts[2]). Immerhin lassen die Quellen erkennen, daß die Entwicklung hier genau so verlief wie in den nordischen Staaten. Das Bild der Schiffsflaggen stimmt in allen Fällen mit dem Wappenbild des Herrschers überein.

Beginnen wir mit den Staaten der spanischen Halbinsel. Bei Kastilien ergibt sich aus dem Siegel der Stadt Lyme Regis[3]), daß die von Kastilien und Leon quadrierte Flagge schon vor dem Jahre 1284 in Gebrauch

[1]) Teil I, S. 130.

[2]) Die Portulankarten des Mittelmeeres bringen äußerst genau die Flaggen der Staaten und Städte. Ihre systematische Auswertung für die Flaggengeschichte ist von G. Pasch in Angriff genommen, der die ersten Teilergebnisse in der Zeitschrift *Neptunia* (*Musées de la Marine*, Paris) Nr. 61, 65, 68 und 77 und neuerdings in der Zeitschrift „Vexillogia" 1967, Nr. 2 ff. veröffentlicht hat.

[3]) Vgl. oben, S. 100.

war[4]). Wahrscheinlich ist sie auf den königlichen Schiffen schon unter Ferdinand III. (1217—1252) eingeführt worden. Denn unter seiner Regierung wurde auch das Amt eines Admirals von Kastilien geschaffen.

Die Könige von Aragon, die, wie wir sahen, schon im Jahre 1187 der Stadt Millau das Recht verliehen, das königliche *vexillum* zu führen[5]), werden zweifellos schon früh auch auf ihren Galeeren und den Schiffen ihrer Untertanen die gelbe Flagge mit den vier roten Pfählen eingeführt haben. Etwas Sicheres hierüber wissen wir jedoch nicht. Die frühesten Nachrichten über die Flagge Aragons stammen, soweit ich sehe, erst aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts[6]). Ähnlich steht es mit Portugal, dessen Flagge seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts bezeugt ist, obschon sie zweifellos schon vorher in Gebrauch war[7]).

Frankreich hatte bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts keinen festen Stützpunkt an der Mittelmeerküste. Noch Ludwig der Heilige mußte es erleben, daß ihm die Städte Marseille und Montpellier ihre Häfen für die Aufstellung einer Flotte zum sechsten Kreuzzug verweigerten. Erst nachdem er in Aigues-Mortes eine Flottenbasis geschaffen hatte, war der Aufbau einer französischen Flotte möglich. Und erst von diesem Zeitpunkt an können wir eine französische Flagge auf See erwarten, die denn auch — ähnlich wie die Flagge Aragons — im letzten

[4]) Die Schiffssiegel der spanischen Städte San Sebastian und Santander (Brindley, *Catalogue*, Abb. 6 und 14) lassen uns hier leider im Stich. Auf dem Siegel von San Sebastian erscheint zwar am Heck des Schiffes eine Flagge, deren Zeichnung aber nicht zu erkennen ist. Das Schiff im Siegel von Santander führt im Topp einen anscheinend bildlosen Wimpel.

[5]) Vgl. oben, S. 89, Anm. 14.

[6]) Vgl. Rudolf Siegel a. a. O., S. 38. — In den Jahrbüchern von Genua wird zum Jahre 1144 ein Seegefecht erwähnt, das der *comes Milgorii, frater comitis Barcilonie* gegen eine Genueser Galeere führte (*Annali Genovesi* I, S. 32). Dazu ist am Rand von späterer Hand sehr flüchtig und kunstlos eine Fahne oder Flagge mit zwei senkrechten Streifen eingezeichnet. Hierin bereits einen Nachweis für die Flagge Aragons zu sehen, erscheint mir bedenklich.

[7]) In einem Aufsatz von K. W. Parmelee *The Flag of Portugal* (*The Romanic Review* IX, 1918, S. 296) wird ohne Angabe von Quellen behauptet, daß die Flagge Portugals zum ersten Male unter dem Admiral Fuas Roupinho 1180 oder 1184 auf See gezeigt worden sei. Nach dem ganzen Zusammenhang erscheint dies jedoch völlig unwahrscheinlich.

Viertel des 13. Jahrhunderts erstmals in den Quellen erwähnt wird[8]). Dagegen findet sich eine Flagge der Grafen der Provence schon im Jahre 1257[9]).

Gehen wir von hier zum östlichen Teil des Mittelmeeres über, so ergibt sich aus dem Schiffsrecht von Marseille, daß die Kreuzfahrerstaaten zu dieser Zeit über eigene Flaggen verfügten. Für die Flagge des Fürstentums Antiochien haben wir einen bildlichen Nachweis in einer Miniatur aus der Mitte des 13. Jahrhunderts[10]). Dargestellt ist das Schiff, auf dem Bohemund von Tarent, der Fürst von Antiochien, nach seiner Abdankung 1104 nach Europa zurückkehrt. Das Bild ist im Stil der Zeit um 1250 gehalten. Es zeigt ein zweimastiges Schiff, das am Heck die bildlose rote Flagge Antiochiens führt[11]).

Eine wertvolle Einzelschilderung findet sich in der *Histoire de Saint Louis* des französischen Geschichtsschreibers Jean de Joinville, der König Ludwig den Heiligen während des sechsten Kreuzzuges begleitete. Er beschreibt zum Jahre 1249 eine Galeere des Grafen von Jaffa, mit der dieser zu der Flotte König Ludwigs stieß[12]). Das Schiff war innen und außen mit leuchtenden Farben und mit dem Wappen des Grafen bemalt. Jeder Ruderer trug einen Schild mit dem gräflichen Wappen, und über jedem Schild flatterte die Flagge des Grafen, gelb mit einem roten Tatzenkreuz[13]). Diese Art, ein Schiff zu kennzeichnen und zu schmücken, muß für die damalige Zeit etwas Besonderes und Ungewöhnliches gewesen sein. Sonst hätte Jean de Joinville schwerlich so ausführlich darüber berichtet[14]).

[8]) Vgl. Rudolf Siegel a. a. O., S. 38. — Auf einer Miniatur aus dem Jahre 1264 ist das Schiff Ludwigs des Heiligen vor Damiette dargestellt (Hugo Buchthal, *Miniature Painting in the Latin Kingdom of Jerusalem,* Oxford 1957, Tafel 135 e). An Bord des Schiffes weht an einer Lanze ein Gonfanon mit einer (!) Lilie. Offensichtlich hat dem Künstler die persönliche Lanzenfahne des Königs vorgeschwebt.

[9]) Vgl. unten, S. 127.

[10]) Hugo Buchthal a. a. O., Tafel 155 a.

[11]) Vgl. dazu Teil I, S. 105 f.

[12]) Jehan de Joinville, *Histoire de Saint Louis, ed.* MM. Daunou et Naudet, Paris 1940, S. 215.

[13]) Über das Wappen der Grafen von Jaffa vgl. Rémi Mathieu a. a. O., S. 214.

[14]) Als Ludwig der Heilige den Grafen von Jaffa auf seinem Schloß besuchte, war an jeder Zinne das Wappen und die Flagge des Grafen angebracht; im ganzen sollen es 500 gewesen sein (Jehan de Joinville, S. 268). Auch das scheint auf Joinville großen Eindruck gemacht zu haben.

Über die Flaggen der drei Ritterorden, der Templer, der Johanniter und des Deutschen Ordens, wissen wir leider nichts. Die Orden hatten keine Kriegsschiffe, wohl aber Handels- und Pilgerschiffe [15]). Und zweifellos sind diese in den letzten Jahrzehnten der christlichen Herrschaft in Palästina unter der Flagge ihres Ordens gefahren. Da wir aber keinerlei Nachrichten hierüber haben, ist es müßig, hier irgendwelche Vermutungen anzustellen. Die Schiffe des Johanniterordens führten in späterer Zeit eine rote Flagge mit dem weißen Ordenskreuz, die Schiffe des Deutschen Ordens in Preußen eine weiße Flagge mit schwarzem Kreuz [16]).

Recht genau sind wir über die Entwicklung der kaiserlichen Flagge unter Friedrich II. unterrichtet. Das kaiserliche Wappen war bekanntlich seit der Zeit Friedrichs I. ein schwarzer Adler auf goldenem Grund [17]). Demgegenüber erscheint, worauf schon Carl Erdmann hingewiesen hat [18]), der Adler in den kaiserlichen Fahnen erst verhältnismäßig spät. Der Grund hierfür liegt in der Tatsache, daß die deutschen Kaiser — auch Friedrich II. — zunächst noch den roten Gonfanon führten. Außerdem finden sich unter Friedrich II. immer noch die plastischen Adlerfeldzeichen, die *aquilae* [19]).

Solche Adlerfeldzeichen standen auch an Bord des Schiffes, mit dem der Kaiser 1229 aus dem Heiligen Land zurückkehrte. An ihnen erkannten die Einwohner von Brindisi, daß Friedrich, der vom Papst schon für tot erklärt worden war, noch lebte [20]) Die ersten Hinweise auf kaiserliche Adlerfahnen stammen aus der Zeit des lombardischen Feldzuges 1237/1238. Mehrfach lesen wir jetzt von entrollten Adler-

[15]) Über die Schiffe der Templer und Johanniter vgl. A. Waas, Geschichte der Kreuzzüge, 1956, Bd. II, S. 18 f. Schiffe des Deutschen Ordens werden 1220 und 1231 erwähnt (Vgl. Friedrich Wilken a. a. O., Band VI, S. 308, und *Gestes des Chiprois* a. a. O., S. 77).

[16]) Hans Horstmann, Zur Frage der Deutsch-Ordens-Flagge. Marine-Rundschau 1925, S. 474 ff.

[17]) Frühester Nachweis auf einer Münze Friedrichs I. aus der Münzstätte Maastricht: Adlerschild mit der Umschrift *Scutum imperatoris* (Arthur Suhle, Deutsche Münz- und Geldgeschichte von den Anfängen bis zum 15. Jahrhundert, Berlin 1955, S. 119, Abb. 188).

[18]) Carl Erdmann, Kaiserliche und päpstliche Fahnen, S. 29.

[19]) So noch 1236 (MG. SS. 31, 512) und 1237 (MG. SS. 32, 94).

[20]) Bartolomaeus de Neocastro (Muratori, *Rer. Ital. Script.* XIII, S. 1163 E): *Cumque Imperator apud Brundisium primo navigio rediens attigisset, cives, qui a nomine Caesaris fidem eruerant, patentibus Imperialibus Aquilis mirabunter, unde haec signa portentur . . . Ac intellecta Caesaris vita . . . usw.*

feldzeichen des Reiches *(aquilarum imperii signis explicitis)*, worunter nur Fahnen verstanden werden können. Und in der Schlacht bei Cortenuova am 27. November 1237 wurde in dem kaiserlichen Heer ein Elefant mitgeführt, der einen hölzernen Aufbau nach der Art der lombardischen Fahnenwagen trug. Es war ein *carocium bene armatum et cum uno confalone in medio edificii dicti carocii et cum quatuor banderiis, unam in quolibet angulo dicti carocii.* Hier wird also klar zwischen dem kaiserlichen Gonfanon und vier anderen Fahnen unterschieden, bei denen es sich wahrscheinlich ebenfalls um Adlerfahnen gehandelt hat[21]). Fast gleichzeitig findet sich auch die erste bildliche Darstellung der kaiserlichen Adlerfahne an dem Reiterstandbild auf dem Markt zu Magdeburg[22]). Fünf Jahre später hören wir zum ersten Male etwas über den Gebrauch eines *vexillum* an Bord der kaiserlichen Galeeren im Mittelmeer. Die Jahrbücher von Genua berichten, daß in den ersten Augusttagen des Jahres 1242 Andriolus de Mari, der Sohn des sizilischen und späteren Reichsadmirals Ansaldus de Mari, mit zwei kaiserlichen Galeeren aus Sizilien gekommen sei, *in quibus imperiale vexillum aduxerat*[23]); bei Lerici am Golf von Spezia sei er mit seinem Vater zusammengetroffen. Diese Stelle ist bisher stets so gedeutet worden, daß Andriolus seinem Vater im kaiserlichen Auftrag „das Banner des römischen Reiches" und damit die Ernennung zum Reichsadmiral überbracht habe[24]). Prüft man die Quellen jedoch genauer, so zeigt sich, daß diese Deutung nicht haltbar ist. Andriolus kam, wie gesagt, aus Sizilien. Dagegen hielt sich der Kaiser schon seit dem Frühjahr 1242 auf dem italienischen Festland auf. Im Juli lag er mit seinen Truppen vor Rom, und erst im August kehrte er nach Sizilien zurück[25]). Ansaldus endlich befand sich mit seinen Schiffen seit dem 10. Juli 1242 auf Befehl des Kaisers im Raum von Pisa und operierte dort zusammen mit der pisanischen Flotte[26]). Wenn der Kaiser wirklich

[21]) E. Winkelmann, *Acta imperii inedita*, Bd. I, Nr. 341; Huillard-Brèholles, *Historia diplomatica Friderici Secundi*, Paris 1852—1861, Bd. V, S. 272; MG. SS. Bd. 31, S. 512.

[22]) Vgl. zur Datierung Bernt Schwineköper, Zur Deutung der Magdeburger Reitersäule. Festschrift Percy Ernst Schramm, Wiesbaden 1964, Band I, S. 117.

[23]) *Annali Genovesi* III, S. 131.

[24]) Willy Cohn, Die Geschichte der sizilischen Flotte unter der Regierung Friedrichs II. (1197—1250), Breslau 1926, S. 65.

[25]) Willy Cohn, Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien, Breslau 1925, S. 200.

[26]) *Annali Genovesi* III, S. 127.

seinem Admiral „das Banner des Römischen Reiches" — was ist darunter überhaupt zu verstehen? — hätte übersenden wollen, so ist nicht einzusehen, weshalb er den Umweg über Sizilien wählte statt des näheren und einfacheren Weges über das kaisertreue Pisa. Zudem stehen einer solchen Auslegung des Textes auch sprachliche Bedenken entgegen. Denn der Plural *in quibus* deutet doch wohl darauf hin, daß sich nicht nur auf einer, sondern auf beiden Galeeren des Andriolus ein *imperiale vexillum* befand. Die Stelle steht in den Jahrbüchern von Genua zeitlich in unmittelbarem Zusammenhang mit zwei anderen Stellen, in denen ebenfalls von *vexillis* an Bord von Schiffen die Rede ist, und bei denen es sich zweifelsfrei um Flaggen handelt[27]). So spricht alles dafür, daß auch hier Schiffsflaggen gemeint sind. Kaiserliche Galeeren werden in den Jahrbüchern von Genua schon vor den Augusttagen des Jahres 1242 erwähnt[28]). Wenn jetzt ausdrücklich gesagt wird, daß sie ein *imperiale vexillum* mit sich führten, so kann das nur bedeuten, daß die kaiserliche Flagge hier zum ersten Male auf See erschien.

Sechs Jahre später, im Jahre 1248, erfahren wir aus einem Brief, den Papst Innozenz IV. an den Patriarchen von Jerusalem richtete, daß die kaiserliche Flagge zu dieser Zeit auch von privaten Handelsschiffen geführt wurde[29]). Die Pisaner, so schreibt der Papst, und viele andere zeigten auf ihren Schiffen vor Akkon offen die *vexilla Frederici quondam*[30]) *imperatoris,* was ein öffentliches Ärgernis und eine Gefahr für die Seelen sei. Wir wissen, daß der Kaiser fremden Kaufleuten auf Wunsch Schutzbriefe *(litterae securitatis)* ausstellte[31]). Wahrscheinlich war damit das Recht zur Führung der kaiserlichen Flagge verbunden.

Die bildlichen Quellen des 14. Jahrhunderts überliefern uns als kaiserliche Flagge übereinstimmend eine gelbe Flagge mit einem schwarzen Adler[32]). Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Flagge im Jahre 1242 bereits dieselbe Form hatte.

[27]) *Annali Genovesi* III, S. 128 und 130. Vgl. dazu unten S. 121.

[28]) Z. B. *Annali Genovesi* III, S. 113, 116 und 128.

[29]) Rodenberg, *Epistulae saeculi XIII e regestis Pontificum* (MG) II, S. 400.

[30]) Der Papst hatte den Kaiser auf dem Konzil von Lyon für abgesetzt erklärt.

[31]) Huillard-Bréholles, *Historia diplomatica Friderici II.* Paris 1852. Band V, S. 576.

[32]) Hans Horstmann, Die Flagge des alten Deutschen Reiches. Marine-Rundschau 1924, S. 376 ff. Zum Teil überholt.

d) *Die Stadtflaggen*

Die Geschichte des städtischen Flaggenwesens, soweit sie sich quellenmäßig erfassen läßt, beginnt mit dem Jahre 1238. Am 30. November dieses Jahres schlossen die Städte Genua und Venedig zu Rom in Gegenwart des Papstes Gregor IX. ein auf neun Jahre befristetes Schutz- und Trutzbündnis, das sich in erster Linie gegen den Kaiser richtete[1]). Die beiden Städte versprachen sich im Fall eines Angriffs von dritter Seite gegenseitigen Beistand durch die Entsendung von Kriegs- und Transportschiffen. Als äußeres Zeichen der Freundschaft sollten während der Dauer des Vertrages alle Schiffe die *insignia* der beiden Städte führen:

> *Item quod Veneti et Januenses per mare navigantes in quolibet ligno per pelagus insignia utriusque comunis portent, videlicet sui comunis in dexteram et alterius in alteram partem.*

Der venetianische Chronist Andreas Dandulus faßt den Inhalt der Vereinbarung kurz dahin zusammen[2]):

> *quod navigia Venetorum et Januensium insignia utrorumque deferrent.*

Diese Bestimmung gibt uns einige wichtige Anhaltspunkte, läßt jedoch auch eine Reihe von Fragen offen. Wir sehen zunächst, daß es zu dem damaligen Zeitpunkt *insignia* der beiden Städte gab, die offensichtlich als bekannt vorausgesetzt werden. Diese *insignia* sollten auf den Schiffen geführt werden oder, wie der venetianische Chronist sagt, die Schiffe sollten die *insignia* führen. Daraus ergibt sich eindeutig, daß es sich hier um Schiffsabzeichen und nicht etwa um Fahnen der Galeerenbesatzungen handelte. Unklar bleibt, wie diese *insignia* aussahen, unklar auch, ob sie schon vorher auf See oder an Land in Gebrauch waren[3]). Ungeklärt bleibt endlich die Frage, ob sie nur von den städtischen Kriegs- und Transportschiffen oder auch von den privaten Handelsschiffen geführt werden sollten.

[1]) E. Winkelmann, *Acta imperii inedita,* Bd. II, Innsbruck 1885, Nr. 1208. Vgl. auch *Annali Genovesi III,* S. 88 (2).

[2]) Tafel-Thomas, Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte Venedigs, Bd. II, 1856, S. 342. Die *Annali Genovesi* (III, S. 88) erwähnen zwar die Tatsache des Vertragsschlusses, bringen aber keine Einzelheiten.

[3]) Wir sahen bei den nordischen Staaten, daß die Wappenflaggen zuerst an Land zur Kennzeichnung von Gebäuden benutzt und erst später auf die Schiffe übertragen wurden. Vgl. oben, S. 88 und 90.

Nähere Einzelheiten zu diesen Fragen erfahren wir durch die Jahrbücher von Genua. Es muß als ein glücklicher Zufall bezeichnet werden, daß gerade der Chronist dieser Zeit, der Stadtschreiber Bartholomeus (1225—1248), ein besonderes Interesse für Zeichen aller Art hatte. Er beschreibt, wie bewährte Krieger mit dem *cingulum militare* ausgezeichnet werden[4]). Wir erfahren durch ihn, daß die Rüstungen der einzelnen Krieger kompanieweise mit verschiedenen Farben bemalt waren[5]), und daß 1242 alle Angehörigen des Heeres das Kreuz der Kreuzfahrer an ihre rechte Schulter hefteten[6]). Er erwähnt die Fahnen der einzelnen Truppenteile und die Fahnen der Geschwaderführer[7]). Jeder Fall, in dem das *vexillum beati Georgii* bei einem Kriegszug zu Lande oder zur See mitgeführt wurde, wird von ihm getreulich aufgezählt[8]). Er kennt die Signale, die auf See zwischen den einzelnen Schiffen ausgetauscht und die vom Land aus an die Schiffe gegeben werden[9]). Er berichtet über den Anstrich der Schiffe[10]), und sein besonderes Augenmerk richtet er im Jahre 1242 auf die Flaggen der Kriegsschiffe. Er erwähnt das erste Erscheinen der kaiserlichen Flagge auf See[11]). Wir verdanken ihm den ersten Hinweis auf die rote Flagge Pisas[12]). Und besonders eingehend beschreibt er die *insignia,* die in Ausführung des Vertrages von 1238 auf den Schiffen Genuas geführt wurden[13]).

Der Bericht hierüber stammt aus dem Jahre 1242. Im Juli dieses Jahres hatten die Genuesen erfahren, daß wieder einmal ein Angriff einer vereinigten kaiserlich-pisanischen Flotte bevorstand. Daraufhin rüsteten sie ihrerseits eine Flotte aus, die aus 83 Galeeren, 13 Tariden und 4 Transportschiffen bestand. Die Flotte war nach den acht Stadtkompanien in acht Geschwader eingeteilt. Den Oberbefehl führte der Podestà persönlich. An Bord seiner Galeere befand sich auch das *vexillum beati Georgii.* Die acht Geschwaderführer *(protentini)* erhiel-

[4]) *Annali Genovesi* III, 25.
[5]) *Annali Genovesi* III, 114.
[6]) *Annali Genovesi* III, 129, in Verbindung mit III, 98.
[7]) Erwähnung der Fahnen der einzelnen Truppenteile an zahlreichen Stellen; Erwähnung der Fahnen der Geschwaderführer *Annali Genovesi* III, 127.
[8]) *Annali Genovesi* III, 71, 109, 116, 127, 128, 129, 134, 146 und 147.
[9]) *Annali Genovesi* III, 118, 131 und 174.
[10]) *Annali Genovesi* III, 127.
[11]) *Annali Genovesi* III, 131. Vgl. dazu oben, S. 117.
[12]) *Annali Genovesi* III, 130. Vgl. dazu unten, S. 122.
[13]) Vgl. zum folgenden *Annali Genovesi* III, 127 f.

ten je eine Fahne mit dem Wappen ihrer Kompanie[14]). Jedem der 96 Kriegsschiffskommandanten *(comiti)* wurden für sein Schiff zwei Flaggen übergeben:

> *duo vexilla: unum videlicet ad signum comunis in dextera parte et aliud ad signum Venetorum sancti Marchi in sinistra parte cuiusque galee justa conventionem inter comune Janue et Venetos initam bajulanda.*

Die Kommandanten der vier Transportschiffe erhielten keine Flaggen. Dafür waren ihre Schiffe weiß bemalt mit roten Kreuzen[15]) — ein Anstrich, der nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Bartholomeus neu war; bis dahin hatte man die Schiffe blaugrau bemalt.

Was an diesem Bericht zunächst auffällt, ist die Tatsache, daß er erst aus dem Jahre 1242 stammt. Nach dem Vertrag von 1238 sollten alle Schiffe mit sofortiger Wirkung die Flaggen der beiden Städte führen. Genua hatte seitdem mehrfach Flotten zum Kampf gegen den Kaiser ausgerüstet. Die größte von ihnen in Stärke von 51 Galeeren verließ im August 1241 den Hafen von Genua[16]). Bartholomeus erwähnt ausdrücklich, daß auch diesmal das *vexillum beati Georgii* mitgeführt wurde, das an Bord einer Galeere aufgerichtet wurde. Flaggen, wie sie nach dem Vertrag von 1238 hätten geführt werden müssen, erwähnt er jedoch nicht, weder hier noch an anderer Stelle bis zu der Indienststellung der Flotte von 1242. Das läßt nur den Schluß zu, daß bis zu diesem Zeitpunkt Flaggen an Bord der genuesischen Kriegsschiffe noch nicht üblich waren. Und auch sonstige Schiffsabzeichen waren offensichtlich noch nicht in Gebrauch. Denn bei den vier Transportschiffen sagt Bartholomeus ausdrücklich, daß sie 1242 zum ersten Male mit dem roten Kreuz auf weißem Grund bemalt wurden.

Die Sommermonate des Jahres 1242 scheinen überhaupt der entscheidende Zeitpunkt für die Einführung der Schiffsflaggen zum mindesten im Ligurischen und Tyrrhenischen Meer gewesen zu sein. Jedenfalls fallen die drei einzigen Stellen, an denen Bartholomeus Schiffsflaggen, und zwar offensichtlich als etwas Neues erwähnt, alle in einen

[14]) *vexillum ... juxta formam cuiuslibet compagne ... mirabiliter designatum.*

[15]) Die Bemerkung über den Schiffsanstrich kann sich nach dem Wortlaut nur auf die vier *naves magne* beziehen. So auch Eduard Heyck, Genua und seine Marine im Zeitalter der Kreuzzüge, Innsbruck 1886, S. 58, Anm. 5.

[16]) *Annali Genovesi* III, 116.

Zeitraum von knapp vier Wochen, vom 10. Juli bis Anfang August 1242[17]).

Dem Aussehen nach wird nur eine dieser Flaggen beschrieben. Die Flagge von Pisa war blutrot[18]). Über die anderen Flaggen sagt Bartholomeus nichts. Die Flagge Genuas war in späterer Zeit weiß mit einem roten Kreuz. Die Jahrbücher von Genua erwähnen sie im Jahre 1258 als *vexillum cruce signatum*[19]). Schon vorher war uns das rote Kreuz auf weißem Grund als Bemalung der Transportschiffe 1242 begegnet[20]). Und noch früher haben wir schriftliche und bildliche Nachweise dafür, daß auf den staatlichen Gebäuden an Land eine Kreuzflagge geführt wurde. So wurde nach einem notariellen Protokoll vom 28. September 1218 bei der Übergabe der Stadt Ventimiglia die *insigna cruxata comunis Janue* auf dem Campanile der Stadt aufgepflanzt[21]). Und unter den Randzeichnungen in den Jahrbüchern von Genua aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts findet sich zweimal die Darstellung einer Burg, auf deren Turm eine Kreuzflagge weht[22]). Die Entwicklung ist hier also ähnlich verlaufen wie in den nordischen Staaten: die Flagge diente zunächst als Kennzeichen für Gebäude an Land und wurde erst später für die Schiffahrt übernommen. Jedenfalls dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß die *vexilla ad signum comunis,* die den

[17]) *Annali Genovesi* III, 128 (Genua und Venedig), 130 (Pisa) und 131 (Kaiser).

[18]) *Annali Genovesi* III, 130: *sanguinolentum.* So auch W. G. Perrin a. a. O., S. 23. Wilhelm Arndt, Die Jahrbücher von Genua (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Band 76), S. 242, spricht von „blutigen Fahnen", eine Übersetzung, die auf einer Unkenntnis über das spätere Aussehen der Flagge Pisas beruht.

[19]) *Annali Genovesi* IV, 30 (b).

[20]) Vgl. oben, S. 121.

[21]) *Liber Jurium Reipublicae Genuensis, Tomus I (Historiae Patriae Monumenta Tomus VII)*, 1854, Sp. 626—628.

[22]) *Annali Genovesi* I, 15: *Castrum portus Veneris* und I, 256: *Castrum Cucurni.* Im letzteren Fall ist die Wiedergabe der Zeichnung in den *Ann. Gen.* ungenau. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn G. Pasch, Paris, zeigt das Original deutlich eine Kreuzflagge. Die Zeichnungen illustrieren Ereignisse der Jahre 1113 und 1172; sie sind jedoch, wie mir das *Cabinet des Manuscrits* der *Bibliothèque Nationale* in Paris bestätigte, spätere Zutaten. Es handelt sich hier wie bei allen Illustrationen bis zu den Ereignissen des Jahres 1191 um kunstlose Federzeichnungen, die von späterer Hand an den Rand gezeichnet worden sind, und die dem Stil nach aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammen.

Galeeren und Tariden im Juli 1242 übergeben wurden, weiß mit einem roten Kreuz waren.

Diese Flagge war zunächst nur für die städtischen Kriegsschiffe bestimmt. Aber schon bald muß sie auch als Handelsflagge eingeführt worden sein. Denn in dem Friedensschluß vom Jahre 1258, der den ersten großen Kolonialkrieg zwischen Genua und Venedig beendete und die Genuesen aus Akkon vertrieb, wurde ausdrücklich bestimmt, daß die Schiffe Genuas in den Hafen von Akkon nicht mehr mit wehender Flagge einlaufen dürften[23]):

Tyri commorantes (Januenses) de cetero non portabant vexillum in suis navibus, venientes ad portum Achon.

Es war dies eine bewußte Demütigung Genuas. Sie setzte notwendigerweise voraus, daß die Handelsschiffe der Genuesen damals bereits allgemein unter der Stadtflagge fuhren — eine Feststellung, die sich zeitlich mit den Angaben des Seerechts von Marseille deckt.

Über die Flagge Venedigs fließen die Quellen nicht so reichlich. Der Vertrag vom Jahre 1238 setzt ein *insigne comunis* als bekannt voraus. Bartholomeus beschreibt es 1242 genauer als *vexillum ad signum Venetorum sancti Marchi*[24]), das von den Kriegsschiffen beider Städte geführt wurde. Wenige Jahre später finden wir den ersten Nachweis für die Führung der Flagge auch auf den venetianischen Handelsschiffen. Am 18. Juli 1257 schloß Venedig mit der Stadt Pisa einen zehnjährigen Beistandspakt, der sich diesmal gegen Genua richtete[25]). Ähnlich wie in dem Vertrag von 1238 wurde auch hier bestimmt, daß für die Dauer der Abmachung die Schiffe der Vertragspartner die Flaggen beider Städte führen sollten: *quod navigia*[26]) *. . . omnium comunium deferant insignia.* Gleichzeitig sollten auch die Amtsboten der überseeischen Behörden an ihren Stäben die Wappen der beiden Städte tragen.

Über das Aussehen der venetianischen Flagge während des 13. Jahrhunderts sind wir merkwürdigerweise nur auf Vermutungen angewiesen. Das spätere Wahrzeichen der Stadt war bekanntlich der

[23]) Vgl. Friedrich Wilken a. a. O., Band VII, 1, S. 398, Anm. 40, und Georg Caro, Genua und die Mächte am Mittelmeer 1257—1311, Halle 1895, S. 73, Anm. 4.

[24]) Vgl. oben, S. 121.

[25]) Georg Caro a. a. O., S. 33.

[26]) Der umfassende Ausdruck *navigia* deutet darauf hin, daß sich die Vorschrift hier auch auf die Handelsschiffe bezieht. So auch Georg Caro a. a. O., S. 33.

Markuslöwe. Aber er findet sich in dieser Eigenschaft erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts[27]). Vorher muß ein anderes Bild als *insigne comunis* gedient haben. Die Bemerkung des Bartholomeus, der von dem *vexillum ad signum Venetorum s a n c t i M a r c h i* spricht, gibt uns hier einen Anhaltspunkt.

Allgemein läßt sich sagen, daß während des 12. und 13. Jahrhunderts der Ausdruck *vexillum sancti . . .* auf ein *vexillum* mit dem Bild des betreffenden Heiligen hindeutet. Meistens ist es die Hauptheerfahne, die diese Bezeichnung trägt. Auch Venedig hatte ein solches *vexillum sancti Marci*[28]). Daneben aber gab es auch Fahnen einzelner Truppenteile und kleinerer Verbände, die das Bild eines Heiligen trugen. In Byzanz finden sie sich schon seit dem 10. Jahrhundert[29]). In Venedig hören wir zum Jahre 1214, daß eine Abordnung der Stadt an den Spielen in Padua teilnahm, die eine Markusfahne mit sich führte: *sancti Marchi preciosum vexillum*[30]). Hierunter ist wohl kaum die Hauptheerfahne, sondern eher eine kleinere Fahne mit dem Bild des Stadtheiligen zu verstehen. Ähnliche Fahnen wurden auch dem Dogen bei feierlichen Aufzügen vorangetragen. So hören wir im Jahre 1267 von acht Fahnen, „ganz von Gold, auf denen die Figur des hl. Markus dargestellt war" [31]). Und endlich haben wir schon sehr früh einen Bericht über zwei *vexilla sancti Marci,* die einen flaggenähnlichen Charakter hatten. Anläßlich des Friedensschlusses zwischen dem Papst und dem Kaiser am 24. Juli 1177 hatte die Stadt Venedig vor dem Markusdom zwei hölzerne Masten aufgerichtet, *in quibus vexilla sancti Marci mirabili opere contexta et longitudine sua terram tangentia dependebant*[32]).

Das Bild des hl. Markus war also zu dieser Zeit das Wahrzeichen

[27]) H. C. Peyer, Stadt und Stadtpatron im mittelalterlichen Italien, Zürich 1955, S. 19, und P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, III. Bd., Stuttgart 1956, S. 864. Die italienische Literatur ist auffallend dürftig. Am besten immer noch Guiseppe Gerola, *I piu' antichi vessilli di S. Marco,* in: *Le tre Venezie, anno IX, Fasc. 6,* Venezia 1933, S. 330 f., der jedoch hauptsächlich die Flaggen des 14. Jahrhunderts behandelt. Vgl. dazu auch S. Bettini a. a. O., Tafeln 114—116.

[28]) Vgl. oben, S. 106.

[29]) Carl Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzungsgedankens, S. 46.

[30]) MG. SS. XVIIII, S. 46.

[31]) *La cronaca Veneta . . . e la cronaca de Marino da Canale del Conte Giovanni Galvani, vol. I,* Firenze 1845, S. 561.

[32]) MG. SS. XVIIII, S. 462.

der Stadt schlechthin. Und alles spricht dafür, daß auch die Schiffsflaggen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts dieses Bild trugen. Venedig stand mit dieser Regelung übrigens nicht allein da. Auch andere Städte der adriatischen Küste, die wie Venedig künstlerisch und kulturell unter byzantinischem Einfluß standen, führten in ihrer Flagge das Bild des Stadtheiligen. Am bekanntesten ist das Beispiel der Stadt Dubrownik, des alten Ragusa, deren Flagge während des ganzen Mittelalters das Bild des hl. Blasius zeigte. Und für die Stadt Zadar (Zara) ist während des 14. Jahrhunderts eine Flagge mit dem Bild des hl. Georg nachgewiesen [33]).

Auf die weitere Geschichte der venetianischen Flagge können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen. Es genügt die Feststellung, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein Flaggenwechsel eintrat. Seitdem zeigte die Flagge Venedigs den Markuslöwen, anfänglich rot auf weißem Grund, später golden auf rotem Grund [34]), [35]).

Zum Schluß dieses Abschnittes lenken wir unsere Blicke noch einmal zurück auf Marseille und sein Seerecht von 1253/1255. Der Seehandel Marseilles hatte seit dem dritten Kreuzzug einen außergewöhnlichen Aufschwung genommen [36]). Um die Mitte des 13. Jahrhunderts gehörte die Stadt zu den vier großen Stadtrepubliken, die durch ihren Reichtum und den Umfang ihrer überseeischen Beziehungen das Seewesen im Mittelmeer maßgebend beeinflußten. Im Gegensatz zu Genua, Venedig und Pisa jedoch war Marseille außenpolitisch nicht unabhängig, sondern stand fast stets unter fürstlicher Oberhoheit. Die wenigen Jahre vom Tode Raimonds VII. von Toulouse 1249 bis zu dem Friedensschluß mit Karl von Anjou 1257 waren in Wahrheit die einzigen, in denen

[33]) Die Flagge von Ragusa wird erstmals 1272 erwähnt; die Flagge von Zara findet sich auf einer Portulankarte vom Jahre 1320. Vgl. G. Pasch, *Pavillons de la Côte Dalmate au Moyen Age, Neptunia* Nr. 77, Paris 1965.

[34]) Vgl. die oben, Anm. 27, angeführte Literatur.

[35]) Während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts führten die Schiffe Venedigs und Genuas neben der Stadtflagge zeitweise auch noch die Wappenflagge des leitenden Verwaltungsbeamten, des Dogen, bzw. des *Capitaneus populi*. Für Venedig ergibt sich das aus den Mosaiken von San Marco (Vgl. oben, S. 107, Anm. 14). In Genua bestimmte ein Statut vom 24. Sept. 1330: *Item quod quilibet patronus teneatur et debeat portare publice super bandam in sua gallea unam banderiam ad arma dicti domini capitanei ... sub pena librarum decem ianuynorum ...* (Pardessus IV, S. 443, cap. 31). Die Einrichtung des *Capitaneus populi* wurde 1339 aufgehoben.

[36]) Adolf Schaube a. a. O., S. 201 ff.

die Stadt wirklich frei war[37]). In diesen Jahren wurde auch das Stadtrecht kodifiziert, in dem zum ersten Male die Stadtflagge, das *vexillum comunis Massilie,* erwähnt wird. Wichtig ist dabei vor allem, daß hier erstmals auch das Aussehen der Flagge gesetzlich festgelegt wird. Es war ein *vexillum cum cruce,* also eine Kreuzflagge ähnlich der Flagge von Genua. Von dieser unterschied sie sich jedoch durch ihre Farbe. Die Flagge Genuas war weiß mit einem roten Kreuz, die Flagge von Marseille dagegen, wie sich aus den späteren Quellen übereinstimmend ergibt, weiß mit einem blauen Kreuz. Diese Flagge also wurde 1253 für die Handelsschiffahrt gesetzlich vorgeschrieben, und es ist nicht anzunehmen, daß sie vorher schon längere Zeit gewohnheitsrechtlich geführt wurde. Denn wenn z. B. noch im Jahre 1243 Marseille gezwungen war, auf seinen Münzen das Wappen Raimond Bérengers, den Schild mit den Pfählen Aragons, zu führen[38]), so durften seine Schiffe zu dieser Zeit bestimmt noch nicht unter einer eigenen Stadtflagge fahren.

Die Wahl des Flaggenbildes in Genua wie in Marseille ist übrigens bezeichnend für die Geisteshaltung der damaligen Zeit. Ähnlich wie bei den geistlichen Stiftern, wo man den Stiftsheiligen als den eigentlichen Herrn des Stiftes und den Eigentümer des Stiftsgutes ansah, wo sich die Ministerialen beispielsweise *Ministeriales sancti Mauricii* oder *Ministeriales sancti Quirini* nannten; ähnlich auch wie in dem Kirchenstaat, wo bis auf den heutigen Tag der hl. Petrus als der eigentliche Herr gilt und der Papst nur sein Stellvertreter ist, der das Patrimonium Petri verwaltet — so betrachtete man anfänglich auch in den Stadtrepubliken den Stadtheiligen als den eigentlichen Stadtherrn. War es ein ritterlicher Heiliger, dem die Kunst ein Phantasiewappen zugeteilt hatte, so griff man bei der Wahl eines städtischen Wahrzeichens auf dieses zurück. Genua, das seit dem Ende des 12. Jahrhunderts den hl. Georg als Stadtpatron verehrte[39]), übernahm dessen Wappen, das rote

[37]) Mireille Zarb, *Les Privilèges de la ville de Marseille du X. siècle à la révolution,* Paris 1961, S. 79.

[38]) Mireille Zarb a. a. O., S. 60.

[39]) Ursprünglich wurde in Genua der hl. Laurentius als Stadtpatron verehrt. Er war der Patron der Domkirche. Das erstarkende Selbstbewußtsein der in der Compagna zusammengefaßten Bürgerschaft hatte jedoch hier wie auch in anderen Städten (Bologna, Florenz, Köln) einen Wechsel des Stadtpatronats zur Folge. Der hl. Georg wird in den Jahrbüchern von Genua zum ersten Male im Jahre 1189 erwähnt (*Annali Genovesi* II, 33); das *vexillum beati Georgii* erscheint erstmals 1198 (*Annali Genovesi* II, 76).

Kreuz auf weißem Grund[40]). Der Stadtpatron Marseilles war der hl Viktor, und auch er hatte ein Wappen. Schon das älteste Stadtsiegel von 1214 trägt sein Bild mit der Umschrift:

MASSILIAM VERE
VICTOR CIVESQVE TVERE.

Dargestellt ist er als Ritter hoch zu Roß. In der einen Hand hält er das Schwert, in der anderen einen Schild mit einem bis zu den Rändern durchgehenden Kreuz[41]). Dieses Wappen des fiktiven Stadtherrn wurde ähnlich wie das Wappen eines weltlichen Herrschers zum Eigentumszeichen der stadteigenen Schiffe und zum Schutzzeichen der privaten Handelsschiffe.

Die Zeit der unbeschränkten Selbständigkeit Marseilles war jedoch nur von kurzer Dauer. Bereits im Jahre 1257 erfolgte ein Rückschlag, der auch eine Änderung der Bestimmungen über die Flaggenführung mit sich brachte. In dem Friedensvertrag mit Karl von Anjou vom 6. Juni 1257 heißt es darüber in Artikel 49[42]):

> *Item, quod homines Massilie in terra et in mare, in navibus, galeis et lignis portabunt in viagiis vexillum domini comitis et vexillum comunis, ligna scilicet que vexilla portabunt, ut consuetum est et sicut consuetum est, et vexillum domini comitis ponetur in loco honorabiliori.*

Damit wurde — bildlich gesprochen — den Schiffen von Marseille der Stempel der Abhängigkeit aufgedrückt, ebenso wie im wörtlichen Sinne dem Marseiller Stadtsiegel seit 1257 ein Rücksiegel mit dem Wappen der Provence aufgedrückt wurde[43]). Immerhin ist es bemerkenswert, daß die Führung der Stadtflagge nicht etwa verboten wurde. Sie durfte weitergeführt werden, allerdings nur an zweiter Stelle neben der Flagge der Grafen der Provence, die *in loco honorabiliori* gezeigt werden mußte. Diese gleichzeitige Führung von zwei untereinander

[40]) Es ist das älteste Heiligenwappen. Vgl. Teil I, S. 106.

[41]) Mireille Zarb a. a. O., S. 55. Abdruck in den *Archives Nationales* in Paris.

[42]) V. L. Bourilly, *Essai sur l'histoire politique de la commune de Marseille, des orgines à la victoire de Charles d'Anjou (1264)*, Aix 1925, S. 405.

[43]) Abdruck von 1258 in den *Archives Nationales*, Paris.

nicht gleichwertigen Flaggen, der Flagge eines souveränen Stadtherrn und der Flagge einer im Suzeränitätsverhältnis stehenden Stadt, wird uns später im Rahmen der deutschen Flaggengeschichte noch öfter begegnen.

Die Führung fremder Flaggen wird in dem Friedensvertrag von 1257 nicht mehr erwähnt. Die noch 1253 genannten Vorrechte für die Flaggen der Kreuzfahrerstaaten scheinen aufgehoben worden zu sein.

Ein letztes Wort ist noch über die Stelle zu sagen, an der die Flaggen an Bord der Galeeren gezeigt wurden. Sowohl in dem Vertrag zwischen Genua und Venedig 1238 wie auch in dem Vertrag zwischen Venedig und Pisa von 1257 und dem Marseiller Friedensvertrag vom gleichen Jahr wird diese Frage berührt. Schon zur Römerzeit galt die Steuerbordseite als die vornehmere. Hier stand während der Schlacht das *vexillum* des Oberkommandierenden, mit dem er das Zeichen zum Angriff gab[44]). Diese bevorzugte Stellung hat sich die Steuerbordseite durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Als Genua und Venedig 1238 und Venedig und Pisa 1257 ihren Beistandspakt schlossen, war es klar, daß der Flagge der eigenen Stadt der Platz an Steuerbord gebühre[45]). Und wenn in dem Marseiller Friedensvertrag von 1257 für die Flagge des Grafen der Provence der *locus honorabilior* gefordert wird, so ist auch damit zweifellos die Steuerbordseite gemeint.

[44]) W. G. Perrin a. a. O., S. 11.
[45]) Zu dem Vertrag von 1257 vgl. Georg Caro a. a. O., S. 32 f.

Stadtflaggen im nordischen Raum

a) *Die außerdeutschen Flaggen*

Nachdem die großen Seestädte des Mittelmeeres dazu übergegangen waren, für ihre Schiffe eine eigene Stadtflagge einzuführen, griff dieser Gedanke in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch auf Nordwesteuropa über. Zwar lagen die Verhältnisse hier anders als an den Küsten des Mittelmeeres. Unabhängige Stadtstaaten wie Genua und Venedig gab es hier nicht. Alle Städte unterstanden einem Stadt- oder einem Landesherrn. Aber das Verhältnis zu ihm war vielfach nur lose und seine Macht nur gering. In solchen Fällen konnte eine Stadtflagge dem Schiff oft einen besseren Schutz verleihen als die Flagge des Landesherrn. Zudem ist es die Zeit, wo überall in den Städten das Streben nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit erwacht. Da mußte die Führung einer eigenen Flagge den Seestädten als sichtbarer Ausdruck ihres Machtstrebens erscheinen. So wurde im Norden Europas die Stadtflagge für mehrere Jahrhunderte zum Spielball der Politik, von den Städten erstrebt, von den Landesherren bekämpft, soweit es möglich war.

Drei Gruppen von Städten können wir dabei unterscheiden: zunächst solche, die stets nur die Flagge des Landesherrn führten; an zweiter Stelle die Städte, deren Schiffe neben der Flagge des Landesherrn auch noch eine Stadtflagge zeigten; und endlich solche, die sich von der Bevormundung des Landesherrn frei machten, die rechtlich oder tatsächlich unabhängig waren und daher ihre Schiffe nur unter ihrer Stadtflagge fahren ließen.

Die Verhältnisse in den einzelnen Staaten liegen hier verschieden. An der französischen Atlantikküste z. B. und in den nordischen Staaten ist es niemals zur Einführung von Stadtflaggen gekommen, weil die Städte hier völlig der Zentralgewalt des Königs unterstanden[1]). Auch

[1]) Die zeitweise von Dänemark und Schweden beherrschten Gebiete der deutschen Ostseeküste lassen wir dabei außer Betracht. — Auf drei Portulankarten des 14. Jahrhunderts ist an der Loiremündung eine sechsmal waagerecht gestreifte Flagge, abwechselnd in den Farben Gelb und Weiß, eingezeichnet. Parallel zum Flaggenstock verlaufen zwei blaue wellenförmige Linien. G. Pasch (Neptunia 65, S. 22, und Vexillologia 1967, S. 39) hält diese Flagge für die Stadtflagge von Nantes. Das Flaggenbild stimmt jedoch weder mit dem Bild des Stadtsiegels noch mit dem Stadtwappen überein. Mangels jeder anderweitigen Bestätigung kann die Flagge nur als Phantasieprodukt angesehen werden.

England hat während des Mittelalters keine Stadtflaggen gekannt[2]). Als einzige Ausnahme könnte man auf die Flagge der *Cinque Ports* hinweisen. Aber diese Flagge war keine Stadtflagge im eigentlichen Sinn. Die *Cinque Ports* waren ein Städtebund von ursprünglich fünf Städten: Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich, zu denen als *ancient towns* noch die Städte Winchelsea und Rye hinzutraten. In späterer Zeit gehörten dem Bund 39 Städte und Dörfer von Seaford in Sussex bis Brightlingsea in Essex an[3]). Die Mitglieder des Bundes waren verpflichtet, dem König von England in Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl von Schiffen zur Verfügung zu stellen. Dafür genossen sie besondere Vorrechte auf finanziellem Gebiet. Durch zwei Charten von 1260 und 1278 wurde ihre Stellung innerhalb des englischen Staatsverbandes geregelt. Der Bund hatte jetzt die Stellung einer selbständigen Grafschaft und führte für die Schiffe seiner Mitglieder eine eigene Flagge ein, die aber weniger ein Schutzzeichen als vielmehr das Zeichen ihrer besonderen Vorrechte war. Die Flagge war senkrecht geteilt und zeigte im vorderen Teil, zur Stange gewandt, die vordere Hälfte des königlichen Wappens, drei halbe Löwen übereinander, und in der hinteren Hälfte, unmittelbar anschließend, die Hecks von drei Schiffen. Anscheinend ist die Flagge im Anschluß an die Charta von 1278 eingeführt worden[4]). Sie findet sich auf den Siegeln von Dover[5]) und Hastings[6]), die beide aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammen. Das Schiff im Siegel von Dover führt die Flagge an einem Flaggstock am Heck, während im Topp des Mastes der bildlose Gonfanon weht. Im Siegel von Hastings weht die Flagge am Bug. Im Topp sieht man wieder den bildlosen Gonfanon, und am Heck weht die königliche Flagge

[2]) Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts findet sich vorübergehend eine Flagge der Stadt Yarmouth, und zwar in einem Stadtsiegel, das wahrscheinlich zur Zeit König Heinrichs VII. (1485—1509) entstanden ist. Abbildung bei W. G. Perrin a. a. O., Tafel 3, Nr. 2; vgl. auch Brindley, *Catalogue*, S. 20. Ob die Flagge tatsächlich auf See geführt worden ist, erscheint fraglich.

[3]) Über die Geschichte der *Cinque Ports* vgl. ausführlich F. W. Brooks a. a. O., Kap. VI (S. 79—127).

[4]) Das Schiff im Siegel von Winchelsea (Teil I, S. 81) führt die Flagge noch nicht.

[5]) Abb. in Teil I, Tafel 2. Durch ein Versehen des Setzers sind dort die Unterschriften der Siegel von Dover und Pevensey vertauscht worden.

[6]) Brindley, *Catalogue*, Abb. 25.

mit den drei Löwen. Es handelt sich also offensichtlich um ein Schiff *in the King's service*[7]).

In Flandern findet sich nur einmal eine Stadtflagge, und zwar in dem zweiten Schiffssiegel der Stadt Damme von 1275[8]). Dargestellt ist ein Schiff, das sich zur Ausfahrt rüstet. Im Topp weht bereits der bildlose Gonfanon. Ein Matrose entert an einem der achteren Stage zum Mast auf, während mittschiffs ein anderer mit erhobener Hand Anweisungen erteilt. Auf dem Vor- und Achterkastell stehen zwei Männer, die im Begriff sind, dort eine Flagge aufzurichten. Beide Flaggen zeigen dasselbe Bild. Sie sind dreimal waagerecht gestreift; im mittleren Streifen steht ein Hund[9]). Das spätere Wappen von Damme zeigte auf rotem Grund einen weißen Balken, belegt mit einem schwarzen laufenden Hund. Flagge und Wappen stimmen also in ihrem Bild überein[10]).

Die flandrischen Städte hatten sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts weitgehend von der Herrschaft des Landesherrn unabhängig gemacht und standen wirtschaftlich und kulturell auf dem Höhepunkt ihrer Blüte. Das gilt auch von Damme, der Hafenstadt Brügges. Ein Zeitgenosse, der französische Geschichtsschreiber Rigord, bezeichnet sie als *portus famosissimus, miroe amplitudinis*[11]). So ist es verständlich, daß die Stadt als eine der ersten in Nordwesteuropa für ihre Schiffe eine eigene Stadtflagge einführte, wenn diese auch nur neben dem Schutzzeichen des Landesherrn, dem bildlosen Gonfanon, erscheinen durfte. Die Flagge scheint übrigens nicht allzu lange in Gebrauch gewesen zu sein. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts beginnt in Flandern die große Auseinandersetzung zwischen den Städten und den flandrischen Grafen, die mit der Niederlage der Städte in der Schlacht von Cassel 1328 endete. Gleichzeitig setzte um 1300 ein Rückgang des flandrischen Eigenhandels ein, der eine Verringerung des Schiffsbestandes zur Folge hatte. Und nicht zuletzt dürfte das Abkommen

[7]) Vgl. oben, S. 95 und 101.

[8]) Brindley, *Catalogue,* Abb. 24, und Heinsius, Tafel VII, Nr. 16. Die Zeichnung bei Rud. Siegel a. a. O., S. 35, Abb. 16, die aus Jal, *Archéologie navale* übernommen wurde, ist ungenau.

[9]) Nicht der flandrische Löwe, wie J. M. Lappenberg (Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch. 3, 1851, S. 167) annahm.

[10]) Damme hieß ursprünglich „Hondsdam". Der Hund ist also ein redendes Wappenbild, ähnlich wie der Eimer im Wappen der Stadt Emmerich und die Hand in der Flagge von Antwerpen. Vgl. Teil I, S. 123.

[11]) Max Servais, *Armorial des Provences et des Communes de Belgique,* 1955, S. 891.

zwischen dem König von England und dem Grafen von Flandern vom 7. März 1297 dazu beigetragen haben, daß sich die gelbe Flagge mit dem schwarzen Löwen als alleinige Schiffsflagge durchsetzte[12]). So verschwindet die Stadtflagge von Damme bereits wieder in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Das Stadtsiegel von 1275, unsere einzige Quelle für diese Flagge, war noch bis zum Jahre 1324 in Gebrauch. Dann wurde es durch ein neues Siegel ersetzt, das nur noch ein Wappen zeigte[13]).

[12]) Vgl. oben, S. 102.

[13]) Vicomte de Ghellinck-Vaernewyck, *Sceaux et armoiries des villes ... de la Flandre ancienne et moderne*, Paris 1935, S. 119. Vgl. auch Max Servais a. a. O., S. 892.

b) *Die Flaggen der deutschen Seestädte*

Das Land, in dem sich das städtische Flaggenwesen am reichsten entfaltete, war Deutschland. Verschiedene Umstände trafen hier zusammen, die diese Entwicklung begünstigten. Zunächst fehlte es seit dem Interregnum an einer starken staatlichen Zentralgewalt, die den Schiffen der deutschen Seestädte einen wirksamen Schutz hätte verleihen können. So verschwand das alte kaiserliche Schutzzeichen, der rote Gonfanon, ohne daß die gelbe kaiserliche Flagge mit dem schwarzen Adler an seine Stelle getreten wäre. Diese Flagge, die auf den Galeeren Friedrichs II. geweht hatte, und die im Mittelmeer vorübergehend auch als Handelsflagge geführt worden war[1]), galt zwar theoretisch auch weiterhin als deutsche Flagge. Sie erscheint während des 14. Jahrhunderts auf zahlreichen Portulankarten. Auch der unbekannte Franziskanermönch, der um 1350 das *Conoscimiento de todos los reinos* schrieb, erwähnt sie und bringt ihr Bild[2]). Auf See geführt worden ist sie jedoch während des 14. Jahrhunderts nicht. Eine kaiserliche Kriegsflotte gab es nicht zu dieser Zeit[3]), und die Schiffe der deutschen Seestädte führten die Flagge nicht, einmal wegen ihrer praktischen Bedeutungslosigkeit, dann aber auch aus rechtlichen Gründen. Die Gesetzgebung des alten deutschen Reiches war seit der *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* von 1220 und dem *Statutum in favorem principum* von 1231 „subsidiär", d. h. die von der kaiserlichen Zentralinstanz erlassenen Gesetze und Verordnungen hatten nur insoweit Geltung, als nicht die Fürsten von sich aus dieses Gebiet regelten. Da nun aber, soweit wir feststellen können, in fast allen deutschen Küstenstaaten — mit alleiniger Ausnahme des Erzstiftes Bremen — die Landesherren das Recht der Flaggenführung für sich in Anspruch

[1]) Vgl. oben, S. 118.

[2]) *Book of the knowledge of all the kingdoms, lands and lordships, transl. and ed. by Sir Clements Markham,* London 1912, Tafel 2, Abb. 8. Abbildung auch bei Rud. Siegel a. a. O., Tafel 17.

[3]) Deutsche Kriegsschiffe finden sich nach dem Interregnum zum ersten Male wieder 1412 während des Krieges, den König Sigismund gegen Venedig führte. Vgl. Joseph Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds, I. Bd., Hamburg 1838, S. 344. Die Berner Chronik des Diebold Schilling von 1484 bringt ein Bild dieser Flotte. Das Kriegsschiff im Vordergrund des Bildes führt am Bug eine gelbe Flagge mit einem schwarzen Doppeladler, im Topp des Mastes und am Heck einen bildlosen roten Wimpel (!). Abb. bei Muschg-Gessler, Die Schweizer Bildchroniken, 1941, Bild 87. Die Angabe der Farben nach freundlicher Mitteilung der Burgerbibliothek Bern.

nahmen, blieb für die kaiserliche Flagge als Schutzzeichen in der Handelsschiffahrt kein Raum. Wir erwähnten bereits die Wappenschilde von Mecklenburg, Holstein und Holland und die Flagge des Fürstentums Rostock [4]) und fügen hier noch die Flaggen Oldenburgs, Pommerns und des Ordenslandes Preußen hinzu. Für Oldenburg und Pommern freilich haben wir keinen unmittelbaren Nachweis aus dem Gebiet der Schiffahrt. Wir kennen diese Flaggen nur aus Städtesiegeln, wo sie als staatliche Hoheitszeichen auf dem Turm einer Burg wehen [5]). Aber es kann nach dem ganzen Zusammenhang kein Zweifel darüber bestehen, daß sie auch auf See geführt worden sind [6]). Für die weiße preußische Flagge mit dem schwarzen Kreuz, die durch schriftliche Quellen für das 15. Jahrhundert bezeugt ist, haben wir den frühesten bildlichen Nachweis schon in dem dritten Elbinger Stadtsiegel aus der Zeit um 1350 [7]).

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gab es an den deutschen Küsten nur eine Stadt, die nicht unter der Gewalt eines Landesherrn stand. Das war L ü b e c k. Als freie Reichsstadt unterstand sie unmittelbar dem Kaiser. Aber das Verhältnis zu ihm war seit dem Interregnum äußerst lose. Seit dem Jahre 1274 hatte sie sich beharrlich der kaiserlichen Huldigungspflicht entzogen [8]), und sie war die erste unter den deutschen Seestädten, die auf ihren Schiffen den kaiserlichen Gonfanon niederholte und durch eine Stadtflagge ersetzte. Der Kaiser war eben,

[4]) Vgl. oben, S. 103.

[5]) Das zweite Siegel der Stadt Oldenburg von 1366 zeigt auf den Türmen einer Burg die Wappenflaggen der Grafen von Oldenburg, gelb mit zwei roten Balken (Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, Heft IV, 1907, Abb. 6). Im Siegel der Stadt Garz auf Rügen aus der Zeit um 1315 weht auf dem Mittelturm einer Burg an einem Querholz die pommersche Greifenflagge (H. Dannenberg a. a. O., Tafel XXI); das zugehörige Sekretsiegel zeigt nur die Flagge (Vgl. Otto Hupp, Die Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer, Heft 2, Frankfurt 1898, S. 25).

[6]) Mit dem Interregnum beginnt in Deutschland allgemein die territoriale Wirtschaftspolitik der Landesherren, die sich in den Seestaaten natürlich auch auf die Förderung der Schiffahrt erstreckte. Vgl. Fritz Rörig, Hist. Zeitschr. 150, 1934, S. 459.

[7]) Hans Horstmann, Zur Frage der Deutsch-Ordens-Flagge, Marine-Rundschau 1924, S. 376 ff. — Über den ersten bildlichen Nachweis vgl. unten, S. 139.

[8]) Die neu in den Rat gewählten Ratsherren leisteten lediglich dem Reich die übliche Huldigung. Dagegen entfiel in Lübeck die Leistung einer besonderen Huldigung bei dem Regierungsantritt eines neuen Kaisers und die sonst übliche Huldigung der ganzen Bürgerschaft. Vgl. Zeitschr. d. Vereins f. lübeckische Gesch. u. Altertumskunde 23, 1926, S. 16.

wie Lübeck später einmal an Karl IV. schrieb, „zu fern, um seine verlassene Herde schützen zu können“ [9]). Zeitlich läßt sich die Entwicklung anhand der Lübecker Siegel genau verfolgen [10]). Noch das zweite Stadtsiegel von 1256 [11]) zeigt im Topp den bildlosen kaiserlichen Gonfanon. Im dritten Siegel von 1280 dagegen sind das Toppkreuz und der Gonfanon verschwunden. Stattdessen weht jetzt im Topp eine Flagge in der Form eines hochstehenden Rechtecks, die durch einen waagerechten Strich in zwei Hälften geteilt ist. Wenn auch die Lübecker Farben Weiß-Rot erst für das 15. Jahrhundert schriftlich bezeugt sind [12]), so darf doch mit Sicherheit unterstellt werden, daß bereits die Flagge von 1280 diese Farben zeigte.

Wenige Jahre später wird die Lübecker Flagge zum erstenmal auch schriftlich erwähnt, und zwar in dem Lübecker Seerecht, das im Jahre 1299 für die Flandernfahrt erlassen wurde [13]). Es heißt dort in § 27:

> *In iewellich borghere van Lubeke, de ein schiper is, schal voren einen l u b e s c h e n v l o g h e l. So we des nicht ne doit, de schol et beteren den heren den ratmannen van Lubeke unde der stat mit III marken silvers, it ne si also, dat het late dor hindernisse unde schaden lives unde ghudes.*

Wie man sieht, ist diese Bestimmung dem entsprechenden Artikel des Hamburger Seerechts von 1270 nachgebildet [14]). In dem entscheidenden Punkt weicht sie jedoch von ihm ab. Statt des *roden vlughers* wird hier für die Lübecker Schiffe ein *lubescher vloghel* vorgeschrieben, dessen Aussehen als bekannt vorausgesetzt wird, und der, wie wir sahen, spätestens seit 1280 in Gebrauch war. Nach dem Vorbild der fürstlichen Landesherren nimmt jetzt also auch die Stadt Lübeck das Recht zur

[9]) Schreiben des Rats der Stadt Lübeck vom 12. März 1368 (Urkundenbuch der Stadt Lübeck, Bd. III, Nr. 649). Für den Nachweis bin ich dem Archiv der Hansestadt Lübeck dankbar.

[10]) Vgl. zum folgenden die Arbeiten von Georg Fink „Die lübsche Flagge“ (Zeitschr. d. Vereins f. lübeckische Gesch. u. Altertumskunde 23, 1926, S. 133 ff.) und „Die Lübecker Stadtsiegel“ (ebd. 35, 1955, S. 14 ff.).

[11]) Nicht 1249, wie in Teil I, S. 81, irrtümlich angegeben wurde.

[12]) Fink, Lübsche Flagge, S. 142.

[13]) Fink, Lübsche Flagge, S. 141.

[14]) Vgl. Teil I, S. 122.

Führung einer eigenen Flagge für sich in Anspruch und schaltet damit die kaiserliche Flagge aus[15]).

Ähnlich lose wie das Verhältnis Lübecks zu den deutschen Kaisern war um die Wende des 13. Jahrhunderts das Verhältnis der Stadt Stralsund zu der dänischen Krone. Stralsund, im Jahre 1234 durch Wizlaw von Rügen gegründet und mit Rostocker Recht bewidmet, 1238 von Lübeck zerstört und 1240 durch Fürst Wizlaw von neuem gegründet, gehörte staatsrechtlich über das Fürstentum Rügen zu Dänemark. Wir sahen im ersten Teil dieser Arbeit, daß seine Schiffe um 1278 den dänischen Gonfanon führten[16]). Die Macht der dänischen Könige war aber seit dem Tode König Waldemars II. 1241 infolge innerer Streitigkeiten ähnlich gesunken wie die Macht der deutschen Kaiser seit dem Interregnum. So konnte Stralsund, das sich inzwischen mit Lübeck versöhnt und verbündet hatte, seine Stellung machtpolitisch bis zur praktischen Unabhängigkeit ausbauen[17]). Es war daher in der westlichen Ostsee auch die erste Stadt, die dem Beispiel Lübecks folgte und eine eigene Stadtflagge einführte. Es ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß Stralsund als einzige der größeren Städte Pommerns in ihren Siegeln niemals ein „landesherrliches Emblem" gezeigt hat[18]). Tatsächlich verwendete die Stadt auf ihren Siegeln und Münzen immer nur ein redendes Stadtzeichen, den „Stral"[19]). Dieses Stadtzeichen wurde jetzt auch zum Flaggenbild. Das dritte Stadtsiegel vom Jahre 1301 zeigt erstmals die neue Flagge[20]). Sie ist rechteckig wie die Toppflagge in dem Lübecker Siegel von 1280 und ist mit einem liegenden Stral belegt. Das kunstvoll geschnittene

[15]) Auch in späterer Zeit ist in Lübeck die gelbe Flagge mit dem kaiserlichen Adler nicht geführt worden. Wohl nahm die Stadt seit 1368 den kaiserlichen Doppeladler in ihre Siegel auf (Fink, Lübecker Stadtsiegel, S. 20 und Abb. 6), und seit dem 16. Jahrhundert finden sich Wimpel und Flaggen, in denen neben den Farben Weiß-Rot auch der Doppeladler erscheint (Fink, Lübsche Flagge, S. 144 ff.). Stets aber stehen dabei die Farben Weiß-Rot im Vordergrund und beweisen, daß es sich um städtische Abzeichen handelt.

[16]) Teil I, S. 129.

[17]) 1316 war Stralsund die einzige der wendischen Städte, die sich den Angriffen König Erich Menveds erfolgreich widersetzen konnte.

[18]) F. Fabricius, Die älteren Siegel der Stadt Stralsund, Stralsund 1874 (Sonderdruck aus der Vierteljahresschrift des Vereins „Deutscher Herold", Jahrg. 1874, II. Heft), S. 5. — Vgl. auch H. Dannenberg a. a. O., S. 104.

[19]) Auf Siegeln seit 1256. Vgl. Fabricius a. a. O., S. 5, und Otto Hupp a. a. O., S. 22.

[20]) Fabricius a. a. O., Abb. 3.

Tafel III, Abb. 1
Stralsund,
III. Stadtsiegel, 1301

Tafel III, Abb. 2
Stralsund,
IV. Stadtsiegel,
1329

Tafel IV, Abb. 1
Elbing,
III. Stadtsiegel,
um 1350

Tafel IV, Abb. 2
Faversham,
Stadtsiegel,
um 1300

vierte Stadtsiegel von 1329 bringt dann noch eine weitere Neuerung[21]). Auch hier findet sich im Topp des Mastes wieder die Stadtflagge mit dem Stral, diesmal in der alten Form des dreizipfeligen Gonfanons. Daneben aber weht am Heck eine rechteckige Flagge mit zwei liegenden Stralen übereinander. Es ist die erste Heckflagge im deutschen Raum. Toppflaggen, die sogenannten Flüger, und Heckflaggen erscheinen fortan in der Schiffahrt in buntem Wechsel. Ein rechtlicher Unterschied ist dabei nicht zu erkennen. Entscheidend war in der Frühzeit des Flaggenwesens nicht die Stelle, an der die Flagge gezeigt wurde, sondern allein das Flaggenbild, das auf den Eigentümer oder Schutzherrn des Schiffes hindeutete.

Über die Farben der Stralsunder Flagge besagen die Siegel, da sie keine Schraffierung aufweisen, natürlich nichts. Aber auch hier gestatten die späteren Zeugnisse seit dem Ende des 15. Jahrhunderts den Rückschluß, daß es sich um eine rote Flagge mit einem weißen Stral handelte[22]). Und gerade die Toppflagge in dem Siegel von 1329 zeigt, wie man zu dieser Farbenwahl kam. Man belegte den alten bildlos roten Gonfanon mit dem Zeichen des Strals und bildete ihn damit zur Stadtflagge um. Auffallend ist bei der Heckflagge im Siegel von 1329 die Verdoppelung des Strals, die sich später nicht mehr findet. Es handelt sich hier um eine Eigenart der frühen Heraldik, die sich aus der hochrechteckigen Form des Tuches ergab. Schon Matheus Parisiensis bringt für den König von Frankreich eine Wappenfahne mit drei übereinanderstehenden Lilien, während der Schild des Königs mit Lilien besät ist[23]). In der Manessischen Liederhandschrift aus der Zeit um 1330 findet sich zweimal eine Wappenfahne, in der zur besseren Ausfüllung des Raumes das Wappenbild dreimal übereinander steht. Bei Hartmann von Aue sind es drei Adlerköpfe; im Schild stehen sie in anderer Anordnung 2:1. Und Wachsmut von Künzingen führt im Schild zwei Fische, während in der Fahne übereinander drei Fische stehen[24]). Auch bei der Stralsunder Heckflagge von 1329 handelt es sich daher nur um eine aus künstlerischen Gründen eingeführte Nebenform der

[21]) Fabricius a. a. O., Abb. 4a.

[22]) Der früheste farbige Nachweis des Stralsunder Wappens findet sich in der Sachsenchronik von 1492.

[23]) *Historia Anglorum* III, S. 95.

[24]) Manessische Lieder-Handschrift. Faksimile-Ausgabe des Inselverlages, Leipzig 1925—1927, Nr. 60 (fol. 184b) und Nr. 50 (fol. 160b).

Flagge, ohne daß man daraus auf ein zweites Flaggen- oder Wappenbild schließen dürfte.

Die Entwicklung vom bildlosen Gonfanon zur Stadtflagge läßt sich um das Jahr 1300 noch für eine weitere Stadt nachweisen. In dem Seerecht von R i g a , das zwischen 1292 und 1297 nach dem Vorbild des Hamburger Seerechts von 1270 eingeführt wurde, findet sich in Art. XI, 11 (CLXVI) folgende Bestimmung[25]:

> *Eyn iuwelic unse borgere sal voren e i n w i t c r u c e an deme vloghele. So we so des nicht ne doit, de sal beteren mit iij mr. silueres to der stat kore, he ne legghene neder dur angestes willen. So welic gast oc e i n e n u n s e n v l o g h e l voret, de sal oc geven also vele, wert he an unseme rechte beclaget.*

Vergleicht man diese Bestimmung mit der fast gleichzeitigen des Lübecker Seerechts von 1299, so ergibt sich, daß auch hier ein *vloghel* als bekannt vorausgesetzt wird, aber offensichtlich nur ein bildloser, einfarbiger Wimpel, der nun durch die Einfügung eines weißen Kreuzes zu *unseme vloghel* wird. Wie die Grundfarbe dieses ersten Rigaer Flügers war, wissen wir nicht. Die umgearbeiteten Rigaer Statuten aus der Zeit um 1330 sprechen in Kap. XI, 14 von einem *wit cruce an eme swarten vloghele*[26]. Ob dies etwas Neues war oder ob die Rigaer

[25]) J. G. L. Napiersky, Die Quellen des Rigischen Stadtrechts bis zum Jahre 1673, Riga 1876, S. 126. — Zur Datierung vgl. F. Frensdorff, Hans. Gbll. 1916, S. 80; H. Reincke, Zeitschr. d. Vereins f. hamb. Gesch. 1924, S. 29 f.; P. Johansen, Hans. Gbll. 1940/1941, S. 29.

[26]) Napiersky a. a. O., S. 198.

Schiffe von Anfang an unter einem schwarzen Flüger gefahren sind, muß dahingestellt bleiben[27]).

Außer diesen drei Flaggen von Lübeck, Stralsund und Riga, die fast gleichzeitig um das Jahr 1300 auftreten, ist uns bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts nur noch die Flagge der Stadt Elbing überliefert. Wir kennen von dort mehrere Schiffssiegel[28]). Das älteste vom Jahre 1242, das schiffsbautechnisch deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil hier zum erstenmal ein Schiff mit einem Heckruder erscheint, zeigt im Topp des Mastes lediglich einen bildlosen Wimpel. Daneben schwebt frei im Siegelfeld das Kreuz des Deutschen Ordens[29]). Ein zweites Siegel aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts zeigt fast das gleiche Bild[30]). Hier erscheint jedoch als Bekrönung des Mastes das alte Toppkreuz; und der darunter wehende gonfanonförmige Wimpel ist durch zwei kreuzförmig schraffierte senkrechte Streifen deutlich in drei Felder geteilt, was wahrscheinlich auf die Farben Rot-Weiß-Rot

[27]) Eine gewisse Vermutung spricht dafür, daß die Farbe des rigischen Flügers ursprünglich Rot war. Riga stand bis zum Jahre 1330 unter der Herrschaft seiner Erzbischöfe: es war wie Bremen eine landesherrliche Stadt. Die Erzbischöfe von Riga hatten ihrerseits die Stellung von deutschen Reichsfürsten. Man könnte daher nach dem Bremer Vorbild auch hier anfänglich einen roten Flüger vermuten, der dann durch Einfügung des weißen Kreuzes zu einem städtischen Wahrzeichen geworden wäre. Das Bild des schwarzen Flügers mit dem weißen Kreuz, wie es in den umgearbeiteten rigischen Statuten erwähnt wird, ist das Bild der Deutschordensflagge in verwechselten Farben, also gewissermaßen ein Widerwappen. Da der Deutsche Orden 1332 die volle Landeshoheit über die Stadt erhielt, könnte der Wechsel der Farben mit dem der Landeshoheit zusammenhängen. Die Entstehungszeit der umgearbeiteten rigischen Statuten ist umstritten. H. Reincke nahm als letzten Termin das Jahr 1325 an. Von hier bis 1332 ist nur ein geringer Sprung.

[28]) Vgl. zum folgenden die Arbeiten von Hermann Kownatzki „Siegel, Wappen und Fahnen von Elbing" (Elbinger Jahrb. 9, 1931, S. 113 ff.) und „Elbinger Siegel" (ebd. 12/13, 1936, S. 201 f.).

[29]) Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, Abb. 1. In ähnlicher Weise findet sich auf Brakteaten des Deutschen Ordens aus der Zeit von 1235—1290 ein bildloser Gonfanon und darunter frei im Münzfeld schwebend das Ordenskreuz (Waschinski, Brakteaten und Denare des Deutschen Ordens, Frankfurt 1934, Tafel 13 Nr. 1—5). Kreuz und Gonfanon standen zu dieser Zeit also noch unabhängig nebeneinander.

[30]) Kownatzki, Elbinger Siegel, Tafel 38, Abb. 1.

hindeutet[31]). Wir werden auf diesen Wimpel, der sich nicht ohne weiteres erklären läßt, an späterer Stelle noch einmal eingehen[32]). Das dritte Siegel aus der Zeit um 1350 endlich, ein Glanzstück der Stempelschneidekunst, zeigt ähnlich wie das Stralsunder Siegel von 1329 ein Schiff mit reichem Flaggenschmuck[33]). Am Mast unter dem Toppkreuz weht an einem Querholz ein mächtiger dreizipfeliger Wimpel mit einem freischwebenden Tatzenkreuz. Und am Heck stehen nebeneinander zwei Flaggen. Die vordere ist quergestreift und zeigt in jedem Feld ein Tatzenkreuz; von der hinteren, die durch die vordere halb verdeckt wird, ist nur die Querteilung zu erkennen.

Das Elbinger Stadtwappen, das sich bereits in einem Sekretsiegel von 1328 findet[34]), war von Weiß und Rot geteilt mit zwei Kreuzen in verwechselten Farben. Bei der Heckflagge in dem Siegel von 1350 kann daher kein Zweifel bestehen, daß es sich um eine Stadtflagge handelt. Näher jedoch müssen wir uns mit dem eigenartigen Toppwimpel befassen. Kownatzki hat die Ansicht vertreten, daß es sich hier ebenfalls um eine Stadtflagge, die Elbinger Flagge in ihrer ältesten Form, handelt[35]). Er nimmt an, daß die Grundfarbe des Wimpels weiß und das Kreuz rot war. Gegen diese Annahme erheben sich jedoch starke Bedenken. Zunächst erscheint es unwahrscheinlich, daß eine Stadt im 14. Jahrhundert nebeneinander zwei verschiedene Flaggen führte[36]). Ein weiteres Bedenken ist rechtlicher Art. Die Stadt Elbing unterstand dem Deutschen Orden, und gerade hier herrschte bis zum Ende des

[31]) Es gab im 14. Jahrhundert noch keine allgemein gültige Art der heraldischen Schraffierung. Im allgemeinen kann man jedoch — vor allem bei deutschen Siegeln — annehmen, daß ein liegendes Gittermuster auf Rot hindeutet. Eine Damaszierung bedeutet vielfach Weiß. Vgl. W. Möller, Farbenangaben in Siegeln des 13. Jahrhunderts, Nassauische Annalen 61, 1950, S. 106 ff.

[32]) Vgl. unten S. 157.

[33]) Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, Abb. 3. Nach Kownatzki stammt der früheste Abdruck aus dem Jahre 1367. Hagedorn und Heinsius gaben das Jahr 1350 an.

[34]) Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, Abb. 2.

[35]) Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, S. 138.

[36]) Das Stralsunder Siegel von 1329 kann hier nicht zum Vergleich herangezogen werden. Die Flagge mit den zwei Stralen war, wie wir sahen, nur eine künstlerische Abwandlung des städtischen Wappenbildes. Dagegen ist ein weißer Schild (bzw. eine weiße Flagge) mit einem roten Kreuz heraldisch etwas grundsätzlich anderes als ein von Weiß und Rot geteilter Schild mit zwei Kreuzen in verwechselten Farben.

14. Jahrhunderts eine erfreuliche Übereinstimmung zwischen den Städten und der Landesherrschaft. Zudem war Elbing Sitz des Landmeisters von Preußen und damit praktisch die Landeshauptstadt[37]). Es ist unter diesen Umständen nicht anzunehmen, daß die Elbinger Schiffe ausschließlich unter einer Stadtflagge fahren konnten[38]). Prüft man endlich das Siegel selbst näher, so zeigt sich eine Reihe von Unregelmäßigkeiten, die gegen die Vermutung Kownatzkis von einem weißen Flüger mit einem roten Kreuz sprechen. Im Gegensatz zu den Siegeln von Lübeck und Stralsund sind die Farben der Flaggen hier durch verschiedenartige Schraffierungen gekennzeichnet. Bei der Heckflagge ist das obere weiße Feld punktiert, das untere rote mit einem schrägliegenden Gittermuster überzogen. Auch das Kreuz in dem oberen Feld der Flagge ist schraffiert[39]). Es hat also dieselbe rote Farbe wie das untere Feld. Vergleicht man das obere Feld der Flagge mit dem Toppwimpel, so zeigt sich, daß auch hier das Feld punktiert, also weiß ist. Dagegen weist das Kreuz, obschon es wesentlich größer gezeichnet ist als die Kreuze in der Heckflagge, keine Schraffierung auf. Es kann also, da man eine einheitliche Schraffierung innerhalb des Siegels voraussetzen muß[40]), nicht rot gewesen sein. An anderen Farben kommen nach den heraldischen Farbenregeln nur Blau, Grün und Schwarz in Betracht. Für ein blaues oder grünes Kreuz fehlt aber jede Begründung. So kommt hier nur das schwarze Kreuz des Deutschen Ordens in Be-

[37]) Daran änderte sich auch nichts, als 1309 der Sitz des Hochmeisters zur Marienburg verlegt wurde. Vgl. Erich Keyser, Deutsches Städtebuch, Band I, 1939, S. 45, Ziff. 10.

[38]) Das änderte sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts und vor allem nach der Schlacht von Tannenberg 1410. Das Schiff im Elbinger Siegel von 1433 (Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, Abb. 4) führt im Topp und am Heck nur noch die Stadtflagge. Auch das Schiff in dem zweiten Danziger Hauptsiegel und dem zugehörigen Sekretsiegel, beide aus der Zeit um 1400, führt nur noch die Stadtflagge mit den zwei Kreuzen. Vgl. Carl Knetsch, Die Siegel der Stadt Danzig bis zum Untergang ihrer Selbständigkeit. Zeitschr. d. Westpreußischen Geschichtsvereins 47, 1904, Tafel 1, Nr. 4 und 5.

[39]) Nach Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, S. 118 ebenfalls mit einem Gittermuster. Die mir vorliegenden Abbildungen lassen die Art der Schraffierung nicht klar erkennen.

[40]) So auch Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen, S. 138.

tracht, das man auf Grund der Rechtslage ohnehin erwarten muß[41]). Wir haben hier also den ersten Nachweis für die gleichzeitige Führung einer Landes- und einer Stadtflagge auf deutschen Schiffen.

Damit ist die Zahl der deutschen Stadtflaggen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts erschöpft. Und selbst wenn wir die zeitliche Grenze unserer Untersuchung um 50 Jahre bis zum Jahre 1400 ausdehnen, begegnen uns nur noch drei weitere Flaggen, die Flaggen von Amsterdam[42]), Kampen[43]) und Danzig[44]). Das ist jedoch sicherlich nur auf die Dürftigkeit der Quellen zurückzuführen. Gerade die Hanse war es, die darauf drängte und es in späterer Zeit als selbstverständlich voraussetzte, daß ihre Mitgliedstädte eine eigene Flagge führten. In mehreren Beschlüssen und Verträgen kommt dies klar zum Ausdruck. So wurde für die Kriegsflotte, die von den wendischen Städten im Jahre 1428 gegen König Erich von Dänemark ausgerüstet wurde, folgendes bestimmt[45]):

[41]) Das Ordenskreuz zeigt meistens, vor allem wenn es in einem Schild erscheint, die Form eines bis zu den Rändern durchgehenden Balkenkreuzes. Daneben findet sich jedoch seit dem 14. Jahrhundert vielfach auch die Form des Tatzenkreuzes. Vgl. die eingehende Untersuchung von Theodor Blell, Die Wappen des Deutschen Ritterordens, in den Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia 42, 1885—1886, S. 62 ff. Vor allem die Ordensstädte bevorzugten, wenn sie das Ordenskreuz in ihr Wappen aufnahmen, die letztere Form, so Danzig, Elbing und Königsberg.

[42]) Amsterdam erhielt sein Stadtwappen 1342 durch den Grafen Wilhelm von Holland verliehen. Es zeigte auf rotem Grund einen schwarzen Pfahl, der mit drei weißen liegenden Kreuzen belegt war. Das erste Sekretsiegel der Stadt zeigt ein Schiff mit der städtischen Wappenflagge. Das Siegel stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Frühester Abdruck 1403. Vgl. W. F. H. Oldewelt a. a. O., Abb. 3.

[43]) In einem Bericht aus der Zeit um 1380 (HUB IV, Nr 704) erklärt der Rat der Stadt Kampen: *Onse teken ist wit ende blau.* Das von Weiß und Blau geteilte Stadtwappen findet sich in dem zweiten Hauptsiegel (nach 1368), schräggelehnt in dem Tor einer Burg.

[44]) Die rote Danziger Flagge mit den zwei weißen Kreuzen findet sich seit ca. 1400. Vgl. oben Anm. 38. Im Siegel erscheint das Danziger Wappenbild schon 1368 (Knetsch a. a. O., Abb. 3).

Die Teil I, S. 123 erwähnte Flagge von Antwerpen lassen wir hier außer Betracht. Als Schiffsflagge ist sie nicht nachgewiesen; und bei dem geringen Umfang der Antwerpener Eigenschiffahrt und Reederei während des 14. Jahrhunderts ist es unwahrscheinlich, daß sie zu dieser Zeit auf See geführt worden ist. Ende des 15. Jahrhunderts findet sich gelegentlich eine Flagge mit dem späteren Stadtwappen, einer Burg und zwei schräggestellten Händen rechts und links des Mittelturmes.

[45]) Hanserezesse (H. R.) I, 8, Nr. 343, § 7.

Item schal en islik stat ere schepe tekenen unde bemalen laten umme de borde unde castele mit erer stat wapenen unde schildenen unde en grot licht blaw krutze in de segele bynnen unde buten an geneyet.

Mit *tekenen* dürfte — ähnlich wie in den beiden folgenden Bestimmungen — das Zeigen der Flagge gemeint sein[46]). Das Bemalen der Borde und Kastelle, die sogenannte *lavereie*[47]), ist eine Fortbildung des Brauches, einen Wappenschild am Bug oder am Mast zu zeigen. Rechtlich war beides gleichbedeutend. Das *grot licht blaw krutze* endlich war kein Rechtszeichen. Es hatte lediglich taktische Bedeutung für die Dauer des Kriegszuges. Es ist dies übrigens der einzige Fall eines gemeinsamen Schiffsabzeichens hansischer Städte. Die Hanse als solche hat — anders wie die *Cinque Ports* — niemals eine eigene Flagge geführt[48]).

Nachdem der Krieg mit Dänemark durch den Friedensschluß von Wordingborg 1435 beendet worden war, setzten die wendischen Städte im folgenden Jahr die Befreiung ihrer Schiffe vom Sundzoll durch. In der hierüber mit dem dänischen König getroffenen Vereinbarung heißt es[49]):

dat eyn yßlik schiphere, de uthe den steden is, de in unseme privilegio begrepen sint, siner stadt wapen achter uthsteke uppe dem castele mit eyner stangen efte glevyen, wanne he vor Orekrok henne segheld, unde zegele darmede vry sines weges.

Wenn hier bestimmt wird, daß das Stadtwappen an einer *stangen efte glevyen* gezeigt werden soll, so beweist das, daß es sich nicht um einen Wappenschild, sondern um eine Wappenflagge handelte.

In einem Vertrag endlich, der im Jahre 1443 zwischen den Älterleuten des Hansischen Kontors zu Brügge und der spanischen Nation abgeschlossen wurde, findet sich folgende Bestimmung[50]):

Item si contingat, nautas de hanza cum nautis de Hispania quoscunque portus simul exire ex mare intrare et inimici Hispanorum eis obviam habuerunt, veluti Anglici seu alii quicunque eorum

[46]) Um 1380 bezeichnete die Stadt Kampen ihre Flagge als *teken*. Vgl. oben Anm. 43.

[47]) Walter Vogel a. a. O., S. 489.

[48]) Vgl. unten, S. 155.

[49]) H. R. II, 1 Nr. 609 und 610.

[50]) Urkundenbuch der Stadt Lübeck VIII, Nr. 159.

inimici, ad statim naute de hanza eorum banneria seu alia signa extendent et exhibebunt, per que constare poterit, quos ipsi non sunt inimici.

Für das 14. Jahrhundert fehlen entsprechende Bestimmungen. Aber es darf ohne weiteres angenommen werden, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Mehrzahl der Hansestädte eine eigene Flagge führte. Denn wenn z. B. für die Flotte, die im Jahre 1368 gegen König Waldemar IV. von Dänemark aufgestellt wurde, nicht nur Lübeck und Stralsund, sondern auch Rostock, Wismar, Greifswald, Stettin, Stargard und Kolberg Schiffe entsandten[51]), so ist es schwer denkbar, daß nur die Schiffe der beiden erstgenannten Städte eine Flagge geführt haben sollten. Vor allem die wendischen Städte Wismar, Rostock und Greifswald werden schon früh dem Beispiel Lübecks und Stralsunds gefolgt sein. Und wenn wir auch für die Flaggen dieser Städte keine unmittelbaren Nachweise haben, so ergeben doch die städtischen Münzen und Siegel wertvolle Anhaltspunkte, aus denen sich ein ziemlich sicheres Bild ergibt.

Wir beginnen mit W i s m a r , wobei wir allerdings etwas weiter ausholen müssen. Die Flagge Wismars bestand im 18. Jahrhundert aus sechs waagerechten Streifen, abwechselnd rot und weiß, vereinzelt auch weiß und rot[52]). Das war jedoch erst eine Bildung aus späterer Zeit. Ursprünglich zeigte die Flagge nur vier Streifen rot und weiß. So sehen wir sie auf einer Ansicht der Stadt Wismar aus der Zeit um 1628[53]). Dieses Muster der vierstreifigen Flagge findet sich vorher bereits mehrfach auf Wismarer Münzen, zum erstenmal auf einem Schilling aus dem Jahre 1468[54]). Es ist hier wappenmäßig in einen Schild gesetzt und wird stets zusammen mit dem Stadtwappen als zweites städtisches Hoheitszeichen geführt; meistens steht das Stadtwappen auf der Vorderseite der Münze, das Flaggenwappen auf der

[51]) Dietrich Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark, Jena 1879, S. 466.

[52]) Vgl. Friedrich Bachmann, Flaggen und Farben der Seestadt Rostock und des Landes Mecklenburg. Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 20, 1935, S. 16, und Rud. Siegel a. a. O., Tafel 20.

[53]) Hans Horstmann, Wallensteins Flotte vor Wismar. Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 21, 1939, S. 34.

[54]) Wilhelm Jesse, Der wendische Münzverein (Quellen u. Darstellungen zur hansischen Geschichte, N. F. Band VI), Lübeck 1928, Nr. 524, 540, 627, 641, 658—660.

Rückseite[55]). Das erste und dritte Feld ist mit einem schrägliegenden Gittermuster überzogen, so daß sich auch hier eine Folge von vier Streifen in den Farben Rot-Weiß ergibt. Auch auf einer Stadtansicht aus dem Jahre 1595 findet sich das Flaggenwappen neben dem Stadtwappen und dem mecklenburgischen Wappenschild[56]). Hier ist allerdings die Reihenfolge der Farben umgekehrt und beginnt oben mit Weiß.

Das Wismarer Stadtwappen seinerseits war gespalten und zeigte in der (heraldisch) rechten Hälfte den halben mecklenburgischen Stierkopf, in der linken die vier Streifen des Flaggenbildes[57]). Dieses Wappen nun läßt sich bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen, wo es zum erstenmal in dem ersten Sekretsiegel der Stadt erscheint[58]). Damit ist der Nachweis für die Wismarer Flagge für den Anfang des 14. Jahrhunderts erbracht[59]).

Bei G r e i f s w a l d liegen die Verhältnisse ähnlich. Der Nachweis ist hier allerdings nicht so lückenlos möglich, weil wir weder aus dem 14. Jahrhundert noch aus späterer Zeit Nachrichten über die Greifswalder Flagge haben. Immerhin erscheint hier auf der Rückseite der Münzen seit etwa 1350 ein zweimal geteilter Schild, der von dem Stadtwappen unterschieden ist und allgemein als Flaggenwappen angesehen wird[60]). Das obere und untere Feld ist mit einem Gittermuster überzogen, was auf eine rot-weiß-rote Flagge hindeutet.

Auch in R o s t o c k finden wir in der Zeit von 1387—1403 Münzen,

[55]) Einzige Ausnahme Jesse Nr. 641, wo das Flaggenwappen auf der Vorderseite erscheint.

[56]) Dietrich Schäfer, Die deutsche Hanse, II. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1914, Abb. 93.

[57]) Heraldisch richtig: „Dreimal von Weiß und Rot geteilt".

[58]) (C. J. Milde), Siegel des Mittelalters aus den Archiven der Stadt Lübeck, Lübeck 1857, II. Heft, Tafel 7 Nr. 3. Frühester Abdruck an einer Urkunde vom 13. Febr. 1313, als Rücksiegel zu dem großen Stadtsiegel (Mecklenburgisches Urkundenbuch, Band 6, Nr. 3591).

[59]) Das zweite Wismarer Hauptsiegel von 1354 (Milde, Tafel 7 Nr. 2) gibt keinen Aufschluß über die Flagge. Es ist ein Nachschnitt des ersten Hauptsiegels von 1256 (Vgl. Teil I, S. 81). Der gewellte Toppwimpel ist hier von einem Gittermuster überzogen, das sich allerdings an den beiden hochliegenden Stellen abgerieben hat. Milde hat darin fälschlich einen Wimpel mit fünf senkrechten Streifen erkannt und entsprechend eingezeichnet (Feld 1, 3 und 5 schraffiert, Feld 2 und 4 glatt). Für die Nachprüfung des Siegelabdrucks bin ich dem Archiv der Hansestadt Lübeck zu Dank verpflichtet.

[60]) Hermann Dannenberg a. a. O., S. 88 ff. und Tafel VIII, Nr. 209 ff. — Vgl. auch Otto Hupp a. a. O., Heft 2, S. 26.

die auf der Rückseite einen Flaggenschild zeigen, dessen oberes und unteres Feld gitterförmig schraffiert ist[61]). Auf der Vorderseite erscheint der Rostocker Greif, den die Stadt seit 1307 auch in ihren Siegeln führte und der als die älteste Form des Stadtwappens zu gelten hat. Das Greifenwappen und der Flaggenschild erscheinen ferner nebeneinander auf zwei rund 15 cm großen Bronzenägeln in der Rostocker Marienkirche, die ihrer Form nach in die Zeit um 1400 gehören[62]). Später wurden auch hier, ähnlich wie in Wismar, die beiden Wappenbilder in einem Schild zusammengezogen. Auf Rostocker Münzen aus der Zeit nach 1410 findet sich nur noch auf der Vorderseite ein Wappen[63]). Es ist wie bei den Münzen vor 1403 zweimal geteilt. Aber nur das untere Feld ist schraffiert, während im oberen der schreitende Rostocker Greif erscheint. Dies war in späteren Jahrhunderten die übliche Form des Stadtwappens. Seine Farben waren Blau-Weiß-Rot mit einem gelben Greifen im oberen Feld. Dieselbe Form des Wappens findet sich schon vorher einmal in dem *Signum,* das die Stadt im Jahre 1368 für die Beglaubigung der Pfundzollquittungen anfertigen ließ[64]). Aber der Greif ist hier so ungeschickt und unsymmetrisch eingezeichnet, daß er schwerlich ursprünglich sein kann. Offensichtlich ist er erst nachträglich in das Siegel eingefügt worden, vielleicht auf Ersuchen des Landesherrn, während die Stadt ursprünglich als Siegelbild nur den zweimal geteilten Flaggenschild wünschte. Das obere und untere Feld des Schildes sind in diesem Fall nicht schraffiert. Dagegen ist das mittlere Feld mit einem Rankenmuster belegt (damasziert), was auf eine weiße Farbe hindeutet[65]). Nimmt man die beiden Zeugnisse des Signums von 1368 und der Münzen aus der Zeit von 1387—1403 zusammen, so ergibt sich, daß Rostock in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ebenso wie Greifswald eine rot-weiß-rot gestreifte Flagge führte. Die spätere Flagge blau-weiß-rot, deren Farben erstmals im Jahre 1418 erwähnt werden[66]), ist offensichtlich aus der neuen Form des Stadtwappens nach 1410 abgeleitet.

[61]) O. Oertzen, Die mecklenburgischen Münzen des Großherzoglichen Münzkabinetts, II. Teil, Schwerin 1902, S. 81 f. und 87 f. (Nr. 469—472).

[62]) Der deutsche Herold 32, 1901, S. 213.

[63]) O. Oertzen a. a. O. Nr. 382—398.

[64]) Milde, IV. Heft, Tafel 21 Nr. 66.

[65]) Vgl. Anm. 31.

[66]) Zu Rot-Weiß-Rot vgl. O. Oertzen a. a. O., S. 82, zu Blau-Weiß-Rot Friedrich Bachmann a. a. O., S. 6.

Endlich sei noch kurz S t a r g a r d erwähnt, das ebenfalls zu den wendischen Städten zählte. Hier finden wir seit 1367 ein Sekretsiegel, das eine Burg mit zwei Türmen zeigt[67]). Zwischen den beiden Türmen steht der pommersche Greif und im Tor der Burg ein nach rechts gelehnter Schild mit einem Querbalken. Auch hier dürfte es sich um ein Flaggenwappen handeln[68]). Die Felder des Schildes sind nicht schraffiert, so daß sich über die Farben nichts aussagen läßt. In späterer Zeit wurde der Balken rot auf weißem Grund geführt.

Flaggen der Fürstentümer Mecklenburg und Rostock und der Grafschaft Schwerin (Reisechronik des Ernst von Kirchberg, 1378).

Ob die Handelsschiffe der vier letztgenannten Städte neben der Stadtflagge im 14. Jahrhundert auch noch die Flagge des Landesherrn geführt haben, wissen wir nicht. Die Vermutung spricht jedoch dafür. Denn außer Lübeck und Stralsund befanden sich zu dieser Zeit alle Städte an den deutschen Ostseeküsten fest in der Hand ihrer Landesherren. Wismar und Rostock z. B. konnten den Friedensvertrag von Stralsund 1370 nicht mitunterzeichnen, weil Herzog Albrecht von Mecklenburg den Krieg noch nicht beenden wollte. Und Stargard war noch bis 1447 die Residenz der pommerschen Herzöge. Die Freiheitsbestrebungen der wendischen Städte fanden erst durch den Vertrag

[67]) Herm. Dannenberg a. a. O., Tafel XXIV. Zur Datierung vgl. Milde, III. Heft, S. 22.

[68]) So auch Otto Hupp, Deutsche Ortswappen (Kaffee Hag). Ursprünglich hatte Hupp den Balkenschild für das Familienwappen eines Camminer Bischofs gehalten (Wappen und Siegel der deutschen Städte, Heft 2, S. 14). Vgl. auch Ottfried Neubecker, Deutsche Stadtwappen in West und Ost, Memmingen o. J., Nr. 163.

von Wismar 1399 ihren Abschluß und ihr erfolgreiches Ende[69]). Bis dahin zum mindesten dürfen wir die gleichzeitige Führung einer Landes- und einer Stadtflagge, wie sie bei Elbing durch das Siegel von 1350 nachgewiesen ist, auch bei den wendischen Städten unterstellen. Daß die fürstlichen Flaggen von Mecklenburg und Rostock in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch ihre Geltung hatten, zeigt im übrigen klar das Titelblatt der Reimchronik des Ernst von Kirchberg aus dem Jahre 1378[70]). Die Darstellung ist in ihrer Art einmalig. Wir sehen nebeneinander Herzog Albrecht II. von Mecklenburg und seinen Sohn Albrecht III., den er 1364 zum König von Schweden gemacht hatte. Der Vater hält in seiner Linken zwei unten durch einen Griff verbundene Stäbe mit den Flaggen von Mecklenburg, Rostock und Schwerin. Mit der Rechten übergibt er seinem Sohn die schwedische Flagge mit den drei Kronen. Daß es sich hier um Flaggen und nicht etwa um Fahnen handelt, zeigt sich daran, daß alle drei Stäbe nach Art von Flaggenstöcken oben in einen Knauf enden. In derselben Form dürfen wir uns die Flaggen der Fürstentümer Mecklenburg und Rostock vorstellen, die von den Schiffen Wismars und Rostocks neben der Stadtflagge geführt wurden.

Zum Schluß blicken wir noch einmal auf die beiden Städte zurück, die in ihren Seerechten von 1270 und 1303 ihre Schiffe zur Führung eines bildlosen roten Flügers verpflichtet hatten — auf Hamburg und Bremen[71]). Die Nachrichten über die Flaggenführung dieser beiden Städte während des Mittelalters sind auffallend dürftig. H a m b u r g war wie Kiel eine holsteinische Landesstadt. Es hat zwar nicht an Bemühungen gefehlt, die Herrschaft der Grafen von Holstein abzuschütteln. Aber bis zum 16. Jahrhundert sind diese Bemühungen trotz der

[69]) E. Daenell, Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts, I. Band, Berlin 1905, S. 141.

[70]) Dietrich Schäfer, Die deutsche Hanse, Abb. 46. Vgl. dazu Siebmachers Wappenbuch I 1, 2, S. 28, und Abbildung auf S. 147.

[71]) Teil I, S. 122 ff. — Vgl. zum folgenden C. F. Gaedechens, Der freien und Hansestadt Hamburg Wappen, Siegel, Flagge und Cocarde, Hamburg 1855; Ders., Hambg. Münzen und Medaillen, Hamburg 1843—1876; Heinr. Reincke, Geschichte der hamburgischen Flagge (Hamburger Übersee-Jahrb. 1926, S. 11 ff.); W. von Bippen, Die Entwickelung des bremischen Wappens (Jahrb. der bremischen Sammlungen 4, 1911, S. 1 ff.); Ernst Grohne, Zur Geschichte der deutschen und der bremischen Hoheitszeichen (Bremisches Jahrb. 46, 1956, S. 26 ff.).

kriegerischen Auseinandersetzung von 1342 und trotz mehrfacher Immedietätsprozesse ohne Erfolg geblieben. Einen sichtbaren Niederschlag fand diese Rechtslage auf den Hamburger Münzen, die bis zum Jahre 1572 als Zeichen der holsteinischen Landesherrschaft das Nessel-

Ausschnitt aus einer die Lesummündung darstellenden Bildkarte des Malers Cornelius Rützen aus dem Jahre 1573. Nach der Nachzeichnung des zur Zeit durch Auslagerung nicht zugänglichen Originals durch Lüder Halenbeck angefertigt von Kurt Claußen-Finks.

blatt trugen. Auch das Hamburger Wappen zeigte bis zum 16. Jahrhundert im Tor das Wappenbild des Landesherrn. Wir müssen daher

annehmen, daß auch die Hamburger Handelsschiffe — ähnlich wie die Schiffe der Stadt Kiel — unter dem Schutz des holsteinischen Nesselblattes gefahren sind. Für das 14. Jahrhundert ist dies allerdings nur eine Vermutung, da jede unmittelbare Nachricht über die Flaggenführung der hamburgischen Schiffe fehlt. Für das 16. Jahrhundert dagegen wissen wir es bestimmt. In einer Zeugenaussage aus dem Jahre 1558 heißt es ausdrücklich: *Die van Hamborch gebrucken dat Nettelen-Bladt yp eren schepen vnd venlin*[72]). Und noch im Jahre 1637 schlug König Christian IV. von Dänemark dem deutschen Kaiser vor, er wolle für seine Schiffe auf der Elbe den Doppeladler einführen, wenn Hamburg wieder das alte holsteinische Nesselblatt annähme[73]).

Wir kennen die rote holsteinische Flagge mit dem weißen Nesselblatt aus mehreren Städtesiegeln des 14. Jahrhunderts[74]). Auch in der Bilderhandschrift des Hamburger Stadtrechts von 1497 erscheint sie als Marktflagge[75]), wo sie der Künstler sicherlich nicht ohne Not eingezeichnet hätte[76]). Daneben behielt Hamburg als Stadtflagge den roten Toppwimpel bei, der seit dem Ende des 13. Jahrhunderts seine Bedeutung als kaiserliches Friedenszeichen verloren hatte. Das Schiffsrecht von 1497 schreibt ihn in Art. IV nochmals ausdrücklich vor. Und auf der bekannten Hafenszene in der Bilderhandschrift von 1497 ist er auch bildlich dargestellt[77]). Wenn die beiden Schiffe hier nur rote Flüger und Marswimpel führen und nicht auch die holsteinische Flagge, so dürfte sich dies einmal aus dem berechtigten Bürgerstolz der da-

[72]) Reincke a. a. O. S. 17, der allerdings fälschlich von einer Flagge mit Stadtwappen und Nesselblatt spricht. Der Wortlaut der Stelle wurde mir von dem Hamburger Staatsarchiv mitgeteilt.

[73]) Reincke a. a. O., S. 20 f.

[74]) Heiligenhafen 1355 (Milde, I. Heft, Tafel II Nr. 7); Lütjenburg 1374 (Milde, I. H., Tafel IV Nr. 17); Segeberg 1351 (Milde, I. H., Tafel VI Nr. 28). In allen drei Fällen weht die holsteinische Flagge auf einem Gebäude.

[75]) Heinr. Reincke, Die Bilderhandschrift des hamburgischen Stadtrechts von 1497, Hamburg, 1917, Tafel 15. Es sei auch noch auf das Hamburger Stadtwappen in einem Ratswappenbuch des 17. Jahrhunderts (Reincke, Geschichte der hamburgischen Flagge, Abb. 6) verwiesen, die auf eine ältere Vorlage zurückgeht. Hier findet sich als Helmzier abwechselnd die hamburgische Flagge mit der Burg und die holsteinische Flagge mit dem Nesselblatt.

[76]) Die Vermutung Reinckes, Bilderhandschrift S. 197, die Marktfahne mit dem Nesselblatt sei nur zur Erinnerung daran, daß die Grafen von Holstein ursprünglich die Marktherren der Stadt gewesen seien, eingezeichnet worden, halte ich für abwegig. Der Künstler hat sich in allen Bildern offensichtlich bemüht, die Zustände seiner Zeit wiederzugeben.

[77]) Heinr. Reincke, Bilderhandschrift, Tafel 19.

maligen Stadtväter[78]), zum andern aber auch daraus erklären, daß hier ja gerade das Schiffsrecht mit seiner Bestimmung über die Führung des roten Flügers illustriert werden sollte. Oder aber man folgt der Erklärung C. F. Gaedechens, der Künstler habe lediglich wegen der Kleinheit des Bildes auf die Anbringung eines Wappenbildes, das dann aber das holsteinische Nesselblatt gewesen sein müßte, verzichtet[79]).

Die Stadt Bremen endlich, die sich seit der Wende des 13. Jahrhunderts in steigendem Maße von der Herrschaft des Erzbischofs befreit und eine wenn auch nicht rechtliche, so doch tatsächliche Unabhängigkeit erlangt hatte, bildete den roten Flüger ähnlich wie die Stadt Stralsund zur Stadtflagge um, indem sie ihn mit dem städtischen Wahrzeichen des Schlüssels belegte. Die so entstandene rote Flagge mit dem weißen Schlüssel ist zwar erst für das Jahr 1573 nachgewiesen[80]). Für die Zwischenzeit von 1303 bis 1573 fehlt erstaunlicherweise jeder Hinweis auf eine bremische Flagge. Aber auch hier lassen sich aus der Geschichte des bremischen Wappens ausreichende Rückschlüsse ziehen. Daß das Wappen jünger ist als die Flagge und seine Farben von dieser übernommen hat, hat schon Wilhelm von Bippen vermutet, wobei er allerdings noch fälschlicherweise eine von Rot und Weiß gestreifte Flagge voraussetzte[81]). Tatsächlich ist die bremische Streifenflagge erst eine Schöpfung des ausgehenden 17. Jahrhunderts[82]). Die bremischen Schiffe hatten, wie wir sahen, noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts den bildlosen roten Flüger geführt. Und es kann hier wie in Stralsund kein Zweifel darüber bestehen, daß die rote Grundfarbe des Wappens auf diesen Flüger zurückgeht. Das Wappen selbst, der rote Schild mit dem schrägliegenden weißen Schlüssel, findet sich zuerst in

[78]) In erster Linie natürlich des Bürgermeisters Hermann Langenbeck. Er war der Verfasser des Stadtrechts von 1497, und er hat auch die Miniaturen gestiftet, die nach seiner Anweisung ausgearbeitet wurden. Vgl. Heinr. Reincke, Bilderhandschrift S. 30 und 34.

[79]) C. F. Gaedechens a. a. O., S. 46.

[80]) Sie fand sich auf einer farbigen Tuschzeichnung des Cornelius Rützen aus dem Jahre 1573, die nach Mitteilung des Bremischen Staatsarchivs nach dem letzten Krieg an ihrem Auslagerungsort verlorengegangen ist. Die Zeichnung war als Anlage zu einem Schriftstück der Reichskammergerichtsakte Steding contra Schönebeck um das Eigentum des „Sandes" an der Einmündung der Lesum in die Weser bei Vegesack hergestellt worden. Auf ihr sind mehrere bremische Schiffe vor Anker dargestellt, die am Mast eine Flagge mit einem schrägliegenden Schlüssel führen. Abbildung auf S. 149.

[81]) von Bippen a. a. O., S. 6. Ähnlich Grohne a. a. O. S. 38.

[82]) So auch Grohne a. a. O. S. 38.

einem städtischen Sekretsiegel, das erstmals für den 9. August 1366 nachgewiesen ist, und das ebenso wie das zugehörige zweite Hauptsiegel nach der Niederschlagung des Aufstandes vom Juni 1366 eingeführt wurde[83]). Wir haben mehrere Beispiele dafür, daß gerade der Abschluß innerer Unruhen den Anlaß zur Einführung eines neuen Stadtwappens bildete[84]). So möchten wir in Ermangelung anderer Nachrichten annehmen, daß in Bremen im Juli 1366 nicht nur neue Siegel beschafft, sondern gleichzeitig auch das Stadtwappen und die Stadtflagge mit dem Schlüssel eingeführt wurden. Der Schlüssel selbst war, wie bereits erwähnt[85]), das alte Münzzeichen der Münzstätte Bremen. Er findet sich schon unter Heinrich dem Löwen und später auf Münzen, die von den Erzbischöfen in Bremen geschlagen wurden[86]). Ein einzelner oder zwei gekreuzte Schlüssel waren das Attribut des Bremer Stadtpatrons, des hl. Petrus. Wenn die Stadt jetzt nur einen Schlüssel als Wappenbild wählte, so lag darin zugleich eine bewußte Demonstration gegen den Erzbischof, der kurz zuvor als Wappen des Erzstiftes einen Schild mit zwei gekreuzten Schlüsseln eingeführt hatte[87]). In ähnlicher Weise wurde nach dem Aufstand vom Juni 1366 das Bild des Erzbischofs demonstrativ aus dem Hauptsiegel der Stadt entfernt[88]).

Die Erzbischöfe von Bremen ihrerseits scheinen nicht den Versuch gemacht zu haben, für die Schiffe des Erzstiftes eine eigene Flagge einzuführen. Jeglicher Anhaltspunkt für eine solche Annahme fehlt.

[83]) von Bippen, Tafel I c.

[84]) Vgl. die Beispiele bei H. J. von Brockhusen, Wetzlar und der Reichsadler im Kreis der älteren Städtewappen (Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereins 16, 1954, S. 101). Hinzuzufügen ist noch das Beispiel der Stadt Ulm, wo nach dem Zunftaufstand von 1345 erstmals 1351 der von Schwarz und Weiß geteilte Schild erscheint.

[85]) Teil I, S. 124.

[86]) von Bippen, S. 6.

[87]) Die frühesten Nachweise finden sich nach Mitteilung des Niedersächsischen Staatsarchivs Hannover auf einem *sigillum in causa* des bremischen Generaloffizials an einer Urkunde vom 24. Apr. 1360 (Bremer Urkundenbuch 3, Nr. 154) und auf einem Siegel des Erzbischofs Albert von Bremen aus dem Jahre 1362 (C. v. Schmidt-Phiseldeck, Die Siegel des herzoglichen Hauses Braunschweig und Lüneburg, Wolfenbüttel 1882, S. 30).

[88]) von Bippen, S. 4.

c) *Die Farben Weiß-Rot*

Überblickt man die deutschen Stadtflaggen, die für das 14. Jahrhundert nachgewiesen oder doch zum mindesten wahrscheinlich gemacht sind, so fällt eins auf. Mit Ausnahme von Hamburg, Riga und den beiden niederländischen Städten Amsterdam und Kampen zeigen sie alle die Farben Weiß-Rot. Dabei sind allerdings zwei Gruppen zu unterscheiden. Eine rote Flagge mit einem weißen Abzeichen findet sich in Stralsund, Bremen und Danzig. Die übrigen Flaggen von Lübeck, Elbing, Wismar, Greifswald, Rostock und Stargard sind zwei- oder mehrfach weiß-rot gestreift. Über die Bedeutung dieser Farben ist viel geschrieben worden, vor allem seit Johannes Kretzschmar im Jahre 1921 mit der Behauptung hervortrat, es handele sich hier um die alten deutschen Reichsfarben[1]). Seine Theorie wurde von Georg Fink[2]), Heinrich Reincke[3]), Ernst Grohne[4]) und anderen übernommen und vor allem von Paul Wentzcke in seinem Buch „Die deutschen Farben"[5]) weiter ausgebaut.

Kretzschmar und Wentzcke gehen gleicherweise davon aus, daß die deutschen Kaiser seit der Zeit Heinrichs VI. eine rote Fahne mit einem weißen Kreuz geführt hätten[6]). Diese Fahne sei das Feldzeichen des Reichsheeres gewesen, im Gegensatz zu der Adlerfahne, die als persönliches Wahrzeichen des Kaisers gedient habe. Aus dieser Kreuzfahne hätten seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts Fürsten und Städte die Farben Weiß-Rot abgeleitet und ihren eigenen Wappen und Flaggen zugrunde gelegt, um so ihre Unabhängigkeit von dem Kaiser,

[1]) Johannes Kretschmar, Wappen und Farben von Lübeck. In: Lübische Forschungen. Jahrhundertgabe des Vereins für lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Lübeck 1921, S. 27—89.

[2]) Georg Fink, Lübsche Flagge, S. 143 f.

[3]) Heinrich Reincke, Geschichte der hamburgischen Flagge, S. 21 f.; Ders., Kaiser Karl IV. und die deutsche Hanse (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins 22, 1931), S. 1.

[4]) Ernst Grohne a. a. O., S. 30 ff.

[5]) Paul Wentzcke, Die deutschen Farben, ihre Entwicklung und Deutung sowie ihre Stellung in der deutschen Geschichte, Heidelberg 1927; 2. Auflage Heidelberg 1955. Vgl. dazu die Kritik von Veit Valentin und Ottfried Neubecker (Valentin-Neubecker, Die deutschen Farben, Leipzig 1928, S. 3 Anm. 6 und S. 224 f., Nr. 513).

[6]) Das ist die auch heute noch herrschende Ansicht, die auf G. A. Seyler, Die Wappen der deutschen Souveräne und Lande (Siebmacher I 1,2) S. 4 und Erich Gritzner a. a. O., S. 65 ff., zurückgeht.

anderseits aber ihre Treue zum Reich zum Ausdruck zu bringen[7]). Dieser Theorie liegt ein doppelter Irrtum zugrunde. Einmal hat es die rote Fahne mit dem weißen Kreuz als ständige Reichsfahne während des 13. Jahrhunderts noch nicht gegeben[8]). Die frühesten Nachweise stammen erst aus dem Ende dieses Jahrhunderts[9]). Und das Bild dieser Fahne ist niemals zum Sinnbild und Wahrzeichen des Reiches geworden, ebensowenig wie der rot-gelbe Wimpel, der unter Heinrich VII. dem Heer vorangetragen wurde, und den eine Glosse zum Landrecht des Sachsenspiegels als *vane ... vor rot vnd hindene gel* erwähnt[10]). Zum andern ist es ein Anachronismus, anzunehmen, daß man bereits im 13. Jahrhundert die Farben eines Wappen- oder Fahnenbildes nach Art der späteren Nationalfarben abstrahiert und mit demselben Sinngehalt selbständig verwandt hätte. Wir erkennen das am besten aus der Entwicklung der Siegelschnüre, die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts völlig willkürlich und ohne Rücksicht auf die Wappenfarben des Siegelführers gewählt wurden[11]). Auch die heraldischen Helmdecken zeigten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts noch nicht die Wappenfarben, sondern waren durchweg einfarbig gehalten[12]). Es ist daher völlig ausgeschlossen, daß die Farbenzusammenstellung Weiß-Rot, mag sie auch im 13. Jahrhundert noch so oft vorkommen, auf das Bild einer kaiserlichen Kreuzfahne zurückgeht. Wäre

[7]) Vgl. Wentzcke (II), S. 29 ff. und 40.

[8]) Vgl. Teil I, S. 110 ff.

[9]) Es sind die Kreuzfahnen Adolfs von Nassau und Albrechts I. in der Schlacht bei Göllheim 1298 (Gritzner S. 70 f.). — Die Kreuzfahne Konradins in der Schlacht bei Tagliacozzo 1268 (Gritzner S. 62) gehört nicht hierher. Adler und Kreuz waren die Wappenbilder, die Konradin als König von Sizilien und Jerusalem in seinen Fahnen führte. Das Kreuz Rudolfs von Habsburg in der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 (Gritzner, S. 68) war das Kreuz der Kreuzfahrer, das von dem ganzen Heer getragen wurde *(omnis exercitus alba cruce ... utebatur)*. Rudolf von Habsburg hatte 1276 das Kreuzzugsgelübde abgelegt.

[10]) Gritzner, S. 73 f.

[11]) Vgl. Gritzner, S. 130; Th. Ilgen, Sphragistik (Grundriß der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Aloys Meister, Bd. I Abt. 4, 2. Auflage, Leipzig 1912), S. 25; Wilhelm Ewald, Siegelkunde (v. Below-Meinecke, Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, Abt. IV), München und Berlin 1914, S. 170.

[12]) G. A. Seyler, Geschichte der Heraldik, S. 209; Wilhelm Ewald, Rheinische Heraldik (Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, 27. Jahrg. 1934, Heft 2) S. 148; D. L. Galbreath, Handbüchlein der Heraldik, S. 149 f.

es anders, so wäre es nicht zu verstehen, weshalb sich nicht auch die schwarz-gelben Farben des kaiserlichen Adlerwappens in anderen Wappen, vor allem in den Wappen der Reichsstädte finden. Mir ist kein deutsches Stadtwappen aus älterer Zeit bekannt, das diese Farben übernommen hätte [13]). Wohl führen die Reichsstädte in ihrer überwiegenden Mehrheit den unveränderten Reichsadler im Wappen.

Wir müssen also für die weiß-roten Farben der Hansestädte nach einer anderen Erklärung suchen. Das ist, soweit es sich um eine rote Flagge mit einem weißen Abzeichen handelt, nicht schwer. Es liegt hier, wie wir sahen, eine Fortbildung des bildlosen roten Gonfanons vor. Daß man für das unterscheidende Abzeichen des Strals in Stralsund, des Schlüssels in Bremen und der beiden Kreuze in Danzig die weiße Farbe wählte, hat nichts zu besagen. Nach den heraldischen Farbenregeln kamen hier überhaupt nur zwei Farben in Betracht, die sogenannten Metalle Gelb und Weiß. Und Weiß und Rot ist nun eben, wie schon H. J. von Brockhusen richtig bemerkte, eine Zusammenstellung, die besonders „ins Auge sticht" [14]).

Wie aber erklärt sich die Wahl der Farben Weiß-Rot in den Streifenflaggen der zweiten Gruppe, den Flaggen von Lübeck, Elbing, Wismar, Greifswald, Rostock und Stargard? Vor Kretzschmar hat niemand bezweifelt, daß es sich hier um eine Art „Hansefarben" handelt, allerdings nicht in dem Sinne einer offiziellen Hanseflagge. Eine solche hat es niemals gegeben [15]). Und bei weitem nicht alle Hansestädte haben diese Farben in ihren Flaggen und Wappen geführt. Die Städte, bei denen sich diese Farben finden, standen alle in einer engeren Verbindung mit der Stadt Lübeck, sei es, daß sie zu dem Bund der wendischen Städte

[13]) Die Bemerkung von Veit Valentin (Valentin-Neubecker, Die deutschen Farben, S. 4, Anm. 6 a. E.) über die Farben Schwarz-Gelb in deutschen Städtewappen ist zum mindesten mißverständlich. Das von Joh. Kretzschmar S. 48 erwähnte, von Schwarz und Gold quadrierte Wappen der Stadt Buchau in Württemberg ist „eine neue, unbegründete Spielerei" (Otto Hupp, Deutsche Ortswappen, Kaffee Hag).

[14]) H. J. von Brockhusen in einer Besprechung der Neuauflage von Paul Wentzcke, Die deutschen Farben in: Familie und Volk, Band III (5./6. Jahrgang 1956/1957), S. 161.

[15]) So schon J. M. Lappenberg, Von den Bundeszeichen der deutschen Hanse. Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Geschichte 3, 1851, S. 164 und 171.

gehörten oder, wie Elbing, eine Tochterstadt Lübecks waren[16]). So liegt die Annahme am nächsten, daß es sich hier um eine Übernahme der lübeckischen Farben handelt. Wie aber kam Lübeck zu diesen Farben? Möglich wäre es natürlich, daß man sie wählte, weil sie besonders „ins Auge stachen". Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Denn bei der Bildfreudigkeit des Mittelalters müßte man gerade bei einer so reichen und blühenden Stadt wie Lübeck ein anderes, beziehungsreicheres Bild erwarten[17]). Wahrscheinlicher ist es, daß man hier, ähnlich wie in Hamburg, an einen bereits bestehenden Brauch anknüpfte. Hamburg übernahm den bildlosen roten Flüger, den die hamburgischen Schiffe schon in vorheraldischer Zeit geführt hatten. Auch die lübeckischen Schiffe hatten ursprünglich diesen Flüger geführt. Daneben aber hatten sie, wie wir im ersten Teil dieser Arbeit wahrscheinlich gemacht haben[18]), das Recht, auch den weißen englischen Flüger zu führen. Sollte man hier nicht die Farben dieser beiden Flüger, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts ihre Bedeutung als königliche Schutzzeichen verloren, zu einem städtischen Flaggenbild zusammengezogen haben? Es wäre das nicht der einzige Fall dieser Art. Auf dem Gebiet des Wappenwesens war es seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts eine fast alltägliche Erscheinung, daß man zwei Wappenbilder in einem Schild vereinigte[19]). Bei der engen Wechselwirkung zwischen Wappen und Flaggen wirkte sich das natürlich auch auf die letzteren aus. So war die Flagge von Kastilien, wie wir sie z. B. im Siegel von Lyme Regis fanden[20]), von Kastilien und Leon quadriert. Sizilien führte seit 1282 eine von Sizilien und Aragon schrägquadrierte Flagge. Und die englische Flagge zeigte seit 1340 in einem quadrierten Feld die englischen Löwen und die französischen Lilien. Auch die Flagge der *Cinque Ports*[21]) war offensichtlich aus zwei Wappen- oder

[16]) In diesem Zusammenhang ist auch noch Königsberg zu erwähnen, das ebenfalls von lübeckischen Kaufleuten gegründet war, und das als Wappen einen von Weiß und Rot geteilten Schild mit Krone und Kreuz in verwechselten Farben führte. Das Wappen ist seit 1367 nachweisbar. Königsberg war jedoch hauptsächlich ein Umschlaghafen. Seine Eigenschiffahrt war gering. Eine Schiffsflagge der Stadt ist nicht bekannt.

[17]) Vgl. die instruktive Zusammenstellung der ältesten Städtewappen bei H. J. von Brockhusen, Wetzlar und der Reichsadler, S. 118 ff.

[18]) Teil I, S. 130 ff.

[19]) Ewald, Rheinische Heraldik, S. 94 ff.; Galbreath a. a. O., S. 186 ff.

[20]) Vgl. oben S. 100.

[21]) Vgl. oben S. 130.

Flaggenbildern zusammengesetzt, aus den drei Löwen des englischen Königshauses und einem — wenn auch nicht mit Sicherheit nachzuweisenden — ersten Bundeszeichen, drei gelben Schiffen auf blauem Grund. Daraus ergab sich dann das eigenartige Fabelwesen halb Löwe, halb Schiff[22]). Etwas Ähnliches könnte bei Lübeck durchaus möglich sein.

Ob diese Vermutung richtig ist, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls findet sich in Lübeck seit dem Jahre 1280 die weiß-rote Flagge, die dann im 14. Jahrhundert von den anderen mit Lübeck verbündeten Städten in abgewandelter Form übernommen wurde. Möglicherweise hat man hier sogar vorübergehend an eine gemeinsame Flagge in den Farben Rot-Weiß-Rot gedacht. Der Wimpel in dem zweiten Elbinger Schiffssiegel[23]) und die Flaggenwappen von Greifswald, Rostock und Stargard sprechen für eine solche Annahme. Diese Flagge hat sich jedoch, wie die Flagge von Wismar und die späteren Flaggen von Elbing und Rostock zeigen, nicht durchgesetzt. An dem lübeckischen Charakter der weiß-roten Farben in den Flaggen von Elbing, Wismar, Greifswald, Rostock und Stargard ist jedoch grundsätzlich nicht zu zweifeln.

[22]) Die Zusammenfügung von zwei halben Wappenbildern in einem senkrecht geteilten (gespaltenen) Schild ist die älteste Form der Wappenvereinigung. Vgl. auch das Wismarer Stadtwappen (oben S. 144 f.) mit dem halben Stierkopf.

[23]) Vgl. oben S. 139.

Die englische St.-Georgs-Flagge

Damit könnten wir unsere Untersuchung über die Rechtszeichen der heraldischen Zeit beschließen, wenn nicht ein Fall vorläge, auf den die Regel von der engen Verbindung und Wechselwirkung zwischen Wappen und Flagge nicht zutrifft. Es handelt sich um die englische St.-Georgs-Flagge, eine weiße Flagge mit einem roten Kreuz, die im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts neben der königlichen Wappenflagge auftaucht und diese in wenigen Jahrzehnten aus der Handelsschiffahrt verdrängt.

Wir wiederholen noch einmal: Seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts findet sich das englische Königswappen auf den königlichen Schiffen als Eigentumszeichen. Seit etwa 1270 wird die königliche Flagge auch von den Handelsschiffen als Schutzzeichen geführt. Durch den Vertrag mit dem Grafen von Flandern vom Jahre 1297 wird sie für die Flandernfahrt verbindlich vorgeschrieben. Der bildlose weiße Gonfanon hält sich daneben noch eine Zeitlang[1]). Wahrscheinlich wäre er wie die Gonfanons anderer Staaten allmählich verschwunden, wenn er nicht in veränderter Form eine neue Bedeutung erlangt hätte. In Stralsund und Bremen haben wir gesehen, wie dort der rote Gonfanon mit einem Stadtzeichen belegt wurde und so als Stadtflagge weiterlebte. Etwas Ähnliches vollzog sich in England.

In der älteren Literatur war man übereinstimmend der Ansicht, die weiße St.-Georgs-Flagge mit dem roten Kreuz sei von König Richard I. während seines Kreuzzuges 1190/1192 angenommen und nach seiner Rückkehr beibehalten worden. Es ist das Verdienst W. G. Perrins, nachgewiesen zu haben, daß diese Ansicht nicht richtig ist[2]). Das rote St.-Georgs-Kreuz findet sich in England erst seit der Zeit Eduards I. (1272—1307) und dürfte auf dessen Kreuzzug 1270/1272 zurückzuführen sein. Jedenfalls stammt der erste Nachweis erst aus dem Jahre 1277, wo es als Abzeichen *pro peditibus regis* erwähnt wird[3]). Das englische Fußvolk führte ursprünglich an den Lanzen einfarbige weiße Wimpel[4]).

[1]) Vgl. das Siegel von Hastings, oben S. 101.
[2]) W. G. Perrin a. a. O., S. VI und 37 ff.
[3]) W. G. Perrin a. a. O., S. 39.
[4]) In dem Londoner Arundel-Psalter (um 1300) sind mehrfach englische Soldaten dargestellt, die an den Lanzen bildlose weiße Wimpel führen. Eine Abbildung bei Eric G. Millar, *La miniature anglaise aux XIV. et XV. siècle,* Tafel 12. — Vgl. auch Walter Oakeshott, The sequence of English medieval art, 1949. Tafel 37.

Diese wurden jetzt mit dem roten Kreuz belegt[5]), und zwar anscheinend während des Kreuzzuges 1270/1272. Jedenfalls kannte schon Konrad von Mure diese Wimpel und folgerte daraus zu Unrecht, das rote Kreuz auf weißem Grund sei das königliche Wappen[6]). Tatsächlich jedoch handelte es sich um ein religiöses Symbol, das durch den aufblühenden St.-Georgs-Kult in England eine besondere Bedeutung erhielt und zu einem nationalen Wahrzeichen neben dem königlichen Wappen wurde[7]). Und ebenso wie die Lanzenwimpel des Fußvolks belegte man auch die weißen Gonfanons der Schiffe mit diesem Zeichen. Das geschah zunächst nur vereinzelt und wohl ohne obrigkeitliche Anordnung. Im Siegel von Lyme Regis[8]) aus der Zeit zwischen 1284 und 1290 finden wir zum erstenmal ein Schiff, das im Topp einen gonfanonförmigen Wimpel mit einem Kreuz führt. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts ist dieser Brauch dann allgemein verbreitet. Neben den kreuzgeschmückten Wimpeln im Topp finden sich jetzt auch Kreuzflaggen am Bug und am Heck[9]), und durch diese Flaggen wird auf den privaten Handelsschiffen die Flagge mit dem königlichen Wappen verdrängt[10]). Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts haben wir also in England nebeneinander zwei verschiedene Flaggen, die königliche Wappenflagge als

[5]) Eine frühe Darstellung aus dem Jahre 1284 bei Eric G. Millar, *La miniature anglaise du X. au XIII. siècle,* Tafel 96.

[6]) Der hier vertretenen Ansicht liegt folgende Überlegung zugrunde: Der *Clipearius Teutonicorum* des Konrad von Mure ist entgegen der älteren, auf Th. von Liebenau zurückgehenden Meinung erst nach dem Jahre 1260 entstanden (Vgl. Franz J. Bendel in den Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 30, 1909, S. 75 f.). Der späteste Zeitpunkt für den Abschluß des Werks ist das Jahr 1273. Inzwischen hatte König Eduard I. im September 1272 die Rückreise aus Palästina angetreten. Von Italien aus zog er mit seinen Truppen auf dem Landweg über den Mont Cenis und durch Burgund nach Paris, wo er am 26. Juli 1273 eintraf. Zeitlich und räumlich ist es also durchaus möglich, daß der Züricher Kantor Konrad von Mure durch seine Gewährsleute über die Truppen Eduards und ihre Abzeichen unterrichtet war. Anders läßt sich der Irrtum über das englische Königswappen kaum erklären. Konrad von Mure bringt auch sonst mehrfach Wappen, die er nicht persönlich, sondern nur vom Hörensagen kannte (Vgl. F. J. Bendel a. a. O., S. 75, Anm. 1).

[7]) W. G. Perrin a. a. O., S. 36 ff.

[8]) Vgl. oben S. 100.

[9]) Vgl. die Siegel von Ipswich (Brindley, *Catalogue* Abb. 3): gonfanonförmiger Toppwimpel mit Kreuz; Faversham (Brindley, *Catalogue* Abb. 19): Kreuzflagge am Bug; Rye (Brindley, *Catalogue* Abb. 31): Kreuzflaggen am Bug und Heck, kreuzgeschmückter Wimpel im Topp.

[10]) W. G. Perrin a. a. O., S. 46.

Siegelbild von Ipswich, um 1300.

Dänisches Wappen mit Danebrog (Coder Gelve, 1380—1395)

Eigentumszeichen der königlichen Schiffe und die St.-Georgs-Flagge als Schutzzeichen der Handelsschiffe [11]).

Ähnlich wie in England verläuft gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Entwicklung in Dänemark. Doch liegt dies bereits jenseits des zeitlichen Rahmens unserer Untersuchung. Es sei deshalb nur kurz das Wichtigste erwähnt. Wir fanden auf den dänischen Schiffen ursprünglich einen einfarbigen roten Gonfanon [12]). Daneben tritt wie in den anderen nordischen Staaten während des 14. Jahrhunderts eine Flagge mit dem Wappenbild des Herrschers, gelb mit drei blauen schreitenden Löwen [13]). Gegen Ende des Jahrhunderts begegnet uns dann zum erstenmal der Danebrog, rot mit einem weißen Kreuz. Als Heerfahne wird er um 1400 in schwedischen Quellen erwähnt. Als Schiffsflagge finden wir ihn gegen Ende des 14. Jahrhunderts in dem Siegel der nordfriesischen Landschaft Everschup [14]). Er weht hier im Topp des Mastes und hat die Form eines zweizipfeligen Wimpels. In der Form

[11]) Diese anfänglich klare Scheidung verwischte sich später, indem das St.-Georgs-Kreuz in verschiedenen Abwandlungen auch in die Flaggen und Wimpel der Kriegsschiffe aufgenommen wurde. Dagegen blieb die königliche Wappenflagge stets den Kriegsschiffen vorbehalten. Einzelheiten bei W. G. Perrin a. a. O.

[12]) Vgl. Teil I, S. 129.

[13]) Vgl. die Abbildung im *Conoscimiento de todos los reinos (Book of the knowledge* a. a. O., Abb. 9). Die Löwen sind hier fälschlich schwarz statt blau eingezeichnet. Auf Portulankarten findet sich die Flagge seit 1330.

[14]) Brindley, *Catalogue*, S. 14. Die Datierung *13th century* ist falsch.

eines hochstehenden Rechtecks bringt ihn der *Codex Gelre* (1380—1395) und das Siegel des Unionkönigs Erich von Pommern 1398[15]).

Die alte Überlieferung, daß der Danebrog während der Schlacht von Lyndaniz 1219 vom Himmel gefallen sei, ist von der Forschung längst widerlegt worden[16]). Nach unserer Annahme ist er eine Fortbildung des roten Toppwimpels der dänischen Schiffe, der — ähnlich wie in England — gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit einem Kreuz belegt wurde, wobei die Frage nach der Bedeutung des Kreuzes hier offen bleiben muß.

Schluß

Wir haben uns in dieser Arbeit bemüht, die zahlreichen in den verschiedensten Quellen zerstreuten Nachrichten über die Vorgeschichte und die Frühzeit des nationalen Flaggenwesens zusammenzutragen und die großen Grundlinien der Entwicklung herauszuarbeiten. Wir sahen, wie in der germanischen Schiffahrt anfänglich die königlichen Friedenszeichen, das Kreuz und der einfarbige Gonfanon, im Vordergrund standen, wie diese Zeichen dann aber im 13. Jahrhundert durch die heraldischen Rechtszeichen verdrängt wurden. Diese Zeichen unterschieden sich zunächst in keiner Weise von den Zeichen, die an Land gebraucht wurden. Die Wappen der Herrscher waren nicht nur ihre persönlichen Erkennungszeichen, sondern zugleich die Eigentumszeichen ihrer Schiffe und die Schutzzeichen für die Schiffe der Untertanen. Bei den Seestädten, die schon früh dem Beispiel der Fürsten folgten und für ihre Schiffe eigene Eigentums- und Schutzzeichen einführten, findet sich im allgemeinen ebenfalls die enge Verbindung zwischen dem Stadtwappen an Land und der Stadtflagge auf See. Nur in einem Fall wurde diese Verbindung unterbrochen. In England kam um die Wende des 13. Jahrhunderts die St.-Georgs-Flagge auf, deren Bild sich von dem königlichen Wappen völlig unterschied. Damit ging das europäische Flaggenwesen zum erstenmal seinen eigenen Weg.

In der Folgezeit lockerte sich die Verbindung zwischen Wappen und Flagge immer mehr, und zwar war es bezeichnenderweise die Flagge,

[15]) Vgl. die Abbildungen in Siebmachers Wappenbuch Teil I, 1,2 Tafel 29.
[16]) Vgl. Teil I, S. 129 Anm. 23. Die dort angegebene Jahreszahl 1365 ist durch 1380 zu ersetzen.

die die strengen Grundsätze und Regeln der frühen Heraldik bewahrte. Im Wappenwesen bedeutet die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts einen wesentlichen Einschnitt. Mit dem allmählichen Verschwinden der Kampfschilde beginnt hier ein langsamer Verfall, der Übergang von der lebenden zur papierenen Heraldik, von der Kriegsheraldik zur reinen Wappenzierkunst, bei der die Wappen nicht mehr einem praktischen Zweck dienten, sondern zu dekorativen, der Mode unterworfenen Ornamenten wurden. Das Flaggenwesen dagegen befindet sich noch immer im Zustand der lebenden Heraldik. Die praktischen Anforderungen des Seeverkehrs zwingen auch heute noch dazu, bei der Gestaltung des Flaggenbildes dieselben strengen Grundsätze zu beachten, wie sie zur Blütezeit der Heraldik üblich waren. So gehen seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Wappenwesen und das Flaggenwesen mehr und mehr ihre eigenen Wege, und in der Schiffahrt kommt es zu Lösungen, die mit dem Wappenwesen an Land zum Teil nur noch in einer sehr losen Verbindung stehen. Andererseits hat sich seit dem 14. Jahrhundert an den beiden Grundformen der Eigentums- und Schutzzeichen, der in ihrem rechtlichen Charakter verschiedenen Flaggen der staatlichen und privaten Schiffe bis auf den heutigen Tag nichts mehr geändert. Das rechtfertigte es, die Arbeit mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu beschließen.

Die weitere Entwicklung im einzelnen zu verfolgen, ist die Aufgabe der örtlichen Forschung. Hier sollte nur die Grundlage geschaffen werden, auf der spätere Einzelarbeiten aufbauen können.

Wo lag Fabiranum?

Ein Beitrag zur Vorgeschichte Bremens

Von Otto Knechtel (†)

Zum Ehrengedächtnis unseres dahingeschiedenen Freundes.

Der Untertitel zeigt, daß auch der folgende Aufsatz in den Themenkreis gehört, mit dem sich Otto Knechtel mehr als ein Jahrzehnt lang beschäftigt hat und um den sich seine Veröffentlichungen ranken: um die Frage nach den Anfängen seiner Vaterstadt Bremen. Den entscheidenden Impuls für seine Liebe zur Heimatgeschichte hatte er schon während seiner Schulzeit durch Franz Buchenau erhalten, aber erst in den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens war es ihm vergönnt, seine Gedanken in mehreren Aufsätzen bekanntzumachen.

Otto Knechtel war Kaufmann. So ist es kein Wunder, daß er auch geschichtliche Fragen aus dem Blickwinkel des Kaufmannes sah. Gerade diese eigentümliche Betrachtungsweise, die alle seine Arbeiten durchzieht, macht deren Reiz aus. Sie wird in der ersten Arbeit deutlich, mit der Otto Knechtel im Jahre 1955 an die Öffentlichkeit tritt: Ur-Bremen — vom Kaufmann aus gesehen[1]). Wirtschaftliche Gründe — die Lage an der Flutgrenze, bis zu der das Küstenschiff ins Landinnere vordringen konnte, und ein Handelsplatz für Holz, das aus dem Bereich der Mittelweser und ihrer Zuflüsse herangeflößt wurde — hätten zur Wahl Bremens als Bischofssitz geführt. So glaubt er auch, aus der bekannten Brückenurkunde[2]) schließen zu müssen, nur wirtschaftliche Notwendigkeit — die Erschließung eines neuen Absatzgebietes — habe die in dieser Urkunde genannten Dörfer auf dem linken Weserufer bewegen können, die Weserbrücke bei Bremen zu unterhalten.

Diesen Gedanken gestaltet Otto Knechtel in seiner zweiten Arbeit aus[3]). In ihr taucht zum ersten Male die These auf, deren Stützung letztlich auch der Aufsatz über Fabiranum gilt: Bremen sei nicht als Brückenort an der Kreuzung wichtiger Handelswege entstanden[4]). Eine Abrundung und einen vorläufigen Abschluß gibt

[1]) Bremisches Jahrbuch, 44. Bd., 1955, S. 285—292. Vgl. dazu H. Schwarzwälder: Bremens Weserbrücke im Mittelalter, ebd. S. 292—298.

[2]) Br. Ub. I, 247. Um 1250.

[3]) Otto Knechtel: Die Weserbrücke. Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Bremens. Selbstverlag, Bremen 1957.

[4]) Ebd. S. 20.

Knechtel seinem Gedankengebäude in dem 1962 erschienenen Büchlein „Das älteste Bremen“ [5]). Über seinen früheren methodischen Ansatz hinausgehend, rekonstruiert er hierin auch die Landschaft der frühgeschichtlichen Zeit. Auch verdeutlicht er seinen Schluß, daß Bremen nicht als Brückenort gegründet worden sein könne, daß andererseits vor 782, der ersten Erwähnung des Namens, der Ort bestanden und seine Bedeutung gehabt haben müsse [6]). Neu ist die These, daß Bremen zur „Chaukenzeit“ noch nicht dagewesen sei, zur „Sachsenzeit“ jedoch als Hafenort Bedeutung gewonnen habe [7]). In diesem Zusammenhang setzt er sich mit den Ansichten über die Lage des bei Claudius Ptolemäus genannten Ortes Fabiranum auseinander, damals allerdings mehr berichtend als forschend, und er schließt sich jener Gruppe von Interpreten an, die des Ptolemäus Angaben über die geographische Breite für richtig halten und demgemäß Fabiranum an der Niederelbe in der Gegend der Ostemündung suchen, auf keinen Fall jedoch in Bremen [8]).

Zwei Jahre später erscheint dann die Arbeit von Alfred Meyer über die ersten Städte zwischen Ems und Elbe [9]). Sie berührt in wesentlichen Teilen den Forschungsbereich Otto Knechtels, indem auch sie von der Landschaft, den Flüssen und Straßen ausgeht. Meyer stellt sich im wesentlichen die Aufgabe, die von Ptolemäus im nordwestdeutschen Raum genannten Orte zu lokalisieren. Indem er nun das von dem Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts genannte Fabiranum in Bremen oder Lesum wiederfindet, setzt er sich in Widerspruch zu den Ergebnissen Otto Knechtels, der keinen Hinweis für eine stärkere Besiedlung in dieser Zeit („Chaukenzeit“) fand.

Otto Knechtel hat seine Studien nie ganz ruhen lassen. Bald nach dem Erscheinen der Arbeit von Alfred Meyer legt er in den Jahren 1965 und 1967 in zwei Nachträgen zur Stütze seiner Ansichten weiteres Material vor, das er in der Zwischenzeit gesammelt hat und das großenteils erst nach Erscheinen seines Hauptwerkes veröffentlicht worden ist. Die Frage: „Wo lag Fabiranum?“ klammert er zunächst aus, um

[5]) Otto Knechtel: Das älteste Bremen. Seehafen oder Brückenort? Bremen 1962. — Dazu: Otto Knechtel: Das älteste Bremen. Nachtrag, o. O., o. J. (Privatdruck Januar 1965). — Otto Knechtel: Das älteste Bremen. 2. Nachtrag, o. O., o. J. (Privatdruck 1967).

[6]) Knechtel, Das älteste Bremen, 1962, S. 20 ff.

[7]) Ebd. S. 18 f., 43 f.

[8]) Ebd. S. 19, 42.

[9]) Alfred Meyer: Die ersten Städte zwischen Ems und Elbe. Bremen 1964.

sie gesondert darzustellen. Ein erstes Ergebnis seiner Forschungen hat er in einem kleinen Privatdruck niedergelegt[10]), den er nur einem engen Kreis von Fachleuten zugänglich machte, mit denen er im Gedankenaustausch stand. Hier geht es ihm wiederum um den Nachweis, daß Fabiranum nicht mit Bremen gleichzusetzen sei. Weil er die Frage, wo Fabiranum zu suchen sei, offen lassen mußte, hat er diesen Privatdruck nicht weiter verbreitet.

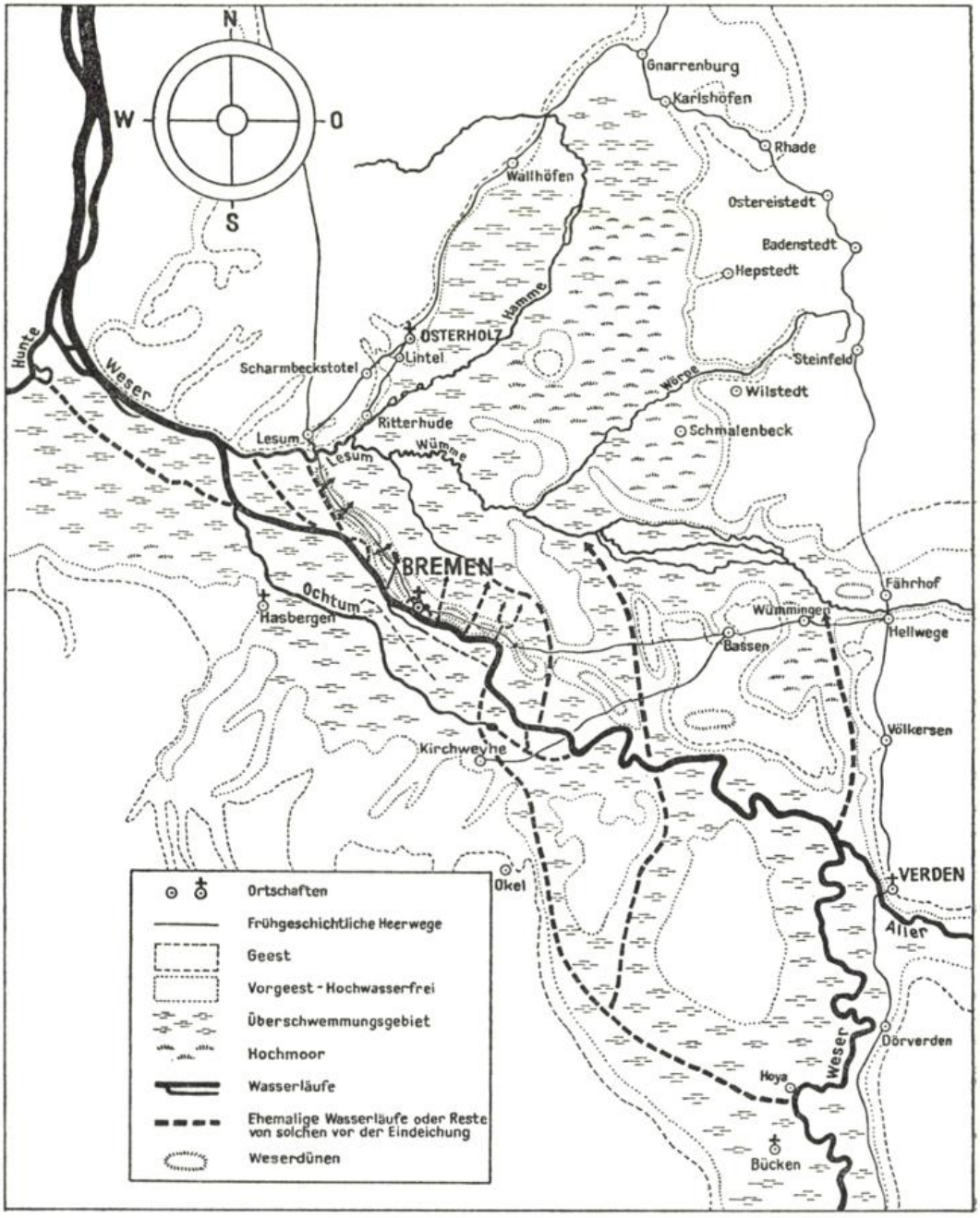
An der Lösung dieses Rätsels hat Otto Knechtel bis zuletzt gearbeitet. Als Krönung seines wissenschaftlichen Lebenswerkes empfand er die Ehre, seine Ergebnisse auf dem Treffen, das die Historische Gesellschaft in Bremen ihren beiden befreundeten Nachbarvereinen, dem Stader Geschichts- und Heimatverein und den „Männern vom Morgenstern" am 17. September 1967 ausrichtete, in einem Festvortrag vorstellen zu dürfen und ihn im nächsten Band des Bremischen Jahrbuches abzudrucken.

Dazu ist es nicht mehr gekommen. Kurz vorher zwang ihn eine tückische Krankheit darnieder, und der Tod setzte wenige Tage vor dem Vortragstermin seinem Leben ein Ziel. Dem Vermächtnis des Verstorbenen entsprechend ist es den Söhnen, den Herren Otto und Detlef Knechtel, eine Ehrenpflicht, den hinterlassenen Vortrag zu veröffentlichen. Ihrer Bitte, das Manuskript für den Druck einzurichten, komme ich gern nach[11]).

Heinz Pieken

[10]) Wo lag Fabiranum? Ein Beitrag zur Vorgeschichte Bremens. o. O., o. J. (Privatdruck Okt. 1965).

[11]) Der Aufsatz liegt in einer photokopierten Fassung vor, die Otto Knechtel selbst besorgt hat. Daneben gibt es eine zweite, die offensichtlich für den mündlichen Vortrag bestimmt war, aber unvollendet ist; der letzte Teil mit der eigentlichen Ortsbestimmung fehlt. Auch sonst enthält sie Lücken mit nur wenigen, stichwortartigen Hinweisen. Daher liegt dem folgenden Aufsatz die Photokopie zugrunde. Wo das Vortragsmanuskript „Passagen" enthält, die über die Photokopie hinausgehen, wurden sie eingefügt. Ohne besonderen Hinweis wurden die Schrifttumsverweise ergänzt, soweit das aus Unterstreichungen und Randbemerkungen in den zum Nachlaß gehörenden Schriften möglich war. Daß der Bearbeiter sich eigenmächtiger Ergänzung und selbständiger Deutungen oder Stellungnahmen enthalten hat, ist eine Selbstverständlichkeit. Die beigefügte Karte zeichnete Herr Ocylok, Bremen, nach einer Skizze von Otto Knechtel. H. P.



Das Bremer Becken in frühgeschichtlicher Zeit.
Heutige Orte eingezeichnet, um das Zurechtfinden zu erleichtern.

Einleitung

Über die Lage des Ortes Fabiranum, den Ptolemäus (2. Jahrhundert n. Chr.) in seinem Erdkundebuch erwähnt, sind sich bis heute Geographen und Historiker nicht einig. Ptolemäus, der als Astronom, Geograph und Kartograph einen hohen Rang unter den Gelehrten des Altertums einnimmt, hat das damalige Germanien nicht aus eigenem Augenschein gekannt. Er stützt seine Angaben auf Reiseberichte (Itinerarien) von Kaufleuten des Mittelmeerraumes, die sowohl zur See als auch auf dem Landwege nordwärts zogen. Die von Ptolemäus genannten Orte müssen mithin zu seiner Zeit (im 2. Jahrhundert n. Chr.) bestanden haben. In der Bestimmung der geographischen Länge und Breite sind dem Ptolemäus und wahrscheinlich auch seinen Gewährsleuten Irrtümer unterlaufen, die bis heute noch nicht voll erkannt und berichtigt werden konnten. Erschwert wird die Suche nach Fabiranum dadurch, daß Ptolemäus die ihm bekannt gewordenen Orte nicht als Etappen bestimmter Wegstrecken aufgeführt hat. So ist es erklärlich, daß die Suche nach der Lage der Orte zu verschiedenen Deutungen geführt hat[12]).

1542 verlegt Sebastian Münster im *Orbis universus* den Ort Fabiranum nach Wremen an der Wesermündung.

1617 erschien in Amsterdam eine Karte vom holländischen Verleger Janssonius, die ein Bild Germaniens anhand der Angaben von Ptolemäus rekonstruiert. Auf dieser Karte, die sich in bremischem Privatbesitz befindet, ist Fabiranum auf dem rechten Weserufer eingezeichnet, etwa in der Höhe von Rechtenfleth.

1653 heißt es bei Merian in der Topographia *Saxoniae Inferioris:* „Insgemein ist der Geographorum Meinung, daß Bremen des Ptolemaei Fabiranum sei". Merian bezieht sich dabei auf eine Schrift des Matthias Martinius: *Lexicon Philologicum.* Martinius war der erste Rektor des bremischen Gymnasium Illustre.

1845 erschien eine Geschichte Bremens von Johann Hermann Duntze, der wiederum für Bremen eintrat[13]).

1882 tritt Franz Buchenau dagegen in der zweiten Auflage seines Buches „Die Freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet" wiederum für Wremen ein.

[12]) Die folgende Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

[13]) Joh. Herm. Duntze: Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, I, Bremen 1845.

Im Gegensatz zu ihm spricht Alwin Lonke 1936 Fabiranum als ältestes Bremen an[14]).

1963 hielt ein Geograph, Dr. Stichtenoth, in der bremischen Historischen Gesellschaft über Ptolemäus und seine Karte einen Vortrag. Angesprochen auf Fabiranum, entschied er sich wie folgt: Er nimmt einen Ort in der Mitte zwischen Zeven und Bremervörde als Zentrum an und zieht um diesen herum einen Kreis mit einem Radius von 30 km. Innerhalb dieses Kreises muß seiner Ansicht nach Fabiranum gelegen haben.

So auffallend diese Ansicht ist, so muß erwähnt werden, daß Stichtenoth von der fehlerhaften Berechnung der Längengrade Bescheid wußte[15]).

1964 beschäftigt sich auch der angesehene Bremer Kaufmann Alfred Meyer mit den Angaben des Ptolemäus und glaubt auch, Fabiranum in Bremen suchen zu müssen, wobei sein besonderes Augenmerk auf den Übergang bei Lesum gerichtet ist[16]).

Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, daß man bisher von zwei Seiten her versucht hat, die Lage des Ortes zu entdecken. Einmal glaubt man, eine sprachliche Ähnlichkeit zwischen Fabiranum und Wremen oder Bremen herauszulesen, auf der anderen Seite haben die Geographen versucht, das Gradnetz des Ptolemäus zu entwirren, ohne daß bisher nur eine annähernde Übereinstimmung erzielt werden konnte.

Der neue Weg

Nun gibt es aber auch noch einen dritten Weg, in dieser Frage weiterzukommen, der merkwürdigerweise bisher nicht beschritten worden ist, und dem wir folgen wollen, indem wir auf die überlieferten und korrigierten Messungen der Länge und Breite zunächst keine Rücksicht nehmen und dafür die Frage aufwerfen: „Welche Straßen bestanden in jener Zeit, und welchem Handel dienten sie?" Gehen wir einmal

[14]) Alwin Lonke: Des Ptolemäus Tuliphurdon, Phabiranum und Treva, In: Brem. Jb. Bd. 36, 1936, S. 362—367.

[15]) Bisher nicht veröffentlicht.

[16]) Alfred Meyer: Die ersten Städte zwischen Ems und Elbe, Bremen 1964. — Meyer vertritt die Anschauung, daß die von Ptolemäus genannten Orte schon zur Römerzeit stadtähnlichen Charakter gehabt hätten. Sie seien Flußübergänge und Hafenorte gewesen und hätten auf beiden Seiten des Flusses Anleger oder gar Befestigungen gebraucht. Daher die Doppelorte, u. a. Bremen/Lesum (S. 19).

von den uns bekannten Tatsachen aus, dann liegt folgendes fest: Die von Ptolemäus angegebenen Koordinaten können uns nur insoweit als Richtlinien dienen, als der Ort Fabiranum etwa nordnordwestlich von Tulifurdon gelegen haben muß. Der Ort ist dem Ptolemäus durch Reiseberichte von Kaufleuten bekannt geworden. Er muß also an einer Fernhandelsstraße oder dem angeschlossenen Wegenetz gelegen haben, und schließlich muß er im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt bestanden haben.

Es müßte daher möglich sein, anhand unserer Kenntnisse des damaligen Straßennetzes zu ermitteln, wo wir nun Fabiranum zu suchen haben.

In einer kürzlich erschienenen Monographie der Straße [17]) heißt es in der Einleitung:

„Die Straße ist eine der wunderbarsten Schöpfungen des Menschen: sie hat ihn durch Jahrtausende seiner Entwicklung begleitet, sie hat ihm geholfen, seinen Lebensraum zu erobern, auszudehnen und mit den Lebensräumen anderer Völker zu verbinden" [18]).

Und am Schluß heißt es dann weiter:

„Die Straße ist so alt und so jung wie der Mensch, und jedes Jahrhundert muß sie sich neu erschaffen" [19]).

Das heißt:

Die Straße ist nicht das Primäre, sie entsteht durch die Ansprüche und Forderungen des Austauschhandels. Die Straßen waren wie heute die Betonstraßen die Adern, in denen das Leben des Volkes pulste.

Dieser Satz: „Jedes Jahrhundert muß sich die Straße neu erschaffen" wird in unserer Darlegung eine wichtige und entscheidende Rolle spielen. Dazu ein Beispiel:

Im Zeitalter der Kreuzzüge kamen sich Orient und Abendland näher. In der Folgezeit entstand ein lebhafter Handel zwischen den beiden Kulturräumen, der sich in den Händen der Araber befand.

Nachdem die Türken Byzanz erobert hatten (1453), wurden die Handelsbeziehungen empfindlich gestört, so daß man einen Seeweg suchte, der das von den Türken beherrschte Gebiet umging.

Man erinnerte sich an die Kugelgestalt der Erde und meinte, daß man die asiatischen Länder, vor allen Dingen Indien, auch erreichen

[17]) Hermann Schreiber: Sinfonie der Straße, Düsseldorf 1959, 1961³.
[18]) Dort S. 7.
[19]) Ebd. S. 8.

könne, wenn man vom Abendland aus westwärts segele. Das war der Auftrag, den Kolumbus erhielt. Allerdings fand er nicht das gesuchte Indien, sondern ein anderes Land, das bis zum heutigen Tage Westindien genannt wird. Er fand auch nicht Gewürze und andere asiatische Waren, dafür aber Gold. Nachdem das bekannt wurde, setzte ein Strom von Unternehmungen in Richtung auf das Eldorado ein, und so entstand im 16. Jahrhundert durch eine wirtschaftliche Forderung ein neuer Handelsweg.

Wenn wir also unsere Arbeit beginnen wollen, indem wir das Netz der Fernhandelsstraßen der Vorzeit untersuchen, so müssen wir sowohl fragen, welche Bedürfnisse einen Handel hervorriefen, als auch untersuchen, welche Anforderungen der Handel an das Wegenetz stellte.

Die Völker des Mittelmeerraumes waren den Germanen in handwerklichen Fertigkeiten überlegen. Eine Ausfuhr von Erzeugnissen des Kunstgewerbes ging über die Alpen nordwärts und ist durch reichhaltige Funde bewiesen[20]). Diese Ausfuhr diente zur Bezahlung des Gegenstandes, der in der Vorzeit etwa die gleiche Rolle einnahm wie für die Spanier das Gold im Zeitalter der Entdeckungen: Das war Bernstein, der seit ältester Zeit in der Welt des Mittelmeerraumes als Schmuckmittel und Räuchermaterial begehrt war. Heinrich Schliemann fand bei seinen Ausgrabungen in Troja ein Grab mit 400 Bernsteinperlen, welches er auf etwa 1850 vor Chr. datiert[21]).

Der Bernstein war aber nicht nur im Mittelmeerraum begehrt. Auch die vorzeitlichen Bewohner unserer Gegend schätzten ihn als Schmuckgegenstand außerordentlich hoch. „Unter den älterbronzezeitlichen Funden hebt sich ein kleiner Hortfund aus dem Moor bei Schmalenbeck, Kr. Osterholz, hervor. Mit der Radnadel, einer Bernsteinkette aus 56 Perlen . . . vereinigt er, wie die überwiegende Zahl bronzezeitlicher

[20]) Darauf spielt wohl Schiller an in seinem kleinen Gedicht „Der Kaufmann": Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer, / die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn. / Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde. / In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell! / Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann, Güter zu suchen / geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

[21]) Schreiber a. a. O., S. 21. Dort S. 19: „Vom Samland bis Marseille lebten Tausende von Menschen vom Bernstein, dem Gold des Meeres".

Moorfunde, Gegenstände aus dem weiblichen Ausstattungsbereich, und zwar der mitteleuropäischen Kultur der Bronzezeit" [22]).

Als ältere Bronzezeit sehen wir die Zeit um 1500 vor Chr. Geb. an. Als einer der ältesten Beweise für die Rolle, die der Bernstein im Leben und im Handel der Völker spielte, welche unseren Raum vor etwa 6000 Jahren bewohnten, dienen die Funde, die 1956 und 1958 durch die Untersuchung eines Steingrabes in Dötlingen in Oldenburg zutage kamen. Dr. Johs. Pätzold, seinerzeit in Oldenburg, jetzt beim Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege in München, schreibt darüber: „An Bernsteinschmuck treten geläufige Scheiben- und Röhrenperlen verschiedener Größe auf und — als im hiesigen Bereich ungewöhnliche Erscheinungen — auch Anhänger aus Bernstein, die in den Ostseebereich weisen" [23]).

Der letzte Satz ist für uns außerordentlich wichtig. Die Umgegend von Wildeshausen ist so reich an vorgeschichtlichen Funden der verschiedensten Epochen, daß wir in oder neben Wildeshausen den Hauptplatz einer vermutlich keltischen Provinz sehen dürfen. In germanischer Zeit war Wildeshausen der Vorort des uns benachbarten Leri-Gaues [24]).

Die ältesten Verkehrswege mußten sich immer den geographischen Bedingungen der Bodenform anpassen. Gebirge, Sümpfe und ausgedehnte Waldgebiete erschwerten oder behinderten den Verkehr. Solche verkehrsfeindlichen Gegenden mußten gemieden werden, da sie mit den Transportmitteln jener Zeit (Tragtieren, Karren) nicht zu bewältigen waren und der Verkehr nicht ausreichte, größere technische Bauten zur Überwindung von Geländeschwierigkeiten zu rechtfertigen. So ergibt das Bild der Landschaft einen Hinweis, wo die ältesten Straßen zu vermuten sind.

Jeder Handel verlangt, um gewinnbringend zu sein, neben einer günstigen Straßenlage auch nach einem kürzesten Weg. Im Zweifels-

[22]) Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Band 2, Bremen, Verden, Hoya, Verlag Ph. von Zabern, Mainz 1965, S. 24. — Vgl. auch Anm. 40.

[23]) J. Paetzold: Beobachtungen an einem Steingrabe in Dötlingen (Oldenburg). In.: Bericht über den V. internationalen Kongreß für Vor- und Frühgeschichte Hamburg 1958, Berlin 1961, S. 636—640, hier S. 640.

[24]) Ohne Zweifel hat Alfred Meyer recht, wenn er einen uralten Ost-West-Weg annimmt, an dem Wildeshausen und Verden Etappenplätze waren (a. a. O., S. 6).

falle wird eine mehr oder weniger große Dichte der Bevölkerung den Ausschlag gegeben haben [25]).

Daneben sagt uns eine weitere Überlegung, daß Fernstraßen in einer Küstenlandschaft ohne Anschluß an die große älteste Straße, die des Meeres, nicht denkbar sind. Wenn auch aus geographischen Gründen uralte Straßenzüge heute noch benutzt werden, so ist umgekehrt nicht zu folgern, daß alle heute bestehenden großen Straßen auf eine mehr als tausendjährige Vergangenheit zurückblicken können. Im Strome der Zeit wirken nicht nur wirtschaftliche Veränderungen, sondern auch politische und militärische Ursachen auf Entstehung, Änderung und Aufgabe von Straßen ein.

Diese Betrachtungen und Voraussetzungen sind für unser Vorgehen notwendig, um ermitteln zu können, an welcher Straße Fabiranum gelegen haben könnte.

Es hat also in der Urzeit ein Netz von Fernstraßen in Europa gegeben, das unverkennbar Ähnlichkeit zeigt mit dem unserer heutigen Autobahnen. Auch hier sind es nur wenige Hauptbahnen, von denen aber von Zeit zu Zeit Abzweigungen nach wirtschaftlich bedeutenden Orten abgehen. Auf diese Ähnlichkeit werden wir noch zurückkommen müssen.

Insgesamt kennen wir heute fünf Straßen, auf denen sich der Fernhandel vom Mittelmeer zur Nord- und Ostsee vollzog.

Von diesen sogenannten Bernsteinstraßen des Altertums kommt für die Suche nach Fabiranum diejenige in Frage, welche von Marseille, dem großen Hafen am westlichen Mittelmeer, nordwärts führte durch das Rhonetal, durch die Burgundische Pforte und dann rheinabwärts bis zum Einfluß der Lippe. Dann folgte die Straße dem Tal der Lippe aufwärts in Richtung auf die Porta, dann von der Porta weserabwärts bis in die Gegend von Verden, und von dort lief sie über Bardowick zum Baltikum.

Die breite, noch nicht eingedeichte Allerniederung war für die Straße ein Hindernis, und es ist aus natürlichen Überlegungen verständlich, daß vor der Überquerung dieser Niederung ein Rastort erforderlich

[25]) Viele Urstraßen bestehen in veränderter Form noch heute. Ein Beispiel: Frankfurt a. Main liegt südlich von Bremen. Wer es von Bremen aus mit der Eisenbahn erreichen will, fährt zunächst in südöstlicher Richtung nach Hannover, um dort die uralte Straße des Leinetales zu benutzen. Im Gegensatz zum Felsental der Oberweser bot und bietet das Tal der Leine dem Verkehr keinerlei Hindernisse.

war. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wird heute angenommen, daß sich dieser Rastort im heutigen Dörverden[26]) befunden hat und daß dieser Ort mit dem Tulifurdon des Ptolemäus identisch ist. Abgesehen von der sprachlichen Verwandtschaft belegen umfangreiche vorgeschichtliche Funde diese Deutung.

Tulifurdon

In Dörverden hat der hannoversche Archäologe Dr. Genrich umfangreiche Grabungen veranstaltet, mit dem Ergebnis, daß er Funde aus der frühen Eisenzeit bis ins 10. Jahrhundert nach Christi Geburt in großer Zahl zutage gebracht hat[27]).

Zwar lehrt ein Blick auf die Karte, daß Dörverden als Rastort vor der Allerniederung anzusehen ist. Aber der Umfang der Grabungsergebnisse[28]) nötigt uns, die Bedeutung von Dörverden zu überprüfen, Auch Genrich hat sich nicht darauf beschränkt, zu sagen, daß dieser Platz als ein Rastort auf der großen Nord-Süd-Route des Kontinents anzusehen ist. Er hat vermutet, daß hier Querstraßen abgezweigt sind, die die Bedeutung dieses Punktes erhöhen.

Noch weiter als Genrich ist aber der schon genannte Bremer Kaufmann Alfred Meyer gegangen, der — und das ist sein unbestreitbares Verdienst — darauf hingewiesen hat, daß, vom Westen kommend, am Südrand der großen Moor- und Flußniederungen eine Fernstraße vom Westen nach Osten ging[29]). Er hat die im alten Urstromtal liegenden Sümpfe und Moore als eine Art Sperrzone angesehen. Dieser Ausdruck ist nicht von mir geprägt. Ich habe ihn in dem Werk von Herbert Jankuhn über Haithabu gefunden. Dort wird ausgeführt, daß die versumpften Flußniederungen und die großen Moore in der Verkehrsgeographie des norddeutschen Tieflandes die gleiche Rolle spielen wie die Höhengebirgszüge weiter im Süden[30]).

Dazu kommt noch ein anderes: Wenn die Karawanen oder die Einzelunternehmungen der Kaufleute in Dörverden ankamen, dann war es nicht immer möglich, sofort die Furt zu benutzen. Ich weiß nicht, von

[26]) Albert Genrich: Der gemischtbelegte Friedhof von Dörverden. = Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens, Heft 1, Hildesheim 1963.
[27]) Scherben des Harpstedter oder Nienburger Stils, Genrich a. a. O., S. 20.
[28]) Genrich a. a. O., S. 3, 22.
[29]) A. Meyer a. a. O., S. 6.
[30]) Herbert Jankuhn: Haithabu. Ein Handelsplatz der Wikingerzeit. 3. Aufl. Neumünster 1956, S. 58, 122 f.

wem der Ausdruck stammt, ich glaube, von Prof. Kersten, der gesagt hat: „Nicht der Fluß ist das Hindernis, sondern der Zustand des Ufers". Das heißt, man muß an die Furt bequem hinankommen können, und, in unserem Fall, die Uferlandschaft muß trocken und darf nicht versumpft sein. Die Handelszüge haben also manchmal längere Zeit warten müssen, ehe sie die Furt bei Verden benutzen konnten.

Schauen wir auf die Karte: Die versumpfte Niederung der Weser und ihrer Nebenflüsse beherrscht das Bild. Zur Zeit des Ptolemäus waren diese Niederungen praktisch unbewohnt. Erst nach Jahrhunderten siedelte sich der Mensch auf einzelnen Wurten an. Ob zu der karolingischen Zeit in dieser Zone schon Dörfer bestanden, ist fraglich. Die Umwandlung der Bruchlandschaft in Kulturland ist erst etwa nach 1100 vor sich gegangen, nachdem der Mensch Deiche gezogen hatte.

Wir können die Entwicklung in der Besiedelung am besten kennzeichnen, wenn wir uns daran erinnern, daß das Gelände, wo heute der Ortsteil Neue Vahr mit seinen Wolkenkratzern steht, im Jahre 1106 noch Ödland war und vom damaligen Erzbischof Friedrich an eine Gesellschaft von Holländern ausgetan wurde[31]). Noch deutlicher ersehen wir aber die Entwicklung an der Urkunde Heinrichs IV. vom Jahre 1062, nach der er die umfangreichen Bruchländereien von Thedinghausen bis Elsfleth dem Erzbischof überwies[32]), am deutlichsten durch die Urkunde Friedrichs I. aus dem Jahre 1158, in der er dem Erzbischof Hartwig die Bebauung dieser Gegend gestattete[33]). Tatsächlich wissen wir, daß der Ortsteil Neuenland erst im Jahre 1201 erstmalig genannt wird[34]). Die Besiedelung der Moore nördlich von Bremen vollends ist erst in der neueren Zeit vor sich gegangen.

Diese so spät besiedelte Sperrzone gestattete natürlich auch keine Straßenführung quer zur Weser. Aus der Karte ist zu ersehen, wie die Niederungen, bevor die Deiche errichtet wurden, unter der Herrschaft des Wassers standen. Die Weser pendelte zwischen den Geeständern hin und her. Eine eingehende Schilderung erübrigt sich wohl. Nur auf eines darf hingewiesen werden: von Hoya ging ein starker Weserarm unterhalb des Geestrandes bis nach Kirchweyhe. Der kleine See in

[31]) Br. Ub. I, Nr. 27.
[32]) Br. Ub. I, Nr. 21.
[33]) Br. Ub. I, Nr. 46.
[34]) Br. Ub. I, Nr. 92.

Kirchweyhe und der Abfluß der Ochtum sind Reste dieses Weserarmes.

Dieser sehr starke Weserarm, der nach meinem Dafürhalten in der karolingischen Zeit noch schiffbar war, gabelte sich bei Bruchhausen-Vilsen und entsandte einen sehr starken Arm nordwärts, der sich in die Wümme ergoß. Alwin Lonke vertrat die Ansicht, daß der jetzige Weserlauf bei Achim erst etwa um 1500 vor Christi Geburt entstanden sei.

Wo früher die Weser floß, fließt jetzt ein kleiner Bach, die Eiter genannt. Eiter ist ein Flußname, der in ganz Deutschland vorkommt, sogar im südlichen Schwarzwald. Wer einmal in der Gegend von Schwarme auf der Brücke gestanden hat, welche über die Eiter führt, kommt unwillkürlich auf den Gedanken, daß hier in der Vorzeit einmal ein großer Strom gewesen sein muß. Im übrigen haben wir von dem Verdener Becken eine ausgezeichnete Monographie, in der sehr viele alte Weserläufe nachgewiesen werden[35]).

Am linken Weserufer wurde die Niederung von zahlreichen Wasserläufen durchströmt. Nicht vergessen darf man, daß in der Gegend von Altenesch auch in der Vorzeit die Weser zumindest einen ganz starken Arm durch das Stedinger Land schickte, heute noch im Lauf der Ollen erhalten.

Wichtig ist aber das rechte Ufer. Unterhalb der Eiter hat die Weser, nachdem sie die Eiter abgedrängt hatte, immer wieder das Bestreben gehabt, nach der tiefliegenden Wümmeniederung durchzubrechen.

Noch sind nicht einmal alle alten Weserläufe hier bekannt. Als man z. B. im Jahre 1933 das Freibad Horn anlegte, fand man beim Aushub der Erde im Untergrund Weserkies, den untrüglichen Beweis: Hier floß die Weser, und noch kürzlich fand man in 7—9 m Tiefe auf einem Grundstück an der Schevemoorer Landstraße Gerölle, die nur durch die Weser dorthin gelangt sein konnten.

Die Weser hat — wie gesagt — den Drang gehabt, in die sehr tiefgelegene Wümmeniederung durchzustoßen, und so ist es erklärlich, daß bei jedem Hochwasser sich nördlich Bremens ein großer See bildet. Nach Ablauf der Regenperiode muß die Wümme dann das Wasser wieder zur Weser führen, und das geschieht bei Lesum, wo sich — wie

[35]) Hans-Peter Jorzick: Die Siedlungsstruktur der Weserniederung zwischen Hoya und Riede oberhalb Bremens. = Deutsche Geographische Blätter, Bd. 46, H. 1—2, Bremen 1952.

man das heute noch sehen kann — das Wasser in die Geest sozusagen hineingefressen hat. Aber bei sehr hohem Wasserstand genügt auch der Abfluß bei Lesum nicht, und man sieht auf der Karte bei Walle, Gröpelingen, Grambke, Burg die Reste von ehemaligen Weserläufen, durch die sich diese gewaltigen Wassermassen einen Weg direkt zur Weser gebahnt haben.

So rundet sich das Bild einer vom Wasser beherrschten Landschaft, in der die einzige Straße, wenn man schon von einer Straße reden will, der Wasserlauf selbst ist.

Kehren wir zurück zu Tulifurdon! Mit Dörverden als wahrscheinlichem altem Tulifurdon und dem Übergang bei Verden besitzen wir einen ernstzunehmenden Ausgangspunkt für unser weiteres Vorgehen. Daß die Straße als Hauptverkehrsader von Verden über Lüneburg, Bardowick zum Baltikum weiterging, wird ohne Widerspruch angenommen werden können. Die Verbindung Verden—Bardowick im frühen Mittelalter ist bekannt. Spuren dieses Weges — noch heute als Lüneburger Salzweg bekannt — sind vorhanden [36]).

Fabiranum aber kann nach den Angaben des Ptolemäus an dieser Straße nicht gelegen haben. Andererseits muß es sich — unserem Ansatz entsprechend — an einer Fernhandelsstraße befunden haben. Damit stellt sich uns die Aufgabe, nach weiteren Straßenverbindungen zu forschen.

Verden—Stade

Diese Straße Richtung Bardowick—Baltikum war nicht die einzige, die von Verden ausstrahlte. Von besonderer Wichtigkeit ist eine Anschlußstraße, welche von Verden nach Stade an der Niederelbe führte. Diese Straße, welche von Prof. Kersten in Kiel besonders beschrieben worden ist, überquerte die Wümmeniederung bei Hellwege [37]).

Es bestände also die Möglichkeit, daß Fabiranum an der Straße

[36]) Briefliche Mitteilung von Herrn Dr. D. Schünemann, Borstel, vom 6. Apr. 1965.

[37]) Karl Kersten: Frühgeschichtliche Heerwege um Stade. In: Stader Jahrbuch, Bd. 30, 1940, S. 55—72.

Verden—Hellwege—Stade gelegen haben könnte. Hier fehlen aber Anhaltspunkte, die solche Vermutung stützen könnten[38]).

Wenn wir für ein Wegenetz eine gewisse Gesetzmäßigkeit voraussetzen — denken wir nur einmal an das System unserer Autobahn —, dann muß von Hellwege aus auch eine Straße in Richtung auf die Wesermündung geführt haben. Man mag mir vorwerfen, das sei zu phantasievoll; aber prüfen wir zunächst die Begründung!

Was zunächst gegen eine solche Ansicht spricht, ist die Tatsache, daß sich zwischen Hellwege und der Wesermündung das große, breite Bremer Becken befindet, insbesondere die Hammeniederung mit dem Teufelsmoor.

Für unser Vorhaben ist es von Bedeutung, daß wir aus den geographischen Bedingungen des Beckens ablesen können, wie einmal die Besiedelung des Nordwestens vor sich gegangen sein muß.

Als sich nach dem Abklingen der letzten Eiszeit und der Kälteperiode der Mensch in diese Zone vorwagte, war er Nomade, Rentierjäger. Mit der zunehmenden Erwärmung des Klimas kam dann der Tag, wo sich der Mensch seßhaft machte, und das ging wie folgt vor sich: Überall, wo am Geestrand kleine Bäche von der Geest in das Bremer Becken hineinflossen, haben sich in etwa 3 km Entfernung voneinander Sippen niedergelassen. Hier fand der Mensch gutes Wasser für sich und das Vieh, eine nicht übermäßig große Wiesenlandschaft, die Futter für das Vieh abgab, und der Stalldung ermöglichte eine beschränkte Ackerhaltung. Dahinter kam landeinwärts die Schaftrift und dahinter dann der Wald, durch den das Vieh getrieben wurde.

So liegt an der Nordseite des Bremer Beckens an der Hammeniederung ein altes Dorf immer dort, wo ein Bach, von der Höhe des Stoteler Waldes kommend, ins Moor mündet; so bei Lesum, Ritterhude, Scharmbeckstotel, Lintel, Scharmbeck. An der anderen Seite liegt das uralte Wilstedt, dort, wo die Wörpe aus der Geest in das Moor austritt. Daß diese ältesten Siedlungen von Anfang an durch Nahwege verbunden waren, liegt auf der Hand, und irgendwo mußten diese schließlich Anschluß an einen Fernverkehrsweg finden.

[38]) Der verstorbene Studienrat Dr. Stichtenoth hat die von Ptolemäus angegebenen Koordinaten für einige Orte im Küstenbereich auf meine Bitte hin überprüft. Im Hinblick auf Fabiranum ergibt sich etwa Bremervörde oder Zeven, d. h. ein Ort innerhalb eines Kreises mit dem Radius 30 km um die Mitte zwischen Bremervörde und Zeven. Briefliche Mitteilung vom 16. Nov. 1963.

Für das Westufer des Beckens ist eine solche Fernstraße im Mittelalter als sogenannte Flämische Straße entstanden. Die Frage ist, ob auch eine solche Straße am Ostteil des Beckens bestanden hat. Es gibt Hinweise, die eine solche Straße andeuten. Das sind eine Reihe von vorgeschichtlichen Funden in Wilstedt und Hepstedt, besonders aber in Schmalenbeck, einer kleinen, 1762 gegründeten Kolonie, mitten im Moor[39]). Hier hat man im Jahre 1885 in etwa 2 m Tiefe im schwarzen Torf einen aufschlußreichen Fund gemacht, bestehend aus Schmuckstücken und Bernsteinketten, deren Alter auf die frühe Bronzezeit hinweisen, die also vor etwa 3500 Jahren dort der Erde anvertraut wurden[40]).

Dieser Fund von Schmalenbeck beweist, daß auch am Ostrand des Bremer Beckens in der Vorzeit ein Handelsweg bestanden haben muß. Wenn wir ihn begehen, dann kommen wir an die Nordspitze des Beckens. Und während das Bremer Becken nach Osten und Westen hin von Geesthöhen umrahmt ist, hat es hier an der Nordspitze eine Verbindung mit den Mooren und Niederungen der Oste. Die Geest rückt zwischen Karlshöfen und Gnarrenburg beiderseitig mit einer Nase in das Becken hinein. Dazwischen befindet sich aber eine Moorenge, durch welche im Jahre 1772 der Hamme-Oste-Kanal gebaut worden ist.

Karlshöfen—Gnarrenburg

Bei Karlshöfen-Gnarrenburg stoßen von beiden Seiten Landzungen ins Moor und nähern sich bis auf eine Entfernung von etwa 700 m. Über diesen Engpaß führt die Straße Gnarrenburg-Karlshöfen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist ein Siedler aus dem Karlshöfener Moor beim Torfstechen in unmittelbarer Nähe dieser Straße auf Funde gestoßen, welche den bekannten Heimatfreund Hans Müller-Brauel veranlaßten, sich genauer über die Fundumstände zu unterrichten[41]).

[39]) Westlich von Buchholz und Wilstedt. — Vgl. zu diesem Abschnitt auch Fritz Timme: Grundzüge eines älteren Verkehrsnetzes in dem Gebiete zwischen Aller, Weser und Elbe. In: Stader Jahrbuch 1964, S. 61—85.

[40]) Hermann Fitschen: Ur- und Frühgeschichte des Kreises Osterholz. Osterholz-Scharmbeck 1951, S. 50 f. — Vgl. auch Anm. 22.

[41]) Die folgenden Angaben — auch die Zitate von Müller-Brauel — entstammen einem Manuskript „Gnarrenburg—Karlshöfen" mit dem Datum 19. Febr. 1940, das Herr August Bachmann, Bremervörde, verfaßt und Herrn Knechtel dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat.

Er hat darüber mehrfach schriftlich berichtet[42]). Selbst hat er dort im Jahre 1897 die Reste von drei Bohlwegen gefunden, welche an den Geesträndern 60—90 cm unter Torf, in der Mitte aber 2 m unter Torf lagen. Von einem vollständigen Wagen, den der Siedler im Torf gefunden hatte, konnte Müller noch ein Wagenrad bergen. Alles andere ist leider seinerzeit verfeuert worden. Müller-Brauel nahm an, daß die Funde zum Teil römischen Ursprungs waren und glaubte auch, daß der Wagen kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung dort verunglückte.

Was uns im Rahmen dieser Abhandlung von Wert erscheint, ist zweierlei: Die drei oder vier Bohlenwege sind nicht etwa gleichzeitig benutzt worden, sondern es handelt sich dabei neben der ersten Anlage um Ersatzbauten für unbrauchbar gewordene — versunkene oder verschwemmte — Bohlenlagen.

Das Vorhandensein von mehreren Bohlwegen, von denen einer besonders kunstvoll hergerichtet gewesen sein soll, läßt darauf schließen, daß zwischen diesen beiden Geest-Vorsprüngen in der Vorzeit ein lebhafter Handelsverkehr bestanden hat. Nach Müller-Brauel soll er von der Ostemündung über Kuhstedt/Gnarrenburg am Ostrand des Bremer Beckens bis nach Quelkhorn geführt haben. Von Quelkhorn aus nimmt Müller-Brauel eine Fortsetzung nach Bremen an, wofür er aber keine Begründung gegeben hat. Eine solche Fortsetzung wäre auch aus Gründen des Handelsverkehrs unsinnig gewesen[43]).

Dieser Weg ist eines Tages als Verkehrsweg aufgegeben worden[44]). Die Stelle des Heerweges wurde vom Torf überwuchert. Nun ergeben sich zwei Fragen:

Wann wurde der Weg preisgegeben?

Aus welchem Grunde wurde der Weg nicht mehr benutzt?

[42]) H. Müller-Brauel: Römerbrücken zwischen Weser und Elbe. In: Niedersachsen, Jg. 3, 1897/1898, S. 24—26. — Derselbe: Die Bohlenbrücken im Teufelsmoor/Provinz Hannover. In: Globus 73, 1898, S. 23—25. — Derselbe: Vorgeschichtsfunde im Teufelsmoor. In: „Heimatbote". Beilage der Osterholz-Scharmbecker Zeitung, 7. Jahrg., Nr. 8/9, 6. Mai und 3. Juni 1933.

[43]) A. Bachmann, Bremervörde: Der Bohlenweg (Moorbrücke) im Gnarrenburger und Karlshöfener Moor. Manuskript.

[44]) So auch Wilhelm Wöhlke: Die Kriegszüge Karls des Großen gegen den Gau Wigmodi. In: Ergebnisse und Probleme moderner geographischer Forschung. Hans Mortensen zu seinem 60. Geburtstag. Veröffentl. d. Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Bd. 29, 1954, S. 217—227, hier S. 220.

Die Antwort auf die erstere Frage gibt uns die Mächtigkeit des Torfes. Im Hochmoor wächst die Torfschicht im Laufe der Zeit zu beträchtlicher Höhe. Für das Wachstum gibt es annähernde Werte. Man nimmt an, daß das Hochmoor zwischen 1/2 und 1 mm im Jahr an Höhe gewinnt. Nehmen wir einmal das Mittel und rechnen wir mit einer jährlichen Zuwachsrate von 0,75 mm; dann kann man aus einer 2 m hohen Torfschicht ein Alter von etwa 1500 Jahren errechnen. Bei dieser Rechnung kämen wir etwa auf das Jahr 400 unserer Zeitrechnung als den Termin, von wann ab dieser Weg nicht mehr benutzt wurde. Das würde mit den Annahmen von Müller-Brauel übereinstimmen, der einen Teil der Funde in die „Römische Zeit" — kurz nach Beginn unserer Zeitrechnung — verlegt.

Viel wichtiger aber ist die Antwort auf die Frage, warum ein solcher Weg, der Jahrhunderte hindurch benutzt worden ist, nun an Bedeutung verlor und seine Funktion vollständig einbüßte. Die Zeit um 400 ist die Zeit der Völkerwanderung; sie ist aber auch die Zeit, wo ein über 400 Jahre andauernder Meeresanstieg besonders nachhaltig wirkte, und hier können wir auch mit großer Sicherheit die Ursache finden, aus der heraus ein Handelsweg von der Nordsee in Richtung Verden über den Moorpaß verschwinden mußte.

Der zunehmende Anstieg des Meeres hatte zur Folge, daß auch die tägliche Flut weiter in die Trichtermündung der Weser hineinging, als das bisher der Fall war. Ich habe darüber in meinem „Nachtrag" ausführlich berichtet und nachgewiesen, daß aus Gründen der Meerestransgression ein Handelshafen Bremen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gar nicht hat bestehen können, sondern daß er wesentlich später entstanden sein muß. Diese Annahme wird unterstützt durch die Münzfunde[45]). In der Nähe der Küste finden wir die römischen Münzen der älteren Kaiserzeit, die in der Umgegend von Bremen fehlen. Die römischen Münzen, die sich in der bremischen Landschaft finden, stammen durchweg aus dem Ende des 4. Jahrhunderts.

Der Küstenhandel, der in der älteren Kaiserzeit seine Spuren an den Mündungen der Weser und Elbe hinterlassen hat, verlagerte sich durch die nunmehr günstige Gelegenheit, mit dem Schiff ins Innere des Lan-

[45]) E. H. Werther: Die Münzfunde zwischen Elbe- und Wesermündung. In: Hamburger Beiträge zur Numismatik, Bd. III, 1955/1956, Hamburg 1956. — Dazu die beiden Nachträge, vgl. Anm. 5.

des zu kommen, und damit wurde ein Handelsweg, der von der Nordsee nach Verden über den Moorpaß führte, überflüssig. Die 2 m hohe Moorschicht über den Resten der Bohlenwege ist dafür ein unbestreitbares Zeugnis.

Sollte sich dort ein Rastort befunden haben, wo ein Brückenzoll fällig war, so fehlen doch hierfür sämtliche Hinweise. Von Gnarrenburg ist bekannt, daß innerhalb der Ortschaft ein Urnenfriedhof lag, mit Funden aus vorchristlicher Zeit. Weitere Funde aus Gnarrenburg und Umgegend sind hier- und dorthin gewandert. Sie sind nicht systematisch erfaßt worden und leider auch nicht katalogisiert. Die „Gnarrenburg" ist wahrscheinlich im 13. Jahrhundert errichtet worden.

Gnarrenburg mit Fabiranum gleichzusetzen, wäre eine Spekulation. Ob ein Weg von der Geeste- oder Ostemündung nach Gnarrenburg führte, kann heute noch nicht gesagt werden. Beide Möglichkeiten bestehen, und um Fabiranum zu finden, müßte dort eine weitere Forschung einsetzen.

Als gesichert kann angesehen werden, daß Bremen auf keinen Fall mit Fabiranum gleichgesetzt werden darf. Für den Ursprung Bremens gibt jedoch das Schicksal des Moorpasses einen weiteren Hinweis.

Für den ältesten Bremer Fund, den römischen Schreibgriffel, nimmt die Wissenschaft an, daß diese römische Arbeit etwa aus dem 2. Jahrhundert vor Christus stammt. Wichtig ist, daß es sich bei ihm um einen kaufmännischen Gebrauchsgegenstand handelt, der in unmittelbarer Nähe der Balge, dem ältesten Bremer Hafen, gefunden wurde. Münzen der älteren römischen Kaiserzeit (1. und 2. Jahrhundert), die in Küstennähe gefunden sind, fehlen in und um Bremen vollständig. Dagegen besitzt das Focke-Museum eine Reihe Münzen der jüngeren Kaiserzeit mit den Bildnissen der Kaiser Constantin II., Valentinian und Leo. Diese Münzfunde sind sichere Daten eines Handelsverkehrs, sicherer als Keramik und Schmuck.

Nun rundet sich das Bild: Die Straße Nordsee—Karlshöfen wird preisgegeben. Anstelle des teuren Landtransportes tritt die billigere Wasserfracht auf der nunmehr durch die Meerestransgression schiffbaren Weser.

Für die Fortsetzung Quelkhorn—Bremen hat der sonst so tüchtige Müller-Brauel keine Erklärung gegeben. Kennzeichnend aber ist, daß er die näherliegende Verbindung Gnarrenburg—Osterholz-Scharmbeck—Bremen am Westrand des Bremer Beckens ablehnt. Die hier

später entstandene Fernstraße wird erst zur Zeit des Erzbistums entstanden sein. Sie war die Herzader des Erzbistums, verband Bremen mit Stade und Buxtehude und später Hamburg und wurde bei Aufkommen der Hanse zur „Flämischen Straße".

VIII

Viergeteilte Gemeinwesen an Niederweser und Niederelbe.

Von Benno Eide Siebs

Das Weltbild der Alten geht bekanntlich von einer Vierteilung des Alls aus, die sich bis heute in der Unterscheidung der 4 Haupthimmelsrichtungen Norden, Süden, Osten und Westen erhalten hat. Jeder der sich so ergebenden Quadranten bildet wieder eine Einheit für sich, die man als die Keimzelle des Lebens und Bestehens eben dieser Welt auffaßte und die man deshalb mit der uralten Zahl der Zeugung, der Fruchtbarkeit, der Erneuerung des Lebens, der Zahl 3, in engste Verbindung brachte und demgemäß in 3 Teile zerlegt dachte. Neben der Zahl 4 konnte so die 12 zur klassischen Zahl der Teilung des Alls, des Ganzen, der Erde, der Menschheit werden.

Es ist nun eine längst erkannte Tatsache, daß das Bild, das man sich von der Welt als Ganzem machte, einst auch auf kleinere Verbände übertragen wurde und daß man diese so zu einer „Welt im Kleinen" machte. Wie man etwa in seinem eigenen Lande — China = Reich der Mitte! — oder der Hauptstadt seines Landes — man denke an den *umbiculus Romae* und andere Fälle eines Weltnabels — den Mittelpunkt der Welt sah, so teilte man das eigene Staatsgebiet, einzelne Herrschaftsbereiche, ja Städte und Dörfer nach den gleichen Grundsätzen, derart, daß auch in der Verfassung dieser Bereiche die das Weltall beherrschenden Zahlen 4 und 12 immer wiederkehren. Auf 4 oder 12 Köpfe wurden insbesondere die Gremien normiert, in deren Händen die Rechtspflege, Verwaltung und Vertretung nach außen lagen. Mancherorten finden sich auch 16köpfige Kollegien. Anscheinend sind sie dadurch entstanden, daß die ursprüngliche Zahl von 3 Vertretern jedes einzelnen Viertels durch Hinzufügung eines Leiters oder Wortführers erhöht wurde.

Besonders deutlich treten diese Verhältnisse in den Städten in Erscheinung. Da sie — im Gegensatz zu den meisten ländlichen Gauen — als geschlossene Einheiten erhalten geblieben sind, spiegelt sich in ihrer Gestalt und Verfassung das Weltbild unserer Altvorderen besonders deutlich wider. Das gilt vor allem von kleineren Städten, die — etwa kreisrund angelegt — durch ein Straßenkreuz in 4 Teile zerlegt werden, in dessen Schnittpunkt auf oder an einem freien Platz, dem

Marktplatz, der weltliche und kirchliche Mittelpunkt des Gemeinwesens, Rathaus und Stadtkirche, liegen. Dieser Vierteilung entspricht eine Vierzahl von Stadttoren und von Stadtbezirken, „Stadtvierteln" oder „Quartieren" [1]), die gelegentlich wieder in eine Anzahl „Rotten" zerfallen. Manchmal waren es je 3, so daß die Stadt insgesamt 12 Rotten aufzuweisen hatte. Endlich entspricht dieser Zwölfzahl eine Zwölfzahl von Ratsmitgliedern, deren je 3 vielfach einem Stadtviertel entnommen wurden.

Von den kleineren Städten des hier behandelten Gebiets hatte Otterndorf seit spätestens 1587 4 Quartiere mit je einem „Feuerherrn" [2]). Die Verwaltung und Rechtspflege lagen in den Händen von 2 Bürgermeistern und 2 Gerichtsherren oder Prätoren [3]). Seit 1726 hatte die Stadt „Zwölfer" als Vertreter der Gemeinde.

Auch die größeren Städte lassen eine alte Vierteilung erkennen. Hier wurde, vor allem im nordwestdeutschen Gebiet, die Zahl der Kirchen meist auf 4 vermehrt. 12 oder 16 Ratsmitglieder lenkten, wie anderwärts, die Geschicke der Stadt. So war es bei uns in Bremen, Hamburg und Stade.

Die ummauerte Altstadt von Bremen hatte ehemals 4 Tore, das Ostertor, Herdentor, St.-Ansgari-Tor und die nach der Steffensstadt führende „Natel". 1229 wurde die Altstadt in 3 Kirchspiele: Liebfrauen, Martini und Anscharii eingeteilt. Nach Einbeziehung der Steffensstadt in den Mauerring zu Beginn des 14. Jahrhunderts kam das Steffenskirchspiel dazu. Die Stadt hatte also jetzt 4 — später der reformierten Konfession angehörige — Pfarrkirchen, neben denen die — später lutherische — Bischofskirche, der Dom, eine Sonderrolle spielte. Nur die 4 Kirchspiele werden denn auch in dem bekannten Spruch genannt:

Leven Froen — de Raad,
Sunt Scharjes — de Staat,
Sunt Steffen — de Eerbarkeit,
Sunt Marten — wo de Wind doer weiht.

An die Kirchspielsgrenzen hielten sich im großen und ganzen auch die der bürgerlichen Quartiere des Landgebiets, nämlich des ober- und

[1]) Vgl. J. Schultze, Die Stadtviertel. Ein städtegeschichtliches Problem, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, 92. Jahrg., Wiesbaden 1956, S. 18 ff.

[2]) W. Lenz, Die Erweiterung der Stadt Otterndorf im 16. Jahrhundert und ihre Befestigung, in: Jahrb. der Männer v. Morgenstern, Bd. 43, S. 86 ff., hier 87.

[3]) G. von der Osten, Aus einer kleinen Landstadt. Otterndorf 1900, S. 17.

niedervieländischen, des holler- und werderländischen, wie sie bis in das 19. Jahrhundert hinein bei der Zusammensetzung des Rats und der Aufteilung der Bürgerschaft beachtet wurden. Bremen hatte 12 *consules,* so schon 1233 und noch bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Seit 1330 wurden aus jedem Viertel 9 Ratmänner gewählt, insgesamt also 36 (3 × 12). Seit 1398 erscheinen 24 (2 × 12) Ratmänner, davon 4 Bürgermeister. Das war die Wittheit; im sitzenden Rat war es die Hälfte. Zeitweise stellte jedes Quartier 6 Ratmänner und 1 Bürgermeister.

Hamburg war vom 13. Jahrhundert ab in die 4 Kirchspiele St. Petri, St. Nikolai, St. Katharinen und St. Jakobi eingeteilt. Mit den 4 Kirchspielen fielen auch die bürgerlichen Viertel zusammen. Die „karcksworen" der „veer karspel tho Sunt Peter, Nicolaes, Katherinen und Jacob" wurden zu allen wichtigen Ratsversammlungen hinzugezogen[4]), wie anderseits die „Karspelheren", d. h. die Ratsmitglieder aus den einzelnen Kirchspielen in ihnen als Verwaltungsbeamte, insbesondere hinsichtlich des Bauwesens, tätig waren[5]). Gegen Ende des 13. Jahrhunderts hatte Hamburg 16 Ratsleute. Auf der Zwölfzahl war auch die Zahl der Bürgerschaftsvertreter aufgebaut. Seit 1529 gab es Achtundvierziger, seit 1685 Sechziger.

Stade hatte ein Hohes Tor, ein Kehdinger Tor, ein Salztor und ein Schiffertor. Die Stadt hatte 4 Stadtquartiere. Im Mittelalter bestand die Stadt zwar nur aus zwei Kirchspielen, St. Willehadi und St. Cosmae. Die Kirche St. Nicolai lag außerhalb der Stadt, und die Kirche St. Pankratius gehörte zum Burgbezirk. Aber noch im 17. Jahrhundert sprach man von den 4 Kirchspielen als den 4 Teilen der Stadt[6]). Dem Stadtregiment gehörten 4 Bürgermeister, 4 Richter und 4 Kämmerer an. Der Bürgerausschuß der Stadt bestand aus dem Kollegium der Achtmänner und den „Vierzigern"[7]).

In 4 Teile zerlegte man einst nicht nur die Städte, man wandte den Grundsatz der Vierteilung auch auf größere ländliche Siedlungsverbände, einzelne Gaue usw. an. Wie die größeren Städte konnten solche

[4]) Tratziger's *Chronica* der Stadt Hamburg, herausgeg. v. J. M. Lappenberg. Hamburg 1865, S. 130 ff. zum Jahre 1410.

[5]) Baumeister, Hamburg. Privatrecht I, S. 145.

[6]) Stader Archiv Bd. 5, S. 45. — Niedersächs. Jahrbuch für Landesgesch., Bd. 18 (1941), S. 53.

[7]) P. v. Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogthümer Bremen und Verden. Göttingen 1824. I, S. 20.

Siedlungsverbände in 4 Kirchspiele zerlegt werden. Doch finden sich Hinweise auf den Gedanken der Vierteilung auch in solchen Siedlungsverbänden, die sich mit einer einzigen Pfarrkirche begnügen mußten. Viergeteilte Verbände dieser Art in großer Zahl hat G. Indrebø in einer sorgfältigen Untersuchung[8]) für Norwegen nachgewiesen. Es war zu vermuten, daß sie auch auf deutschem Boden nicht gefehlt haben und daß sie sich vor allem in den vielen kleineren und kleinsten Gemeinschaften im Marschengebiet der Weser und Elbe nachweisen lassen würden. Wie wir im Folgenden sehen werden, hat tatsächlich in diesem Gebiet der Grundsatz der Vierteilung mannigfachste Anwendung gefunden. Dabei wird sich ferner zeigen, daß nicht nur die Städte, sondern auch ländliche Kirchspiele als Ebenbild der „Großen Welt" aufgefaßt und geviertelt werden konnten.

Wir werden bei dieser Untersuchung am linken Weserufer beginnen, dort von der Mündung bis etwa Bremen aufwärts, dann am rechten Ufer des Stroms hinuntergehen und schließlich dem linken Elbufer von der Mündung bis in die Gegend von Hamburg folgen.

Durch eine verhältnismäßig frühe Nachricht erfahren wir von einer kirchlichen Vierteilung im Gebiet des letzten der 7 friesischen Seelande. Nach dem alten Rüstringer Sendrecht nämlich zerfiel das Land Rüstringen in 4 Gaukirchbezirke, die als *fiardandel,* Viertel, bezeichnet werden: Varel, Aldessen, Langwarden und Blexen[9]). Dieser Zahl entsprach die Zahl der Richter in Rüstringen. Sie betrug 16.

Infolge der Zunahme der Bevölkerung und der Intensivierung der Landeskultur in den Marschgebieten wurden schon im Mittelalter einzelne Teile des Landes Rüstringen verselbständigt. Als Richter eines solchen Teilgebiets werden erstmalig im Jahre 1314 *judices* in „Bova-Jatha" urkundlich erwähnt. Sie führten das Siegel der *iudices quadrantis Rustringiae de Bante,* die als *sedecim quadrantes in Bant* schon 1304 vorkommen.

Auch das Land „buten Jade" oder Butjadingen schloß sich, und zwar noch vor 1350, zu einer Einheit zusammen, die wieder aus 4 Kirchspielen bestand: Blexen, Burhave, Langwarden und Waddens[10]).

[8]) G. Indrebø, Fjørdung, in *Bergens Museums Årbok 1935.* Bergen 1936, S. 91 ff.

[9]) K. Frhr. v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen. Berlin 1840, 544, 1 u. 19; 128, 13, 15, 18. — Brem. Urkdb. I, Nr. 119.

[10]) G. Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg. Göttingen 1917, S. 11.

Schon vor 1230 war in kirchlicher Beziehung von Rüstringen abgetrennt das Stadland. Es bestand ursprünglich nur aus dem Kirchspiel Rodenkirchen. Zu diesem gesellten sich aber 1263 das Kirchspiel Golzwarden und gegen 1300 Abbehausen und Esenshamm, so daß sich auch hier eine Vierzahl ergab [11]).

Der Vierteilung entsprach eine auf der Vierzahl aufgebaute Anzahl von Richtern. Um 1350—1360 erscheinen in Butjadingen und 1332 im Stadland Sechzehnmänner [12]). Das reihum in den Kirchspielen tagende Gericht bestand jeweils aus 4 Landrichtern, denen Beigeordnete hinzugesellt wurden [13]).

Eine Vierteilung gibt sich auch zu erkennen, wenn Golzwarden 1384 *de ver buringe,* sonst auch wohl *de ver buren* genannt wird [14]).

Weiter war der Deichverband des südlich anschließenden Landes Stedingen, genauer Oberstedingen rechts der Hunte, im Mittelalter in 4 Viertel gegliedert [15]). Anscheinend hatte diese Landschaft im 12. bis 13. Jahrhundert 4 Kirchspiele: die alte Mutterkirche Berne sowie Süderbrok, Bardewisch und Ochtum. Schönemoor bildete eine selbständige *terrula* [16]). Holle im Wüstenlande wird zwar 1277 „Hollenderkerke" genannt, es hatte aber anscheinend damals nur eine Kapelle. Erst 1431 wird vom „Karspel van der Holne" gesprochen [17]). Huntorf lag noch 1301 *in parochia Berne.* Es wurde erst um 1500 Kirchspiel [18]), und Warfleth war noch 1524 Kapellengemeinde [19]). An der Spitze der Verwaltung des Landes standen 4 „Rekensmannen" [20]). Niederstedingen links der Hunte bestand in gräflicher Zeit aus den „vier Marschvogteien" Moorriem, Hamelwarden, Oldenbrok und Strückhausen [21]).

Schon im 12. Jahrhundert wurden von holländischen Kolonisten be-

[11]) Sello a. a. O., S. 173.
[12]) G. Sello, Oestringen und Rüstringen. Oldenburg 1928, S. 354.
[13]) Sello, Terr. Entw., S. 11.
[14]) Sello, Terr. Entw., S. 173.
[15]) Sello, Terr. Entw., S. 101.
[16]) Sello, Terr. Entw., S. 97.
[17]) Sello, Terr. Entw., S. 44.
[18]) Sello, Terr. Entw., S. 42.
[19]) Sello, Terr. Entw., S. 44.
[20]) Sello, Terr. Entw., S. 100.
[21]) Sello, Terr. Entw., S. 97, 103.

siedelt die 4 bremischen Gohen: Niedervieland, Obervieland, Holler- und Blockland sowie Werderland[22]).

Das ehemalige Gericht, jetzige Kirchspiel Neuenkirchen am rechten Weserufer umfaßte die 4 Dörfer Rekum, Neuenkirchen, Vorbruch und Rade[23]).

Zu Osterstade, das unter diesem Namen schon 1233 erscheint[24]), gehörten spätestens 1269 außer der Hauptkirche Sandstedt die Kirchspiele, bzw. Kapellengemeinden Wersabe, Uthlede und Bruch[25]). Erst wesentlich später kam Büttel hinzu[26]). In erzbischöflichen Zeiten wurde in Rechtenfleth, Sandstedt, Bruch und Uthlede Gericht gehalten[27]). Im 15. Jahrhundert tagte das Gericht unter Vorsitz des Amtmanns von Hagen an den 4 Gerichtsorten mit jeweils 12 Findelsleuten, die auch Landgeschworene oder Vögte oder Belehnte genannt wurden[28]).

Das kleine oldenburgische Land Würden bestand nur aus einem Kirchspiel, nämlich Dedesdorf. An der Spitze der Verwaltung und des Gerichts standen einstmals *consules*. Ihre älteste nachweisbare Zahl beträgt 10[29]). Indessen muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Zehnzahl die zu erwartende ursprüngliche Zwölfzahl ersetzt hat.

Das gleichfalls verhältnismäßig kleine Vieland südlich der Geeste deckte sich ursprünglich mit dem Kirchspiel Wulsdorf. Jedoch wurden von dieser Mutterkirche später Schiffdorf, Bramel und Geestendorf abgetrennt[30]), so daß das Vieland seitdem in 4 Kirchspiele zerfiel.

Dem Vieland gegenüber liegt am rechten Geesteufer das selbständige Kirchspiel Lehe. Es war in 4 Viertel geteilt, deren je 2 eine Bauerschaft bildeten[31]). Der Zahl der Viertel entsprachen die „Sosteiner",

[22]) P. v. Kobbe a. a. O. I, S. 216 f. — J. H. Pratje, Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden, Bd. 8, Stade 1774, S. 247.

[23]) F. Bekker, Geschichte des ehemaligen Gerichts und heutigen Kirchspiels Neuenkirchen. Blumenthal 1900, S. 5 u. 10.

[24]) H. Schriefer, Hagen und Stotel. Geestemünde 1901, S. 323 f.

[25]) Schriefer a. a. O., S. 325.

[26]) Schriefer a. a. O., S. 423.

[27]) E. v. Lehe, Grenzen und Ämter im Herzogtum Bremen. Göttingen 1926, S. 138. — E. Thiel, Zur Agrargeschichte der Osterstader Marsch. Hannover 1913, S. 65.

[28]) Thiel a. a. O., S. 65.

[29]) G. Sello, Beiträge zur Geschichte des Landes Würden. Oldenburg 1891, S. 22.

[30]) B. E. Siebs, Gaukirchen-Mutterkirchen-Tochterkirchen am rechten Niederweserufer, in: Jahrb. der Männer v. Morgenstern, Bd. 43, S. 13 f.

[31]) H. Schröder, Geschichte der Stadt Lehe. Wesermünde-Lehe 1927, S. 103.

von denen den einzelnen Vierteln jeweils 4 entstammten. Höchste Verwaltungs- und Gerichtsbehörde waren die 12 Ratmänner [32]).

Völlig aus dem Rahmen der üblichen Vierteilung scheint es zu fallen, wenn die friesisch besiedelte Marsch Land Wursten nur drei alte Taufkirchen aufzuweisen hat, Dorum, Wremen und Imsum. Diese drei Kirchspiele bilden aber nur 3 von 4 südöstlich-nordwestlich orientierten Teilen oder Streifen, von denen der nördlichste zu dem ursprünglich zu Hadeln gerechneten Kirchspiel Midlum gehörte [33]). Im 16. und 17. Jahrhundert hatte das Landesaufgebot 4 Fähnlein: 1) Cappel-Midlum-Spieka, 2) Dorum, 3) Misselwarden-Mulsum-Padingbüttel, 4) Imsum-Wremen [34]). Verwaltung und Gerichtsbarkeit lagen in den Händen von 16 „Ratgebern" [35]).

Gevierteilt waren im Lande Wursten auch die einzelnen Kirchspiele. Die Kirchspielsviertel bildeten zugleich Bauerschaften. So hatte Dorum ein Dorumer, Valliger, Alinger und Alsumer Viertel, Wremen ein Süder, Wremer, Nordwierder und Uether Viertel, Misselwarden ein Twendammer, Dorfer, Süder- und Norder-Viertel, Cappel ein Großenbütteler, Düringer, Tantinger und Bauerschaftsviertel, Spieka ein Süder-, Norder-, Steinauer und Südmarner Viertel. Padingbüttel zerfällt zwar nur in 3 und Mulsum in 2 Teile. Aber auch hier spricht man von „Vierteln" [36]). Im Wremer, Nordwierder und Süder-Viertel des Kirchspiels Wremen läßt sich eine Aufteilung des Kirchspielsviertels in jeweils 3 „Kluften" feststellen [37]). Auch das Alsumer Viertel im Kirchspiel Dorum scheint 3 Kluften gehabt zu haben [38]). Man mag darin einen Hinweis auf eine ursprüngliche Teilung des Kirchspiels in jeweils 12 Kluften zu sehen haben.

Im Lande Hadeln betrug die Zahl der von den 6 Kirchspielen des Hochlandes erwählten *hovetlude*, die dem Greven zur Seite standen,

[32]) Schröder a. a. O., S. 50.

[33]) B. E. Siebs a. a. O., S. 17 f.

[34]) B. E. Siebs, Wurster Miliz vor 300 Jahren, in: Jahrb. der Männer v. Morgenstern, Bd. 19, S. 86.

[35]) G. v. d. Osten — R. Wiebalck, Geschichte des Landes Wursten. 2. Aufl., Wesermünde 1932, S. 79 f.

[36]) R. Wiebalck, Zur mittelalterlichen Agrargeschichte der Friesen zwischen Weser und Elbe, in: Jahrb. der Männer v. Morgenstern, Bd. 13, S. 89.

[37]) R. Wiebalck, wie vorher S. 70, 73 f.

[38]) E. v. Lehe, Die Höfe bei der Kransburg, in: Jahrb. der Männer v. Morgenstern, Bd. 44, S. 69.

um die Mitte des 15. Jahrhunderts 24[39]). Nach dem Ausscheiden der Stadt Otterndorf wurde die Zahl der Hadeler „Kirchspiele" auf 12 normiert, obwohl sich die Zahl der Kirchen nicht damit deckte. Das Hadeler Sietland mit seinen früher 5 Kirchspielen bildete vom 16. Jahrhundert bis um die Mitte des 19. ein „Viergericht" mit dem Sitz in Ihlienworth. Die einzelnen Hadeler Kirchspiele hatten bis zu 12 Schöffen.

Eine in sich geschlossene Gemeinschaft bildeten die aus dem 11. bis 12. Jahrhundert stammenden 4 *nedderen Lande* der Ostemarsch: Oppeln, Bülkau, Kehdingbruch-Bülsdorf und Bahrdorf-Belum[40]). Im Kirchspiel Bülkau wurde die Zahl der Schöffen 1516 von 12 auf 3 herabgesetzt[41]).

Gruppen von 4 Kirchspielen erscheinen sodann in den unter starker Beteiligung von Holländern besiedelten Marschen an der Niederelbe. In Kehdingen unterschied man einen Bützflether und Freiburger Teil. Jener umfaßte die Kirchspielsgerichte Bützfleth, Assel, Drochtersen und Hamelwörden. Dieser dagegen bestand zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs nur aus 3 Kirchspielen, nämlich Freiburg, Balje und Oederquart. Krummendeich wurde erst 1635 selbständig, besaß aber spätestens 1339 eine Kapelle, so daß auch in diesem Teil schon im Mittelalter der Ansatz zu einer Vierteilung bestand[42]). Auch Kirchspielviertel scheinen dem Lande Kehdingen nicht fremd gewesen zu sein. Im Kirchspiel Oederquart wenigstens wird 1391 ein *Wechvertel* genannt[43]).

Im Alten Lande umfaßte die Erste Meile die 4 Kirchspiele Twielenfeth, Hollern, Grünendeich und Steinkirchen. Die Zweite Meile setzte sich 1220 aus den 4 Kirchspielen Lu (Mittelkirchen), Majork (Jork), Eschede (Estebrügge) und Sesterflethe (Borstel) zusammen[44]). Später trat Neuenkirchen, seit 1286 selbständiges Kirchspiel, an die Stelle von

[39]) (E.) Rüther, Hadler Chronik. Neuhaus (Oste) 1932, S. 155, Nr. 391 — J. Mangels, Die Verfassung der Marschen am linken Ufer der Elbe im Mittelalter. Bremen-Horn 1957, S. 95.

[40]) R. Wiebalck, Recht und Gericht der holländischen Kolonisten in den Marschen zwischen Niederelbe und Niederweser, in: Jahrb. der Männer v. Morgenstern, Bd. 27, S. 26.

[41]) Emder Jahrbuch. Aurich 1955, S. 145.

[42]) J. Mangels a. a. O., S. 38, 43.

[43]) H. Borstelmann, Familienkunde des Landes Kehdingen. Hamburg 1929, S. 6.

[44]) J. Mangels a. a. O., S. 114.

Eschede[45]), das jetzt mit Cranz als die Dritte Meile gilt. Man zählte im Alten Lande 4 am Elbufer gelegene sächsische *siedeste* Gerichte, nämlich Twielenfleth, Borstel, Cranz und Hasselwerder. Ihnen stehen gegenüber die 4 Kirchspielsgerichte der hollischen Zone: Thitgeriscop, Lu, Majorke und Eschede[46]). An die Verhältnisse im Lande Hadeln erinnert es, wenn auch das Alte Land, das gleichfalls weniger als 12 Kirchspiele besaß, in 12 Hauptmannschaften, nämlich Hollern, Twielenfleth, Steinkirchen, Guderhandviertel, Mittelnkirchen, Neuenkirchen, Jork, Ladekop, Borstel, Königreich, Moorende und Neuenfelde, eingeteilt war, denen 12 Hauptleute entsprachen[47]). Wie in Kehdingen finden sich auch hier Spuren einer Vierteilung der einzelnen Kirchspiele. Im Kirchspiel Steinkirchen werden ein Kirchviertel *(kerke verdendele)* und Halbviertel *(de halfe vertel)* genannt[48]). Zu demselben Kirchspiel gehört Guderhandviertel.

Endlich weisen die vor den Toren von Hamburg gelegenen Vierlande schon durch ihren Namen auf eine Vierteilung. Die kleine Landschaft zerfällt in 4 Kirchspiele, nämlich das seit 1188 urkundlich erwähnte Altengamme, das erstmalig 1212 genannte Neuengamme sowie die Kirchspiele Kirchwärder und Curslack, die vor 1217 entstanden sein müssen[49]).

Im einen oder andern der im Vorigen behandelten Fälle mögen Zweifel bestehen, ob man — z. B. bei der Zahl der Kirchspiele — bewußt eine Vierteilung angestrebt hat. Doch wird man feststellen dürfen, daß die in anderen Gegenden zu beobachtende Teilung der Siedlungsverbände in 4 oder $4 \times 3 = 12$ Teile auch in dem hier behandelten Gebiet wohlbekannt gewesen ist.

[45]) P. v. Kobbe a. a. O. I, S. 36 f.
[46]) J. Mangels a. a. O., S. 50, 119.
[47]) P. v. Kobbe a. a. O. I, S. 31 f. — J. Mangels a. a. O., S. 50, 52 f
[48]) H. Borstelmann, Familienkunde des Alten Landes. Hamburg 1927, S. 8.
[49]) Niedersachsen, Bd. 25, 1919—1920, S. 531.

IX

Hamburg — Bremen, Bardowick — Verden Frühgeschichte und Wendenmission

Von Richard Drögereit

Dieser Vortrag, der von Richard Drögereit am 21. Februar 1968 in Bremen gehalten wurde, wird unverändert, nur um einige Anmerkungen vermehrt, vorgelegt. Er galt ursprünglich allein der Untersuchung der umstrittenen Bardowick-Verdener Frühgeschichte. Von da aus war die Hamburger Frühgeschichte einzubeziehen, die auf Grund von anderen, bislang vernachlässigten, aber zuverlässigeren Quellen als die für letztere gewöhnlich angezogenen ein verändertes Bild bot. Diese Quellen allein können zum Maßstab der *Vita Anskarii*, die von Chr. Reuter[1]) zu Recht als interpoliert bezeichnet wurde, genommen werden. Die Behandlung der Hamburger Fälschung auf den Namen Gregors allein vom Sachinhalt aus, wie es P. Mestwerth und H. Joachim[2]) unternahmen, ist natürlich methodisch unzulänglich. Eine Urkunde muß zunächst diplomatisch auf ihre Echtheit untersucht werden. Arbeiten zur Papsturkundenlehre wurden aber von keinem der drei herangezogen. Die diplomatische Untersuchung, die Schmeidler für die hier anstehenden Fragen nur streifte[3]), konnte für den Vortrag zwar auch noch nicht durchgeführt werden, erübrigt sich indessen auch zunächst, da die anderen, bislang in ihrer Echtheit nicht bestrittenen Quellen und die von Kehr als echt erwiesene Urkunde von 888 als Grundlage voll ausreichten[4]).

In einer sehr bekannten Fälschung, die ein Verdener Domkanoniker um 1150 auf Grund der bei Adam von Bremen überlieferten, gleichfalls ohne echte Vorlage gefälschten Gründungsurkunde Karls des Großen für Bremen sowie eines päpstlichen Schutzprivilegs von 1147 zusammenbastelte, findet sich eine Beschreibung der Grenzen des Bistums Verden. Sie geht bei den gemeinsamen Grenzen mit den Bremer Grenzangaben völlig überein. Jenseits der Elbe aber werden für die Verdener Kirche Gebiete beansprucht, die Adam als in der Hamburger Diözese liegend bezeichnet, wobei dieses *diocesis* mit Kirchenprovinz

[1]) Reuter, Chr.: Ebbo von Reims und Ansgar. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte des Nordens und zur Gründungsgeschichte des Bistums Hamburg (HZ. 105), 1910, S. 237—284.

[2]) Mestwerth, P.: Zur Frage der Anfänge des Erzbistums Hamburg (Schriften d. Vereins f. schleswig-holstein. Kirchengesch., 2. Reihe, Bd. 5), 1913, S. 465—491; — Joachim, H.: Zur Gründungsgeschichte des Erzbistums Hamburg (Mittlg. d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung 33), 1912, S. 201—271.

[3]) Schmeidler, B.: Hamburg-Bremen und Nordost-Europa vom 9.—11. Jahrhundert, 1918.

[4]) Vgl. demnächst: Drögereit, R.: Die Verdener Gründungsfälschung und die Bardowick-Verdener Frühgeschichte (in: Der Dom zu Verden, Rotenburg 1969).

wiederzugeben ist.[5]). Es handelt sich hierbei um die kurz nach der Fälschung errichteten, bzw. wiedererrichteten Diözesen Ratzeburg und Mecklenburg-Schwerin, grob gesagt, um den Raum zwischen Elbe — Bille — Trave — Ostsee — Pene — Elde bis zur Elbe.

Man könnte nun annehmen, daß der Verdener Fälscher ganz einfach nach Adams Angaben die dem Verdener Sprengel jenseits der Elbe gegenüberliegenden Slawengebiete für Verden beanspruchte, um bei der Wiedererrichtung für Verden etwas herauszuschlagen. Das leuchtet indes kaum ein.

Man könnte weiter darauf verweisen, daß es offenbar eine Tradition gab, die auch bei Adam anklingt, nach der Verden vor Errichtung Ratzeburgs in der Zeit Adalberts schon jenseits der Elbe missioniert hatte. Das würde allerdings wohl kaum die Weite der Ansprüche erklären.

Man könnte schließlich darauf aufmerksam machen, daß das von Verden beanspruchte Gebiet in etwa der alten Billunger-Mark entsprach, die sich zur Zeit der Fälschung in der Hand des Feindes des Bremer Erzbischofs, Heinrichs des Löwen, befand. Man möchte da an einen Druck Heinrichs des Löwen auf Bremen denken, das ja als geistlicher Oberherr in dieses Gebiet eindringen und mit dem Löwen in Wettbewerb treten wollte. Heinrich aber war wie die Billunger und Lothar Vogt von Verden, konnte also in Verden in diesem Sinne tätig werden, Bremen auf solche Weise auszuschalten. Diese letzte Annahme scheint mir die meiste Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Indes, es dürfte wohl zunächst notwendig sein, dem Geschehen in diesen Räumen zu beiden Seiten der unteren Elbe nachzugehen.

Dem Fachmann ist bekannt, daß das ein sehr schwieriges Unterfangen ist, obwohl es sowohl für Hamburg-Bremens wie auch für Bardowick-Verdens Frühzeit eine ganze Reihe von Abhandlungen gibt, die indes alle die Quellen nicht in vollem Umfange herangezogen haben. Dabei ist zumindest für Verden die Quellenlage wenig erfreulich, aber besser als man vielleicht auf Grund der bisherigen Arbeiten annehmen wird. Hier gibt es einige Urkunden, die nicht entsprechend ausgewertet wurden. Für Hamburg andererseits liegt ein Wust von Fälschungen

[5]) In älterer Zeit bezeichnet *diocesis* gewöhnlich die Kirchenprovinz; z. B. auch in dem Mainzer Synodalprotokoll von 847: . . . *archiepiscopus cum coepiscopis, qui ad praedictae ecclesiae diocesim pertinent*; s. MG. Capitularia II, 173. — Der bischöfliche Sprengel wird dagegen als *parochia* bezeichnet.

vor, der oft, aber nie richtig diplomatisch und darum abschließend untersucht wurde. Dennoch legte man sie, von denen einige bestimmte Verbindungen zur *Vita Anskarii* haben, immer wieder zugrunde. Ausgerechnet die tatsächlich echte Urkunde Arnolfs, über die ich in der Festschrift „1000 Jahre Bremer Kaufmann" berichtete, wurde dagegen als „Fälschung" überhaupt nicht herangezogen.

Von der *Vita Anskarii* nun, die in zwei Fassungen überliefert wurde, gilt die Fassung „A" als „ausgezeichnet" und wurde zuletzt noch von Levison gegen — allerdings schwach vorgetragene — Angriffe verteidigt. Leider hat es sich Levison etwas leicht gemacht. Er übernahm die Ergebnisse von Mestwerdt und Joachim, offenbar ohne sich eingehender mit deren verfehlter Urkundenkritik zu befassen, sonst hätte er doch schon die Unzulänglichkeiten, nicht nur von Joachim, auf die Schmeidler verweist, erkennen müssen. Und das, obwohl er mit Tangl die Gregor-Urkunde für eine Fälschung hielt, auch einige nicht zutreffende Stellen in der *Vita Anskarii* zugeben mußte.

Mestwerdt und Joachim versuchten zunächst zu beweisen, daß die beiden Papstprivilegien von Gregor IV. und Nikolaus I. echt seien. Und dann maßen sie an ihren — wie sie wissen mußten — keineswegs sicheren Ergebnissen die weitere Überlieferung. Das ist zumindest zweifach anfechtbar. Einmal geht man grundsätzlich von der eindeutig sicheren Überlieferung aus und mißt daran die verdächtige; zum andern muß man bei Urkundenuntersuchungen zunächst das angebliche Original, das damals noch vorhanden war, sodann das Formular und schließlich erst den Sachinhalt untersuchen. Beide aber bemühten sich nur, durch Kombinationen letzteren teilweise zu retten. Diese Arbeitsweise ist schon lange überholt; es wird indes immer wieder gegen die Nichtanwendbarkeit verstoßen, weil man sich einfach um die Methode der Urkundenbehandlung nicht kümmert.

*

Ehe ich auf die Fragen eingehe, die sich aus der zeitgenössischen Brief- und Urkundenüberlieferung ergeben, möchte ich den Rahmen abstecken, der vorgegeben ist durch Karls des Großen Sachsenkriege, die Sachsenbekehrung und Karls Maßnahmen in Sachsen.

Wir wissen, daß Karl Sachsen zunächst in Missionssprengel einteilte, die ziemlich genau innerhalb der sogenannten sächsischen Stammesprovinzen zu Bistümern zusammenwuchsen — bis auf die bedeutsame Ausnahme Verden. Noch Karl errichtete die im westlichen und mitt-

leren Sachsen gelegenen Bistümer, nämlich in Westfalen Münster und Osnabrück, während der Südteil jenseits der Lippe unmittelbar Köln unterstellt wurde, dessen Metropolitanbezirk beide zugeteilt wurden. In Engern, an der Weserlinie, schuf Karl Paderborn, Minden und Bremen. Minden und Bremen, also das nördliche Gebiet, in dem mit dem Angelsachsen Willehad von Bremen der erste Bischof in Sachsen — nicht jedoch der Sachsen[6]) — eingesetzt wurde, kam gleichfalls an die Kirchenprovinz Köln. Der Süden mit Paderborn wurde der Kirchenprovinz Mainz unterstellt, deren Metropole der östlich von Paderborn gelegene Südteil von Ostfalen unmittelbar zugeschlagen wurde. Die weiteren in Ostfalen gelegenen Missionszellen wurden erst unter Ludwig dem Frommen zu den Bistümern Hildesheim und Halberstadt umgewandelt. Sie fielen an die Kirchenprovinz Mainz. Vom nordalbingischen Bereich, der nach allgemeiner Annahme zu Ostfalen gerechnet wird, wissen wir, daß Karl hier einen Priester einsetzte, genau so wie in den wahrscheinlich älteren, ersten Missionszellen im übrigen Sachsen. Hier soll erst Ludwig der Fromme ein Erzbistum geschaffen haben, was in den allgemeinen Ablauf passen könnte.

Dazwischen liegt in Ostfalen die entscheidende Masse eines Sprengels, dessen Bischofssitz später in Verden war, also unmittelbar bei Bremen in Engern und innerhalb des zur Kirchenprovinz Köln gehörigen Raumes. Verden aber unterstand Mainz — wie die ostfälischen Bistümer —, nicht Köln. Nun gibt es eine Tradition, nach der Verden erst unter Ludwig dem Frommen gegründet worden sein soll; es gibt daneben eine entschieden bessere kuriale Quelle, die einen Bischofssitz in Bardowick, dem Zentrum des ostfälischen Bereichs Verdens, nennt. Beide ergänzen sich sehr gut insofern, als der Sitz erst unter Ludwig dem Frommen, dann aber in Bardowick, also in Ostfalen, wo allein noch die Bistümer an der äußeren Reichsgrenze einzurichten waren, geschaffen wurde. Es gibt noch eine Reihe von weiteren Anhaltspunkten, die für Bardowick sprechen, an das erst später die engerschen Teile der Diözese fielen. Da ich sie in dem eingangs genannten Aufsatz anführen werde, erübrigt sich hier ihre Aufführung im einzelnen. Es sei nur auf zwei Dinge hingewiesen: Verden hat

[6]) Als erster „Bischof für die Altsachsen" *(ad Ealdsexos)* wurde im Jahre 767 der Angelsachse Aluberht in York geweiht. Er hielt sich indes, soweit erkennbar, in Utrecht auf; s. Drögereit, R.: *Sachsen und Angelsachsen* (Nieders. Jahrb. f. Landesgesch. 21), 1949, S. 23.

keinen Märtyrer aus der Bekehrungszeit; es verehrte den Bardowicker Märtyrer Marian, der einen charakteristisch iro-schottischen Namen trägt. Iroschotten aus Amorbach aber missionierten zuerst im späteren verdenschen Sprengel. Wie Bremen-Hamburg besaß der verdensche Sprengel zwei Domkapitel, eins zu Verden, eins zu Bardowick. Dieses hatte Petrus zum Schutzheiligen, den typisch karlischen Patron, wie Bremen. Jenes war ursprünglich dem Andreas, nicht Maria noch Cäcilie, geweiht. Sowohl von Bardowick als auch — was immerhin wegen des späteren Austausches in Betracht kommt — von Bremen aus muß Verden die jüngere Kirche sein. Schon hier erkennen wir, wie eng die Frühgeschichte von Bremen-Hamburg und Bardowick-Verden verflochten sind. Man kann sie offenbar nur gemeinsam betrachten!

*

Seit den Zeiten Dagoberts, seit 626, mußte jeder Angehörige des fränkischen Reichs Christ sein. Das galt natürlich auch für Nordalbingien, das unter Karl — wie ganz Ostfalen — noch nicht in einem Bistum organisiert war, das aber als Reichsteil mindestens dem Namen nach Christen bewohnten. Nicht erst 804 oder gar erst 810 besetzte Karl Nordalbingien; schon vorher, z. B. 798, sandte er seine Königsboten dorthin, damit sie dort Recht sprächen und das Christentum befestigten. Dabei wurde einer der Königsboten, Richolf, getötet. Dementsprechend bestanden in Nordalbingien Missionszellen, von denen jene zu Meldorf in Dithmarschen von Bremen betreut wurde. Bereits Willehad hatte dort gepredigt, Willerich, sein Nachfolger, in Meldorf visitiert. Diese Verbindung zu Bremen war zwangsläufig gegeben. Noch war die Elbe unbedeicht und bildete ein meilenweites sumpfiges Stromtal, das nur an wenigen Stellen überschritten werden konnte. Um nach Meldorf zu kommen, mußte man bei Stade über die Elbe. Ausgerechnet hier hatte Bremen eine Eigenkirche, St. Willehadi zu Stade. Meldorf aber gehörte bezeichnenderweise bis 1143 der Dekanie des Bremer Domkapitels und wurde dann erst dem Hamburger Kapitel, das nur eins unter anderen und keine *maior ecclesia* war, übergeben, weil das so — doch kaum erst damals! — zweckmäßiger sei[7]).

Wollte man jedoch nach Holstein oder Stormarn mit Hamburg, so

[7]) Vgl. Hamb. Urkdb., I, Nr. 170: Nur das Bremer Kapitel wird als *ecclesia maior* bezeichnet. Entsprechend erscheint in vorliegender Urkunde der Hamburger Propst als einer unter anderen erst an fünfter Stelle.

bediente man sich besser des nächsten Elbübergangs, des bei Bardowick, das damals zugleich auch hervorragender Handelsplatz, militärisches Zentrum und Missionszelle war. Ähnlich dürften Holstein und Stormarn ebenfalls eigene Missionszellen gewesen sein, wie es für (Stormarn) Hamburg überliefert ist. Und wenn, dann sollte eigentlich die Peterskirche die karlische Kirche des Priesters Heridag sein. Erst unter Ludwig dem Frommen wurden diese dann — wie die *Vita Anskarii* verschleiernd zugibt — mit der Zelle Bardowick zum Bistum Bardowick zusammengefaßt.

Die nächste Übergangsmöglichkeit für Wagen und Troß bis hin nach Magdeburg lag ebenfalls im Bereich von Bardowick. Es ist das Schesla des Diedenhofener Kapitulars von 805, das unmöglich Scheeßel gleichgesetzt werden kann. Es handelt sich um den Übergang beim Höhbeck nach Lenzen im Bereich der Jeetzel. Auch archäologisch ist diese Elbüberquerung gut nachweisbar. Beide Übergänge, Bardowick und Schesla, führten zwischen Stade und Magdeburg allein ins Slawengebiet. Ob nicht darin schon ein Hinweis dafür liegt, wo wir Möglichkeiten für eine Slawenmission suchen sollen, zumal ja Bardowick-Verden auch bedeutende, allerdings in den Reichsgrenzen liegende Wendengebiete betreute. Aber das ist nicht unsere einzige Stütze.

Als Karl die Sachsen unterworfen hatte, grenzte das Frankenreich an die Lande der Dänen und der Wenden. Damit stellte sich die Frage von deren Christianisierung. Tatsächlich besitzen wir aus karlischer Zeit ein Zeugnis für derartige Gedanken. Um 788 fragte Alchwine in einem Brief an einen ungenannten Abt an, wie seine Predigt bei den Sachsen aufgenommen werde und ob Aussicht bestehe, daß die Dänen sich bekehrten und Wilzen wie Wenden, die der König — Karl — kürzlich unterworfen habe, den Glauben annähmen. Ein Gruß an Willehad, mit dem er, Alchwine, einst zusammengearbeitet habe, ist beigefügt. Mit Recht sucht K. D. Schmidt den Empfänger im Bereich Bardowick-Verden. Er hätte nur hinzufügen sollen, daß damals als einziger Abt, der im angesprochenen Bereich eine Mission leitete, allein der von Amorbach zu Bardowick in Betracht kam.

Wie dem auch sei, der große Karl, der erst feste Fundamente legte und das Erreichbare erkannte, dachte weder an Dänen- noch an Wendenmission. Wir wissen aus nicht bremisch-hamburgischer, dafür aber zuverlässiger Überlieferung, daß er des heiligen Liudger Bitte abschlug, bei den Normannen, d. h. bei den Dänen, zu missionieren, ob-

wohl er mit ihrem König wie mit den Wendenfürsten in Verbindung stand. Noch war ja Nordalbingien in eigene Missionszellen aufgeteilt, noch nicht in die kirchliche Organisation des Reiches eingefügt. Damit aber fehlte die Voraussetzung für Aufgaben, von denen die Angelsachsen von Willibrord bis Liudger, der ihnen zumindest als geistiger Schüler zuzuweisen ist, träumten.

Erst als Erzbischof Ebo von Reims seinem Ziehbruder Ludwig dem Frommen den Gedanken der nordischen Mission nahegebracht hatte, sandte dieser mit päpstlicher Einwilligung nicht nur Ebo mit einem Gefährten, dem Bischof Halitgar von Cambrai, um 823 gen Norden; er gab auch Bischof Willerich von Bremen die Erlaubnis, sie zu begleiten. Im Jahr 826 ging dann Ansgar mit König Harald nach Dänemark, 829 nach Schweden. Nach Ansgars Rückkehr soll Ludwig der Fromme 831 beschlossen haben, in Hamburg ein Bistum zu gründen, das Papst Gregor IV. dann gemäß der *Vita Anskarii* und der angeblich teilweise echten Urkunde des Papstes zum Erzbistum erhoben habe mit der Aufgabe der Mission bei Schweden, Dänen und Slawen.

Lesen wir die Vita genau durch, so finden wir auch nicht ein Wort über irgendeine Missionstätigkeit Angars bei den Slawen. Ziehen wir sodann die einwandfreie, nicht aus Bremen-Hamburg stammende Überlieferung heran, so beweist diese nur, daß Papst Paschalis I. Ebo und Halitgar zur Missionierung in den Norden *(ad partes aquilonis)* sandte. Diese Legation wurde von den folgenden Päpsten, Eugen II. und Gregor IV., erneuert[8]).

Das bedeutet nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß Ebo zunächst einmal, sicherlich bis zu seiner Absetzung im Jahre 835, der Leiter einer nordischen Mission war. Ansgar, der ihm dann irgendwann darin folgte, bestätigt das ausdrücklich in einem von ihm selbst herrührenden Schreiben; er erklärt darin klipp und klar, daß seine Legation sich allein auf Dänen und Schweden erstreckte[9]). Zu

[8]) Vergl. MG. Epp. V, ed. E. Dümmler, 1899, S. 68 Nr. 11 aus einem Hildesheimer Kodex des 10. Jhs. Hier stellte Dümmler bereits fest, daß Caesar: *Triapostolatus* vieles verbesserte, im vorliegenden Fall falsch. Dasselbe läßt sich bei seinen Ausgaben der Urkunden Gregors IV. und Ludwigs d. Fr. erkennen. — Caesar benutzte übrigens eine zweite, jetzt verschollene Hs. Beider Vorlage hatte, wie Dümmler feststellte, bereits manches verwirrt — schon im 10. Jh.!

[9]) Vergl. MG. Epp. VI, ed. E. Dümmler — E. Perels, 1925, S. 163 Nr. 16 = Hamburger UB S. 28/29.

allem Überfluß wird das dann nochmals von Papst Nikolaus I. in einem ebenfalls nicht aus Bremen-Hamburger Überlieferung stammenden Schreiben bestätigt, auf das wir nochmals zurückkommen werden [10]). Wir können aber schon einen Schluß ziehen: Die Erweiterung von Ansgars Legation auf die Slawen ist eine Interpolation in der angeblich einwandfreien Fassung A der *Vita Anskarii!* Wo so etwas möglich ist, kann auch noch mehr möglich sein. Wir werden gleich sehen, daß es der Fall ist.

Hinsichtlich der angeblichen Erhebung Ansgars zum Bischof, bzw. Erzbischof von Hamburg ergeben sich schon sogleich erhebliche Unstimmigkeiten zwischen der Vita und den beiden Fälschungen auf den Namen Gregors von 831/832 und auf Ludwig den Frommen von 834. Sie suchte Schmeidler in zwar umfassender, über Mestwerdt und Joachim erheblich hinausführender, aber dennoch keineswegs sprungloser Beweisführung zu beseitigen. Er glaubte, daß Ludwig der Fromme ein Bistum einrichtete, das dann Gregor zum Erzbistum erhob. Leider gebraucht die angeblich spätere Bestätigung Ludwigs unterschiedslos „Bistum" und „Erzsitz" für die Erstgründung [11]), genau wie die Vita den Erzbischof meint, aber stets nur vom Bischof spricht. Immerhin bestätigt Schmeidler, daß die Zuverlässigkeit der „ausgezeichneten" Vita auch hier nicht sehr hoch eingeschätzt werden könne.

[10]) Ebd. S. 290 Nr. 26.

[11]) Wie es tatsächlich mit dieser Ludwig-Urkunde bestellt war, deren angebliches Original 1565 in einem Reichskammergerichtsprozeß vorgelegt wurde, zeigt H. Reincke: *Zur Geschichte des Hamburger Domarchivs und der „Hamburger Fälschungen"* (Beiträge z. Gesch. d. Staatsarchivs . . . Hamburg = Veröff. a. d. Staatsarchiv . . . Hamburg, Bd. V), 1960, S. 63: eine Fälschung mit gefälschtem Barbarossa-Goldsiegel aus dessen Königszeit, aber mit echtem Monogramm — wohl Ludwigs d. Dt. —, von etwa 1152—1158 in. — Reincke nimmt auf Grund der beiden Überlieferungsstränge eine weitere Vorlage für diese beiden an. Leider ging Reincke nicht weiter. Es läßt sich indessen bald ermitteln, daß die Vorlage schon Adams Hamburger Kirchengeschichte benutzt haben mußte, daß sie wohl schon das *et + Rekognitionszeichen* vergaß. — Ohne weiter in Einzelheiten zu gehen, darf erklärt werden, daß es ein zweckloses Unterfangen ist, aus der Ludwig-Urkunde echte, die *Vita Anskarii* stützende Bestandteile herausholen zu wollen; die Vita war Vorlage der Urkunde, die im übrigen bemerkenswerterweise in der Vita anders als die Nikolaus-Urkunde nicht ausgezogen wird, — weil es eben nicht möglich war! Und da ist bemerkenswert, daß die offenbar nur interpolierte Agapit-Urkunde von 948 gleichfalls wohl von einer Nikolaus-Urkunde weiß, aber weder eine Gregor- noch eine Ludwig-Urkunde mit Rechten für Hamburg anführt: s. Hamb. Ukdb. I, Nr. 35.

Nun, wenn Ludwig ein Bistum in Hamburg errichtet hätte, wäre eine Einschaltung des Papstes genau so überflüssig gewesen wie bei Ludwigs Gründungen Halberstadt, Hildesheim und Bardowick/Verden. Die Legation zum Norden hätte eines persönlichen Besuchs in Rom ebenso wenig bedurft wie im Falle Gauzberts, aber auch Ebos, wie mir scheint. Wohl aber war die Ernennung zum Erzbischof seit den Zeiten Willibrords mit dem persönlichen Empfang des Palliums verbunden. Daß Ansgar aber als zweiter Erzbischof auf Wunsch Ludwigs neben Ebo getreten wäre, ist schon bei den Erneuerungen der Legation allein für Ebo und angesichts des Gegensatzes von Ludwig und Gregor wenig wahrscheinlich, abgesehen davon, daß Ebo damals Ludwigs Gunst noch nicht verloren hatte. Doch wir können den Gegenbeweis sogar aus der Fälschung auf Gregor antreten. Diese ist, worauf Reuter richtig hinwies, in drei Versionen überliefert, die u. a. darin voneinander abweichen, daß in der allgemein als älter betrachteten Fassung, die allerdings schon wie die Vita auch die Slawen in die Mission einbezieht, Ansgar nur als Bischof, nicht als Erzbischof bezeichnet wird. Weder mit dem einen noch mit dem andern verträgt sich die durchgehende Kennzeichnung als *filius*, die nur im Eingang bei allen drei Fassungen als *fratris, filiique nostri* verschlimmbessert wurde. Schon seit Jahrhunderten galt für einen Bischof ausschließlich *frater*[12]). In der ganz offenbar wirklich vorhanden gewesenen Urkunde Gregors stand also *filius;* und damit war zweifellos ein „Priester" gemeint, der als solcher ohne weiteres in der Mission eingesetzt werden konnte.

Diese Feststellung wird bestätigt durch die einwandfreie, in acht Handschriften erhaltene Überlieferung des Protokolls der Mainzer Provinzialsynode vom Oktober 847. Dieses Protokoll, das eindeutig einer Synode der Mainzer Kirchenprovinz entstammt, führt Ansgar unter den Mainzer Suffraganen auf — und zwar an sehr nachgeordneter Stelle, h i n t e r Gauzbert noch, hinter Haimo von Halberstadt, hinter Waldgar von Bardowick/Verden[13]). Wenn auch keine wirkliche Dienst-

[12]) Es erübrigt sich wohl der Hinweis, daß in den eingangs erwähnten und anderen Arbeiten einer Papsturkundenlehre nicht herangezogen wurde. Zum vorliegenden Problem vergl. etwa Getzeny, H.: *Stil und Form der ältesten Papstbriefe bis auf Leo d. Gr. Ein Beitrag zur Geschichte des römischen Primats,* Tübingen Diss. 1922, S. 68 ff. — Natürlich heißt es in griechischen Briefen entsprechend; s. S. 72.

[13]) Vergl. MG. Capit. II, ed. A. Boretius – V. Krause, 1890, S. 173 ff. — Es handelt sich natürlich eindeutig um Vorschriften für Bischöfe und Priester.

alter-Rangordnung zu erkennen ist, so doch offenbar in gewisser Weise eine solche nach „Rang und Würde". Und da rangiert der „Erzbischof", dessen Charakter doch — außer bei Absetzung! — *indelebilis,* untilgbar war, dessen Palliumsverleihung doch ein Privileg von Dauer *(diebus vitae suae)* darstellte, so tief unten! Nein, Ansgar war Missionsbischof wie Gauzbert, der freilich eher, 832, geweiht worden war. Beide aber unterstanden, wie es nach Lagerung der Mainzer Kirchenprovinz selbstverständlich war, dem Mainzer Erzbischof.

Die Erhöhung zum Erzbischof trat erst zwischen dem 21. Juni 848 und vor dem 14. Juni 849 ein[14]). Ansgar erhielt nach Verlust seiner Hamburger Grundlage das Bistum Bremen unter Beibehalt seiner Missionszellen Stormarn und Holstein. Dabei mußte Bardowick entschädigt werden, und zwar gemäß Kirchenrecht zumindest entsprechend seinem Verlust, zweifellos von Stormarn mit Hamburg. Das konnte keinesfalls allein das kleine, menschenleere Waldsati-Gebiet sein. Daß diese Regelung zur Zeit Waldgars stattfand, wissen wir aus der Verdener Tradition. Sie mußte von 849, Juni 14, vollzogen sein; denn von diesem Tag datiert die Urkunde, die Bischof Waldgar für die Andreas-Kirche in Verden die Immunität verleiht.

Die Lage war recht verworren: Hamburg unterstand, wahrscheinlich doch über Bardowick Mainz, Bremen indessen Köln. Bei Verlusten konnten beide Erzbistümer genau wie Bardowick eine Entschädigung beanspruchen. Die Lösung läßt sich genauer erkennen, wenn wir drei

[14]) Nach Adams Hamburger Kirchengeschichte I, 26 wurde Ansgar im 9. Jahr Ludwigs II. von dem Geistlichen Alderich und dem Grafen Reginbald, den Königsboten, in sein Bistum eingewiesen. Dehio, G.: *Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission* I, 1877, S. 75 nimmt dabei 848 an. Der Zeitraum dürfte aber bis ins Jahr 849 reichen. Selbstverständlich ist unter Ludwig II. Ludwig d. Dt. zu verstehen, dessen Epochetag z. B. im Bremen eng verbundenen Werden der Todestag seines Vaters (20. Juni 840) war. In Bremen war das offenbar auch der Fall. Demnach wäre Ansgar zwischen dem 20. Juni 848 und dem 19. Juni 849 eingewiesen worden. Die damit im Zusammenhang stehende Verdener Urkunde schränkt den Zeitraum weiter ein. Sie wurde am 14. Juni ausgestellt. Sollte sie nicht die ganzen Verhandlungen abgeschlossen haben?

gute, in diesem Zusammenhang noch nicht herangezogene Urkunden sprechen lassen[15]).

Das Bistum Bremen nahm man aus dem Kölner, die alten Missionssprengel Hamburg und Holstein aus dem Mainzer Metropolitanverband, womit beide gleichmäßig verloren, und schuf daraus für Ansgar ein neues Erzbistum, das die erzbischöfliche Gewalt und Würde über Dänen und Schweden haben sollte. Darum nennt die echte Arnulfurkunde von 888 Rimbert *archiepiscopus ecclesiae Bremensis:* er bittet den König Arnulf darum, daß ihm die Privilegien der Bremer (!), nicht der Hamburger Kirche bestätigt werden. Darüber hinaus billigte Arnulf dem Leiter der Bremer Kirche die Ausübung des Münz- und des Marktrechtes, die ihm in Hamburg zustand, jetzt für Bremen zu. Von Hamburger Privilegien, etwa Immunitäten, ist keine Rede. Es gab also — wie auch etwa die zeitgenössische *Vita Liutbirgae* bezeugt — nur einen „Bremer Erzbischof". Aus ganz bestimmten Gründen, nämlich wegen der Slawenmission, wurde im 10. Jahrhundert das Schwergewicht nach Hamburg verlegt; denn zunächst gehörte der Missionsbezirk Aldenburg zu Mainz!

Und hier greift die kuriale Überlieferung ein. Zwei kuriale Handbücher, der *Liber censuum,* der auf alte Register des päpstlichen Archivs zurückgeht, und der *Liber provincialis* berichten von einem Bistum Bardowick, nun nicht unter Hamburg, sondern unter Bremen. Ganz offenbar hatte man kurzfristig an wenigstens ein Suffraganbistum unter Bremen gedacht. Der Plan mußte aufgegeben werden, da zweifellos Mainz keine weiteren Verluste hinnehmen wollte. So blieb Bardowick, dessen Sitz nun im Kölner Bereich lag, bei Mainz. Man dürfte aber diesen Plan in Bremen nicht vergessen haben: Erzbischof Adalbert wollte ja ausgerechnet Verden aufteilen und in sein Patriarchat übernehmen.

Von irgendeiner Slawenmission Bremen-Hamburgs hören wir zunächst ebensowenig wie von einer solchen Bardowick-Verdens, wenn auch z. B. die zweite Immunität für Verden einen Satz enthält, der auf Mission hinweist. Der Hamburger Erzbischof Rimbert besuchte dagegen

[15]) Es handelt sich um die eben angezogene Verdener Urkunde DLdDt. Nr. 57, die Bremer Arnulf-Urkunde DArn. Nr. 27 und den *Liber censuum* des Cencius, der im *Liber provincialis* wiederholt wird. — Soweit ich mit Hilfe von Migne's Patrologie erkennen konnte, wirft eine Durchsicht des *Liber pontificalis,* dessen eigentliche Ausgabe ich nicht einsehen konnte, hierfür nichts ab.

noch verschiedentlich Dänemark und Schweden. Allein, die nordische Mission ging in den Wikingerwirren des späteren 9. Jahrhunderts unter. Und da tritt Köln mit seiner Forderung nach Eingliederung Bremens in seinen Metropolitanverband wieder hervor. Dabei entstanden Papstschreiben, der Provenienz nach vier Kölner und ein Hamburger, die noch erhalten sind. Sie bestätigen das obengenannte echte Schreiben des Papstes Nikolaus I., daß Erzbischof Gunthar den Wünschen Ludwigs des Deutschen zugestimmt habe, wodurch Ansgar für Bremen die erzbischöfliche Würde für Dänen und Schweden erhalten habe. Nur Peitz benutzte das interpolierte Dokument Hamburger Provenienz, nicht die andern, die durchweg unbeachtet blieben.

Erst als das Reich auf die Liudolfinger übergegangen war, die als Sachsen für die Belange im Norden und im Osten offene Augen hatten, hören wir wieder von nordischer, aber jetzt auch von Slawenmission. Heinrich I. ermöglichte Erzbischof Unni als letztem Bremer Erzbischof, nach alter Art persönlich die nördliche Mission wieder aufzunehmen. Unni, der zuerst (935) wirklich als Erzbischof von Hamburg bezeichnet worden sein dürfte, reiste 935 nach Dänemark, dann nach Birka, wo er 936 starb[16]). Nach Unni regierten die Erzbischöfe als Kirchenfürsten. Sie übernahmen das Predigtamt nicht mehr selbst, sondern sandten ihre Missionare aus und trieben Kirchenpolitik.

Wenige Jahre vorher hatten Heinrichs I. Grafen die Slawen bei Lenzen geschlagen. Der König der Obotriten soll damals Christ geworden sein. Es paßt also genau, wenn Adam berichtet, Bischof Adalward von Verden habe um eben diese Zeit den Obotriten das Evangelium verkündet. Allem Anschein nach betreute also zu Beginn des 10. Jahrhunderts Bremen noch den Norden, Verden das Wendengebiet. Diese Aufteilung spiegelt sich auch wider bei der Zuweisung der neuen nordischen und wendischen Missionsbistümer im Jahre 948: Aarhus, Ribe und Schleswig kamen unter Bremen; Aldenburg in Wagrien, aus dessen Sprengel später die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin hervorgingen, wurde Mainz unterstellt. Damals dürfte Erzbischof Adaldag, den man auch sonst der Fälschung zeiht, die Slawen in den Missionsauftrag für Ansgar gebracht haben. Er beanspruchte jedenfalls 966 Aldenburg. Bei der Errichtung des Ost-Erzbistums Magdeburg im

[16]) Vgl. die bemerkenswerten, allerdings bezweifelten Ausführungen Matts Dreijers, wonach sein Todesort und seine Begräbnisstätte auf den Ålandinseln zu suchen sei. — Darüber wird im nächsten Jahrbuch berichtet werden.

Jahre 968 kam er zum Zuge. Der riesige Sprengel Aldenburgs fiel an Bremen-Hamburg. Dehio erklärt zu Recht, daß sich damals Hamburgs Platz in der Missionsbewegung erheblich verschob — zum Wendland hin.

Der Sprengel Aldenburgs lag nun innerhalb des Bereichs der Billunger Mark. Und das sollte schicksalhaft sein. Es waren nämlich die Laienfürsten, die die Mission vorantrieben, und nicht die Geistlichen. Jene aber wollten selbstverständlich ihre Rechte auch auf kirchlichem Gebiet gesichert wissen. Es kam zu Streitigkeiten mit den Kirchenfürsten, die z. B. sicherlich das sonst klare Urteil Adams von Bremen trübten. Noch etwas spielt hier hinein: die Billunger und ihre Nachfolger waren Vögte der Verdener Kirche. Wenn Verden also allem Anschein nach aus der Missionsaufgabe verschwindet, es blieb ihr irgendwie eben doch durch die Billunger, durch Kaiser Lothar und durch die Welfen verbunden. Ganz zweifellos spielte das billungische Hauskloster St. Michael in Lüneburg im Sprengel Verden bei diesen Christianisierungsbestrebungen eine erhebliche Rolle, wie namentlich sein Nekrolog, Totenbuch, ausweist.

Wann nun die kirchliche Organisation im Gebiet des Bistums Aldenburg, das uns hier allein angeht, endgültig zusammenbrach, ist nicht sicher. Offenbar geschah das spätestens um 990. Allerdings werden auch späterhin noch christliche Fürsten unter den Wagriern und Obotriten genannt; einer von ihnen, Mistiwoi, der stets einen Kaplan um sich hatte, mußte erst 1002 nach Bardowick fliehen, weil er offenbar das Christentum nicht aufgeben, aber auch seiner Heimat nahe bleiben wollte. Ein anderer, Mistislaw, floh als Christ 1018 zu Herzog Bernhard. Andererseits hören wir, daß er die Nonnen der aufgelösten Klöster seinen Kriegern zu Frauen gab und daß die Geistlichen getötet wurden. Ein organisiertes Christentum hat es also sicherlich nicht mehr gegeben, allenfalls duldete man das persönliche Christentum eines Fürsten. Genau so wissen wir es von den beiden slawischen Heinrichen des 12. Jahrhunderts, dem zu Lübeck und dem zu Brandenburg. Wenn daher Bischöfe von ostelbischen Sitzen für jene Zeit genannt werden, so handelt es sich um Bischöfe *in partibus infidelium,* die im Reiche lebten.

Als die Bremer Mission im Norden wieder aufblühte, war die Wendenmission vergangen, während die weitere Slawenmission große Fortschritte machte. Allerdings blieben, wie wir hörten, manche Wen-

denfürsten Christen, wurden Fürstensöhne christlich erzogen, wie jener Gottschalk um 1030 im billungschen Hauskloster St. Michael zu Lüneburg. Das waren politisch bedingte Ausnahmen. Eine Wende kam erst wieder, als eben jener Gottschalk im Gefolge Knuts des Großen in England das Christentum richtig in sich aufgenommen und dann die Herrschaft bei den Obotriten angetreten hatte.

Gottschalk war einmal überzeugter Christ; zum andern mußte er mit Sachsen und Dänen zusammenarbeiten. So wundert es nicht, daß er die Christianisierung seines Herrschaftsbereiches ernsthaft in Angriff nahm. Erzbischof Adalbert nutzte die Gelegenheit, um Gottschalk für seine Pläne zu gewinnen. Er schuf zugunsten seines Patriarchats aus dem riesigen Sprengel Aldenburg drei neue Bistümer: Aldenburg für Wagrien, Ratzeburg für Polabien, Mecklenburg für die Obotriten. Während nun aber Bremer Kleriker als Bischöfe nach Skandinavien gingen, wurden für diese wendischen Bistümer — bezeichnenderweise — nur Fremde als Bischöfe geweiht. Dennoch, das Schicksal Gottschalks und seiner Kirche hing eng mit dem Adalberts, dem Bremens, zusammen. In dem abendländischen Schicksalsjahr 1066 verging mit Adalberts Sturz alles wieder. Gottschalk und viele seiner Geistlichen fanden den Märtyrertod. Das Christentum wurde abermals ausgelöscht.

Im Gefolge des Investiturstreits senkt sich erneut der Vorhang über die Wendenmission. Während dieser Zeit wurde Bremens Stellung durch den Papst und die fürstlichen Gewalten erheblich untergraben und beschnitten. Verden, das während der ganzen Zeit jenseits der Elbe keine erkennbare Rolle gespielt hatte, stand andrerseits mindestens anfänglich auf seiten der Widersacher des neuen Bremer Erzbischofs Liemar.

*

Wenn nun auch der Gottschalk-Sohn Heinrich selbst Christ war, eine Hofkapelle in Alt-Lübeck errichtete, als er die Herrschaft in Wagrien antreten konnte, so kam es doch erst wieder zu wirklichen und diesmal wohlgegründeten Christianisierungsbestrebungen unter den mittlerweile rund von Christen umgebenen Obotriten, als mit Kaiser Lothar

wiederum ein Sachse die Geschicke des Reiches lenkte. Schon als Herzog hatte er zukunftsträchtige Entscheidungen getroffen, z. B. den Schaumburger Adolf als Grafen von Stormarn und Holstein eingesetzt, den dänischen Prinzen Knut Lavard, Herzog von Schleswig, an sich gezogen und mehrfach Kriegszüge in das Slawengebiet unternommen. Als Kaiser erhob Lothar Norbert von Xanten im Jahre 1126 zum Erzbischof von Magdeburg. Sicherlich versagte Norbert selbst in Hinsicht auf die Ostmission; doch sein Orden, die Prämonstratenser, nahm sich ihrer ernsthaft an.

Gleichzeitig damit setzt auch allmählich die Kolonisation der slawischen Gebiete ein, nachdem Lothar auch noch Albrecht den Bären zum Grafen der Nordmark gemacht hatte. Damit wurde die Mission auf eine sehr feste Grundlage gestellt. Man konnte an die Wiedererrichtung der alten wendisch-obotritischen Bistümer denken. Das wurde für Bremen schon deswegen dringlich, weil man die nordischen Suffragane endgültig verloren hatte. So ergriff schon Erzbischof Adalbero die Gelegenheit, den Leiter der Domschule, Vizelin, der auch den Kaiser für seine Aufgabe gewinnen konnte, als Missionar nach Wagrien zu senden. Das Hamburger Domkapitel, das nach den Urkunden ganz offenbar hinter dem Bremer rangierte, obwohl es doch eigentlich das vornehmere hätte sein sollen, wurde wiederhergestellt.

Nach Lothars Tod trat jedoch erneut eine, allerdings kurzfristige Unterbrechung ein. Als Heinrich der Löwe zu regieren begann, war es dann endgültig so weit. Allerdings trat schon bald der Gegensatz zu Bremen hervor, vor allem als der letzte Udone, Hartwig I., zum Erzbischof erhoben wurde. Hartwig wollte wieder zu einer wirklichen Metropolitenstellung kommen: er weihte am 25. September 1149 in Harsefeld Vizelin zum Bischof von Oldenburg, einen Mönch Emmehard zum Bischof von Mecklenburg. Das war sein gutes Recht; doch Heinrich, sein Erzfeind, war anderer Ansicht, zumal er hierin Gefahren für seine Territorialansprüche sah. Er verlangte die Einsetzung der Bischöfe für sich. Vizelin beugte sich und empfing im Dezember 1150 von Heinrich die Investitur. Erzbischof Hartwig aber gab nicht nach und appellierte an Barbarossa.

Da dürfte die Fälschung entstanden sein. Um seine Ansprüche auf Einsetzung der Bischöfe im Wendengebiet der Billunger Mark mit alten Rechten darzulegen, ließ Heinrich durch die Fälschung dartun, daß Bremen im Ratzeburger und Mecklenburger Bereich eigentlich gar nicht

zuständig sei, daß diese vielmehr zum Verdener Sprengel gehörten. Und Heinrich erreichte 1154 bei Barbarossa seinen Zweck [17]).

Damit hätten wir neben der eingangs bereits festgelegten Entstehungszeit der Verdener Fälschung auch die weitere Frage nach ihrer Tendenz beantwortet. Die dritte Frage nach den echten Bestandteilen ließ uns einen weiten Umweg machen, der zwangsweise Hamburg und Bremen einbeziehen mußte und der, wie ich hoffe, manches Neue erkennen ließ. Es bestätigte sich dabei, was schon Tangl erklärte: Die Fälschung enthält keine echten Bestandteile.

[17]) Wie ich erst nachträglich feststellte, sieht Reincke in der Hamburger Ludwig-Fälschung das Gegenstück zur Verdener Fälschung: nämlich den vom Erzbischof beigebrachten urkundlichen Beleg, daß eben das von Verden (recte Heinrich d. L.) beanspruchte Gebiet seit Ludwigs d. Fr. Zeiten zum Hamburger Sprengel gehörte. Der Wortlaut der Grenzbschreibung in der Fälschung scheint zwar etwas gestört; es fehlen nämlich die anscheinend entscheidenden Worte, die die von Bremen erreichte Barbarossa-Urkunde bietet: . . . *per Sclavorum provinciam usque ad fluvium Pene et per eiusdem decursum usque ad mare* . . . Statt dessen gebraucht die Fälschung aber ein *omnem* vor dem *provinciam*: . . *per omnem Sclavorum provinciam* . . ., womit alles verschwommener wird. — Ganz offenbar haben wir hier ein sehr frühes Beispiel der späteren *bella diplomatica*.

Königsberg und Bremen.
Beziehungen im persönlichen Bereich

Von Fritz Gause

In der jahrhundertealten, wechselvollen Geschichte der beiden Städte Bremen und Königsberg nehmen die beiderseitigen Beziehungen nur einen geringen Raum ein und sind deshalb von der Stadtforschung bisher nicht beachtet worden. Sie sind dennoch nicht so unbedeutend gewesen, daß es sich nicht lohnen würde, ihnen nachzugehen. Allerdings waren sie nicht politischer oder wirtschaftlicher, sondern ausschließlich persönlicher Art. Sie haben deshalb nicht schon im Mittelalter begonnen, sondern in der mit dem Dreiklang von Renaissance, Humanismus und Reformation beginnenden Neuzeit, die dem Menschen und seinem Schicksal mehr Aufmerksamkeit schenkte, als es das in Kollektiven denkende und handelnde Mittelalter getan hat. Sie setzen ein mit der Epoche des „Konfessionalismus", in der bekenntnismäßige Gleichheit Länder und Menschen miteinander verbindet, die früher kaum etwas voneinander gewußt haben, und konfessionelle Verschiedenheit Länder und Menschen trennt, die vorher miteinander verbunden gewesen waren.

Bekannt sind die Bekenntnisstreitigkeiten in Bremen zwischen Lutheranern und Philippisten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Einer der hitzigsten Streiter für das echte Luthertum war Tilemann Heshusius[1]). Er mußte Bremen verlassen und ging nach Magdeburg. Später wurde er samländischer Bischof in Königsberg, hier aber 1577 seines Amtes entsetzt. Er war nicht mehr in Königsberg, als Detmar Kenckel[2]) seinen Sohn Heinrich dorthin schickte. Sicher hat Kenckel den Heshusius persönlich gekannt, und es mögen persönliche Motive gewesen sein, die den Bürgermeister zu diesem Schritt bewogen. Denn Königsberg war ein Hort orthodoxen Luthertums, während in Bremen die Philippisten siegten. Für die lutherischen Eiferer war

[1]) A. D. B. XII — Altpreußische Biographie (Dort ist des Heshusius Aufenthalt in Bremen nicht erwähnt).

[2]) A. D. B. XV — Joh. Gallandi, Königsberger Stadtgeschlechter. Neudruck Hamburg 1961, S. 47 — W. Albers und H. Kenckel, Stammfolge der Familie Kenckel. In: Altpreuß. Geschlechterkunde 1961, S. 53, 80. — Hermann Entholt, Bürgermeister Detmar Kenckel. Brem. Jahrb. 30 (1926), IX—XI. — Ruth Prange, Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Betrachtung. Veröffentl. a. d. Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 31, 1963. Detmar Kenckel darin S. 44, 64, 70, 80, 85 u. oftmals.

Bremen damals ein Ketzernest, schlimmer, als es das wiedertäuferische Münster gewesen war. Kenckel mußte mit anderen lutherischen Familien 1562 die Stadt verlassen. Er ging nach Verden, wo sein Vater Bürgermeister gewesen war. Auf Grund eines Vergleichs konnten die Lutheraner zwar 1568 nach Bremen zurückkehren; doch durften sie keine Ämter mehr bekleiden. Der Groll gegen die Philippisten saß aber so tief, daß Detmars Sohn Tilemann (1543—1582) zum Studium nach Rostock und Leipzig ging und dann Ratssekretär in Lübeck wurde, während der Sohn Heinrich, „wegen der zunehmenden Verfolgung des lutherischen Glaubens", nach Königsberg übersiedelte. Da er fünfzehn Kinder hatte, gehörte die Familie Kenckel bald zu den angesehensten Ratsherrn- und Kaufmannsfamilien der Königsberger Altstadt und verschwägerte sich mit anderen Familien des Stadtpatriziats. Sie ist um 1800 im Mannesstamm ausgestorben.

Ähnlich erging es der Familie Bredelo. Im Jahre 1604 siedelte sie, mit der in Bremen vor sich gehenden Bekenntnisentwicklung unzufrieden, nach Königsberg über und versippte sich mit hier ansässigen bekannten Kaufmanns- und Professorengeschlechtern. Dieser Ortswechsel war nicht mehr durch den Streit zwischen Lutheranern und Philippisten bestimmt, sondern durch den Übergang Bremens zum Calvinismus. Die Stadt Bremen wurde reformiert, während das Erzstift lutherisch blieb. Die in Königsberg lebenden Bremer hielten landsmannschaftlich zusammen. Die Witwe eines kurfürstlichen Kammeradjunkten Daniel Bremer heiratete 1643 den Bürgermeister der Königsberger Altstadt Daniel Kenckel und ihre Tochter Regina 1697 in zweiter Ehe den kneiphöfschen [3]) Ratsherrn Arnold Bredelo (1633—1697), einen Sohn des Arnold Bredelo, der 1604 von Bremen nach Königsberg übergesiedelt war.

Es haben von der Gründung der Königsberger Universität 1544 bis zum Jahre 1827 73 Bremer an der Albertina studiert [4]). Nur fünf fanden im 16. Jahrhundert den Weg in das weit entfernte Königsberg. Größere Anziehungskraft übte die Universität erst während des Dreißigjährigen Krieges aus, als Studenten aus allen deutschen Gauen nach

[3]) Der Kneiphof ist eine der drei Städte Königsberg, die 1724 zu einer Gesamtstadt vereinigt wurden.

[4]) O. Viertel, Bremen-Verdener Studenten auf der Universität Königsberg. In: Mittlg. d. Stader Geschichts- u. Heimatvereins 31, 1956, H. 2. Die oben angeführten Namen sind aber nicht diesem Aufsatz, sondern der von Erler hsg. Matrikel der Albertus-Universität entnommen.

Preußen zogen, das unter den Kriegswirren nicht so zu leiden hatte wie die meisten Teile Deutschlands. Zwischen 1622 und 1648 haben sich 38 Bremer in Königsberg immatrikulieren lassen, davon 1632 allein fünf, 1642 und 1645 je vier. Der Zug nach Königsberg hielt auch nach dem Westfälischen Frieden noch an. Bis zum Todesjahr des Großen Kurfürsten haben noch 25 Bremer an der Albertina studiert. Dann hört er plötzlich auf. Besondere Gründe dafür sind nicht zu erkennen. Wahrscheinlich hat die Entschärfung der religiösen Gegensätze im heraufkommenden Zeitalter der Aufklärung dazu geführt, daß die alten Beziehungen der Bremer Lutheraner zu den preußischen Lutheranern und der Bremer Reformierten zu ihren Königsberger Konfessionsverwandten abstarben.

Studenten aus Bremen an der Albertina waren:

1548 Ernst Dührkopf *pauper,*
1550 Rudolf Klenck,
1566 Jakob Polmann,
1590 Johann Vogelsang, Luderus Wickboldt,
1611 Heinrich Laurentii,
1614 Masius Heie,
1622 Theodor Bartels,
1623 Hermann Wilkens,
1624 Alexander von Hammen,
1626 Heinricus Bremerus[5]),
1628 Heinrich Bredelo,
1629 Heinrich Cock,
1630 Jakob Czierenberg,
1631 Jakob Broichius,
1632 Dietrich Bremer[5]) *eques Bremensis* zusammen mit Heinrich Wischius; Joachim und Christian Brandt zusammen mit Johann Wachmann,
1633 Georg Martini,
1634 Conrad Clukist[5]), Joh. Bredelo,
1635 Johann Husius,
1636 Heinrich von Bremen[5]),
1637 Hermann Dreier,

[5]) Die Familien Bremer und Clukist (Klugkist) waren bis zur Gegenwart in Ostpreußen bekannt.

1639 Luder von Bentheim, Friedrich Hubstedt, zusammen mit Joh. Rasche,
1641 Hero Cramerus, Erich Schweghusen,
1642 Johann Wilhelm Streck, Johann Weißvogel, Heinrich Knippin, Johann v. Lostrin, derselbe auch 1643,
1643 Caspar Barkey, Eilhardt Elerts,
1644 Georg Schumacher,
1645 Gotthard von Broberg[6]), Conrad von Mandelslo[6]), Hermann Schefer, Nikolaus Weißheuer,
1646 Arnold Würdemann, *reformatae religionis ad juramentum non admissus,*
1648 Johann Wilhelm Brümmer, Bernhard Rabe,
1650 Peter Hagen (Petrus Hagius), *magister,* derselbe 1656 und 1658 *repetiit,*
1651 Arnold Slepegroll,
1655 Franc Caderi, Johann Freitag, Gerhard v. Prinigius, Michael und Christian Setheus,
1658 Hermann Schlepe,
1660 Johann Heinrich Schönebeck *nobilis*[6]),
1661 Johann von Raßfeldt,
1662 Heinrich Brüning,
1663 Heinrich Schumacher,
1670 Thomas von Hanfstengel, Arnold und Gisbert von Bobardt zusammen mit Heinrich Müllershausen,
1672 Heinrich de Gode,
1673 Heinrich Lampe[7]),
1673 Adolf Tilemann gen. Schenk; Heinrich Hippstedt zusammen mit Burchardt Plantcovius,
1677 Meinmar Dieckhoff,
1681 Johann Amende,
1683 Ehrenreich Hinz *(Stada-Bremensis),*
1688 Friedrich Walmann,
1738 Kevin Bröseken, *Chirurg,*
1820 Adolph Theodor Kulenkamp,
1823 Friedrich Wilhelm Papendick.

[6]) Stiftsbremischer Adel.
[7]) 1688 reformierter Hofprediger.

Leider enthält die Königsberger Matrikel nur selten eine Angabe über das Bekenntnis des Studenten. Eine Ausnahme bildet Arnold Würdemann, der nach oben angeführten Eintrag 1646 nicht zum Eid zugelassen wurde, da er reformierter Religion war. Da Reformierte in Königsberg bis 1701 nicht studieren durften, muß man annehmen, daß alle anderen Immatrikulierten lutherischen Bekenntnisses gewesen sind. Dann sind sie sicher nicht alle aus der reformierten Stadt, sondern wohl aus dem lutherischen Erzstift gekommen. Mit der Herkunftsbezeichnung *Bremensis* kann sowohl die Stadt wie das Stift gemeint sein. Vielleicht ist es der Bremer Familienforschung möglich, Einzelfälle zu klären.

Eng waren die Beziehungen zwischen den Bremer Reformierten und der kleinen reformierten Gemeinde in Königsberg. Sie begannen mit dem Hessen Johann Crocius[8]) (1590—1659). Er war zusammen mit seinem Bruder Ludwig in Bremen gewesen, ehe er reformierter Hofprediger des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg wurde. Mit diesem ging er nach Königsberg und hielt dort 1616 die erste reformierte Predigt in einem Saal des Schlosses. Vielleicht hat Crocius, ehe er nach Hessen zurückging, über seinen in Bremen lebenden Bruder dahin gewirkt, daß auch seine Nachfolger aus Bremen kamen. Nicht weniger als vier reformierte Königsberger Hofprediger entstammten dem Bremer Calvinismus, Wilhelm Schlemüller[9]) (1609 bis 1687, seit 1646 in Königsberg), Dietrich Farrer (Farver) (1686), Heinrich Lampe (1688) und Sylvester Lyrsenius (1694). In ihrer reformierten Gemeinde haben sie eine große Rolle gespielt, doch in die lutherische Bürgerschaft nicht eingeheiratet. Sie sind auch nicht alle in Königsberg geblieben. Ein Rektor Keßler[10]) der reformierten Burgschule, der Gemeindeschule, ging 1710 in sein Bremer „Vaterland" zurück und wurde dort Nachfolger eines Pfarrers Keßler, der vermutlich sein Vater war.

[8]) Altpreuß. Biogr. — Über Ludwig Crocius, die Bremen-Marburger Crocius überhaupt vgl. Friedrich Prüser, Bremen und die Universität Marburg im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, Brem. Jahrb. 31 (1928), hier vor allem S. 212, 213, 218 f., 225 f.

[9]) Altpreuß. Biogr. — Weinberg, Die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten, S. 32.

[10]) Albert Zweck, Die Geschichte der Burgschule 1664—1914. Königsberg 1914, S. 276. — Über die Pastoren Keßler in Bremen vgl. Friedrich Prüser, Achthundert Jahre St. Stephanikirche — ein Stück bremischer Geschichte, 1940, S. 614 u. 615.

Bremen hatte keine Universität; aber sobald sich der Bremer Calvinismus 1610 im Gymnasium Illustre eine universitätsähnliche Hochschule geschaffen hatte, schickten die Königsberger Reformierten ihre Söhne zum Studium dorthin. Für die Kinder der oben genannten Hofprediger war Bremen ja die Heimat des Vaters. 82 Studenten aus dem Preußenlande haben das Bremer Gymnasium Illustre besucht, die meisten aus Danzig und Elbing, aber auch 14 Königsberger [11]).

Es spricht für den Rang des Bremer Gymnasiums, daß die meisten, die aus Preußen nach Bremen kamen, sich vorher in Königsberg hatten immatrikulieren lassen. Die 14 Königsberger waren folgende:

1613 Ludovicus Bonninc,
1667 Fridericus Gisevius,
1678 Georg Weyer,
1679 Gilbertus Wach,
1688 Wilhelm Schlemüller, ein Sohn des Hofpredigers Wilhelm Schlemüller,
1690 Martin Frensdorf,
1701 Johannes Ernestus Wilmsen [12]),
1704 Fridericus Bergius, ein Sohn des reformierten Hofpredigers Johann Bergius [13]),
1706 Henningius Christoph. Mullerus [14]),
1707 Johann Wilhelm Cochius und sein Bruder Christian Johann Cochius, Söhne des Hofpredigers Johann Wilhelm Cochius [15]),
1712 Dietericus Farver, Sohn des Königsberger Hofpredigers Dietrich Farver,

[11]) Im Schrifttum über das Gymnasium Illustre wird wohl die Tatsache erwähnt, daß Studenten aus dem Preußenlande das Gymnasium besucht haben; doch nennt nur Prüser einige Namen (Friedrich Prüser, Das Bremer Gymnasium Illustre in seinen landschaftlichen und personellen Beziehungen. Bremen 1961, S. 76). Alle Namen hat aus der Matrikel ausgezogen W. Rotscheidt, Ost- und Westpreußen als Studenten am Gymnasium Illustre zu Bremen. In: Altpreußische Geschlechterkunde 4, 1930, S. 8—13. Da der Druck der Bremer Matrikel wohl im Gange, aber noch nicht vollendet ist, sind die Namen der Königsberger der Zusammenstellung von Rotscheidt entnommen. Anm. der Schriftleitung: Der kommentierte Abdruck der Matrikel ist inzwischen — 1968 — erschienen.

[12]) Nachwuchs-Pfarrer in Frankfurt an der Oder und in Halle.

[13]) Später Pfarrer in Stargard und in Küstrin.

[14]) In späteren Jahren Rektor in Königsberg.

[15]) Johann Wilhelm d. J. wurde Pfarrer an der reformierten Burgkirche in Königsberg und Konsistorialrat, Christian Hofprediger in Potsdam und Oberhofprediger in Berlin.

1724 Jakob Tamnau [16]),
1727 Christian Ludwig Heuskus.

Dazu kann man auch zählen den 1714 immatrikulierten Johann Christoph Mel, der zwar aus Memel stammte, als Sohn eines Predigers an der reformierten Kirche, der aber später mit seinem Vater in Königsberg gelebt hat, wo dieser Pfarrer an der reformierten Burgkirche war.

*

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es wieder eine Beziehung zwischen Bremen und Königsberg, aber diesmal auf einem ganz anderen Felde. In dieser Zeit war Bremen mit 2000 Arbeitern in 185 Betrieben die Hochburg der deutschen Zigarrenfabrikation, und die Zigarrenarbeiter waren neben den Buchdruckern die ersten, die sich eine gewerkschaftliche Berufsorganisation schufen. Auch in Königsberg entstand 1849 ein Zigarrenarbeiterverein [17]). Er hatte nur 16 Mitglieder; aber diese waren keine Königsberger, sondern stammten aus Bremen und Osnabrück. Von der Polizei wurde er wie alle Arbeitervereine mit Mißtrauen beobachtet. Er kam nicht dazu, eine politische Wirksamkeit zu entfalten; denn er löste sich von selbst auf, als die Fabrikanten die Arbeiter entließen und statt ihrer Frauen einstellten. Die Entlassenen gingen in ihre Heimatorte zurück.

Schließlich sind aus jüngerer Zeit noch zwei Männer zu erwähnen, die im geistigen Leben der jeweiligen Wahlheimat viel bedeutet haben. Königsberg gab Bremen Hugo Hermann Schauinsland und empfing dafür Christian Krollmann. Schauinsland (1857—1937) [18]), in Waldienen im Kreise Labiau geboren, hatte in Königsberg die Schule und die Universität besucht und war Assistent am Zoologischen Museum gewesen, hatte sich dann in München habilitiert und ging von dort aus 1887 nach Bremen als Direktor der „Städtischen Sammlungen für Naturgeschichte und Ethnologie". Er blieb bis zu seinem Tode in

[16]) Nachfolgend reformierter Prediger in Insterburg und Inspektor der reformierten Kirchen in Preußisch-Litauen.

[17]) Gause, Geschichte der Stadt Königsberg, Bd. II (Köln 1968), S. 539.

[18]) Herbert Kirrinnis in Altpreuß. Biogr. und in „Preußenland" 3. 1965, S. 22–24. — Über Schauinsland neuerdings Herbert Abel in der Festschrift für Hans Jessen (VII. Beiheft zum „Jahrb. d. Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau", Würzburg 1967, S. 1–19. — Ders., Das museale Schaffen Schauinslands. In den „Veröffentl. a. d. Überseemuseum in Bremen", Bd. 2, Heft 1, S. 19–43. (1968).

Bremen. Sein Lebenswerk war das heutige Übersee-Museum. Krollmann, 1866 in Bremen geboren, wurde als langjähriger Direktor der Königsberger Stadtbibliothek und des Stadtarchivs ein gründlicher Kenner und Historiker der Geschichte Altpreußens und der Stadt Königsberg.

XI

Konrad Heinrich Runge (1731—1792) in Auseinandersetzung mit Lavater.

Ein unbekannter Briefwechsel [1])

Mitgeteilt von Günter Schulz

Lange vor seiner persönlichen Anwesenheit in Bremen vom 29. Juni bis 6. Juli 1786 fand zwischen Lavater und Konrad Heinrich Runge, dem Pfarrer an Ansgarii, eine Auseinandersetzung über Fragen des Glaubens statt. Sie ging auf eine Schrift Lavaters aus dem Jahre 1774 zurück und führte drei Jahre später zum vorläufigen Abschluß einer nicht zu lösenden Problematik. Heute wundert es uns, daß Lavaters kleine, nur 30 Druckseiten umfassende Schrift [2]) die leidenschaftliche, anonym veröffentlichte dreibändige Erwiderung Konrad Heinrich Runges zur Folge hatte [3]).

Worin hatte das Unvereinbare seinen Grund? Wir nähern uns der Problematik am ehesten, wenn wir uns die Äußerung eines modernen Theologen, Romano Guardinis, vergegenwärtigen, in der es heißt:

[1]) Über die Beziehungen Lavaters zu Bremen veröffentlichte Günter Schulz folgende Briefwechsel:

Briefe von Liborius Diederich Post an Johann Caspar Lavater aus den Jahren 1786 und 1787. Brem. Jahrb., Bd. 48 (1962), S. 220—260; Henrich Nicolaus Achelis im Briefwechsel mit Johann Caspar Lavater. Brem. Jahrb., Bd. 49 (1964), S. 134—175; Zwei Freunde der Wahrheit. Ein Briefwechsel zwischen Christian Garve und Johann Caspar Lavater. Jhrb. d. Schles. Friedrich-Wilhelms-Univ. zu Breslau, VIII (1963), S. 52—105; Johann Jakob Stolz im Briefwechsel mit Johann Caspar Lavater 1784—1798. Jahrb. d. Wittheit zu Bremen, Bd. VI (1962), S. 59—197; Meta Post im Briefwechsel mit Lavater 1794—1800. Mit Bemerkungen über Jung-Stillings Aufenthalt in Bremen (1798). Jahrb. d. Wittheit zu Bremen, Bd. VII (1963), S. 153—301; Lavater, seine Gegner und seine Freunde. Neue Briefe von und nach Bremen 1785 bis 1794. Jahrb. d. Wittheit zu Bremen, Bd. VIII (1964), S. 117—206.

[2]) Vermischte Schriften von Johann Caspar Lavater. Erstes Bändchen. Welcher weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde. Im Verlag Heinrich Steiner & Comp. Winterthur 1774. Darin (S. 197—228): *Meine eigentliche Meynung von den Gaben des Heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebethes.*

[3]) *Des Herrn Diaconus Lavaters eigentliche Meynung von den Gaben des Heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebethes.* Geprüft und beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. [D. i. Konrad Heinrich Runge.] *Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.* Bremen. bey Johann Heinrich Cramer I/III, 1775—1777.

„Warum dürfen wir nicht das Licht in Seinem Angesicht sehen? Waren die Damaligen nicht unendlich vor uns bevorzugt? Gäbe man nicht alles, damit einem vergönnt würde, zu sehen, wie Er über die Straße geht? Den Tonfall seiner Stimme zu hören, Seinen Blick ins Auge aufzunehmen, Seine ‚Macht' zu fühlen? Mit der innersten Erfahrung zu spüren, wer Er ist? Warum bleibt uns das versagt? Warum sollen wir auf bedrucktes Papier, auf Lehre und Vermittler angewiesen sein?" [4])

Um diese Sehnsucht und um diese Fragen ging es im Grunde Lavater; er wollte die göttlichen Kräfte und Zeichen auch in seinem Zeitalter unmittelbar erfahren, und er hatte in der kleinen Schrift seine Überzeugungen über sie ausgesprochen. Lavater versuchte, mit seinen Überzeugungen aus der Geschichtlichkeit herauszukommen. Er interpretierte das Evangelium „ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, den Endzweck, die Zeit, die Personen und die Veranlassung", wie Runge (2, 54) meinte. Er verstand also die Texte der Evangelien nicht aus der Bewußtseinslage der damaligen Menschheit, nicht aus der geschichtlichen Situation heraus, sondern nahm sie absolut. Er glaubte und lehrte bis zu seinem schmerzhaften Tode (1801), daß das, was den Zeitgenossen Christi offenbart worden war, auch heute und hier und in aller Zukunft erfahren werden kann, wenn die Menschen nur sehend würden und sich die Sicht nicht verstellten. Die Ursache für die Blindheit seiner Zeitgenossen war für Lavater die Trägheit des Herzens und das Mißtrauen unter den Menschen. Wie bekannt ist, fiel Lavater aus dieser Haltung heraus großen Irrtümern zum Opfer; er betrog oft sich selbst, ohne doch von seinem Glauben abzugehen.

Lavaters Überzeugungen lassen sich zusammengefaßt so wiedergeben:

Er fand (S. 203),

> „daß die Gottheit sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare, augenscheinlichere und nähere Weise als durch die gewöhnlichen Werke und Veränderungen der Natur geoffenbart habe";

er fand ferner,

> „daß es eins der vornehmsten Verdienste des gekreuzigten Nazareners Jesu sey, zwischen dem Menschengeschlecht und der Gottheit solche Verfügungen zu treffen, daß die unmittelbare Gemeinschaft zwischen beyden, die durch Unglauben an Gott, Unerkenntniß Gottes und die Leidenschaften des Menschen unterbrochen, getrennt, aufgehoben sind, wieder hergestellt, erleichtert und allgemein gemacht werden sollte";

[4]) Vgl. Romano Guardini, Der Herr. Betrachtungen über die Person und das Leben Christi. 12. Auflage, Würzburg 1961, S. 295.

er fand ferner,

„daß diese Verfasser nur diejenigen für würdige Schüler Jesu ansehen, an denen sich solche Äußerungen des Geistes Gottes zeigen, die denjenigen ähnlich sind, welche sich in Jesum zeigten";

er fand endlich, daß die Verfasser der Evangelien ausdrücklich sagen,

„daß die Anstalt Gottes, die Menschen durch Jesum zur unmittelbaren Gemeinschaft mit seinem Geiste zu bringen, eine immerfort dauernde Anstalt seyn soll und daß diese Verheißungen des Heiligen Geistes sich ohne Unterschied auf alle Menschen erstrecken, die an Jesus, als den Sohn Gottes, glauben";

endlich noch,

„daß jeder Mensch durch den Glauben an ihn zur Ähnlichkeit mit ihm, dem ersten und vollkommensten Ebenbilde Gottes, folglich zur Ähnlichkeit und zur unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott selbst gelangen könne".

„Wie buchstäblich sie [die Evangelisten] verstanden seyn wollen, wenn sie behaupten, Alle Dinge seyen dem, der da glaubt, möglich; wenn sie behaupten, daß denen, die glauben, alle Kräfte der Natur unterworfen seyen, scheint mir dadurch schlechterdings unwidersprechlich zu seyn, weil sie Geschichten beyfügen, denen zufolge Menschen durch den Glauben die Kraft des Feuers ausgelöscht, Kranke gesund, Lahme gehend, Todte lebendig, Stumme redend gemacht ..." (S. 212);

Lavater glaubte schließlich,

„die Gottheit lasse das geschehen, wofür mit festem Glauben, daß es geschehen werde, gebetet wird" (S. 214).

Lavater stützte sich bei diesen Bekenntnissen vor allem auf

Markus 16, Vers 17/18:

„Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: in meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf Kranke werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden";

Markus 9, Vers 23:

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt";

Johannes 14, Vers 12:

„Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere als diese tun, denn ich gehe zum Vater";

endlich auf Johannes 17, Vers 20:

„Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir."

Konrad Heinrich Runge nun hatte das Ideal, nur das zu glauben, „was aus Vernunft und Offenbarung einleuchtet".

„Gott will uns nicht vergöttern, sondern zu weisen, guten, nutzbaren und dadurch glücklichen Menschen machen. Er will die Natur nicht verkehren, sondern sie läutern, erneuern und zu ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde erheben. Er will uns nicht in Erstaunen setzen, nicht immer

durch Wunder, die nur für Ungläubige sind, nähren; sondern uns als ein weiser und gütiger Vater, die Hilfe angedeihen lassen, ohne welche wir . . . unsere Bestimmung nicht erreichen können . . ."

Runge fand, daß die sinnliche Führung von der moralischen ganz verschieden sei, daß jene kein Beweis von der Freundschaft mit Gott und der Seligkeit sei, daß außerordentliche Ereignisse nur zu gewissen Zeiten und zu bestimmten Absichten stattfänden und daß auch die Verheißungen „notwendig nach den Zeiten und Personen erklärt werden müssen".

Was wollte Runge erreichen? Daß sich Lavater zur Vernunftreligion und zur Geschichtlichkeit der Evangelien bekennen sollte! Er achtete Lavater durchaus:

„Einer, der unter euch mit Recht einen weit ausgebreiteten Ruhm besitzt, der durch seine „Aussichten in die Ewigkeit" einen feurigen Witz und mannigfaltige Gelehrsamkeit gezeigt und sich einen Platz unter den deutschen Originalschriftstellern erworben hat; einer, der durch seine Physiognomik ein Erfinder einer ganz neuen Wissenschaft geworden ist; ein Mann, dessen Rechtschaffenheit ohne Tadel ist, der sich, ohne zu erröten, in seinen Tagebüchern vor dem Angesicht der Welt prüft und sich nicht scheuen darf, die geheimsten Falten seines Herzens ans Tageslicht zu bringen . . ." — (1, 191).

Runge verstand aber nicht,

„daß ein Lavater behauptet, daß die Verheißungen von den kühnsten Wundern allgemein sind, daß ein jeder wahre Glaube, ein jedes ernstliches Gebet Berge versetzen könne . . ."

Sein Ton radikalisierte sich bisweilen, so, wenn er sagt:

„Das unumschränkte Vertrauen, daß Gott sich so sinnlich durch Wunder offenbaren werde, ist so weit von der wahren Religion entfernt, daß es vielmehr die größte Sünde ist. Das heißt: Gott versuchen, und das war eigentlich das Verbrechen der Israeliten so wie fast aller Menschen und Christen bis auf den heutigen Tag . . ." (1, 54).

Als Lavater nun auch einigen Kurpfuschern und „Teufelsbannern" wie Johann Josef G a ß n e r , dem katholischen Pfarrer, und Johann Georg S c h r e p f e r , einem offensichtlichen Betrüger, der schließlich Selbstmord beging, Glauben schenkte, dehnte Konrad Heinrich Runge seine Kritik auch auf diese Fälle aus.

Hier weitete sich das theologische Gespräch zu einem offenen Kampf zwischen Aufklärung und Wunderglauben aus; hier wurde auch Runges Ton vorwurfsvoller und mußte Lavater treffen und kränken.

Es war offenbar Jakob Ludwig P a s s a v a n t (1751—1827), der, wie in Runges Brief an Lavater angedeutet wird, den Namen Runges in Bremen als Verfasser der „Prüfung" herausbekommen, und es war Johann Caspar H a e f e l i (1754—1811), der in einer ebenfalls anonym

erschienenen Schrift Lavater zu verteidigen unternommen hatte. Wie sehr man damals geneigt war, private Briefe theologischen Inhalts abzuschreiben und in öffentlichen Auseinandersetzungen freimütig zu benutzen, geht auch aus unserem Briefwechsel hervor. Schließlich schloß man Frieden und entdeckte, daß Liebe und Brüderlichkeit es allein vermögen, die Beziehungen zwischen Menschen erträglich zu gestalten. Als Lavater im Juli 1786 mit Liborius Diederich Post und seinen Freunden zusammen den Ausflug nach Vegesack machte, war auch „Prediger Doctor Runge samt Frau Liebste und Tochter" unter ihnen[5]). Die Liebe war größer als der Streit der Meinungen; sie hatte auch diese beiden Männer versöhnt.

1
Lavater an Konrad Heinrich Runge

Den 6. Jun. 1777.

Mein lieber Herr Runge!

Es ist zwar beynahe kein einziger Schritt in der öffentlichen oder privatgelehrten Welt, den ich thue, der nicht immer auf die schiefste Weise mißverstanden und verdreht worden sey; Ich bin überall außer die Möglichkeit gesezt, an irgend einen Gelehrten vertraulich zuschreiben — und also muß ich auch von diesem Briefchen das Schiksal anderer erwarten. Durfte ein Semler, ohne daß es ihm ein Mensch zur Sünde rechnete, ohne mein Vorwißen, Tags drauf, als er ein Privatschreiben von mir erhielt, damit in alle Welt hinauslaufen, sodaß man sich, ungeachtet man dieß weiß, groß damit dünkt, wenn man mir den grausamen Vorwurf macht, — „daß ich mich unterstanden, über Gaßnern an Semler zuschreiben?" — Erlaubt man sich, bis auf diese Stunde, gegen alles mein Bitten, Privat Briefe zu druken, und nachzudruken — so muß ich freylich — die mißlichste Lage, in deren man sich einen redlichfreymüthigen Mann gedenken kann — mich auch darauf gefaßt machen, daß Sie sich erlauben werden, was sich andere erlaubten, und dann— daß wieder ein anderer, ohne alle Rüksicht auf kleine, allesbestimmende, alles erklärende Umstände, auch wieder einen Commentar drüber machen werde — wie Sie einen über meinen Brief an Gaßnern (indem ich noch Weglassungen vermuthe) zumachen beliebten. Verzeihen Sie diesen langen, ich weiß es, unhöflichen Eingang . . . aber,

[5]) Vgl. Liborius Diederich Post an Lavater, 28. Juli 1786. Brem. Jahrb., Bd. 48 (1962), S. 246.

er war nöthig. Setzen Sie sich nur in meine Lage . . . Ich möchte oft Blut weynen — daß ich so vorsichtig seyn muß. Und nur zwey Worte, aber nicht für die Welt, sondern für Sie — oder wenn Sie wollen — auch für die Welt!!!

Ich habe heüt Ihre Fortsetzung — das II. Stk gelesen; und ich halte es für Pflicht, Ihnen folgendes zusagen . . . Gott weiß, daß ich bereits eine ganz bescheidene Antwort an Sie angefangen hatte, da ich den ersten Theil Ihrer Prüfung las. Diese Antwort hätte aufs deütlichste die Schwachheit dieser Ihrer sogenannten Prüfung aufzuschließen gesucht. Ich hätte doch nicht in alles eintretten können, um der längst versprochenen Abhandlung über diese wichtige Materie nicht vorzugreifen — aber dennoch hätt' ich Beyspiele angeführt — daß Sie mich nicht verstanden — daß Sie wizeln, statt antworten; und daß Sie der Schrift *e Diametro* widersprechen. Dieß, mein lieber Herr Runge, denn erst seit wenigen Wochen weiß ich Ihren Namen — hatt ich mit aller möglichen Sanftmuth und Bescheidenheit zuthun im Sinne. Unterdeß kamen zwo Beantwortungen Ihrer Prüfung heraus — die mir in der Hauptsache genugthuend schienen. Ich ließ also die meinige um so viel eher liegen, da ich ganz und gar keine Neigung und keine Gabe zu polemisiren habe. Überhaupt müßen Sie sich die Vorstellung machen, daß ich eine Menge solcher Prüfungen im Manuskript und gedrukt habe, und daß es also fürs Publikum und mich äußerst verdrüßlich und ermüdend wäre, eine jede besonders zubeantworten. Das hätten Sie bedenken, und ich hätte es Ihnen mit einem Paar Zeilen wenigstens auch nach der Erscheinung der Beantwortungen . . melden, und Ihnen für Ihre anfangs gewiß gute Absicht, danken sollen. — Allein, ich vergaß es, wie ich tausend Sachen aller Art, zuvergeßen in dem heißen Drang, in dem ich leben muß gewißermaßen, in der Nothwendigkeit bin. Schon zwey, dreymal hab ich mich gegen alle meine Correspondenten *insolvendo* erklärt. Also verzeihen Sie mir dieß.

Und nun hab' ich Ihnen noch ein paar andere Sachen zu sagen, die ich Ihnen noch gern vor der Anherkunft des III. Thls. Ihrer Prüfung sagen mögte — weil ich voraussehen muß, daß mir dieser vielleicht die Lust dazu benähme.

a) Nicht im allergeringsten haben Sie mich durch den II. Band von dem Irrthum meiner Meynungen überzeügt. In meiner Abhandlung werd ich Ihre und alle mir gemachte Einwendung pünktlich und sanft und kalt beantworten. Und ich werde redlich zu Werke gehen — und nie

falsch, nie halb citiren. Denn das ist infam. Wol verstanden, ich werde die stärkste Einwendungen so stark wie möglich hersezen — aber nicht allemal so weitschweifig, wie sie mir gemacht wurden. Wenn ich aber Stellen als Stellen mit " " " zitire, so halt ich es gerade für die craßeste Infamie, falsch oder abgebrochen zu zitiren oder ein etc. dazu machen, wo gerade das Hauptargument steht. Wer nicht fühlt, daß das keinen geringern Namen, als den eben hingeschriebenen, verdient, mit dem hab' ich weiter nichts zuverlieren.

b) Was ich Ihnen zweytens sagen mögte, ist dieß: daß es mich sehr schmerzet, daß Sie bereits in dem II. Stüke den fatalen Ton Feind, Widersacher etc. etc. der Beantworter anstimmen. Pflicht und Wahrheitsliebe erfordern, daß ich Ihnen sage: daß der Verfaßer dieser, nicht vorher im Msct von mir gesehenen, auch in Absicht auf den Ton nicht immer von mir gebilligten, oft zu bittern Schrift — einer der respektabelsten, frömmsten Schrift- und Christusverehrer ist, die ich kenne, und daß die entsetzliche Dummheit, womit einige Beurtheiler der Prüfung ihn zur Beantwortung reizte, sehr viel von der Heftigkeit entschuldigen kann, in die er doch nicht immer verfällt. Heftig aber doch sanft — das sind hier nur Nebensachen, wenn Sie alle seine Fragen — beantworten, — seine Gründe, da, wo er Gründe vorlegt, widerlegen, — o Runge, so will ich Ihre Knie umfaßen, daß Sie mir eine Last — das ist meine itzige Überzeügung abnehmen, unter deren Gewicht ich schlechterdings erliegen würde, wenn irgend ein anderer Namen, als Überzeügung vor Gott ihr gegeben werden könnte.

c) Daß ich Ihnen vor Gott zusichre, daß ich Ihnen alles (ausweichliche) Misverständniß, falsch zitiren, halbzittiren — verstükeln meiner Meynungen, alles Wizeln und Richten — das ich mir nie erlauben werde — herzlich und längst vergeben habe, und daß ich nie, so heftig ich auch für das kämpfen werde, was ich für Wahrheit halte, und wofür ich mich alle Augenblike tödten ließe — (welche Heftigkeit für die Sache mir so oft als Heftigkeit wider besondere Personen vorgerükt wird) daß ich nie die mindeste Bitterkeit gegen Sie behalten werde, um deßwillen, was Sie, (unter vielen unverdienten Lobsprüchen) wider mich sagen.

Am Ende mögt ich noch eine Thräne fallen laßen, daß man die heiligsten Dinge heüt zu Tage mit so unheiligem profanem, und mit erwiesenen Unwahrheiten vollgepfropften Spotton zu Boden tritt. Sie tausendmalweniger als andere, die immer fortfahren, die authentisch-

sten Beweise von der Unwahrheit gewißer Thatsachen, mit dem Namen des Beweisers vorgelegt — zuunterdrüken, und anonyme unbeweisend hinlachende Spötter — als Apostel der Wahrheit vorzuziehen. Nun! Es geschehe der Wille des Herrn, u: stille Geduld bewahre meine Seele vor solchen Unredlichkeiten unsers lichtvollen Jahrhunderts.

Die Gnade unsers Herrn sey mit uns.

Zürich, den 6. Jun. 1777.

J. C. Lavater.

Anmerkungen zu Brief 1:

Durfte ein Semler: Vgl. Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit eignen vielen Anmerkungen, herausgegeben von Johann Salomo Semler. Halle (bey Hemmerde) 1776.

daß ich mich unterstanden, über Gaßnern an Semler zu schreiben: Der erste Brief Lavaters vom 26. März 1775 a. a. O. Dort heißt es: „Ich gestehe aufrichtig, daß ich, für meine Person, Gründe genug zu haben glaube, Gaßnern für aufrichtig, und seine Wunderwerke für ächt zu halten. Ich habe so viele übereinstimmende Nachrichten vor mir; es sind mir von so verschiedenen, höchst glaubwürdigen Leuten, von berühmten Ärzten, sogar von Kranken, die geheilt worden, von Augenzeugen, von Gaßnern selbst Zeugnisse und Urkunden vorgelegt worden, die zusamt für erdichtet zu halten, in meinem Standpunkte, förmlich Raserey wäre. Also muthe ich Ihnen nicht zu, hochwürdiger Herr, eine fabelhafte Geschichte, sondern eine wirkliche zu untersuchen, eine Wundergeschichte, nicht vor Jahrhunderten geschehen, nein, die neueste und gegenwärtigste, die möglich ist, nicht eine, die in Asien und Amerika sich zuträgt, sondern mitten in Deutschland..." — An Gaßner hatte Lavater am 29. März 1775 geschrieben: „Verzeihen Sie, daß ich mich schon wieder schriftlich an Sie wende, ungeachtet ich erst vor wenigen Tagen, ehe Sie mir antworten konnten, geschrieben habe. — Sie sind mir immer in Gedanken; ich stehe mit Ihnen auf, und gehe mit Ihnen nieder. — Ich denke immer an Sie, ich sehne mich nach nichts, als nach Ihnen. Ich meyne, ich müsse alle Tage von Hause aufbrechen, und Ihnen zueilen. Mir wird bange, wenn ich gedenke, daß Sie sich noch weiter entfernen, daß Sie vielleicht gar durch die Anschläge der Hölle gehindert werden möchten, dem Namen Jesu Christi weiter durch solche Thaten Zeugniß zu geben. Ich habe Ihnen indessen einige mit Beschwerden belastete von meinen Bekannten aus meinem Vaterlande zugewiesen, und mir stehen immer neue Elende vor dem Gemüthe, die ich Ihrer Hilfe empfehlen möchte. Und da ich Sie nicht sehen kann, die Elende nicht zu Ihnen bringen kann, so wünschte ich, daß Sie sich in der Ferne über dieselben erbarmen und ihnen Hilfe herüberwirken könnten. Ach! daß Sie doch eine Viertelstunde hätten, mir zu antworten! Zürnen Sie doch nicht, daß ich Sie also verfolge; mein Herz dringt mich. Von tausend Dingen, die ich fragen und sagen möchte, weis ich kaum, was ich sagen will. Zwey stumme Knäbchen einer guten Mutter (ein verstorbenes Brüderchen von ihnen war auch stumm vom Mutterleibe her) liegen mir am Herzen; drey oder gar vier gichterische Freundinnen

sehnen sich nach Ihrer Hilfe mit Thränen. O, könnte ich sie herüberbringen, sie herzustellen! O! könnten Sie Jemandem von Ihrem Geist und Glauben mittheilen. Ists denn nicht möglich, daß Sie in andern diese Gabe erwecken können? Zwar eine Gabe, die unaussprechlich beschwerlich wird, aber doch immer dem zur Ehre gereicht, der hoch über den Sternen und tief in den Herzen aller Menschen wohnet. O! mein Bruder, werden Sie nicht müde, des Herrn Werke zu verrichten. —

So eben vernehme ich mit Bestürzung, daß Sie auf Wien berufen werden und sich also noch weiter von mir entfernen. Ich beschwöre Sie im Namen Jesu Christi, mir, sobald möglich zu schreiben, wo ich Sie finden kann. Gott mit Ihnen. Zürch, den 29. März 1775. J. C. L."

wie Sie über meinen Brief an Gaßnern: „Und jetzt erscheint der Herr Pater Gaßner in einem neuen erhabenen Glanze. Die neueste Zeitung, die ich so eben lese, berichtet, daß dieser Wundermann, obgleich ganz Schwaben von seinem Ruhme erfüllt ist, doch die Kranken auf ihrem Lager, die Lahmen auf ihren Krücken, die Blinden ohne Gesicht, und die Tauben ohne Gehör zurückgelassen, und sich auf die Einladung des Bischofs (des Fürstbischofs Freiherrn von Rodt in Kostnitz [= tschechische Form von Konstanz]) und des Konsistoriums nach Regensburg begeben habe; daß auf obrigkeitliche Veranstaltung der Zulauf der Fremden, die Zeichen und Wunder sehen wollen, durch die Wachen an den Thoren eingeschränkt werden müsse; und daß das einzig wahre Wunder, welches durch das Zeugniß eines Fürsten bestätigt worden, darinn bestehe: daß sein sonst kluger Abbe, ein gewesener Jesuit, durch eine einzige Unterredung mit dem Wundermacher ein Narr geworden sey. Und dieß ist der Wundermann, dessen sich Herr Lavater so eifrig annimmt, um dessentwillen er einen so sonderbaren Brief an Herrn Semler schreibt, wodurch er diesen Gelehrten, dessen Teufelsglauben so schwach ist, zu bekehren hofft. Ich erstaune! — ich bewundere! aber ich beneide diesen Schritt nicht. Rechtschaffener Lavater! zielt darauf Ihre Meinung ab? *Difficile est satiram non scribere.* Doch nun, die Feder fällt mir für Wehmuth aus den Händen . . ." (1, 159).

An einer zweiten Stelle (1, S. 197—201) schrieb Runge: „Um diesen Wundermann zu verherrlichen, muß sogleich eine Legion Teufel sich aus ihrem finstern Aufenthalte auf die Erde begeben, und die guten Franken und Schwaben . . . besitzen und quälen. Sie kommen dem Helden im Wurfe. Er treibt sie allmählich aus. Herr Lavater ist ein Zeuge davon. Er wird sogleich überzeugt; er schreibt aufs dringendste an Herrn Dr. Semlern, daß er doch fein bald alle seine Geschäfte verlassen und nach dem Wundermann hinreisen solle, weil demselben seine Verfolgungen drohen: vielleicht auch, weil, wenn die vorräthigen Teufel vertrieben sind, eine andere Kolonie nicht eben bei der verspäteten Reise des Herrn Semlers ankommen möchte. Herr Semler kommt nicht. Und, unter uns gesagt, so wählte er die klügste Parthey . . ." — Die beiden zitierten Stellen stehen im 1. Bändchen von Konrad Heinrich Runges „Des Herrn Diaconus Lavaters eigentliche Meynung von den Gaben des Heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets. Geprüft und beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. Bremen 1775. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." — Auch im 2. Bändchen („fortgesetzt von einem Freunde der Wahrheit" — Petrus sprach: Herr sagst du dies zu uns, oder auch zu allen? Lukas 12, 41, Bremen 1777") geht Runge auf diese Problematik ein: „Von dem Gange welchen die eigentliche Meynung

des Herrn Lavaters im Verfolg und insbesondre bey Gelegenheit der Gaßnerischen Händel nahm (S. 158—208).

und der längst versprochenen Abhandlung: Vgl. Lavaters Sämtliche Kleinere Prosaische Schriften vom Jahr 1763—1783. Winterthur 1784. Darin: Die wesentliche Lehre des Evangeliums. Die Begnadigung der Sünder durch den Glauben an Jesus Christus. In 6 Predigten, über Apostelgeschichte 10, 43. (S. 1—127); Ueber den tragenden und duldenden Glauben (S. 213—216). — Vgl. auch Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Georg Geßner. Zürich 1801, Band 2, S. 109—220: Jesus Christus stets derselbe, nicht beschränkt durch Zeit und Raum, nicht durch die Unwürdigkeit des Glaubens an Ihn ...

zwo Beantwortungen Ihrer Prüfungen: 1) Eines Layenbruders einfältige Fragen über die Bremische Prüfung der eigentlichen Meynung Lavaters von der Glaubenskraft, in einem Sendschreiben an den Herrn Prüfer. *Simplicitate sape!* Frankfurt und Leipzig 1776. 32 S. — 2) [Johann Caspar Haefeli], Sendschreiben an den Bremischen Beantworter der Lavaterischen eigentlichen Meynung. 1776. 153 S. (ohne Nachricht vom Verfasser, Drucker, Verleger etc.).

vor der Anherkunft des III. Thls Ihrer Prüfung: Prüfung und Beantwortung der Lavaterschen Meynung beendigt von einem Freunde der Wahrheit. *Parturiunt Montes.* Bremen 1777.

einer der respektabelsten frömmsten Schrift- und Christusverehrerist: Lavater meint offenbar Johann Caspar Haefeli (1754—1811), Lavaters Schüler, der 1793 nach Ansgarii in Bremen berufen wurde; er ging 1805 als Oberhofprediger nach Bernburg.

2

Lavater an Konrad Heinrich Runge

Den 6. Aug. 1777.

Es thut mir sehr leid, mein lieber Herr Runge, daß Sie von meiner Zuschrift nicht den Gebrauch gemacht, den ich mir gedacht hatte.

Sie haben die Gütigkeit gehabt, an mich zuschreiben — zuerst und öffentlich zuschreiben. Ich schrieb nach diesem privatim an Sie. Warum denn mit meinem Privatschreiben, wie ich hören muß, klagend hin und her laufen? Allenthalben Ihre Unzufriedenheit darüber äußernd und mir nicht antworten? Lieber Herr Runge, mit aller erdenklichen Kaltblütigkeit sag' ich Ihnen — Ich schrieb ohne Mittler und privatim an Sie. Sie erst öffentlich, mit allerley verdrießlichen Personalien, — dann durch Mittler — Mich dünkt in diesem Betragen etwas befremdend. Doch auch dieß gehe hin; denn ich suche den Frieden und jage ihm nach.

Gewiß war es ganz überflüßig, unsern verehrungswürdigen Herrn Antistes zwischen Ihnen und mir zum Mittelmann anzurufen, da es eigentlich gar keiner Vermittelung bedarf. Sie persönlich anzugreifen — das wird mir wol nie in den Sinn kommen. Ich müßte Ihren und meinen Charakter, müßte unser beyderseitiges Amt vergeßen. Werd' ich einmal Einwendungen beantworten, so können Sie sicher seyn, daß ich's mit aller Bescheidenheit, und ohne alle Bitterkeit thun werde. Wie auch immer der III. Thl Ihrer Prüfung oder Beantwortung, der noch nicht hier ist, ausfallen mag; Ich werde ihn schwerlich öffentlich beurtheilen, bis zu der Zeit, da ich meine Untersuchung der Schriftlehre vom Glauben etc. herausgeben werde, und auch dann gewiß nicht zänkisch und unbrüderlich davon reden. Von mir hatten Sie nie Ursache, das mindeste zu besorgen. Ich glaube, Beweise genug gegeben zu haben, daß ich kein Zänker bin, und sogar ungerechte Bitterkeiten (ich denke hiebey nicht Sie) schluken kann. Was der Verfaßer der Beantwortung thun wird, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß Sie ihn ganz mißkennen, und an ihm irre sind, daß er, wofern er wider Vermuthen den Streit fortsezen sollte, es mit Sanftmuth und als Christ thun wird. Seyen Sie also so ruhig, als ich bin.

Was die falschen oder halben Zitationen betrifft, worüber ich mich in meinem Schreiben an Sie überhaupt so scharf ausdrüke, so ist genug zusagen, daß ich zu sehr darunter leide, daß sie mir gar zu unwürdig für Gelehrten, für Menschen, für Christen, für Theologen vorkommen — daß ich gar wol sagen darf: „Ich werde in keiner Beantwortung auch der giftigsten Gegenschrift mir je so eine Niederträchtigkeit erlauben" — so wie ich auch allen Grund habe, zu erwarten, daß Sie in allen Ihren polemischen Schriften sich keine solchen Unwürdigkeiten erlauben werden.

Übrigens vergeß ich gern alles geschehene; zweifle nicht an Ihrer Wahrheitsliebe, und im Zutrauen auf diese mögt' ich Sie brüderlich sanft und vor Gott bitten — fragen Sie sich — oder lassen Sie mich fragen: „Würden Sie sich nicht beschweren, und wenigstens in einem Privatschreiben nicht zu beschweren Ursach' haben, wenn man Sie öffentlich zitiren würde, wie Sie mich z. E. II. Band S. 14 und 15 zitirt haben?" (Eine Stelle, im Vorbeygehn zusagen, die Herr Roller in seinem Verzeichniß der Abweichungen — ob mit oder ohne Fleiß, weiß ich nicht — übergangen hat).

Nun kein Wort mehr. Denn ich will nicht Krieg, sondern Frieden.

Ich bin, ohne Bitterkeit, und mit aller Achtung für Ihre Gelehrsamkeit und gute Absichten

hochehrwürdiger Herr
Ihr aufrichtig ergebener
Diener und Bruder J. C. L.

Zürch
den 6. Aug.
1777.

N. S. Ich habe diese Antwort keinem Menschen gezeigt, als Herrn Antistes und Herrn Prediger Zollikofer in Leipzig, der eben bey mir war.

Anmerkungen zu Brief 2:

unsern verehrenswürdigen Herrn Antistes: Johann Rudolf Ulrich (1728—1795) seit 1769 Antistes der Zürcher Kirche und Pfarrer am Großmünster.

II. Band S. 14 und 15: Es wird überzeugend erwiesen, daß in Markus 16, Vers 17 *[„Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: in meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf Kranke werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden"]* kein Beweis für die eigentliche Meynung des Herrn Lavaters liege. „Ich mache mit der aus dem Markus angeführten Stelle den Anfang. Leute von dem Gelichter meines Widersachers trotzen darauf, wenn sie auch nur das Kapitel und den Vers genannt haben. Das konnte man schon vermuthen. Aber daß der sanfte, der bescheidene Herr Lavater, nach einer bloß scheinbaren Rechtfertigung seiner Erklärung sich die harten Worte entfallen lässet: ‚Es ist mir unbegreiflich, wie man dies ohne die offenbarste Schikane leugnen könne' und gleich darauf: ‚Würden Sie den nicht für einen unerträglichen Schikaneur halten, der (nämlich eine andre Auslegung, als die seinige) behaupten wollte: etc.' — Das zeigt doch heftige Gemüthsbewegungen, mit denen eine unpartheyische Prüfung der Wahrheit nicht gar wohl bestehen kann. Gewiß eine schlechte Ermunterung für mich . . ."

die Herr Roller: Johann Nicolaus Roller (1707—1786), seit 1754 Professor am Gymnasium in Bremen.

Prediger Zollikofer: Georg Joachim Zollikofer (1730—1788), zuletzt Prediger bei der reformierten Gemeinde in Leipzig. Vgl. Goedeke IV, 1, S. 281—284.

3

Konrad Heinrich Runge an Lavater

Bremen, den 4. September 1777.

Die Kaltblütigkeit und Zärtlichkeit, mein lieber Herr Lavater, wovon Dero zweytes Privatschreiben zeugt, kann zur Probe dienen, wie Sie es machen, wenn Sie Herzen erobern. Ich bin davon gerührt, und sehe den Augenblick seiner Ankunft als den erwünschten Zeitpunkt an, nach welchem ich Ihnen, ohne Besorgniß, ohne Mittler, in Privatbriefen alles, was ich auf dem Herzen habe, schreiben und auf demselben Wege Dero Einsichten benutzen kann. Dies konnte ich nicht bei meinen öffentlichen, auch nicht bey Gelegenheit Ihres ersten Privatschreibens. Dieses athmete überall eine lebhafte Empfindlichkeit. Und eben darum, weil Sie mir bey ein oder andere bittern Vorwürfen, die Sie Ihren Gegnern fast in jeder Zeile machten, in Ansehung meiner eine Einschränkung hinzufügten, glaubte ich, daß sie alle auch mich gelten sollten. Die große Partheylichkeit, welche Sie für meinen, um das wenigstens zu sagen, sonderbaren Gegner an den Tag legten, machte mir eine unmittelbare Beantwortung nicht allein bedenklich, sondern auch unmöglich. Allein wie groß konnten die Misverständniße! Und wie unabsehlich die Folgen seyn, wenn Sie nicht von der Uiberkunft desselben benachrichtigt wären oder wenn er durch Sie oder durch mich in die Hände des Publikums gekommen wäre. Ich verhehlte ihn deswegen selbst meinen geliebten Brüdern, für die ich sonst nichts geheim halte, und allen Sterblichen, ausgenommen den Herrn Profeßor Roller, da ich eine unpartheyische Vergleichung der Zitaten nöthig hatte; und mein beständiger Amanuensis sahe nichts als die von ihm kopirte Antwort. Beyde besitzen eine erprobte Verschwiegenheit; beyde mußten mir noch zum Uiberfluß die Hand reichen, und an Eydes statt ein heiliges Stillschweigen geloben. Weil endlich die Addreße von Dero zweytem Geehrten nicht das Prediger zum H. Ansg. oder die Anfangsbuchstaben meines Vornamens enthielt, und ich eben bey der Ankunft deßelben auf dem Lande war, so wurde er meinem ältesten Bruder, dem D. und Prof. Medicinae gebracht, der ihn bey seiner häufigen Korrespondenz, natürlich als an ihn gerichtet, betrachtete. Unsre beyderseitige Verlegenheit war groß. Da Er mitten im Lesen seinen Irrthum merkte, und in einer gelehrten Korrespondenz keine

Geheimniße vermuthete, so las er ihn aus Neugierde ganz durch. Aber ich will mich verbürgen, daß durch Ihn kein Mensch etwas erfahren, so wie ich Ihm auch kein weiteres Licht von Dero vorhergehendem Briefe und der ganzen Sache gegeben habe. Wie kann ich nun aber auf Ihre Fragen antworten „Warum denn mit meinem Privatschreiben, wie ich hören muß, klagend hin und her laufen?" allenthalben Ihre Unzufriedenheit darüber äußern? Wie kamen Sie doch, mein Theuerster, zu diesen Anekdoten? Glauben Sie ja nicht, daß Sie der einzige sind, dem man offenbare Erdichtungen aufbürdet. Wie kam eine so kindliche Erdichtung so bald nach Zürich? Sagte es vielleicht ein Spaasvogel im Scherz an Ihren Eleven, Hrn Passavant? Dieser war hier schon über eine Woche, ehe ich aufs Land gieng, stattete überall Besuche ab; nur bey mir nicht. Doch hat Er von Ihnen und mir gesprochen: und einer seiner Vertrauten sagte mir, daß Er auch eine Kopie von dem Ersten Briefe gehabt hätte, welchen Dieselben an mich zu schreiben die Güte gehabt haben. Woher bekam Er sie? Was für einen Gebrauch machte Er von derselben? Das alles ist mir rätselhaft. Das Original ist nirgends als unter meiner Hand und Schlüßel gewesen, und wird darunter immer bleiben, wenn Sie nicht das Gegentheil fordern. Ich müßte ja Ihren und meinen Charakter, müßte unser beyderseitiges Amt vergeßen, wenn ich ihn jemand zeigte. Und unter uns, es macht wahrhaftig! weder Ihnen noch mir Ehre. Dero letztes angenehmes aber machte gewiß Ihnen und mir Ehre, wenn es mir nicht jenes unrichtige ridicule aufbürdete. Und wenn auch dieß darinn mangelte, würde ich mir's doch niemahls erlauben, es andern vorzuweisen, noch viel weniger, damit allenthalben hin und her zu laufen, wenn Sie mich nicht selbst dazu veranlasseten. Für mich bleibts darum eben so schäzbar, denn was konnten Sie dafür, daß man Ihnen Fabel statt Wahrheit schrieb.

Ich konnte, ich durfte, wie gesagt, Ihr erstes Schreiben eben so wenig unmittelbar beantworten als Sie deswegen in Ungewißheit laßen. Nennen Sie mir aber nur Eine Person auf Erden, gegen welche ich mich, bey unserm beyderseitigen vermuthlichen vollkommenen Vertragen, ohne alle Gefahr freymüthiger erklären konnte, als unsern Gönner, Vater, Freund, den eben so sanften und respektablen Hrn Antistes Ulrich. Ihm würde ich aber nicht beschwerlich geworden seyn, wenn ichs gewußt hätte, daß sich mein so würdiger, als zärtlicher Busenfreund, Hr Zollikofer, in Zürich befinden würde: und wie konnte es mir

denn misfallen, daß Sie auch Ihn zum Vertrauten in dieser Sache gemacht haben?

Ich vertraute schon zum voraus: daß Ihre scharfe Deklamation wider falsche oder halbe Zitationen nicht gegen mich gerichtet war. Dennoch zitiren Sie B. II S. 14. 15. Hier finde ich aber auch weder in Worten noch in der Sache eine Verschiedenheit von der Original Ausgabe. Hr. Prof. Roller konnte sie also weder mit noch ohne Fleiß übergehn, weil es blos seine Absicht war, ein Verzeichnis der Abweichungen zu machen. Aber ich kann's Ihnen als ehrlicher Mann gestehen, daß ich an diese und andere Stellen niemahls ohne Unbehäglichkeit denken kann. Wie war's nach meiner Denkungsart möglich, daß ich bey meiner unveränderlichen Hochachtung vor Dieselben kleine Flecke rügen könnte? Ich bitte Sie, setzen Sie sich einst in meine damahlige Lage und vertheilen brüderlich und unpartheyisch, was die wiederhohlte und ekelhafte Lektüre des Gegners, der mir mit unerhörtem Trotz alles vor der Hand weg ableugnet, nicht noch mehr hätte wirken können? Wie konnte ich bey seiner Höflichkeit und der Vertraulichkeit, mit welcher Er von Ihnen redet, anders urtheilen, als daß Sie, Er und seine Schrift in der nächsten Verwandtschaft stünden? Wie war mir nicht zu Muthe, als ich sahe, daß Sie über den Beweis den ich jezt führen mußte, schon zum voraus ein so unsanftes Urtheil fälleten? Urtheilen Sie dann, ob ich nicht Entschuldigung in diesem und allen ähnlichen Fällen verdiene.

Freylich „miskenne ich den Verfaßer der Beantwortung und werde noch immer mehr an Ihm irre" jemehr Sie sein Betragen entschuldigen, jemehr Gutes Sie von Ihm sagen. Ist Er ein großer Mann und erhabener Christ, so verließ er seine Sphäre als Er an mich schrieb; so fiel noch in unsern Tagen ein Engel! Mir ist nicht bange, so lange ich nach meiner Uiberzeugung handle. Unterdeßen kann mir Ihre Versicherung, daß er nie anders als mit Sanftmuth als ein Christ handeln werde, nicht gleichgültig seyn. Denn sonst würde es einem so großen Manne, dergleichen mein Hr Gegner nach Ihrer Beschreibung ist, leicht fallen, ein halb Dutzend dienstbare Geister, welche keine Ehre zu verlieren haben, gegen mich aufzubieten, und wenn die dann Ihrem Abstande von Ihm gemäß, den Ton aufs tiefste herabstimmten, so würden wir Denkmäler der Barbarey des 18ten Jahrhunderts erhalten, die auch im 10ten ihresgleichen nicht fanden.

Ich empfinde die feine brüderlichen Erinnerungen mit dankbarem

Herzen, wenn Sie als im Vorbeygehen sich des Ausdrucks „aller Ihrer polemischen Schriften" bedienen. Mein Bruder, Sie können's sich kaum vorstellen, wie befremdend es mir selbst ist, daß ich mich auf diesem Felde befinde. Und werden Sie es mir wohl glauben, wenn ich sage, daß mich die Bescheidenheit selbst dahin geleitet hat. Ich habe lange auf Schriften gedacht, welche nuzbar als bleibend seyn sollten. An Dreyen derselben darf ich nur noch die lezte Hand legen. Von einer derselben hatte mein Verleger schon den ersten Band in Händen, als ich eben Ihre Eigentliche Meynung so auffallend fand, und mein Sendschreiben an Sie zum Privatgebrauch bestimmte. Die Ehrfurcht fürs Publikum erwachte damahls so sehr als jemahls. Ich wollte jenes Werk erst aufs neue scharf durchgehen. Ich brauchte dazu bey meinem Verleger eines anständigen Vorwandes. Als ich darauf aus schon bemeldeten Gründen die Privatkorrespondenz mit Ihnen für die Zeit unthunlich zu finden glaubte, lösete ich dafür den Band ein, um während des Abdrucks des fliegenden Blattes Zeit zur Vervollkommnung des größeren zu gewinnen. Das Bändchen Vom Teufel entstand eben so schnell bey einem ganz gleichen Gange meiner Gedanken. Die Veranlaßung zur fortgesetzten und zur vollendeten Prüfung gab unser Gegner. So befinde ich mich unvermerkt mitten auf diesem Kampfplatze und muß mit Vertrauen auf die Fürsehung, die Zeit abwarten, wann ich mit Ehre wieder von demselben abtreten kann. Wenigstens hat der rudê coup des Hrn Gegners mir weder bey Freunden noch Feinden geschadet. Ist Er ein verdienstvoller Gelehrter, so wünsche ich aufrichtig um seinetwillen, daß sein Name mir und dem Publico auf immer unbekannt bleiben möge. Mein Wunsch, daß der liebenswürdige Hr Lavater nicht mit so vieler Wärme für eine doch fast jedermann befremdende These geeifert, und daß sie auch mir nicht so auffallend gewesen wäre, ist zu spät. Sollte eine so unbequeme Veranlaßung noch wohl den Weg zu einer herrlichen und zärtlichen Freundschaft bahnen können? Alles ist dem, der da glaubt, möglich! Wenn Sie nicht glauben, daß ich's schon verdorben habe, so will ich alles mögliche von meiner Seite beytragen. Der Ton Ihres lezten Briefes ist schon so gestimmt.

Gott segne Sie und Ihre ausgebreiteten Bemühungen zur Beförderung des Wahren und Guten. Meine Frau und ich möchten gerne bey Ihnen in die Schule gehen, um die Kunst zu lernen, wie wir den Verstand und das Herz unseres einzigen jährigen Mädchens von nun an

bilden müßen. Mit aller Hochachtung vor Ihre Gelehrsamkeit, Charakter und Verdienste, bin ich:

Hochehrwürdiger Herr
Ihr aufrichtig ergebener
Diener und Bruder
K. H. Runge.

Bremen, am 4ten des
Herbstmonats 1777.

N. S. Schon lange habe ich den Hrn Prof. Steinbrüchel wegen einer neuen schönen Ausgabe von Zwingli's Opp. zu rahte ziehen wollen. Er ist gewiß Ihr Freund. Wollten Sie wol die Güte haben, mir die Erlaubniß, mit Ihm deswegen zu korrespondiren, bey Ihm auszuwirken.

Anmerkungen zu Brief 3:

den Herrn Profeßor Roller: Vgl. Brief 2.

Amanuensis: = Schreiber.

meinem ältesten Bruder: Diedrich Runge (1725—1776), seit 1755 Doktor der Medizin und Professor der Rechte am Gymnasium Illustre in Bremen.

Hrn Passavant: Jakob Ludwig Passavant (1751—1827), Lavaters und Goethes Jugendfreund. Vgl. ADB 25, S. 196—198.

Hr Zollikofer: Vgl. Brief 2.

miskenne ich den Verfasser der Beantwortung: Offenbar Johann Caspar Haefeli, vgl. Brief 1.

mein Verleger: Johann Heinrich Cramer in Bremen.

Vom Teufel: Konrad Heinrich Runge, Man muß dem Teufel nicht zu viel aufbürden. Bremen 1777. Diese Schrift war eine theologische Antwort Runges auf eine Schrift von Conrad Klugkist (1716—1787) Prediger an St. Ansgarii: *„Sollte der Teufel wirklich ein Unding sein? Eine Frage und Bitte an die Theologen unserer Zeit"* (1776). Beide Schriften werden in der Bremer Staatsbibliothek (Brem. C. 90) aufbewahrt.

Prof. Steinbrüchel: Johann Jakob Steinbrüchel (1729—1796), der Freund Wielands und Nachfolger Breitingers in Zürich.

Zwinglis Opp.: Huldrych Zwingli (1484—1531), der Reformator. Seine theologischen Hauptwerke waren: *De vera et falsa religione Commentarius* (1525) und *Fidei Ratio.* An Karl V. (1530).

4.

Lavater an Konrad Heinrich Runge

Zürich den 13. Junius 1780

Hochehrwürdiger Herr Doktor!

Da ich niemand in Bremen kenne, an den ich inliegenden Brief an einen gewißen jungen Perückenmacher, deßen Mutter eine Züricherin

ist, wol addreßiren kann und da der junge Mensch schwer zu erfragen ist, weil er unter dem Namen Justus Holzhals reisen soll, so nehm' ich mir, alles neüen Mißverhältnißes ungeachtet, das die lezte Meße mir zwischen Ihnen und mir entdeckte, die Freyheit, Ihnen diesen Brief an einen Erinnerungsbedürftigen Jüngling einzuschlagen, und Sie Brüderlich zubitten, diesen Menschen auszufragen, den Brief einzuhändigen, mit einigen Väterlichen Erinnerungen zu begleiten und, wenn ich Ihnen die Mühe zumuthen dürfte, mir gelegentlich etwas von seinem Betragen und Schiksale zu melden.

Von allem übrigen wollen wir kein Wort sagen, sondern uns beyde täglich üben im ἀληθεύειν ἐν ἀνάγκῃ

Zürich, den 13. Junius 1780
Johann Caspar Lavater.

Anmerkung zu Brief 4:
Über das Schicksal dieses jungen Perückenmachers Justus Jacobi ist nichts bekannt.
ἀληθεύειν ἐν ἀνάγκῃ = die Wahrheit sagen (wahrhaftig sein), im Zwange.

5.

Lavater an Konrad Heinrich Runge

Den 11. August 1781.

Mein werthester und hochgeschäztester Herr Runge!

Belieben Sie von mir den aufrichtigsten Dank für die gütige Dienstbeflißenheit gegen den unwürdigen Justus Jacobi anzunehmen. Ach! daß er Ihren und meinen Ermahnungen Folge geleistet hätte! Kaum darf ich es seiner armen, frommen, seinetwegen bitter ängstlichen Mutter sagen.

Nun, Sie haben gethan, was Sie konnten, und das wird Ihnen Gott lohnen. Geben Sie mir zu christlichen Gefälligkeiten Gelegenheit.

Nicolai hat uns in diesen Tagen besucht, ein unterhaltender, instruktifer, denkender Mann, deßen Blick, wenigstens auf gewiße Seiten der Dinge, scharf ist. Er hatte seinen hoffnungsvollen Sohn bey sich.

Soeben les' ich eine Broschüre über die Allgemeinheit der Verheißungen des alten Testaments, von den Wundergaben des Neüen — samt einer Zugabe von der Kraft des Glaubens und des Gebethes. Leipzig 1781. Die, obgleich der Titel nicht wohl gewählt ist, im Ganzen viel Vortrefliches und Unwidersprechliches enthält. Der Verfaßer ist

mir unbekannt. Von derselben Hand ist mir über Kanon und Abendmahl etwas nicht minder lesenwürdiges zugekommen.

Literarische Neüigkeiten weiß ich izt keine — Ich lege izt Hand an eine evangelische Meßiade, — und meinen Lieblings Autor, den „Executor des neuen Testaments" — wie ihn ein Freünd nennt — Pontius Pilatus.

Leben Sie wohl und wirken Sie viel Gutes.

Oberried bey Zürich
den 11. Aug. 1781.
J. C. L.

Anmerkungen zu Brief 5:

Nicolai: Friedrich Nicolai (1733—1811), der Verlagsbuchhändler und Aufklärer.

seinen hoffnungsvollen Sohn: Der älteste Sohn Nicolais, Samuel, machte 1790 in einem Anfall von Schwermut seinem Leben ein Ende; der zweite Sohn, Karl August, gründete eine eigene Buchhandlung, in welcher Tiecks Jugendarbeiten erschienen, führte das Geschäft aber nur kurze Zeit; er starb dreißigjährig 1799. Der dritte Sohn, David, Kammerdirektor in Kalisch, starb nach einem Unglücksfall auf der Jagd 1804. Vgl. Gustav Parthey, Jugenderinnerungen. Handschrift für Freunde. Berlin 1871, S. 8 und 9.

eine Broschüre: Der Verfasser der beiden Abhandlungen ist nicht bekannt.

Pontius Pilatus: Johann Caspar Lavater, *Pontius Pilatus. Oder Die Bibel im Kleinen und Der Mensch im Großen.* 1—4. Zürich 1782—1785.

XII.

Johann Hermann Holler 1818—1868

Von Reinhard Patemann

Das hundertjährige Jubiläum des Bürgerparkvereins (1965) und des Bürgerparks selbst (1966) gaben Anlaß, sich auch des Mannes zu erinnern, dessen Initiative entscheidend zur Umwandlung der jahrhundertealten Bürgerweide in einen großen öffentlichen Park beigetragen hat und dessen Name in „Hollerallee" und „Hollersee" weiterlebt: Johann Hermann Hollers. Doch ging solches Erinnern kaum über eine kurze Würdigung seines Anteils an jenem Projekt hinaus [1]). Daß sein Tod in diesem Jahr 100, seine Geburt 150 Jahre zurückliegen, ist Grund genug, seinem Lebensgang nun etwas näher nachzugehen [2]).

Die Familie Holler war seit Jahrhunderten in Bremen ansässig: schon im 15. Jahrhundert läßt sie sich nachweisen. Cord Holler, Eltermann der Kaufleute, wurde 1584 Ratsherr. Auf drei Generationen Kaufleute im 17. Jahrhundert folgen drei Generationen wieder im Dienste der Stadt: Bürgermeister Johann Holler (1674—1742), Senator Melchior Holler (1708—1761) und Senator Johann Holler (1745—1796). Über dessen Sohn Melchior (1779—1828), den Vater Hermann Hollers, wissen wir wenig. Er war von Beruf Landwirt, besaß offenbar kein nennenswertes Vermögen und verwaltete seit etwa 1809 das Landgut seines Schwagers August Backhaus in Hastedt [3]), das indessen so wenig florierte, daß Backhaus es 1824 in der Bremer Stadtlotterie ausspielen ließ. Dabei hatte er das unwahrscheinliche Glück, nicht nur seine Schulden loszuwerden, sondern für einen Einsatz von 72 Talern sogar sein eigenes Gut wieder zurückzugewinnen, das dadurch allerdings nicht lukrativer wurde. Man wird nicht fehlgehen, in so widrigen finanziellen

[1]) Auch Fr. Prüser, „Die Väter des Bürgerparks" in: „Hundert Jahre Bremer Bürgerpark 1866—1966", Bremen 1966, S. 19, bietet darüber hinaus nur wenige, skizzenhafte Bemerkungen.

[2]) Neben Akten des Staatsarchivs (StAB) und der Handelskammer Bremen sowie gedrucktem Material liegen der folgenden Darstellung nachgelassene Papiere Hollers zugrunde. Daß ich sie auswerten durfte, danke ich Frau v. Pochhammer, Bremen-Oberneuland.

[3]) Das folgende nach freundlichen Mitteilungen von Frau Hanna Lampe, Bremen; 1813/1814 erscheint er als Destillateur zu Hastedt: StAB 6, 2—F. 1. d. IV. 10.

Verhältnissen den Grund dafür zu sehen, daß Gutsverwalter Holler 1827 im Adreßbuch auch als Zolleinnehmer zu Warturm erscheint. Als zweites Kind und ältester Sohn Melchiors wurde Johann Hermann Holler am 7. August 1818 geboren. Über seine Kindheit wissen wir nichts; daß er Vorschule und Handelsschule in Bremen besuchte, ist nur Vermutung. Im Alter von zehn Jahren verlor er den Vater. Seine Vormünder wurden Johann Holler, jüngster Bruder seines Vaters, und Johann Hermann Smidt, der älteste Sohn des Bürgermeisters[4]).

Hier dokumentiert sich erstmals die enge Verbindung zur Familie Smidt, die, auf Verwandtschaftsbeziehungen beruhend — Johann Smidts Mutter war eine geborene Holler —, auch vorher schon bestanden haben wird. Was über Hollers Jugend ermittelt werden konnte, steht in den Smidtschen Familienbriefen[5]). Ein geschlossenes Bild vermitteln auch sie nicht; ob er etwa im Hause Smidt mit aufwuchs, wo er zumindest zeitweise gewohnt hat und sich sehr häufig aufhielt[6]), oder ob er bei seiner Mutter wohnte, muß offenbleiben. Eine tiefe lebenslange Freundschaft verband ihn mit dem fast gleichaltrigen jüngsten Sohne Smidts, Wilhelm, späterem Gutsherrn auf der Dunge[7]). Noch wenige Monate vor seinem Tode, am 7. August 1868, gedachte Holler aus Anlaß der Silbernen Hochzeit Wilhelms in einem rührenden Glückwunschgedichte dieser Freundschaft[8]). Zeichen der herzlichen Beziehungen zur Familie Smidt ist auch der den Hauffschen „Phantasien" nachempfundene „Epilog im Ratskeller", den Holler zur Goldenen Hochzeit des Bürgermeisters Smidt am 31. Dezember 1847 verfaßte und gemeinsam mit Christine Smidt, geborener Gildemeister, vortrug[8]).

[4]) Vgl. Abschrift seiner Volljährigkeitserklärung v. 15. Nov. 1842 im Nachlaß; am 19. Febr. 1829 erhielt seine Mutter Justine für sich und ihre Kinder das Altstadtbürgerrecht mit Handlungsfreiheit (Bescheinigung ebd.).

[5]) Leider war der Verfasser auf die Herzbergschen Regesten angewiesen, da die Originalbriefe in Potsdam liegen; im folgenden sind die Originalsignaturen des Bestands StAB 7,20 (Smidtarchiv) zitiert.

[6]) StAB 7, 20 — ad IX. C. a. 1. b. Heinrich Smidt an seinen Bruder Gustav am 14. Febr. 1834: Holler werde „wahrscheinlich nach wie vor unser Schlafkamerad bleiben", ebd. Johann S. an Gustav, 9. Juli 1835: Holler verweile tagsüber oft so lange und ausgiebig bei ihnen, daß er, S., kaum dazu komme, mit seinen Söhnen mal ein vertrauliches Wort zu wechseln.

[7]) Vgl. StAB 7, 20 — IX. C. a. 1. b. Heinrich S. an seinen Vater, 13. Aug. 1834, wo er Holler als Vertrauten seines Bruders bezeichnet; in vielen der Briefe, die Wilhelm während seiner Landwirtschafts-Lehrjahre 1834—1838 wie während seines Studiums in Jena nach Hause schrieb, wird Holler erwähnt.

[8]) Entwurf im Nachlaß Holler.

Im März 1834, so erfahren wir[9]), trat er seine Lehrzeit als Kaufmann bei der Firma J. u. G. Höpken an. Neben Getreide und Baumwolle importierte sie Tabak, besonders aus den Vereinigten Staaten, und diesem zukunftsträchtigen und schon damals aufblühenden Handelszweig hat Holler offenbar früh sein Augenmerk zugewandt. Denn seine erste selbständige Aufgabe, von der wir hören[10]), sind ausgedehnte „Tabakreisen". Das unermüdliche Bereisen des Absatzmarktes durch ganz Mittel-, Süd- und Osteuropa und bis zum Kleinstabnehmer, um nach den mitgeführten Proben dann Verträge abzuschließen, war ein besonderes Charakteristikum, zugleich auch so etwas wie ein Erfolgsrezept gerade des Bremer Tabakhandels[11]). Hier verdiente sich der junge Holler in den Jahren 1836—1843 die Sporen; so oft es ging, besuchte er dabei Wilhelm Smidt in Oldenstadt bei Uelzen, in Brake bei Lemgo, in Jena, überbrachte Briefe der Familie, half auch, wenn nötig, mit Geld aus[12]).

Im Winter 1837/1838 verließ Holler das Smidtsche Haus, um zu seiner Schwester Wilhelmine, die den Kapitän Eduard Payeken geheiratet hatte, in die Neustadt zu ziehen[13]). 1842 wurde er für volljährig erklärt, leistete den Bürgereid und wurde als Wehrpflichtiger bei der Bürgerwehr registriert[14]). Im gleichen Jahr weist das Adreßbuch ihn erstmals als Inhaber einer eigenen Wohnung, Stintbrücke 6, aus. Die genauen Termine und Modalitäten seiner 1844 im Adreßbuch vermerkten Teilhaberschaft an der Firma Stockmeyer & Co. waren nicht zu ermitteln. Ob es seiner Initiative zuzuschreiben ist, daß nach Ausweis der Ein-

[9]) StAB 7, 20 — IX. C. a. 1. b. Wilhelm Smidt an seinen Vater, 14. Febr. 1834.

[10]) StAB 7, 20 — ad IX. C. a. 1. b., Briefe Johann Smidts an seinen Sohn Gustav v. 23. Juni 1836, 7. Juli 1836, 27. Nov. 1836; daß seine Prinzipale sehr mit ihm zufrieden waren, hören wir ebd. 16. März 1836, 20. Febr. 1837.

[11]) Vgl. Ludwig Beutin, Drei Jahrhunderte Tabakhandel in Bremen, Stuttgart/Berlin 1937, S. 17 ff.

[12]) StAB 7, 20 — IX. C. a. 1. b., Briefe Wilhelms v. 28. Aug. 1834, 5. Nov. 1834, 21. Apr. 1836 aus Oldenstadt, 9. Aug. 1837 aus Brake; ebd. X. C. a. 1. a., 1. Nov. 1840, 9. Nov. 1840, 8. März 1841 aus Jena; von einer Reise nach Nordhausen 1843 spricht H. selbst in seinem Tagebuch aus Hyères v. 6. März 1863 (Nachlaß).

[13]) StAB — 7, 20 — ad IX. C. a. 1. b. Smidt an seinen Sohn Gustav, 8. Juli 1837.

[14]) Vgl. Anm. 4). — Abschr. des Bürgereids v. 2. Nov. 1842 und Bescheinigung über die Verzeichnung beim 3. Bataillon der Bürgerwehr vom gleichen Tage im Nachlaß.

fuhrlisten[15]) von 1844 an sich das Schwergewicht der Einfuhren dieser Firma von Kaffee aus Brasilien auf Tabak aus den Vereinigten Staaten verlagerte, muß dahingestellt bleiben. Auch ob die Tatsache, daß schon 1845 im Adreßbuch ein Kontor (Süsterstr. 4) unter seinem Namen allein eingetragen ist, auf ein schnelles Wiederausscheiden aus dem Teilhaberverhältnis und auf selbständige Handelsgeschäfte deutet, ist nicht mit Sicherheit zu sagen.

Daß Holler finanziell jedenfalls nicht erfolglos war, können wir wohl daraus schließen, daß er am 17. Mai 1844 Adelheid Henriette Wardenburg heiratete[16]), eine Tochter des Bremer Kaufmanns Anton Gottfried Wardenburg. Der Geburt des Sohnes Heinrich 1845 folgte jedoch bald als schwerer Schicksalsschlag der Tod der jungen Ehefrau, die 1846, erst 21 Jahre alt, einem Lungenleiden erlag. Nicht zuletzt die Einsicht, daß sein Sohn eine Mutter brauchte, bewog den jungen Witwer, ein zweites Mal zu heiraten[17]). Emma Sophie Hegeler, mit der er am 4. Mai 1848 getraut wurde[18]), war die Tochter des Kaufmanns Hermann Diedrich Hegeler, des Gründers und Mitinhabers der Handelsfirma Hegeler & Faber, später Hegeler & Söhne. Nach allen Zeugnissen war die Ehe vorbildlich und glücklich[19]). 1850 wurde die Tochter Anna Maria, 1856 der Sohn Johann Hermann geboren. Beruflich gelang dem tüchtigen Kaufmann in diesen Jahren der Sprung in die Selbständigkeit, bald auch zu einer gewissen Großzügigkeit in Handel und Lebensstil.

Wieder können die genauen Voraussetzungen und Bedingungen seines Zusammengehens mit F. W. Grote, das zur Gründung der Firma Holler & Grote führte — 1847 taucht sie erstmals im Adreßbuch auf — ebensowenig ermittelt werden wie die Entwicklung des jungen Handelshauses, seine Partner und Kunden, sein Umsatz und sein Gewinn, wie schließlich Hollers persönlicher Anteil an all diesem. Von Anfang an jedenfalls war Tabak das bevorzugte, ja fast ausschließliche Handelsgut[20]). Herkunftshäfen waren New York, Baltimore, Richmond (Vir-

[15]) Handelskammer Bremen E. II. a.

[16]) Ehe- und Erbvertrag v. 5. Mai 1844 im Nachlaß.

[17]) Vgl. seine Notizen aus Anlaß des 18. Geburtstages des Sohnes in seinem Tagebuch aus Hyères v. 16. März 1863 (im Nachlaß).

[18]) Vgl. den Ehe- u. Erbvertrag v. 1. Mai 1848 im Nachlaß.

[19]) Vgl. etwa den liebevollen Brief an seine Frau zum Hochzeitstag 1855 oder viele Eintragungen in seine Tagebücher (im Nachlaß).

[20]) Vgl. die Einfuhrlisten von 1850 an, s. Anm. 15: lediglich hier und da eine Ladung Baumwolle aus New Orleans wird neben dem Tabak eingeführt.

ginia) und New Orleans für nordamerikanische Tabake; daneben wurden Tabake aus Kuba (Gibara, Manzanilla, Havanna, von dort auch Zigarren), San Domingo (Porto Plata) und Brasilien (Bahia) eingeführt. Daß der Absatz im Hinterland recht gut florierte, kann aus der fortgesetzten Folge der Anlandungen und den steigenden Mengen eingeführten Gutes wohl sicher geschlossen werden; kleinere Schwankungen und Schwierigkeiten lassen sich naturgemäß aus den Einfuhrlisten allein kaum ablesen. Nach dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens wurde die Firma schon zu den führenden Bremer Tabakshäusern gezählt[21]). Für eine gesunde geldliche Grundlage sprechen im privaten Bereich Reisen und Kuraufenthalte und die Pachtung eines Sommerhauses in Rockwinkel 1852[22]), ganz besonders aber die wachsende Betätigung des jungen Kaufmanns im kommunalen Leben seiner Vaterstadt. Ob er in irgendeiner Weise an den turbulenten Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 Anteil genommen hat oder von ihnen betroffen wurde, wissen wir nicht. Als er im November 1852 als Vertreter der zweiten Wahlklasse (Mitglieder des Kaufmannskonventes) in die Bürgerschaft einzog[23]), war von Revolution, großer Politik, Demokratie keine Rede mehr.

Mit eigenen Vorschlägen und Gedanken trat Holler hier nur wenig hervor. 1855 beantragte er eine Teuerungszulage für die unteren Beamten und in Verbindung damit eine grundlegende Überholung ihrer Gehälter, um ihnen zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft für den Staat ein standesgemäßes und sorgenfreies Leben zu ermöglichen; der zweite grundsätzliche Teil seines Antrags wurde jedoch nicht unterstützt[24]). Weiter war er etwa mit dem geplanten Neubau eines Lehrerseminars 1860 gar nicht einverstanden, hätte Zusammengehen mit einem Nachbarstaat lieber gesehen; auch kritisierte er den gewählten Standort am Wandrahm wegen der Nähe einiger Vergnügungslokale[25]). In den

[21]) Vgl. den Brief des Senators Heinrich Smidt an den bremischen Konsul in Rotterdam vom 18. Febr. 1856 (Entwurf in StAB 2 — ad P. 7. c. 2. R. 4.); der Meinung Smidts freilich, Holler & Grote seien spezialisiert auf Westindische Tabake, widersprechen die Einfuhrlisten.

[22]) Vgl. die beiden „Pflanzbücher" 1852—1865 und 1866—1868 im Nachlaß. Neben Eintragungen der Pflanzen, Chronik ihres Gedeihens, Quittungen der Pacht an den Bauern Gerhard Kropp enthalten sie mehr und mehr auch tagebuchartige Aufzeichnungen.

[23]) VB (Verhandlungen der Bürgerschaft) 1852, S. 189.

[24]) VB 1855, S. 205 ff., 7. Nov.

[25]) VB 1860, S. 86 f., 1. Febr.

stürmischen Debatten des Jahres 1860 um die Einführung der Gewerbefreiheit ergriff er nicht das Wort. Die namentlichen Abstimmungen zeigen ihn jedoch als gemäßigten Befürworter einer Befreiung von Zunftzwang[26]). Einige Male war er schließlich Mitglied des Wahlausschusses für Ergänzungswahlen zum Senat und zum Richterkollegium[27]); am 12. Dezember 1860 wurde er selbst zum Kandidaten für die Nachfolge des ausgeschiedenen Senators Olbers vorgeschlagen, gewählt wurde jedoch Engelbert Klugkist[28]). Vor allem aber sind seine Beiträge in den Sitzungen des Plenums Ausdruck seiner Mitarbeit in verschiedenen Deputationen gewesen. Von 1853 an war er Mitglied der Wegebaudeputation[29]), die für die Wege und Chausseen im Landgebiet zu sorgen hatte; insbesondere setzte sich Holler hier für eine Verbesserung der Chaussee nach Horn — Oberneuland ein, deren schlechten Zustand er selbst als Pächter eines Sommersitzes in Oberneuland-Rockwinkel immer wieder unangenehm empfunden haben wird. Eine weitere große Aufgabe jener Jahre war die Abwässerung des Blocklands; die Verhandlungen darüber mit dem 1856 von den Gemeinden und Bauernschaften des betroffenen Gebiets gebildeten Abwässerungsverband führte die Deputation für die Revision der Deichordnung, deren Mitglied Holler seit 1855 war[30]). Der Arbeit in der Deputation für die Bürgerweide, in die er 1853 gewählt wurde, widmete er sich mit besonderem Nachdruck[31]). Durch eine gemäßigte Veränderung der Weideberechtigungen, Erhöhung des Weidegeldes und besonders etwa die Verpachtung immer größerer Teile der Weide als Gemüseland gelang es in jenen Jahren, den infolge des immer geringeren Auftriebs ständig gewachsenen Fehlbetrag der Weideverwaltung auszugleichen und einen Überschuß zu erwirtschaften. Das dürfte nicht zuletzt ein Verdienst Hollers gewesen sein, der die in der Deputation oft von ihm angeregten Maßnahmen mehrfach in der Bür-

[26]) VB 1860, S. 445 ff.

[27]) VB 1853, S. 193; 1857, S. 97 f.; 102 f.

[28]) VB 1860, S. 394.

[29]) Vgl. Protokolle der Deputation StAB 2 — Q. 1. m. 1. a. 5.; VB 1855, S. 59 ff., 98 ff., 116 ff., 1856 S. 38 f., 111 f., 166, u. öfter.

[30]) Protokolle StAB 2 — Q. 1. n. 1. c. der für die Abwässerungsprobleme eingesetzten Subdeputation, der Holler ebenfalls angehörte, ebd. ad. Q. 1. n. 9. b. 2.; ferner VB 1855, S. 66, 1856, S. 129 ff. (Deputationsbericht).

[31]) Protokolle StAB 2 — P. 4. q. 3. b.; vgl. ferner VB 1855, S. 89, S. 116, 234 ff., 1856 S. 156 ff., 1857 S. 79 ff., 1858 S. 43 f., 143 f., 1859 S. 11 ff., S. 17, S. 77, 83 f., 95 f., 1860 S. 97, 193, 218 ff.

gerschaft energisch vertrat und verteidigte. Daß bereits 1858 auf Hollers Antrag an geeigneten Stellen der Bürgerweide Baumgruppen gepflanzt wurden, verdient besondere Aufmerksamkeit. Erwähnt sei hier auch, daß er 1855 die Wege, die im Süden und Osten die Weide begrenzten, zum Teil auf eigene Kosten mit Eichen bepflanzen ließ. Der südliche Weg, Eichenallee genannt, erhielt bekanntlich später den Namen Hollerallee[32]). Von 1854—1860 endlich wurde Holler auch in die Administration des St.-Remberti-Stifts von der Bürgerschaft entsandt[33]). In allen diesen Ausschüssen übernahm er die schwierige und zeitraubende Aufgabe der Rechnungsführung, bzw. der Verwaltung des Haushalts. Diese Aufgaben versah er mit untadeliger Genauigkeit; er empfand sie so sehr als seine eigenen Angelegenheiten, daß er in der Bürgerschaft Versuchen entgegentrat, die Befugnisse und die Verantwortlichkeit der Deputations-Rechnungsführer zu schmälern, im Gegenteil sogar anregte, ihre Stellung zu stärken[34]). 1859 wurde er zum Mitglied der Handelskammer gewählt, die ihn als ihren Vertreter in die Behörde für das Frachtfuhrwesen entsandte und in den Ausschuß zur Vorwahl der Vertreter der zweiten Klasse der Bürgerschaft wählte[35]). Nicht unerwähnt bleiben darf schließlich auch seine rege Mitarbeit am Gemeindeleben von St. Remberti[36]). Schon seit 1845 war er Diakon der Gemeinde, gehörte 1855—1860 und 1863—1868 dem Kirchenvorstand an und amtierte 1860—1863 als Bauherr. In dieser Eigenschaft förderte er besonders den Plan eines Neubaus der Kirche, dessen Realisierung er freilich nicht mehr erlebt hat[37]).

Dieser Zeit erfüllten öffentlichen Wirkens, das hier nur in Umrissen wiedergegeben werden konnte, und harmonischen familiären und gesellschaftlichen Lebens[38]) — im Sommer 1860 unternahm er mit Frau und ältestem Sohn eine große Reise in die Schweiz, die bei allen dreien

[32]) Vgl. Prüser a.a. O. S. 19; Mitteilung von Frau v. Pochhammer; ein Aktenbeleg für die Anlage der Alleen ließ sich nicht mehr auffinden.

[33]) Vgl. StAB 2 — T. 6. l. 2. a. und ad. T. 6. l. 2. a.

[34]) VB 1857, S. 37, u. 1859, S. 106 ff., 1860, S. 211 ff.

[35]) Handelskammer H. I. 10, H. I. 11 u. H. I. 30; StAB 2 — R. 13. A. 3.

[36]) Vgl. StAB 2 — ad T. 4. c. 2. b. 2., T. 4. c. 2. b. 6., T. 4. c. 2. b. 8.

[37]) Vgl. außer den Anm. 36 zitierten Akten den undatierten (1867?) Entwurf einer Ansprache (an den Kirchenvorstand?) mit Aufruf zu neuer Aktivität im Hinblick auf den Neubau, u. seinen Brief vom 3. März 1864 aus Pau an den Bauherrn Bechtel, in dem er sich unter bestimmten termingebundenen Auflagen zu einem erheblichen Geldbeitrag verpflichtet: beides im Nachlaß.

[38]) Vgl. das „Pflanzbuch" aus Rockwinkel im Nachlaß.

den nachhaltigsten Eindruck hinterließ [93]) — bereitete im Winter 1860/1861 der Ausbruch einer schweren Lungentuberkulose ein jähes Ende. Fünf Monate lang schwebte er zwischen Leben und Tod und genas nur langsam während eines Kuraufenthaltes in Bad Rehburg im Sommer 1861. Auf Anraten des Arztes verbrachte er die folgenden vier Winter im Süden, und zwar 1861/1862 und 1862/1863 in Hyères, 1863/1864 und 1864/1865 in Pau (Pyrenäen), wobei ihn jedesmal Frau und Kinder begleiteten und ein eigener Hausstand geführt wurde [40]). Auch die Sommer verlebte er bis 1863 meist außerhalb Bremens. Sein Gesundheitszustand blieb schwankend, eine durchgreifende Heilung trat wohl nicht mehr ein. Alle öffentlichen Verpflichtungen, die er ohnehin seit 1861 nicht mehr wahrnahm, gab er nach und nach bis Anfang 1864 auf, und auch die Leitung der Firma mußte er weitgehend seinen Teilhabern — seit 1862 war Christoph Papendieck als Junior-Teilhaber hinzugetreten [41]) — überlassen. Das gute Gedeihen der Handelsgeschäfte ermöglichte offenbar die Aufenthalte im Süden ohne Schwierigkeit. Die geduldig-liebende Fürsorge seiner Frau und eine tiefe Gläubigkeit, auf die insbesondere der liberal-naturphilosophische Pastor an St. Remberti, Wilhelm Nagel — jeden Sonntag wurde in Hyères eine seiner Predigten von der Familie gelesen [40]) —, einen großen Einfluß ausübten, halfen ihm, sein Schicksal zu tragen. Zu seiner eigenen Krankheit kamen Sorgen um die Gesundheit und Zukunft seines ältesten Sohnes Heinrich, der in der Kaufmannsausbildung nicht recht vorankam und seit etwa 1864 Symptome eines sich allmählich verschlimmernden Augenleidens zu zeigen begann [42]).

Immerhin schien Holler den Ärzten soweit gekräftigt, daß er Sommer und Winter 1865 erstmals wieder in Bremen verbringen konnte und zum einigermaßen normalen Leben zurückfand. Im Sommer dieses Jahres gab dann das Zweite Deutsche Bundesschießen bei ihm den Anstoß zum großen Plane der Anlage eines Bürgerparks [43]), für ihn die

[39]) Vgl. dazu und zum folgenden Tagebucheintragung v. 16. März 1863 aus Hyères.

[40]) Über seine Lebensweise dort gibt das Tagebuch v. 23. Jan. 1863 bis 13. Apr. 1863 aus Hyères detaillierten Aufschluß.

[41]) Vgl. den Nachtrag zu dem — nicht erhaltenen — Teilhaberschaftsvertrag v. 1. Dez. 1862 mit Papendieck vom 23./26. April 1867 im Nachlaß.

[42]) Vgl. dazu die „Pflanzbücher"; ferner Briefe Heinrichs im Nachlaß.

[43]) Zum folgenden vgl. Briefe und Notizen aus dem Jahre 1865 im Nachlaß u. StAB 2 — P. 4. q. 1. c., „Courier" Nr. 267 v. 27. Sept. 1865.

konsequente und zeitgemäße Lösung der Probleme des „Stiefkinds" Bürgerweide, wie er es selbst einmal formulierte[44]), mit denen er aufs beste vertraut war. In den einzelnen Abschnitten der Ausführung seiner Idee, die hier nicht näher ausgeführt werden können, trat er, sicher auch aus Gesundheitsrücksichten, nicht in den Vordergrund; doch arbeitete er im stillen unermüdlich, entwarf Aufrufe und warb angesehene und finanzkräftige Förderer, wobei er freilich auch auf Skepsis und Ablehnung stieß[45]). Er besuchte die Versammlungen der „Comités", oder, wo dies nicht ging, ließ er sich über ihren Verlauf Bericht erstatten; auch den Anstellungsvertrag für Wilhelm Benque hat er mitgestaltet und selbstverständlich seinen finanziellen Beitrag gegeleistet. Die Krankheit des Sohnes überschattete die Folgezeit, in die auch der Krieg von 1866 Unruhe brachte[46]); die Geschäfte der Firma Holler & Grote blieben davon nicht unberührt. Doch war Holler diese wirtschaftlichen Nachteile um der „nationalen Wiedergeburt" Deutschlands willen ebenso zu tragen bereit wie er die Opfer und Folgen für die innere und äußere Staatlichkeit Bremens in Kauf zu nehmen gewillt war[47]); die geschäftliche Stagnation war im übrigen nur vorübergehend, von 1867 an ist ein sprunghaftes Ansteigen der Tabakimporte der Firma festzustellen. Auch Baumwolle wurde jetzt in größeren Mengen eingeführt, und 1868 kamen erstmals zwei Ladungen Petroleum aus den Vereinigten Staaten; seit 1865 besaßen Holler & Grote auch eigene Schiffe[48]).

Lange konnte sich Holler dieser glänzenden Entwicklung nicht freuen. Nach einem ruhigen Sommer 1867, in dem er am weiteren Wachsen des Bürgerparks lebhaften Anteil nahm[49]) und den Anstoß zur Wiederaufnahme der Bemühungen um einen Neubau der Remberti-

[44]) VB 1855, S. 243.

[45]) Vgl. etwa die Antwort H. H. Meiers auf Hollers Brief v. 21. Aug. 1865, dat. v. 22. Aug. aus Bad Harzburg (Original im Nachlaß): der Gründer des Norddeutschen Loyd lehnte eine Mitarbeit freundlich, aber deutlich ab und verhehlte nicht, daß er von dem Projekt nicht allzuviel hielt.

[46]) Vgl. zum folgenden das zweite Tagebuch aus Rockwinkel 1866—1868 im Nachlaß.

[47]) Vgl. außer dem Tagebuch noch eine längere Aufzeichnung v. 9. Aug. 1866 im Nachlaß.

[48]) 1865 die Bark „Jupiter", dazu 1866 die Bark „Juno" und seit 1868 die Bark „Ceres".

[49]) Vgl. Anm. 46) u. StAB 2 — P. 4. q. 1. c.

kirche gab[50]), verschlechterte sich im Winter sein eigener Gesundheitszustand wieder zusehends. Auf einer Reise, die er deshalb mit Frau und Tochter im Sommer 1868 in den Süden unternahm, nach Schlangenbad, dann auf den Rigi (Schweiz), erreichte ihn die Nachricht von dem in dieser Plötzlichkeit doch wohl unerwarteten Tod des Sohnes; noch nicht einmal dem Begräbnis beizuwohnen war ihm vergönnt — der Arzt widerriet der Reise in den Norden entschieden[51]). Im August 1868 kehrte er nach Bremen zurück und bezog Ende des Monats wieder das Haus in Rockwinkel. Den norddeutschen Winter überstand seine geschwächte Gesundheit nicht mehr, am 31. Dezember 1868 ist er gestorben[52]).

Da sein jüngerer Sohn ihn nur um wenig mehr als ein Jahrzehnt überlebt hat und ohne Erben verstorben ist, war Holler praktisch der letzte Repräsentant seines Geschlechts in Bremen. Kaufmännische Tüchtigkeit befähigte ihn, aus kleinsten Anfängen ein beträchtliches Vermögen zu schaffen, das Frau und Kindern eine gesicherte Zukunft garantierte. Seine Tätigkeit im Dienste Bremens und seiner Bürger, seine Opferwilligkeit haben bleibende Spuren hinterlassen, und seine Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft schufen ihm viele Freunde. Wenn es ihm auch nicht wie seinen Vorfahren vergönnt war, zu den höchsten Staatsämtern aufzusteigen, so schließt mit ihm doch würdig eine jahrhundertealte Familientradition.

[50]) Vgl. Anm. 37 u. „Courier" v. 21. März 1871 (Bericht von der Einweihung des Neubaus).

[51]) Vgl. den Briefwechsel mit seinem in Bremen gebliebenen jüngeren Sohn im Nachlaß: Briefe v. 17. Juli u. 27. Juli 1868: der Tochter Marie an ihren Bruder v. 12. Juni u. 29. Juni 1868; ferner das Totengedicht Hollers auf seinen Sohn ebd.

[52]) Vgl. die kurzen Nachrufe im „Courier" Nr. 2 v. 2. Jan. 1869, Nr. 6. v. 6. Jan.; „Morgenpost" Nr. 5 v. 6. Jan. 1869.

XIII.

Die Weserzeitung als Spiegel der italienischen Einigungsbestrebungen 1850—1861*).

Von Walter Fräßdorf

Die Weserzeitung[1]) hatte bald nach ihrer Gründung im Jahre 1844 — vor allem durch das journalistische Geschick des jungen Redakteurs Dr. Th. E. Arens — einen so schnellen Aufstieg genommen, daß Dora H. Meyer, die die Geschichte der Zeitung in ihrer Münchener Dissertation von 1932 sorgfältig untersucht hat, feststellen konnte, Arens habe bei seinem frühen Tode 1850 „eine Zeitung hinterlassen, die im Begriffe war, sich zur gelesensten von Deutschland zu machen".

Der Nachfolger von Arens wurde Otto Gildemeister. Er hat ihr wie kein anderer den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Als Zweiundzwanzigjähriger vom Freund Arens in die Redaktion gerufen, hat er ihr freilich nur wenige Jahre angehört — als Hauptschriftleiter nur knapp zwei Jahre nach dem Tode von Arens (1850—1852) —: dann schied er aus, weil ihm das Amt des Senatssekretärs übertragen wurde. Aber er ist der Weserzeitung sein ganzes Leben lang als Mitarbeiter eng verbunden geblieben, auch als er 1857 zum Senator gewählt worden war und später wiederholt das Amt des Bürgermeisters bekleidete. Sein letzter Beitrag erschien am Tage seiner Beerdigung im Jahre 1902. Nicht Hunderte, sondern — wie *Emil Fitger* schätzt[2]) — gegen 5000 Leitartikel stammen von seiner nimmermüden Feder, in denen er aus der Fülle seines Wissens geistvoll-feinsinnig und sprachlich vollendet zu den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen des Tages Stellung genommen hat.

Es war verlockend, aus diesen Aufsätzen Otto Gildemeisters ein Bild seiner Anschauungen über die *italienischen Einigungsbestrebungen* und deren geistigen Führer *Cavour* zu gewinnen, der ihm als gemäßig-

*) Vorliegender Aufsatz ist ein umgearbeiteter Teil einer größeren preisgekrönten Arbeit des Verfassers. Sie entstand in Beantwortung einer vom italienischen Minister für Auswärtige Angelegenheiten im Jahre 1961 mit dem Rahmenthema *Il risorgimento italiano visto dalle stampe straniere dell'epoca* („Die italienische Einigung im Spiegel der zeitgenössischen Auslandspresse") gestellten Frage. P.

[1]) Im folgenden in den Anmerkungen abgekürzt: WZ.

[2]) WZ. v. 27. Sept. 1908.

ter Liberaler und überzeugter Freihändler politisch nahestand. Aber der Umstand, daß alle Leitartikel der Weserzeitung [3]) ohne Namen der Verfasser erschienen sind, machte Untersuchungen darüber notwendig, welche von den inhaltlich in Frage kommenden Aufsätzen von Gildemeister stammen. Wir können hier nur die Ergebnisse dieser Bemühungen mitteilen.

Eine Durchsicht des von der Bremer Staatsbibliothek verwahrten literarischen Nachlasses von Gildemeister [4]) ergab, daß alle seine Leitartikel für die Weserzeitung zwar anonym erschienen sind, aber als Autorenzeichen ein Sternchen am Beginn des Textes tragen. Doch konnte festgestellt werden — Herr Hermann Fitger gestattete freundlicherweise die Einsicht in hinterlassene Notizen seines Vaters —, daß auch Emil Fitger, der von 1886—1917 Chefredakteur der Weserzeitung war, seine Beiträge in derselben Weise gekennzeichnet hat, und zwar bis zum Tode O. Gildemeisters 1902 gleichzeitig mit diesem. Da ferner dieses Zeichen auch sonst in der Zeitung und besonders in ihrem „lokalen" Teil vorkommt, drängte sich die Vermutung auf, das Sternchen sei das Kennzeichen für alle aus der Redaktion selbst kommenden Arbeiten. Für unsere Frage würde das dann bedeuten: Otto Gildemeister hatte dieses Autorenzeichen während seiner Zugehörigkeit zur Redaktion geführt, es aber nach seinem Ausscheiden beibehalten, offenbar um für seine Beiträge die Anonymität zu behalten, auf die er bei seinem hohen öffentlichen Amt Wert legen mußte.

Für unser Thema interessiert uns aber vor allem die Frage der Verfasserschaft für die Aufsätze über die italienische Einigungsbewegung in der Zeit von 1850—1861. Wir müssen uns auch hier versagen, auf Einzelheiten einzugehen und begnügen uns damit, festzustellen: Die weitgehende Übereinstimmung der politischen Grundgedanken in den zahlreichen hier in Frage kommenden Sternchen-Leitartikeln, gewisse häufig wiederkehrende Lieblingsideen, bestimmte Eigentümlichkeiten in der Beweisführung lassen auf ein und denselben Verfasser schließen, und der glänzende Stil der Arbeiten macht es sehr wahrscheinlich, daß es sich dabei um Otto Gildemeister als Verfasser handelt, dessen stilistische Meisterschaft oft gerühmt und z. B. von Theodor Barth [5]) genauer charakterisiert worden ist. Für die Redaktion mußte es

[3]) Die Anmerkungen geben dazu die Tagesdaten.
[4]) Man. a. 221; 3.
[5]) Nation, 26. Dez. 1896.

ja auch naheliegen, dem ausgezeichneten Kenner der italienischen Sprache und Geschichte — wenn seine berühmten Übersetzungen des *Orlando furioso* und der *Divina commedia* auch erst später im Druck erschienen — die Bearbeitung italienischer Angelegenheiten zu übertragen.

Es spricht also sehr vieles dafür, daß die vielen Leitaufsätze, die wir im folgenden bei der Verfolgung des Risorgimento heranziehen werden — oder wenigstens die überwiegende Mehrzahl von ihnen —, aus der Feder Otto Gildemeisters stammen. Ein sicherer Beweis dafür ist freilich nicht zu erbringen. Daher erscheint es geboten, in den folgenden Ausführungen vorsichtigerweise bei der Frage der Verfasserschaft der Leitartikel in der Regel nur vom „Sternleitartikler" der Weserzeitung zu sprechen.

Verfolgen wir nun, wie sich die Ereignisse der italienischen Einigungsbewegung in der Zeitung widerspiegeln.

*

Am Neujahrstage des Jahres 1850 blickt der Verfasser des Leitartikels unserer Zeitung bekümmert auf die Zerstörung vieler politischer Hoffnungen im zu Ende gegangenen Jahre 1849 zurück. Der Wunsch der Patrioten sei gewesen, es möchte die Früchte der großen Bewegung des Jahres 1848 bringen; in Wirklichkeit aber sei es „ihr Totengräber" geworden: Durch eine ungeheure Kraftanstrengung der Reaktion sei die Revolution überall besiegt worden, soweit sie in einem äußeren Kampfe besiegt werden konnte.

Diese Feststellung des Verfassers, der dabei naturgemäß zunächst an Deutschland dachte, trafen auch für Italien zu. Das Jahr 1849 hatte auch hier den Sieg der Reaktion gebracht, und das Jahr 1850 vollendete ihn. Die Weserzeitung berichtet eingehend darüber:

Anfang Juli 1849 hatte ein französisches Expeditionskorps die Revolutionsregierung unter Mazzini und Garibaldi aus Rom verjagt. Am 12. April 1850 kehrte Pius IX. aus seinem Exil zurück, und nun begann in Rom ein Rachefeldzug, in dem der einst stürmisch umjubelte „Reformpapst" an politischen Gegnern sogar die Todesstrafe vollstrecken ließ[6]). In Neapel hob Ferdinand II., gestützt auf seine Schweizerregi-

[6]) WZ. v. 2. Sept. 1850.

menter, Anfang Juli 1850 die Verfassung wieder auf, die er im Januar 1848, bedrängt von der revolutionären Bewegung in seinem Lande, gegeben hatte[7]), und der Großherzog von Toskana folgte Ende September 1850 seinem Beispiele[8]), nachdem österreichische Regimenter der Gegenrevolution in den kleineren mittelitalienischen Staaten zum Siege verholfen hatten. Siegreich war Österreich auch in Norditalien geblieben, wo Piemont nach dem unglücklichen Feldzuge von 1848 im Frühjahr 1849 eine neue Offensive begonnen hatte, die aber sehr bald in der Niederlage von Novara[9]) zusammenbrach, so daß die leidgeprüfte Lombardei wieder den fremden Gewalthabern überlassen werden mußte.

Die Freiheitsträume der italienischen Patrioten schienen ausgeträumt zu sein; Italien versank in Apathie. „Die Revolutionen haben es geschüttelt wie der Sturm den Baum und Blüten und Früchte heruntergerissen", hatte die Weserzeitung am 4. Januar 1850 geschrieben; aber sie hatte auch versichert: „Was auch kommen mag, das Volk wird in seinem Herzen ein Ideal bewahren, dem es ewig nachjagen wird"[10]).

Es war Piemont, die „Insel der Freiheit im Meer der Reaktion", auf das sich die Blicke vieler italienischer Patrioten richteten, die auch jetzt die Hoffnung auf den Sieg der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes nicht aufgeben wollten. Piemont hatte als einziger Staat der Halbinsel an seiner Verfassung aus dem Jahre 1848 festgehalten, wie es auch — sieht man vom Kirchenstaat ab — der einzige italienische Staat war, an dessen Spitze ein nationales Herrscherhaus stand. Sein Volk hatte — wenn auch vergeblich — für die Befreiung Oberitaliens schwere Opfer an Gut und Blut gebracht, und als seine Regierung im Frühjahr 1850 wegen der „Siccardischen Gesetze", die die vielen Vorrechte der Kirche im „Paradies der Kirche" (Treitschke) stark beschneiden sollten, mit dem päpstlichen Stuhl und dem einheimischen Klerus in einen schweren Konflikt geriet, verstärkte es seinen Ruf als mutiger Vorkämpfer gegen alle politische und kirchliche Reaktion[11]).

Einer der Abgeordneten der Turiner Deputiertenkammer vertrat in diesem Kampfe den Standpunkt der Regierung in Wort und Schrift mit

[7]) WZ. v. 20. Juli 1850.
[8]) WZ. v. 30. Sept. 1850.
[9]) 23. März 1849.
[10]) WZ. v. 4. Jan. 1850.
[11]) WZ. v. 19. Apr. 1850.

besonderer Leidenschaft: der Graf Camillo Benso di Cavour, Gutsherr und Herausgeber der Zeitung „Il Risorgimento", die er 1847 mit den politischen Freunden Balbo und d'Azeglio begründet hatte und die später der ganzen italienischen Freiheits- und Einigungsbewegung den Namen gegeben hat. Von ihm teilte die Weserzeitung am 18. Oktober 1850 mit, daß er als Minister in das Turiner Kabinett eingetreten sei, und bemerkte dazu: „Die klerikalen Blätter erblicken in ihm den erbittertsten Gegner der Kirche und sind sehr unzufrieden mit seinem Eintritt ins Ministerium". Am 4. November 1852 ernannte ihn König Viktor Emanuel zum Ministerpräsidenten [12]), und als Ludwig Napoleon knapp vier Wochen später als Napoleon III. den französischen Thron bestieg, waren die beiden Männer auf dem Gipfelpunkt ihres steilen Aufstieges angelangt, die im nächsten Jahrzehnt die Geschicke Italiens entscheidend bestimmen sollten.

Zu der politischen Wirksamkeit des Ministerpräsidenten Cavour dürfen wir natürlich so lange keine ausführlichere Stellungnahme unserer Zeitung erwarten, als seine Politik europäische Interessen nicht berührte. Kurze Mitteilungen, meist aus anderen Zeitungen übernommen, sind zunächst die Regel. Vorsichtig charakterisiert sie ihn und seine politische Einstellung und meint [13]), er gelte als „liberal und gewissenhaft konstitutionell" und sei als Freihändler in England eine sehr angesehene Persönlichkeit. Aber auch mit dem bonapartistischen Frankreich scheine er sich gut gestellt zu haben. Die Zeitung hat dabei wohl die wiederholten Informationsreisen Cavours nach England und Frankreich im Auge; die letzte, im Sommer 1852 unternommen, hatte ihm in London zwar manche Ehrung eingebracht, in Paris aber, was ihm viel wichtiger sein mußte, zu einer ersten Fühlungnahme mit Napoleon Bonaparte geführt. Wie weit dabei Cavour dem einstigen Carbonaro, der zwanzig Jahre früher bei der Erhebung der Romagna mitgewirkt hatte und nun auf dem Wege zum Kaiserthron war, seine italienischen Pläne und Hoffnungen enthüllt hat, wissen wir nicht. Man darf aber wohl annehmen, daß hier bereits die ersten Voraussetzungen für die späteren Abmachungen von Plombières und die Mitwirkung Frankreichs bei der Befreiung der Lombardei geschaffen worden sind.

Biographische Angaben über Cavour bringt unsere Zeitung erklärlicherweise erst, nachdem er in der politischen Welt eine bekannte

[12]) WZ. v. 8. Nov. 1852.
[13]) WZ. v. 8. Nov. 1852.

Persönlichkeit geworden war. Es geschieht am 27. August 1860 im Feuilleton in einem längeren Aufsatz, als dessen Verfasser sich Gustav Rasch, ein gelegentlicher Mitarbeiter, nennt. Wir greifen aus diesem Bericht nur die bemerkenswerte Frage der Abstammung Cavours heraus. Der Graf stamme väterlicherseits, heißt es hier, in gerader Linie aus einem sächsischen Adelsgeschlecht, das seine Besitzungen im Schwarzburgischen gehabt habe. Ein Angehöriger des Geschlechtes sei bei der Rückkehr vom Kreuzzuge mit den Bürgern einer Stadt in der Nähe von Turin in Streit geraten, habe die Stadt erobert, sich dort seßhaft gemacht und die Tochter aus einer vornehmen Adelsfamilie geheiratet. So seien die Bensia oder Bensi nach Italien gekommen und hätten dann später nach einer ihrer Besitzungen den Namen Cavour angenommen. Noch heute führten sie den Wahlspruch ihres Ahnen „Gott will Recht" in deutscher Sprache in ihrem Wappen, und über dem Portal der Villa des Grafen an der Straße von Turin nach Genua seien diese Worte noch jetzt zu lesen [14]).

In England hatte Cavour die Überzeugung gewonnen, daß eine gesunde Wirtschaft die Vorbedingung für ein geordnetes Staatsleben ist.

[14]) Überprüfen wir das Schrifttum zu dieser Frage der deutschen Abstammung Cavours, so ergibt sich das folgende: Die italienischen Autoren A. Omodeo und L. Salvatorelli erwähnen nichts davon. Die *Enziclopedia Italiana* gibt in ihrem langen Cavour-Aufsatz nur an, daß die Familie „vielleicht aus Deutschland kommt" *(forse oriunda dalla Germania).* Treitschkes Cavouressay von 1869 enthält keine Angaben über Cavours Ahnenreihe. R. Sternfeld wirft zwar in seiner Cavour-Biographie von 1922, S. 464, die Frage auf: War Cavour Italiener? und verweist zur Begründung seines Zweifels auf sein unitalienisches Äußere — das blonde Haar, die blauen Augen —, seine französische Muttersprache, sein geringes Interesse für das alte Rom und dessen Sprache und Kultur, macht aber keine Andeutung über eine etwaige Einwanderung seiner Ahnen aus Deutschland. M. Paléologues, „Cavour, ein großer Realist", 1929, spricht zwar von der „zum Teil ausländischen Herkunft" Cavours, denkt dabei aber an seine Mutter, die aus einer Genfer Hugenottenfamilie kam. Die väterlichen Vorfahren erwähnt er nicht. P. Matter widmet unserer Frage eine besondere Untersuchung (*Les origines des Cavours, Revue hist.* 1912, S. 32 ff.), kommt aber nur zu dem Ergebnis: *L'origine de la famille est demeurée obscure.* Denn der Name Benz sei zwar in Deutschland nicht selten; aber im Mittelalter habe es auch zahlreiche italienische Familien Bensia, Benso oder Benzo gegeben, die sich von Mailand aus bis nach Florenz ausgebreitet hätten. F. X. Kraus (Cavour, 6. und 7. Aufl. 1903) hingegen hält die deutsche Herkunft Cavours für erwiesen. Er erzählt die Vorgänge ähnlich wie G. Rasch in der WZ., erwähnt aber außerdem noch, daß auch Cavours Vetter und erster Biograph W. De La Rive, *Il conte di Cavour,* erklärt, Piemont verdanke Deutschland seinen größten Staatsmann (In der ital. Ausgabe von 1911 S. 2).

Dem wirtschaftlichen Aufschwung seines besiegten und finanziell geschwächten Landes galten daher seine ersten Maßnahmen, als er 1850 in das Ministerium in Turin eintrat. Er schloß Handelsverträge mit Portugal, Griechenland, dem Deutschen Zollverein, den Hansestädten, mit Holland, der Schweiz, Frankreich, sogar mit Österreich — unsere Zeitung meldet sie alle gewissenhaft für ihre dem Handel nahestehenden Leser[15]). Er setzte Steuererhöhungen durch, die der Neuorganisation und dem Ausbau des Heeres dienen sollten[16]). Denn aus der Niederlage von 1849 und den vielen erfolglosen Volksaufständen in den letzten Jahrzehnten hatte er die Überzeugung gewonnen, daß es nur einen Weg gab, um die politischen Verhältnisse in Italien zu ändern: die Entwickelung von staatlicher Macht.

Ein besonders schwieriges Problem erwartete Cavour, als er 1852 Ministerpräsident geworden war, durch den Strom der Flüchtlinge, den der Sieg der Reaktion in den italienischen Staaten nach Piemont geführt hatte. Im Juli 1851 sollen sich, wie die Weserzeitung zu melden weiß[17]), 40 000 Flüchtlinge aus Rom, Neapel, besonders aber aus der Lombardei und aus Venetien in Piemont aufgehalten haben. Diese untätigen und unzufriedenen Emigranten wurden zu einer ernsten Belastung für das Land, besonders nachdem ihre Besitzungen in der Lombardei beschlagnahmt worden waren, so daß viele unter ihnen nun ohne alle Einkünfte waren[18]). „In den Cafés sitzen sie in Gruppen beisammen, diskutieren lebhaft und leise ihre Pläne und erwarten mit Ungeduld die allgemeine Erhebung des italienischen Volkes", so schildert sie ein aus der Allgemeinen Zeitung stammender Bericht in der Weserzeitung[19]). Nicht wenige von ihnen fingen jetzt an, mit den Anhängern Mazzinis zu konspirieren, der vom Ausland her unaufhörlich zum Aufstand antrieb. Cavour ermahnte sie wiederholt, die Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen, und scheute sich auch nicht, einzelne Unruhestifter unter ihnen auszuweisen[20]). Schließlich sah er sich genötigt, der Kammer ein Gesetz zur Unterstützung der mittellos gewordenen Flüchtlinge vorzulegen, und er gewann das Haus für dieses Gesetz, obwohl die finanzielle Lage des Staates außerordentlich an-

[15]) WZ. v. 31. Mai 1851.
[16]) WZ. v. 26. Aug. 1851.
[17]) WZ. v. 2. Aug. 1851.
[18]) WZ. v. 5. März 1853.
[19]) WZ. v. 21. März 1853.
[20]) WZ. v. 18. März u. 14. Okt. 1853.

gespannt war, weil er verstanden hatte, sich im Parlament aus den besonnenen Teilen der Rechten und der gemäßigten Linken eine Mehrheit zu verschaffen, die ihm im ganzen auch später ergeben geblieben ist. Oft und gern hat er sich selbst als *uomo del giusto mezzo* bezeichnet[21]).

Die immer schon gespannten Beziehungen Österreichs zu Piemont-Sardinien verschlechterten sich freilich durch diese Vorgänge noch weiter und führten schließlich im Herbst 1853 zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen[22]). Cavour kam diese Entwicklung der Dinge wohl gar nicht ungelegen; denn er war längst davon überzeugt, daß eine Befreiung von Norditalien — und dies mußte sein nächstes Ziel sein — nur durch eine neue kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich zu erreichen war. Es kam aber sehr auf die rechte diplomatische und militärische Vorbereitung dieses neuen Waffenganges an; zudem hatte das Jahr 1849 erwiesen, daß die Kräfte Piemonts allein dazu nicht ausreichten.

Die Weserzeitung hatte in ihrem Leitaufsatz vom 17. Februar 1853 nachdrücklich darauf hingewiesen, daß „in Italien der status quo nur durch Waffengewalt aufrecht erhalten wird": in Rom durch die Franzosen, in Neapel durch die Schweizerregimenter des Königs und in Norditalien durch das österreichische Militär. Es mußte Cavour darauf ankommen, diese „auf die Dauer unmögliche Situation", wie unsere Zeitung urteilt, den Großmächten eindringlich klarzumachen und für die Lösung dieser Frage ihre Unterstützung zu gewinnen. Die Möglichkeit dazu bot der Krimkrieg.

Die Vorgänge bis zum Eintritt Sardiniens in den Krieg lassen sich in der Weserzeitung genau verfolgen: der Widerstand der öffentlichen Meinung, die Ministerkrise und der Beitritt zum Bündnis der Westmächte gegen den Rat der Minister, allein gestützt durch die Zustimmung des Königs. Es war ein Schritt von ungeheurer Kühnheit, gegen den Willen des Volkes, zudem völlig ungewiß hinsichtlich seiner Erfolge.

Am 18. Januar 1855 fragt der Stern-Leitartikler unserer Zeitung, welchen Vorteil sich das Turiner Kabinett eigentlich vom Eintritt in den Krieg verspreche, und urteilt, daß der Vorteil einseitig bei den Westmächten liege. Die weitgesteckten Ziele Cavours erkennt er nicht. Cavour deutete sie an, als die Opposition in der Kammer die heftigsten

[21]) *A. Omodeo, L'Opera politica del conte di Cavour* (1940) I, 1, S. 11.
[22]) WZ. v. 26. Okt. 1853.

Vorwürfe gegen ihn erhob, indem er erklärte: „Ich stelle fest, daß der Vertrag mit den Westmächten dem gesamten Italien nützlich ist. Die Lorbeeren unserer Soldaten auf der Krim werden für Italien das tun, was Verschwörungen und Deklamationen nicht vermocht haben[23])." Die Kammer billigte schließlich den Bündnisvertrag, wenn auch nur mit einer schwachen Mehrheit; der Senat schloß sich etwas später an: Cavour hatte sich durchgesetzt[24]).

Auch über die neuen Schwierigkeiten, die Cavour im Zusammenhang mit einem Gesetz zur Aufhebung der Klöster in Piemont entstanden, das zum offenen Bruch mit der Kirche und zur „großen Exkommunikation" aller führte, die das Gesetz „vorgeschlagen, gebilligt und seine Ausführung unterstützt haben", berichtet die Weserzeitung mit großer Ausführlichkeit[25]). Sardinien hatte eine Rolle im Kräftespiel der europäischen Politik übernommen, daher wendet sich ihm die Aufmerksamkeit der Zeitung nun auch stärker zu als bisher.

Auf den Verlauf des Krieges und die Beteiligung des kleinen sardinischen Expeditionskorps wollen wir nicht eingehen, obwohl unsere Zeitung darüber täglich viele Einzelheiten bringt.

Je mehr man sich dem Ende des Krieges näherte, um so größer wurden die Besorgnisse Cavours, ob der Frieden wohl die Früchte bringen werde, die er durch die Teilnahme am Kriege erstrebt und zu ihrer Begründung in Aussicht gestellt hatte. Aus solchen Sorgen heraus veranlaßte er den König im November 1855 zu einem Besuche der Bundesgenossen in Paris und London, bei dem er ihn begleitete und den er benutzte, um die maßgebenden Staatsmänner für die Sache Italiens zu gewinnen[26]). Mit Napoleon hatte er mehrere Unterredungen, und als dieser bei der letzten Zusammenkunft die berühmte Frage an ihn gerichtet hatte: „Was kann man für Italien tun?", antwortete er von Turin aus mit einer längeren Denkschrift, von deren Inhalt die Öffentlichkeit damals nichts erfuhr, von der wir aber heute wissen, daß sie mit ihren maßvollen Vorschlägen und vorsichtigen Formulierungen ein Meisterwerk der diplomatischen Kunst war. „Es war die erste Lehrstunde, die der Meister dem langsam fassenden Schüler gab", urteilt Treitschke[27]).

[23]) WZ. v. 12. Febr. 1855.
[24]) WZ. v. 17. Febr. 1855.
[25]) WZ. v. 11. Aug. 1855.
[26]) WZ. v. 25. Nov. 1855.
[27]) H. v. Treitschke, Histor. u. polit. Aufsätze 1871, Bd. 2, S. 317.

Über den Verlauf der Friedenskonferenz von Paris, soweit er Sardinien und die italienische Frage betraf, berichtete Cavour der Kammer der Deputierten am 6. Mai 1856 in einer großen Rede, welche die Weserzeitung im Wortlaut mitteilt[28]). Am Anfang seines Berichtes hebt Cavour mit Stolz hervor, daß die sardinischen Bevollmächtigten denen der Großmächte völlig gleichgestellt gewesen seien. Sie hätten durch ein Memorandum[29]) die Aufmerksamkeit der Konferenz auf Italien lenken können. Bei den dann folgenden Verhandlungen hätten die verbündeten Mächte die „wohlwollendsten und freundschaftlichsten Gesinnungen" gezeigt, während die österreichischen Bevollmächtigten sich geweigert hätten, auf diese Fragen überhaupt einzugehen.

Als Ergebnis dieser Verhandlungen stellt Cavour dann in seiner Rede fest: „Wir haben zweierlei erreicht: Erstens, daß der traurige Zustand Italiens konstatiert worden ist, und zwar nicht von Demagogen und Umstürzlern, sondern von den ersten Staatsmännern Europas, und zweitens, daß Frankreich und England anerkannt haben, ein solcher Zustand bedürfe der Abhilfe, und Beschlüsse dieser beiden großen Nationen können nicht lange unfruchtbar bleiben". Diese Hoffnung Cavours beruhte auf seiner Überzeugung, daß eine neue politische Kraft in Europa wirksam geworden sei; denn er fährt fort: „Fortan liegt die Sache Italiens Europa vor, sie ist vorgebracht vor das Tribunal des Richters, dessen Entscheidungen früher oder später den Sieg davontragen, ich meine die öffentliche Meinung". Über das Verhältnis zu Österreich stellt er mit aller Offenheit fest: „Unsere Beziehungen zu Österreich haben sich durch den Kongreß nicht gebessert. Die sardinischen Bevollmächtigten haben sich von den österreichischen mit der Überzeugung getrennt, daß wir in politischer Hinsicht mehr voneinander getrennt sind als je" — Worte, die wie die Ankündigung ernster Ereignisse klangen und in der Kammer große Bewegung auslösten.

Auf die Frage nach dem Urteil unserer Zeitung über den Pariser Friedenskongreß und Cavours Erfolge auf ihm ist zunächst festzustellen, daß sie am 1. Mai 1856 den vollständigen Originaltext des Friedensvertrages vom 30. März 1856 in französischer Sprache (!) bringt[30]) — es sind drei Spalten im Großformat! —, was auch Schlüsse auf den Leserkreis gestattet, mit dem die Zeitung rechnete. Sodann

[28]) WZ. v. 14. Mai 1856.
[29]) WZ. v. 4. Mai 1856.
[30]) WZ. v. 1. Mai 1856.

stellt der Stern-Leitartikler[31]) als Gesamtergebnis des Krieges für Europa mit Recht eine entscheidende Machtverschiebung unter den Großmächten fest: „Rußlands Hegemonie ist vollständig zerstört, der Schwerpunkt ist von der Newa weg nach dem Westen verlegt worden . . . Doch ist auf dem Friedenskongresse keine einzige der Fragen, die den orientalischen Krieg hervorriefen, gründlich gelöst worden."

Auch über die Ergebnisse des Pariser Friedens für Italien urteilt unsere Zeitung zunächst recht pessimistisch[32]). Ihr §§-Mitarbeiter, der die Monatsrückblicke lieferte, bemerkt: „Der Friede ist geschlossen; aber leer ist die Welt nicht an Konflikten geworden, insbesondere ist die italienische Frage nicht erledigt", und er fragt, ob es zu verwundern sei, daß der Drang der nationalen Parteien nach Bereinigung ihrer Angelegenheiten sich bis zu brennender Ungeduld gesteigert habe, als sie Sardinien aus dem Kampfe „gänzlich unentschädigt, ja fast gedemütigt und zurückgesetzt hervorgehen sahen."

Daß die Weserzeitung den Pariser Verhandlungen über Italien aber trotzdem große Bedeutung beimaß, erkennt man daran, daß sie das Protokoll vom 8. April 1856, an dem die Lage Italiens in Paris behandelt wurde, v o r den Protokollen von den anderen Sitzungen veröffentlichte und dies ausdrücklich damit begründete, daß dieses Protokoll das wichtigste von allen sei[33]). Einige Monate später[34]) urteilt der Stern-Leitartikler — es ist höchstwahrscheinlich Otto Gildemeister — auch sehr viel positiver über Cavours Kriegspolitik und ihre Ergebnisse für Sardinien, als dies der §§-Mitarbeiter getan hatte. „Die Größe des Entschlusses", so führt er aus, „zu dem sich der sardinische Staatsmann vor zwei Jahren erhoben, hat große Früchte getragen. Sardinien hat europäisches Bürgerrecht erworben. Auf der Pariser Konferenz hat es seinen Platz neben Österreich eingenommen, und, es ist nicht zu leugnen, würdig ausgefüllt." Sardinien könne als der feste Punkt inmitten der Gärung liberaler und nationaler Elemente in Italien gelten.

Die Unhaltbarkeit der Verhältnisse in Italien hatten die Westmächte zwar anerkannt; was sie aber taten, um die Verhältnisse zu bessern, war wenig genug. Sie rieten in Rom und in Neapel zu gewissen poli-

[31]) WZ. v. 6. Mai 1856.
[32]) WZ. v. 1. Mai 1856.
[33]) WZ. v. 4. Mai 1856.
[34]) WZ. v. 27. Juli 1856.

tischen Reformen, erhielten aber darauf lediglich vage Versprechungen. Unser Stern-Leitartikler urteilt[35]), Sardinien sei von der Pariser Konferenz als „anerkannter Führer der gesamten italienischen Reformpartei" heimgekehrt, aber das Versagen der Westmächte habe dann seine Bemühungen gelähmt, nun triumphiere die Reaktion in Italien, und alles sei beim alten geblieben. Das habe überall Unmut und Enttäuschung erzeugt.

Das bekam auch Cavour zu spüren. Am 15. Januar 1857 griff ihn der Führer der Linken in der Kammer mit großer Heftigkeit an, warf ihm Unfähigkeit, Mangel an Voraussicht und leichtfertige Versprechungen über die Wiedergeburt Italiens vor und erklärte, von den in Aussicht gestellten Vorteilen für die Teilnahme am Kriege sehe er nichts als 70 Millionen nutzlos hinausgeworfene Franken, 5000 im Orient gelassene Tote und Medaillen und Ehrendegen für Cavour und den General La Marmora. Nirgends in ganz Italien sei auch nur die geringste Reform ins Leben getreten. Unser Leitartikler[36]) bespricht diese Angriffe auf Cavour und verweist ihnen gegenüber darauf, daß „der ununterbrochene Bestand des parlamentarischen Systems und der stete Fortgang in der gedeihlichen Entwickelung des Landes" sehr für die sardinische Politik sprechen. Diese Tatsachen strahlten, meint er, auch Wirkungen auf die Nachbarn aus. So sei es im Grunde auch Sardinien, dem die Lombardei die „Gnadenakte Franz Josefs" verdanke.

Diese „Gnadenakte" waren Teil einer neuen, versöhnlicheren Politik Österreichs in seinen italienischen Provinzen: der verhaßte Militärgouverneur Radetzky wurde durch den mehr auf einen Ausgleich bedachten Erzherzog Ferdinand Max ersetzt, und eine Amnestie gab vielen politischen Gefangenen die Freiheit[37]).

Aber eine solche Versöhnungspolitik paßte wenig zu den Plänen Cavours. „Wir fordern von Österreich nicht, daß es mild regiere, sondern daß es gehe!" hatte Manin, der einstige Diktator von Venedig, der ein treuer Anhänger der sardinischen Politik geworden war, einmal erklärt — es könnten Worte von Cavour sein[38]). Eine Beschwerde Wiens über die feindselige, stark von Cavour beeinflußte Haltung der sardinischen Presse nahm er zum Anlaß, den Vertreter seines Landes

[35]) WZ. v. 2. Aug. 1856.
[36]) WZ. v. 3. Febr. 1857.
[37]) WZ. v. 28. Jan. 1857.
[38]) Treitschke a. a. O., S. 322.

abzuberufen[39]). Die Weserzeitung bespricht diese Vorgänge ausführlich[40]), glaubt aber nicht, daß sie zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen würden; denn Österreich habe dabei nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren, und Sardinien habe einen Krieg gar nicht nötig, weil der Kirchenstaat und der König von Neapel so fleißig an der Revolutionierung Italiens arbeiteten, daß die Freunde einer italienischen Erhebung sich getrost auf sie verlassen könnten. Aber ein solches passives Abwarten entsprach weder der politischen Überzeugung Cavours noch seinem persönlichen Tatendrang. In heimlicher Zusammenarbeit mit La Farina, dem Sekretär des „Nationalvereins", suchte er die Patrioten in ganz Italien in seinem Sinne zu beeinflussen; doch durchkreuzte das Attentat Orsinis auf Napoleon, von der Weserzeitung als Telegramm aus Paris gemeldet[41]), zunächst alle seine Pläne. Wie durfte er noch hoffen, daß der Kaiser dem Volke helfen würde, seine nationale Sehnsucht zu erfüllen, das Mörder gegen ihn ausschickte?

Die Tat erregte in der ganzen Welt das stärkste Aufsehen. Unser Stern-Leitartikler — es handelt sich ohne Zweifel um Otto Gildemeister — fürchtet, das Attentat werde die Folge haben, daß in Frankreich das Heer der Polizisten und Agenten nun noch vergrößert werde[42]).

In der Tat brachte sehr bald ein „Gesetz gegen Verdächtige" ein Überwachungssystem für das französische Volk, das an die traurigsten Zeiten der französischen Restauration erinnerte, und in einer Note an England, Belgien, die Schweiz und Sardinien — die Weserzeitung nennt sie „weder vorsichtig noch maßvoll"[43]) — forderte die französische Regierung ein Einschreiten gegen die in diesen Ländern „unter dem Schutz des Asylrechts" lebenden Verschwörergruppen[44]).

Damit verlangte der Kaiser polizeiliche Maßnahmen gegen die Flüchtlinge, Pressezensur und Zeitungsverbote, d. h. starke Eingriffe in die freiheitliche Verfassung Sardiniens, die das Fundament von Cavours politischem System und der Stolz seiner liberalen Freunde war. „Es wird der ganzen Geschicklichkeit Cavours und seines vorsichtig-

[39]) WZ. v. 4. März 1857.
[40]) WZ. v. 31. Mai 1857.
[41]) WZ. v. 15. Jan. 1858.
[42]) WZ. v. 23. Jan. 1858.
[43]) WZ. v. 24. Febr. 1858.
[44]) WZ. v. 27. Febr. 1858.

sten Taktes bedürfen, um die heranziehenden Wolken zu zerstreuen", urteilt ein Korrespondent unserer Zeitung [45]).

Für Cavour und seine Pläne war es von größter Wichtigkeit, sich die Freundschaft Napoleons zu erhalten; so stellte er alle Bedenken zurück und entschloß sich zu einigen Zugeständnissen. Sein Justizminister Foresta legte der Kammer einen Gesetzentwurf vor, nach dem Verschwörer gegen das Leben fremder Herrscher künftig besonders streng bestraft werden sollten, gewisse Beschränkungen der Pressefreiheit festgelegt wurden und anderes mehr. Nach wochenlangen erregten Debatten erreichte Cavour, daß dieses Gesetz mit großer Mehrheit angenommen wurde. Unser Stern-Leitartikler urteilt anerkennend [46]): „Graf Cavour hat einen großen Sieg davongetragen. Kein Zweifel, er hat aufs neue bewiesen, daß er es versteht, sich zum Herrn der Situation zu machen."

Rätselhaft mußte der Öffentlichkeit sein, weshalb ein Brief des Attentäters Orsini, in dem Napoleon an seinen Carbonaro-Eid erinnert und beschworen wird, Italien zu helfen, auf Anordnung des Kaisers im offiziösen „Moniteur" veröffentlicht wurde. Der Pariser Korrespondent der Weserzeitung vermutet, der Kaiser wolle damit andeuten, daß die Italiener noch nicht alle Hoffnung auf seine Hilfe aufzugeben brauchten. Bei der unsicheren inneren Lage Frankreichs könne es vielleicht in der Tat für Napoleon eines Tages notwendig werden, eine „Diversion" zu machen, und dazu böte Italien offenbar das geeignete Feld, ein Gedanke, der in der Weserzeitung des öfteren wiederkehrt. Daß es Cavour war, der den stets unentschlossen zögernden Kaiser zur Lösung der italienischen Frage vorwärtsdrängte, wird dabei übersehen.

In Wirklichkeit hatte sich der Kaiser, aufgeschreckt durch das Attentat Orsinis und beunruhigt durch die Aufdeckung neuer Verschwörungen [47]), zu alten Plänen zurückgefunden und den entscheidenden Schritt getan, um in die italienischen Verhältnisse einzugreifen: er lud Cavour zu einer Aussprache nach dem Vogesenbad Plombières ein, wohin er sich wie in jedem Jahre Ende Juni 1858 begeben hatte. Die Zusammenkunft sollte in größter Heimlichkeit erfolgen, nicht einmal die Minister hatten von ihr Kenntnis. Aber am 26. Juli 1858 wußte der Pariser

[45]) WZ. v. 3. März 1858.
[46]) WZ. v. 14. Mai 1858.
[47]) WZ. v. 5. Juni 1858.

Korrespondent unserer Zeitung [48]) von Gerüchten über einen Besuch des Grafen Cavour beim Kaiser in Plombières zu berichten, von einem langen gemeinsamen Spaziergang mit lebhafter Unterhaltung und einem weiteren Gespräch bis in die Nacht hinein. Am nächsten Tage brachte eine neue Meldung aus Paris die Bestätigung dieser Gerüchte.

Erklärlicherweise begann nun ein großes Rätselraten über den Gegenstand und den Zweck der Gespräche von Plombières in der gesamten Presse; insbesondere wurde in unserer Zeitung in den nächsten Wochen und Monaten immer aufs neue die Frage erörtert, ob vielleicht bereits das nächste Frühjahr die erwartete kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich bringen werde. Stimmen aus Paris hielten dies für unwahrscheinlich; Meldungen aus Turin hingegen klangen sehr viel ernster. Sie verwiesen auf eine „in den schärfsten Ausdrücken" abgefaßte österreichische Note, die in Turin eine „äußerst kriegerische Stimmung" erzeugt habe [49]), und auf die aggressive Sprache der Turiner Presse, die unter Hinweis auf die Rüstungen Österreichs offen erklärt habe, der Krieg sei unvermeidlich [50]). Davon sei die Regierung Sardiniens ebenso fest überzeugt wie die Österreichs und Frankreichs. — Es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen: Cavour trieb, gestützt auf die Abmachungen von Plombières, die Entwicklung vorwärts zur Entscheidung, zum Kriege. Aber konnte sich Sardinien wirklich auf seinen Bundesgenossen verlassen? Die Weserzeitung bezweifelt dies sehr und schließt sich dabei [51]) dem Urteil des Londoner „Economist" an, der Sardinien vor der verschlagenen Politik Napoleons gewarnt und vorausgesagt hatte, seine Hilfe werde nur so weit gehen, wie es zu den Zwecken der französischen Politik passe. Seien diese Ziele erreicht, so werde ein kleines Zugeständnis Österreichs schnell zum Frieden führen, bei dem auf Piemonts Lage und Interessen keine Rücksicht genommen werden würde. Mit erstaunlicher Weitsicht werden hier die Vorgänge, die zum Vorfrieden von Villafranca führten, richtig vorausgesehen.

Es war keine gewaltsame Aktion ungeduldiger italienischer Patrioten, sondern ein überraschender Schritt Napoleons, was die Entwicklung vorwärtstrieb: die berühmt gewordenen Worte des Kaisers an den österreichischen Gesandten beim Neujahrsempfang am 1. Januar

[48]) WZ. v. 28. Juli 1858.
[49]) WZ. v. 23. Nov. 1858.
[50]) WZ. v. 15. Dez. 1858.
[51]) WZ. v. 7. Dez. 1858.

1859: „Ich bedaure, daß die Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut sind wie früher" — von der Weserzeitung in Sperrdruck an der Spitze der Morgenausgabe des 5. Januar 1859 mitgeteilt —, Worte, die allgemein Bestürzung und neue Kriegsbefürchtungen auslösten. Österreich antwortete auf sie mit einer Verstärkung der Truppen in seinen norditalienischen Provinzen, und aus Turin ließ sich die Weserzeitung melden[52]), aus allen Handlungen der Regierung gehe hervor, daß sie mit dem baldigen Beginn des Krieges rechne. So habe Cavour eine Zusammenkunft mit dem Freischarenführer Garibaldi gehabt, der früher auf der Seite Mazzinis gestanden habe, jetzt aber in das piemontesische Lager übergegangen sei.

Unser Stern-Leitartikler glaubt auch jetzt noch nicht an einen Krieg und begründet seine Meinung mit dem Hinweis auf die ernste Lage der französischen Finanzen, die Gefahren für die neugegründete Dynastie und die Abneigung der Franzosen gegen Opfer an Gut und Blut. Doch ist er vom Vorhandensein französischer Vormachtbestrebungen fest überzeugt. Ihre Abweisung ist seiner Meinung nach nur dann möglich, wenn Deutschland, und namentlich Preußen, seinen Weg richtig erkennt — den gemeinsamen Weg m i t Österreich zur Abwehr aller Störungen des europäischen Besitzstandes. Dieses Mißtrauen gegenüber den Absichten des Kaisers macht unsern liberalen Leitartikler — jetzt noch ohne jede Einschränkung — zum Verfechter einer konservativen Politik und zum Parteigänger des reaktionären Österreich.

Auf diese Frage, welche Stellung das außerösterreichische Deutschland in dem bevorstehenden Kriege beziehen solle — eine Frage, die damals die deutsche Öffentlichkeit aufs lebhafteste beschäftigte —, kommt unser Leitartikler in den nächsten Wochen noch wiederholt zurück. Er bleibt bei seiner pro-österreichischen Einstellung, stellt nun aber Forderungen an Wien. So führt er aus[53]), am Po handele es sich um ein „deutsches Lebensinteresse", deshalb könne Deutschland nie in die Abtretung der Lombardei einwilligen. Aber er erwarte dafür, daß Österreich sich der Lösung der deutschen Fragen zuwende. Er zitiert[54]) das oft wiederholte Wort[55]): „Am Po verteidigen wir den Rhein", und meint, bei einem Angriff auf die Lombardei werde der Deutsche Bund,

[52]) WZ. v. 8. Jan. 1859.
[53]) WZ. v. 3. Febr. 1859.
[54]) WZ. v. 14. Febr. 1859.
[55]) WZ. v. 14. Febr. 1859.

in dessen Mitte Preußen den Ausschlag gebe, kein müßiger Zuschauer bleiben. Aber als Gegenleistung solle Österreich die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die eine „Herzensangelegenheit der deutschen Nation" sei, durch Preußen nicht länger verhindern. Später betont die Zeitung wiederholt, daß Deutschland zwar bereit sei, für den Besitzstand Österreichs zu kämpfen, nicht aber für seine italienische Politik[56]). Dabei wird aber nicht verkannt, daß die Einführung liberaler Reformen in Teilen seines Herrschaftsgebietes für den staatlichen Zusammenhalt Österreichs die bedenklichsten Folgen haben würde.

Kaum hatte die Weserzeitung aus Paris gemeldet: „Die Stimmung beruhigt sich allmählich", den Worten des Kaisers sei eine zu große Bedeutung zugeschrieben worden, da weckte die Thronrede des Königs von Sardinien am 10. Januar 1859, in der er erklärte, Piemont sei gegenüber dem Schmerzensschrei Italiens nicht unempfindlich, aufs neue ernste Kriegsbefürchtungen[57]). Hatte die Rede Viktor Emanuels vorher dem französischen Ministerrat vorgelegen und war sie von Napoleon selbst, wie der Pariser Korrespondent der Weserzeitung behauptete[58]), in letzter Instanz geändert und approbiert worden, dann handelte es sich um ein abgekartetes Spiel mit zwei Rollen, mit der Absicht, den Gegner zu reizen und zu unbedachten Handlungen zu verleiten. Doch war der Öffentlichkeit noch immer unbekannt, welche Verpflichtungen Frankreich Sardinien gegenüber übernommen hatte. Anfang Februar 1859 erfolgte eine Klärung dieser Frage: Der Turiner Korrespondent der Weserzeitung konnte melden, daß trotz der Dementis des *Moniteur* ein fester Vertrag Frankreich verpflichtete, Piemont mit bewaffneter Hand dann zu unterstützen, wenn es angegriffen werde, und der Berichterstatter deutete an, daß es Cavour ein leichtes sein werde, diese Voraussetzung für das Eingreifen Frankreichs selbst herbeizuführen, ja, er schrieb ihm diese Absicht auch zu[59]).

Unser Stern-Leitartikler gerät nun gegenüber den politischen Zielen Sardiniens in ein Dilemma. Als entschiedener Gegner einer kriegerischen Lösung der Streitfragen rät er ihm, seine bisherige Rolle als „Zwischenstaat" weiterzuspielen, der wie Belgien, Holland und die Schweiz als „Polsterkissen das Aufeinanderprallen der großen Staaten

[56]) WZ. v. 10. März 1859.
[57]) WZ. v. 11. Jan. 1859.
[58]) WZ. v. 12. Jan. 1859.
[59]) WZ. v. 5. Febr. 1859.

mildert“ [60]), und er meint, das alte Besitzrecht Österreichs und der Erhaltungstrieb eines großen Staates seien ebenso starke politische Faktoren wie die Bande des Blutes, von denen in Italien so viel die Rede sei. Aber er gibt zu, daß man der Sehnsucht der italienischen Patrioten nach einem einigen, freien Vaterland nicht jedes Recht absprechen könne.

„Doch“, fährt er fort, und sein starkes Mißtrauen gegen Napoleon bricht wieder durch, „wer könnte dafür bürgen, daß sich bei einem Verzicht Österreichs auf die Lombardei nicht an die Stelle des alten Reichsadlers nun der moderne gallische Aar auf den Türmen Mailands niederlassen werde, wenn er das Nest leer fände?“ So kommt unser Leitartikler — es handelt sich sicher um Otto Gildemeister — zu dem Schluß, daß in der italienischen Frage die Weltgeschichte einen jener tragischen Konflikte geschürzt habe, in welchem Recht und Unrecht so unlöslich miteinander verflochten seien, daß nur eine große Katastrophe dermaleinst die Spannung werde heben können, während menschlicher Witz sich umsonst bemühe, das Unversöhnliche zu versöhnen [61]).

In den nächsten Wochen erfuhr die Krisenstimmung durch zwei Ereignisse eine weitere Steigerung: durch das Erscheinen der Schrift *Napoléon et l'Italie* eines engen Vertrauten des Kaisers und durch die Thronrede Napoleons am 7. Februar 1859.

Beide enthalten Vorschläge zur Neuordnung der Verhältnisse Italiens; aber keine war ohne eine kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich zu verwirklichen.

Unser Stern-Leitartikler beurteilt nun die Lage recht pessimistisch: „Nur durch einen Krieg läßt sich das erreichen, was der Kaiser als Ziel seiner Politik bezeichnet“. In drei Aufsätzen legt er dar [62]), welche verheerenden Folgen ein solcher Krieg für den Handel haben müsse, und macht dabei auch auf die Tatsache aufmerksam, daß die Weser- und die Elbmündung in keiner Weise gegen einen feindlichen Angriff geschützt seien. Als Anfang März 1859 die ernste Krise noch immer anhielt, rief er aus: „Neun Wochen der heillose Zustand der Ungewißheit! Wir stehen heute ungefähr auf dem gleichen Punkte, auf den uns die kaiserliche Politik in den ersten Tagen des neuen Jahres gestellt hat!“ [63])

[60]) WZ. v. 22. Jan. 1859.
[61]) WZ. v. 2. Febr. 1859.
[62]) WZ. v. 16.—19. Febr. 1859.
[63]) WZ. v. 4. März 1859.

Inzwischen suchte auch die europäische Diplomatie nach einem Ausweg. Nach einem erfolglosen Vermittlungsversuch Englands[64]) machte Rußland[65]) den Vorschlag, einen Kongreß der fünf Großmächte einzuberufen. Aber Österreich stellte für seine Teilnahme die Bedingung, daß Sardinien zuvor abrüste, und lehnte die von diesem verlangte Zulassung zur Konferenz entschieden ab[66]). Das Turiner Kabinett weigerte sich jedoch ebenso nachdrücklich, auf diese Forderungen einzugehen, und Cavour eilte besorgt zu einer Rücksprache mit dem Kaiser nach Paris. Nach seiner Rückkehr erklärte er, er habe ihn „sehr wohl geneigt gefunden, sich für die italienische Sache einzusetzen", doch hätten ihn „innere Schwierigkeiten" bisher daran gehindert, „dem Triebe seines Herzens" zu folgen. Aber die Gelegenheit werde bald kommen, und Italien werde Napoleon schätzen lernen[67]).

Um die Konferenz zu retten, machte England schließlich den Vorschlag, a l l e italienischen Staaten dazu einzuladen und die Abrüstung bei a l l e n italienischen Staaten gleichzeitig durchzuführen. Sardinien trat diesem Vorschlag bei[68]). Cavour folgte damit nur einem dringenden Rate aus Paris, war aber fest davon überzeugt, daß sich die Durchführung dieses Planes als unmöglich erweisen würde, und hoffte wohl auch, daß das Nachgeben Sardiniens Österreich dazu verleiten könne, sich ins Unrecht zu setzen.

In der Tat fügte Österreich an die lange Kette seiner Torheiten die letzte und schwerste, wie Treitschke[69]) urteilt, und stellte jetzt Sardinien, das es isoliert glaubte, das Ultimatum, sein Heer sofort auf den Friedensstand zu bringen und die Freiwilligenverbände aufzulösen, andernfalls die Waffen sprechen würden[70]). Damit hatte sich Österreich vor aller Welt als Friedensstörer bloßgestellt. Rußland und England protestierten gegen sein Vorgehen, und da Sardinien angegriffen war, mußte ihm Frankreich auf Grund des Bündnisvertrages Waffenhilfe leisten: Cavour hatte sein Ziel erreicht.

[64]) WZ. v. 3. März 1859.
[65]) WZ. v. 23. März 1859.
[66]) WZ. v. 26. März 1859.
[67]) WZ. v. 12. Apr. 1859.
[68]) WZ. v. 21. Apr. 1859.
[69]) H. v. Treitschke, a. a. O., S. 342.
[70]) WZ. v. 26. Apr. 1859.

Der Stern-Leitartikler der Weserzeitung beurteilt zwar das Ultimatum Österreichs in seinen Auswirkungen richtig, sieht aber einseitig Napoleon als Urheber des dahinterstehenden diplomatischen Spieles und wird daher der politischen Leistung Cavours nicht gerecht. Er meint, für den Kaiser sei die italienische Frage nur ein Vorwand, er habe den Zusammenstoß mit Österreich „gewünscht und gesucht", und um die Sympathien Europas für Österreich zu zerstören, das Spiel der Intrigue so eingerichtet, daß Österreich das „Odium des ersten Angriffes" auf sich nähme. Dies sei vollkommen gelungen. Österreich habe sich durch sein plötzliches Vorgehen[71]) gegen Piemont in die nämliche moralische Isolierung versetzt, die bis dahin auf Frankreich lastete.

Am 26. April 1859 lehnte Sardinien das Ultimatum Wiens ab, in der folgenden Nacht überschritten österreichische Truppen den Ticino, und französische Truppen landeten in Genua. Der Krieg hatte begonnen, bei dem jeder der drei Kämpfer ein Stück seiner empfindlichsten Belange einsetzte: Piemont seine Existenz, Napoleon seine Krone und seine Dynastie, Österreich seine gebietende Stellung nicht allein in Italien, sondern auch in Deutschland[72]).

Wir gehen im folgenden auf die militärischen Ereignisse nicht ein, sondern beschränken uns darauf, die neben ihnen einhergehenden politischen Vorgänge zu verfolgen.

Schon zwei Wochen vor Beginn des Krieges hatte ein Korrespondent der Weserzeitung aus Paris den Wortlaut eines Geheimschreibens mitteilen können, in dem die *Società nazionale,* jener Bund italienischer Patrioten, mit dem Cavour, wie bereits erwähnt, insgeheim zusammenarbeitete, ihren Mitgliedern genaue Anweisungen für eine Volkserhebung gab, die in Mittelitalien erfolgen sollte, sobald die Feindseligkeiten zwischen Piemont und Österreich begonnen hatten. Das Schreiben, datiert vom 1. März (!) 1859, war unterzeichnet für die Präsidenten von dem Vicepräsidenten Garibaldi und dem Sekretär La Farina. Der Korrespondent ahnt offenbar die Zusammenhänge und fragt: „Wer sind die ungenannten Präsidenten? Etwa Cavour und Viktor Emanuel?" [73])

Kaum hatten die ersten Kämpfe begonnen, so brach, ganz wie es die

[71]) WZ. v. 30. Apr. 1859.
[72]) WZ. v. 29. Apr. 1859.
[73]) WZ. v. 27. Apr. 1859.

Instruktion vorschrieb, in Florenz[74]) ein Volksaufstand aus, der Großherzog dankte ab, und eine provisorische Regierung rief Viktor Emanuel als Diktator aus. Parma, Modena und die Romagna folgten dem Beispiel der Toscana und boten Viktor Emanuel die Herrschaft an. Aber Cavour war bekannt, daß Napoleon mit dem Plan spielte, seinem Vetter ein Königreich Toscana zu verschaffen; daher veranlaßte er den König, um die französische Hilfe nicht zu gefährden, sich zunächst nur mit dem Oberbefehl über die Truppen Mittelitaliens zu begnügen[75]).

Gewissenhaft hatte die Weserzeitung täglich über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz berichtet, da gab sie überraschend am 8. Juli 1859 in einem Extrablatt[76]) bekannt, daß die beiden Kaiser die Einstellung der Feindseligkeiten vereinbart und einen Waffenstillstand abgeschlossen hätten. Einige Tage später verkündete Napoleon der Welt die Ergebnisse seiner mit Franz Josef in Villafranca geführten Verhandlungen, und die Weserzeitung teilte sie am 13. Juli 1859 mit: „Der Friede ist unterzeichnet. Die italienischen Staaten werden unter der Präsidentschaft des Papstes zu einer Konföderation zusammengeschlossen. Der Kaiser von Österreich tritt seine Rechte auf die Lombardei an den Kaiser der Franzosen ab, der sie dem König von Sardinien überweist. Venetien bleibt bei Österreich, es bildet aber einen Teil der italienischen Konföderation."

Wie alle Welt, so fragte auch unser Stern-Leitartikler: „Was hat die Kämpfer bewogen, den Waffenstillstand abzuschließen?" Er vermutet, Napoleon habe sich zum Einlenken entschlossen, weil er eine Intervention Englands und Rußlands befürchtete, wenn sich der Krieg länger hinzog. Und welche Gründe waren für Österreich maßgebend gewesen? Drohten innere Schwierigkeiten, etwa von Ungarn? Oder war diese plötzliche Wendung durch die alte Eifersucht auf Preußen verursacht, das ja um so mächtiger wurde, je mehr sich Österreich in Italien verausgabte. Damit traf der Verfasser den entscheidenden Punkt. Österreichs Zeitungen sprachen es sehr bald offen aus, daß der Verlust der Lombardei für Österreich unbedeutend sei gegenüber dem Gewinn, Preußen daran gehindert zu haben, an die Spitze des militärisch geeinten Deutschlands zu treten, wie es dies, von unserm Leit-

[74]) WZ. v. 29. Apr. 1859.
[75]) WZ. v. 6. Juli 1859.
[76]) WZ. v. 8. Juli 1859.

artikler lebhaft befürwortet, als Bedingung für sein Eingreifen gefordert hatte [77]).

Sofort nach dem Eintreffen der Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes eilte Cavour ins Hauptquartier, empört über den Bruch der Vereinbarungen von Plombières durch den Bundesgenossen, der Venetien bei Österreich gelassen, und entrüstet über seinen König, der die demütigenden Bestimmungen dieses Vorfriedens von Villafranca angenommen hatte, bei deren Festlegung er gar nicht hinzugezogen worden war [78]). Von der leidenschaftlichen Aussprache zwischen dem König und seinem Ministerpräsidenten, die nun folgte, erfuhr die Öffentlichkeit wenig mehr als das Ergebnis. Unsere Weserzeitung teilt es am 15. Juli 1859 kurz mit: Graf Cavour hat seine Entlassung eingereicht, welche der König angenommen hat [79]).

Unser Stern-Leitartikler widmet dem zurückgetretenen Ministerpräsidenten einen besonderen Aufsatz [80]). „Solange Graf Cavour sich damit begnügte", schreibt er, „sein Land so zu regieren, daß sich für die künftige Unabhängigkeit Italiens ein fester Kern bildete, solange wünschten ihm alle Freunde Italiens Glück und langes Regiment. Aber es war ein weiter Weg bis zum Ziel, und von Ungeduld getrieben, wählte er einen kürzeren, den der Gewalt. Nun erfährt er so persönlich als möglich, daß er sich von einem Irrtum hat verlocken lassen . . . Doch die schöne Probe, die Sardinien unter seiner Regierung abgelegt hat, wird der Nation nicht verlorengehen."

Glaubte der Verfasser also, Sardinien könnte die italienische Frage auf friedlichem Wege durch moralische Eroberungen und vielleicht mit Hilfe des geplanten Kongresses der Großmächte einer Lösung zuführen?

Aber Cavour hatte schon 1856 bei seiner Verteidigung der dürftigen Ergebnisse des Pariser Kongresses in der Kammer betont: „Die großen Lösungen kommen nicht durch die Feder. Die Diplomatie ist unfähig, die Lage der Völker zu ändern. Was hat Italien nun gewonnen? Wird nun in Neapel die Freiheit, in Rom die Aufklärung, in Toscana die Unabhängigkeit einziehen? Nichts von alledem! Der Schmerzensschrei Italiens ist nicht zum Schweigen gebracht worden." [80a])

[77]) WZ. v. 21. Juli 1859.
[78]) WZ. v. 10. Juli 1859.
[79]) WZ. v. 15. Juli 1859.
[80]) WZ. v. 16. Juli 1859.
[80a]) A. Omodeo, a. a. O., p. I, vol. 2, S. 131.

In den Friedensverträgen von Zürich bestätigten Frankreich und Österreich die Bestimmungen von Villafranca, erkannten die Rechte der mittelitalienischen Fürsten auf ihre Throne ausdrücklich an, beschlossen die Bildung einer italienischen Konföderation und vereinbarten einen neuen Kongreß. Aber dieser ist nie zustande gekommen. Denn die politische Bewegung war längst den Kabinetten entglitten und an das Volk übergegangen, das „mit einer Festigkeit, Einmütigkeit und Mäßigung, die Erstaunen erweckt", wie unser Leitartikler gesteht, „über alle Verträge hinwegschritt" [81]).

An der Spitze des Turiner Ministeriums stand seit dem 20. Januar 1860 wieder der Graf Cavour. Nur nach langem Zögern hatte ihm der König das Amt des Ministerpräsidenten wieder übertragen [82]). Seine wenig verbindliche Art hatte ihm bei Hofe wenig Sympathien eingetragen; entscheidend wurde aber schließlich der Umstand, daß er der einzige zu sein schien, der die nach dem Friedensschluß entstandenen schwierigen Probleme für Sardinien zu einem guten Ende führen konnte.

Frankreich hatte jetzt Sardinien die Rechnung für die gewährte Waffenhilfe überreicht. Es forderte unter Hinweis auf die Abmachungen von Plombières Savoyen und Nizza. Cavour wies diese Forderung zurück, weil die Voraussetzung dafür, die Abtretung aller österreichischen Gebiete in Norditalien, nicht erfüllt worden war. Schließlich einigte man sich darauf, in allen umstrittenen Gebieten Volksabstimmungen durchführen zu lassen. Sie ergaben den Anschluß der Toscana, von Parma und Modena an Sardinien, und die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich. Als sich dann aber auch die päpstliche Romagna Sardinien unterstellte, protestierte der Papst aufs heftigste und schleuderte den „Großen Kirchenbann" gegen Cavour und alle seine Mitarbeiter in Turin, die er als Urheber der „Rebellion" ansah [83]). Französische Truppen standen noch in Rom: hoffte er, sie würden ihm die Romagna zurückholen? Aber die Frage der Romagna hatte sich inzwischen ausgeweitet zum Problem des weltlichen Besitzes des Papsttums überhaupt. Napoleon verspürte keine Neigung, in dieses schwierige Problem militärisch einzugreifen. Erst durch die Broschüre

[81]) WZ. v. 24. Aug. 1859.
[82]) WZ. v. 5. Dez. 1859.
[83]) WZ. v. 8. Apr. 1860.

eines Vertrauten[84]), dann durch einen persönlichen Brief an den Papst selbst gestand er ihm das Recht auf weltlichen Besitz zu, suchte ihn aber über den Verlust der Romagna hinwegzutrösten. Monatelang dauerte dieses diplomatische Ringen. Erst Ende März 1860 konnte die Weserzeitung feststellen: „Das Vereinigte Königreich von Norditalien ist gebildet"[85]). Die Folgen der Abtretungen von Savoyen und Nizza waren für Cavour freilich heftige Angriffe in der Öffentlichkeit und in der Kammer, wo vor allem Garibaldi, der Sohn der Stadt Nizza, mit leidenschaftlichen Worten Anklage gegen ihn erhob und voraussagte, daß die vorgeschlagene Abstimmung die wahre Meinung der Bevölkerung nicht wiedergeben könne, da Frankreich, das diese Gebiete bereits besetzt habe, durch Militär und Polizei einen Druck auf die Wähler ausüben werde. Damit hatte Garibaldi freilich recht: die Abstimmung ergab eine starke Mehrheit für Frankreich, was, wie ein neutraler Bericht mitteilte, durch „schamlose Beeinflussungen, Drohungen und Versprechungen" erreicht worden war[86]).

Was Sardinien nun vor allem brauchte, war eine Zeit der Ruhe, um die eingegliederten Gebiete in Mittelitalien behutsam an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Da trieb Garibaldi mit seinem „Zug der Tausend" die Entwicklung stürmisch vorwärts, gefährdete aber das Erreichte.

Wie weit Cavour an dem Unternehmen Garibaldis beteiligt war, ist in der Cavour-Forschung umstritten. A. Omodeo[87]) meint: Cavour wollte die Expedition Garibaldis nicht unterstützen, hatte aber nicht den Mut dazu, sie zu verhindern, während R. Sternfeld[88]) vermutet, daß der Plan zum Unternehmen Garibaldis nach Sizilien von Cavour selbst ausgegangen sei, und zwar, um ihn zu hindern, seine Rothemden unter dem Einflusse von Mazzini nach Rom zu führen. M. Seidlmayer[89]) ist sogar der Meinung, auch die Erhebung Siziliens, in die Garibaldi eingriff, gehe, da sie vom Nationalverein organisiert worden sei, letztlich auf Cavour zurück. Unsere Weserzeitung meldete Anfang Mai, daß sowohl England wie Frankreich in Turin Vorstellungen erhoben

[84]) WZ. v. 22. Dez. 1859.
[85]) WZ. v. 26. März 1860.
[86]) WZ. v. 16. Apr. 1860.
[87]) A. Omodeo, Die Erneuerung Italiens, 1951, S. 582.
[88]) R. Sternfeld, Cavour, 1922, S. 491.
[89]) M. Seidlmayer, Gesch. d. ital. Volkes u. Staates, 1962, S. 435.

hätten, jede Einmischung in den sizilianischen Aufstand zu unterbinden. Cavour habe Garibaldi von seinem Plan abbringen wollen, es sei zu einer heftigen Szene gekommen, aber Garibaldi habe sich nicht beeinflussen lassen. Nach der Landung bei Marsala am 12. Mai 1860 hätten sich freilich Cavour und sein Ministerium von Paris her den Vorwurf „unerhörter Fahrlässigkeit" machen lassen müssen, weil sie die Expedition nicht verhindert hätten. Cavour habe sich damit verteidigt, daß er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel angewandt habe, um Garibaldi zurückzuhalten, doch habe keines Erfolg gehabt[90]).

Unser Stern-Leitartikler — höchstwahrscheinlich Otto Gildemeister — nimmt ausführlich zur Expedition Garibaldis Stellung: „Mit dem abenteuerlichen Zuge Garibaldis nach Sizilien hat sich ein neues Element in das politische Schachspiel eingedrängt, das den Berechnungen der Kabinette wie eine rätselhafte, irrationale Größe entgegentritt. Alle ihre Pläne werden fehlerhaft, wenn ein Mensch sich in die Sache einmischt, der sich um die Rücksichten der hohen Politik und die Traditionen der Höfe nicht im mindesten kümmert, und der auf sein Ziel, die Einheit und Freiheit Italiens, losgeht, gleichgültig, ob man dazu in Turin, in Paris, in London und in Wien den Kopf schütteln oder beifällig lächeln mag". „Garibaldi gehört augenscheinlich", so urteilt er, „zu jenen seltenen Naturen, deren sich die Geschichte von Zeit zu Zeit bedient, um einen großen Fortschritt durchzuführen". Er besitze „jene Verwegenheit, welche die Begeisterung verleiht, und jene Tollkühnheit, welche aus einem festen Glauben an einen höheren Beruf hervorgeht". Sizilien aber, das sich schon so oft vergeblich gegen seine Unterdrücker erhoben habe, besitze jetzt zum ersten Male einen wirklichen Führer[91]). Als Franz II. von Neapel in seiner Not auf den Rat Napoleons Ende Juni 1860 seinem Volke eine Verfassung und liberale Reformen versprach, hat unser Leitartikler dafür nur Hohn und meint: „In Neapel springt der Despotismus mit einer Verachtung allen Anstandes von einem Extrem ins andere"[92]).

Bald nach seinem Einzug in Palermo am 27. Mai 1860 hatte Garibaldi verkündet, daß er im Namen Viktor Emanuels die Diktatur in Sizilien übernommen habe. Cavour warf jetzt die Maske ab und stellte sich

[90]) WZ. v. 15. Mai 1860.
[91]) WZ. v. 19. Mai 1860.
[92]) WZ. v. 10. Juli 1860.

offen hinter ihn[93]). Als aber Garibaldi in Palermo ein Ministerium gebildet hatte, zeigte es sich, daß die meisten Minister Gegner Cavours waren. Garibaldis engster Berater Crispi[94]), „das eigentliche politische Oberhaupt Siziliens", war ein bekannter Republikaner. Hier drohten Gefahren für Cavours Ziel der Einigung Italiens unter dem König von Sardinien. Er suchte sie durch eine rasche Eingliederung der Insel zu beseitigen; aber Garibaldi erklärte nachdrücklich, er werde Sizilien dem Könige von Sardinien erst nach der Eroberung von Rom und Venedig übergeben.

Für Cavour bestand kein Zweifel, daß der Versuch, diesen abenteuerlichen Plan zu verwirklichen, zum offenen Bruch mit Frankreich und wahrscheinlich auch zur Intervention Österreichs führen mußte. So durfte nichts unversucht gelassen werden, den von seinen Erfolgen und der Begeisterung der Massen berauschten Diktator von seinen gefährlichen Plänen abzubringen und für die besonnene Turiner Politik zu gewinnen. Cavour schickte seinen Vertrauensmann La Farina zu diesem Zwecke nach Palermo. Aber Garibaldi ließ ihn verhaften und ausweisen, weil er gegen die „dermalige Ordnung der Dinge konspiriert" habe. Viktor Emanuel ermahnte ihn in einem eigenhändigen Schreiben, nach der Besetzung Siziliens „auf jede weitere Unternehmung gegen das Königreich Neapel zu verzichten". Doch Garibaldi lehnte diesen Rat mit stolzen Worten ab[95]), landete am 20. August 1860 bei Reggio auf dem Festlande und brach schnell den schwachen Widerstand des Bourbonenheeres. Am 10. September 1860 konnte ein Extrablatt der Weserzeitung bekanntgeben: „Garibaldi hat seinen Einzug in Neapel gehalten".

Aber dieses Extrablatt enthielt noch die andere bedeutungsvolle Mitteilung: „Die Intervention Sardiniens im Kirchenstaat ist bevorstehend". Da alle Versuche, Garibaldi von seinen gefährlichen Plänen abzubringen, ohne Erfolg geblieben waren, hatte Cavour den König von der Notwendigkeit eines sofortigen militärischen Eingreifens überzeugt. Piemontesische Truppen besetzten Teile des Kirchenstaates, hinderten Garibaldi dadurch am geplanten Vormarsch auf Rom und bewirkten — dies war nicht das letzte der damit erstrebten

[93]) WZ. v. 31. Mai 1860.
[94]) WZ. v. 25. Juni 1860.
[95]) WZ. v. 7. Aug. 1860: Wortlaut der Antwort.

Ziele —, daß Cavour die nationale Bewegung wieder fest in die Hand bekam, nachdem sie ihm in den letzten Monaten entglitten war[96]).

Unser Stern-Leitartikel verurteilt das militärische Vorgehen Sardiniens aufs schärfste[97]), während es z. B. von den Autoren der Preußischen Jahrbücher als notwendiger Schritt für die Ruhe Europas durchweg gebilligt wird. Es ist für ihn „eine Gewalttat, eine Invasion, ein Raub; er läßt sich nicht bemänteln". Er entrüstet sich auch über die Proklamation Viktor Emanuels an seine Soldaten, die ihm von Anfang bis zu Ende als ein „fadenscheiniges Gewebe von Sophismen" erscheint. Man habe das Mittelglied zwischen Neapel und dem sardinisch gewordenen Mittelitalien gebraucht; dieses Gebiet sei gewiß wichtig für das „einige Italien, das Zukunftsitalien"; aber man hätte es nehmen sollen *sans phrases*. Die Anwendung moralischer Maßstäbe erschwert dem Verfasser, wie dies nicht selten bei ihm der Fall ist, die nüchtern-sachliche Beurteilung realpolitischer Maßnahmen. Doch steht er mit seinem abfälligen Urteil nicht allein da.

Die *Patrie*, das offiziöse Blatt der Tuilerien, erklärte: „Diese Invasion wird in Frankreich und in ganz Europa mit Recht als eine Verletzung des Völkerrechts betrachtet; die Regierung des Kaisers mißbilligt sie höchlichst". Sie rief sogar ihren Gesandten aus Turin zurück[98]). Aber unser Leitartikler fragt zweifelnd: „Sollte Sardinien einen so entscheidenden Schritt, wie es jetzt unternommen hat, ohne geheimes Einverständnis mit Frankreich gewagt haben?" Auch Seidlmayer glaubt an vorangegangene geheime Verhandlungen Cavours mit dem Kaiser.

Während die Truppen Piemonts, Rom und seine nähere Umgebung meidend, Anfang Oktober 1860 die Grenze des Königreichs Neapel überschritten, war der Vormarsch Garibaldis vor der Festung Gaeta zum Stehen gekommen. Doch hielt er an seiner Absicht, Rom anzugreifen, nach wie vor fest, und da er nicht mit Unrecht in Cavour den Hauptgegner seines Planes sah, forderte er vom König dessen Entlassung[99]).

Daraufhin erklärte die Turiner offiziöse *Opinione*[100]): „Nicht Garibaldis Waffen, sondern Cavours Politik werden Italien schaffen . . .

[96]) WZ. v. 17. Sept. 1860.
[97]) WZ. v. 23. Sept. 1860.
[98]) WZ. v. 14. Sept. 1860.
[99]) WZ. v. 21. Sept. 1860.
[100]) WZ. v. 26. Sept. 1860.

Piemontesische Truppen werden Rom bis zum äußersten gegen einen Angriff Garibaldis verteidigen." Cavour entschloß sich, eine Entscheidung durch das Parlament herbeizuführen. Er legte der Kammer Anfang Oktober 1860 einen Gesetzentwurf vor, der der Regierung das Recht zur Annexion der Provinzen Süditaliens gab, unter der Voraussetzung, daß die Bevölkerung in einer allgemeinen Abstimmung sich damit einverstanden erklärte. In einer großen Rede begründete er seine Ablehnung der Pläne Garibaldis: „Gebote der höchsten Art machen es uns zur Pflicht, Rom zu respektieren. Die römische Frage stößt auf moralische Hindernisse; sie kann nicht durch das Schwert gelöst werden." Überhaupt müsse die revolutionäre Ära Italiens nun zum Abschluß kommen und eine Periode der „inneren Organisation" folgen[101]).

Die Kammer nahm das „Annexionsgesetz" mit großer Mehrheit an und stellte sich hinter Cavour und seine Politik. Es war ein Sieg des sich seiner Verantwortung bewußten, die politische Situation klar übersehenden und vorsichtig abwägenden Staatsmannes über den von dämonischer Leidenschaft getriebenen und von der Begeisterung der Massen getragenen Revolutionär.

Die weitere Entwicklung des Gegensatzes zwischen Cavour und Garibaldi spiegelt sich in der Weserzeitung gut wider: die Hoffnung des Diktators auf Unterstützung durch den König, sein Zusammentreffen mit ihm auf der Landstraße bei Teano, wo er Viktor Emanuel als „König von Italien" begrüßt, der gemeinsame Einzug unter dem Jubel der Bevölkerung in Neapel am 7. November 1860 — und dann die jähe Wendung: Viktor Emanuel proklamiert unmittelbar danach die „Annahme der ihm durch die Volksabstimmung übertragenen Herrscherrechte" und beendet damit die Diktatur Garibaldis. Am nächsten Tage reist dieser nach Caprera ab, verletzt durch die Ablehnung seiner Bitte, ihm die Generalstatthalterschaft in Neapel zu übertragen, und verbittert durch gewisse rigorose Maßnahmen Cavours gegen seine Anhänger.

Unser Stern-Leitartikler widmet Garibaldi einen in warmherzigen Worten gehaltenen Aufsatz, verschweigt aber auch seine Schwächen nicht. Er nennt ihn den „Washington Italiens" — für Treitschke ist die Jungfrau von Orleans die einzige Gestalt der Geschichte, die sich mit

[101]) WZ. v. 6. Okt. 1860.

dem Volkshelden vergleichen läßt — und hebt hervor, daß beide Männer, Washington und Garibaldi, für die Befreiung ihres Vaterlandes mehr getan haben als alle ihre Zeitgenossen zusammen. Nach dem Siege aber hätten beide sich selbst und ihre besonderen Wünsche und Hoffnungen dem Wohle des Staates untergeordnet. Allerdings seien Garibaldis Gegner „das feigste und faulste Gesindel Europas" gewesen, während Washington einen jahrelangen Krieg gegen eine starke Übermacht habe führen müssen. Auch habe die kurze Periode seiner Diktatur in Sizilien gezeigt, daß Garibaldi die nüchterne Klugheit fehle, die zur Organisierung eines Staatswesens erforderlich sei. Für eine solche Aufgabe bedürfe es „aller Eigenschaften einer starken Mannesnatur", Garibaldi aber sei seinem Wesen nach „mehr eine herrische Jünglingsnatur" [102]).

Die Besetzung von Teilen des Kirchenstaates und der Vormarsch der sardinischen Truppen nach Neapel hatten aufs neue eine ernste europäische Krise erzeugt. Frankreich hatte, wie bereits erwähnt, seinen Gesandten aus Turin abberufen. Der amtliche Pariser *Constitutionel* drohte mit dem Eingreifen Europas, „um Sardinien zur Achtung der Gesetze zurückzurufen". Unser Leitartikler geht den Ursachen der so feindselig gewordenen Haltung Frankreichs gegen Sardinien nach und findet sie ganz richtig in dem Gegensatz der letzten Ziele, die den Bundesgenossen in ihrer Italienpolitik vorschwebten. Napoleons Absicht sei gewesen, Italien nach der Vertreibung der Österreicher in ein Bündel französischer Vasallenstaaten zu verwandeln, während Cavour in der Befreiung Italiens immer nur den ersten Schritt zu seiner Einigung gesehen habe. Durch Napoleons Plan sei nun ein dicker Strich gezogen worden, da Cavour im Begriff stehe, ein großes italienisches Königreich zu schaffen, das sich stark genug fühle, auf Frankreichs Schutz zu verzichten [103]).

Zur Frage der italienischen Einigung hatte unser Leitartikler bald nach dem Einmarsch der sardinischen Truppen in das Königreich Neapel erklärt: „Wir wünschen dem Streben der Italiener nach staatlicher Einheit raschen und vollständigen Erfolg". Die Mittel freilich, die sie angewandt hätten, um ihr Ziel zu erreichen — „Gewalt und List", „Unwahrhaftigkeit und unbedenkliche Hintanstellung allen Völker-

[102]) WZ. v. 22. Nov. 1860.
[103]) WZ. v. 5. Okt. 1860.

rechts" —, lehnt er entschieden ab, da sie dem „sittlichen Geschmack der Deutschen" nicht entsprächen. Außerdem stellt er fest: „Zweierlei trübt unsere Freude an der nationalen Bewegung der Italiener: ihr Gegensatz zu Österreich, an dem wir ‚ein gewisses nationales Interesse zu nehmen' haben, was uns aber nicht bewegen könne, der Bewegung Mißlingen zu wünschen, und ihre Verflechtung mit der französischen Ruhmes- und Eroberungspolitik". Aus dem letzteren folge, daß Preußen, „der Träger unserer nationalen Zukunft", in seinem eigenen wie in Deutschlands Interesse auf die Verbindung Cavours mit Napoleon ein „argwöhnisches Augenmerk" haben müsse[104]).

Als Antwort auf den Einmarsch sardinischer Regimenter in Süditalien hatte Österreich am Po Truppen zusammengezogen[105]). Unser Autor meint indes, an eine Rückeroberung der Lombardei könne Österreich nur denken, wenn Preußen ihm beistehe und Frankreich hindere, Piemont zu Hilfe zu kommen. „Aber Preußen wird sich zu solcher Torheit nicht verleiten lassen", fügt er hinzu. Ähnlich wie vor dem Kriege von 1859 beschäftigt unsern Autor die Frage sehr stark, wie sich Preußen und das übrige nichtösterreichische Deutschland bei einem etwa zwischen Österreich und Sardinien ausbrechenden Kriege verhalten sollten. Seine kleindeutsche Einstellung tritt jetzt klarer und entschiedener hervor als damals. „Nur unter ganz besonderen Bedingungen", erklärt er jetzt[106]), „kann uns Österreich in einem solchen Krieg an seiner Seite sehen". Eine solche Bedingung sei vor allem, „daß die Leitung der deutschen Angelegenheiten und namentlich der Oberbefehl über das deutsche Bundesheer — damit nimmt er Preußens Forderung von 1859 wieder auf — voll und ganz Preußen überlassen wird . . . Wie aber wird Österreich auf unsere Hilfe zu rechnen haben, wenn es selbst zum Schwerte greift und in Italien die alten Zustände wiederherstellen will?". Preußen sollte vielmehr die Gelegenheit ergreifen, mit Sardinien zusammenzugehen, denn „ein Bündnis, welches ein Land von 22 Millionen aus einem Schildknappen der napoleonischen Politik in einen Bundesgenossen Deutschlands verwandelt, wird der Sache Preußens einen gewaltigen Ruck vorwärts geben". Gewisse Bemühungen der „Getreuen Cavours" um ein solches Einvernehmen zwischen Preußen und Sardinien und die lebhafte Unterstützung solcher Pläne durch

[104]) WZ. v. 17. Okt. 1860.
[105]) WZ. v. 28. Okt. 1860.
[106]) WZ. v. 10. Nov. 1860.

die liberale deutsche Publizistik mochten es sein, an die Cavour dachte, als er bei den Parlamentswahlen im Oktober 1860 erklärte: „Wir haben auf unserer Seite nicht bloß England und Frankreich, sondern auch das edle Deutschland. Der Tag wird kommen, wo die freien Deutschen sich nicht mehr dem System Österreichs anschließen wollen." [107]) Aber die Berliner Regierung blieb bei ihrer abwartenden Haltung. Im Oktober 1860 hatte unser Leitartikler ausgerufen: „Keine abermalige Aufopferung Preußens für Österreich!" [108]) Aber im Dezember 1860 klagt er, daß Preußen „ein guter, fester Wille fehle, der es verhindere, daß Österreich noch weiterhin in Deutschland die führende Rolle spiele" [109]). Cavour sprach noch auf seinem Sterbebette bedauernd von den „in den Entschlüssen so langsamen — *cosi lenti a decidersi* — Preußen" [110]).

Zwei Probleme beschäftigten Cavour in den letzten Monaten seines Lebens ganz besonders: die Eingliederung Süditaliens und die „römische Frage".

Ende 1860 verteidigte Franz II. Gaeta noch immer. Bourbonische Parteigänger, unzufriedene Garibaldianer, reaktionäre Priester, republikanische Mazzinisten arbeiteten in Apulien, im Apennin, in Sizilien der neuen Ordnung der Dinge entgegen. Die dem Süden ungewohnte bürokratische Gewissenhaftigkeit der sardinischen Beamten, die Steuerlasten, in Sizilien vor allem die Einführung der Wehrpflicht, führten in vielen Orten zu Unruhen, gegen die schließlich Truppen eingesetzt werden mußten. Unser Leitartikler sieht die Ursachen für diese den Aufbau des neuen Staates aufhaltenden Widerstände vor allem in einem „bedenklichen Mangel an politischer Reife und persönlicher Hingabe an den öffentlichen Dienst" bei der Bevölkerung Süditaliens. Es sei leicht gewesen, sie zu entzünden; aber jetzt, wo es gelte, die neuen Gebiete zu organisieren und an die Stelle der revolutionären Willkür eine straffe staatliche Ordnung zu setzen, stellten sich Mißmut und Unzufriedenheit ein. Freilich seien auch von den neuen Herren in Süditalien manche Fehler gemacht worden [111]).

Noch in den Fieberträumen seines Sterbelagers bewegte Cavour, wie De La Rive berichtet, die Sorge um die innere Eingliederung der

[107]) WZ. v. 15. Okt. 1860.
[108]) WZ. v. 23. Okt. 1860.
[109]) WZ. v. 15. Dez. 1860.
[110]) De La Rive, Il conte di Cavour, 1911, S. 341.
[111]) WZ. v. 28. Dez. 1860.

Südgebiete und die Erziehung ihrer Bewohner mit dem Mittel der Freiheit; denn „mit dem Belagerungszustand können alle regieren *(Tutti sono buoni di governare collo stato d'assedio!* [112])".

Im Frühjahr des Jahres 1861 kam die nationale Bewegung in Italien zu einem vorläufigen Abschluß. Nachdem die ersten gesamtitalienischen Wahlen der Regierung Cavour eine überwältigende Mehrheit gebracht hatten, nahm der Senat am 26. Februar 1861 fast einstimmig einen Gesetzentwurf an, durch den Viktor Emanuel der erbliche Titel eines Königs von Italien verliehen wurde. Die Deputiertenkammer folgte am 14. März 1861.

Der entscheidende Teil des Weges zu dem Ziele, das den italienischen Patrioten vorschwebte, war zurückgelegt; aber noch wartete neben anderen Problemen vor allem die „römische Frage" auf ihre Lösung.

Nur mit großer Vorsicht trat Cavour an dieses schwierige Problem heran. Er erklärte zwar wiederholt, daß Rom die Hauptstadt Italiens werden müsse, z. B. in seiner großen Rede vom 25. März 1861 [113]), versprach aber für diesen Fall die volle Unabhängigkeit des Papstes und die „ausgedehntesten Freiheiten der Kirche". Doch machte er diesen Schritt davon abhängig, daß alle aufrichtigen Katholiken davon überzeugt seien, die Kirche werde dadurch nur gewinnen, und daß Frankreich, die militärische Schutzmacht Roms, damit einverstanden sei. Die Kammer gab diesen Plänen von Cavour am 26. März 1861 ihre Zustimmung [114]).

Aber dieser Lieblingsgedanke Cavours von der Versöhnung von Glauben und Freiheit, von der *libera chiesa nel libero stato* — es waren auch seine letzten, an den Beichtvater gerichteten Worte, bevor er die Augen schloß —, mußte ein Wunschtraum bleiben, weil er eine Abkehr der Kirche von ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung forderte. Sein vorsichtiges Warten auf den rechten Zeitpunkt für die entscheidenden Schritte war freilich gar nicht nach dem Sinn der vorwärtsdrängenden „Aktionspartei", die in Garibaldi ihren vergötterten Führer sah.

Dieser hatte von Caprera aus wiederholt einen neuen Waffengang für das Frühjahr 1861 angekündigt, und nur durch das Eingreifen des Königs hatte Cavour erreichen können, daß er seine gefährlichen Pläne

[112]) De La Rive, a. a. O., S. 340.
[113]) Wortlaut WZ. v. 30. März 1861.
[114]) WZ. v. 28. März 1861.

zunächst fallenließ [115]). Aber seine alte Gegnerschaft gegen „den kalten Rechner" Cavour brach noch einmal leidenschaftlich hervor, als er am 18. April 1861 als Abgeordneter der Kammer die Regierung aufs heftigste angriff, weil sie seine alte Südarmee aufgelöst und es abgelehnt hatte, ihre — sehr zahlreichen! — Offiziere im gleichen Rang in das italienische Heer zu übernehmen. Sein Haß auf Cavour, den er für die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza verantwortlich machte, ließ ihn leidenschaftlich ausrufen: „Wie kann ich die Hand dessen drücken, der mich in meinem Vaterlande zu einem Fremden gemacht hat?" Als sich der Tumult nach diesen Worten gelegt hatte, antwortete Cavour „ruhig und versöhnlich" und erklärte, Rom und Venedig würden eines Tages Italien eingegliedert werden; aber diese Fragen sollten auf friedlichem Wege und im Einverständnis mit Europa gelöst werden. Die Kammer sprach am Ende der dreitägigen Verhandlungen dem Ministerpräsidenten mit großer Mehrheit ihr Vertrauen aus [116]), aber auf den Straßen und Plätzen Turins brachte die Bevölkerung nicht Cavour, sondern ihrem Helden Garibaldi stürmische Ovationen dar [117]).

Als Cavour diese Kämpfe durchzustehen hatte, war er bereits ein kranker Mann. Die erste Nachricht über seine angegriffene Gesundheit erschien schon am 28. Dezember 1860 in der Weserzeitung. Kurze Mitteilungen über seine Krankheit, „die die Ärzte für ein typhusartiges Fieber halten", folgten dann von Ende Mai 1861 ab fast Tag für Tag, bis am 7. Juni 1861 ein Telegramm den Lesern mitteilte: „Graf Cavour ist heute morgen gestorben". Die Zeitung fügt hinzu, daß der „unersetzliche Mann" noch nicht 51 Jahre alt geworden sei, und führt seinen frühen Tod auf die außerordentlichen Anstrengungen zurück, die er sich in den letzten fünf Jahren auferlegt habe [118]).

Unser Stern-Leitartikler würdigt die Persönlichkeit und die Leistungen des verstorbenen Staatsmannes in drei besonderen Aufsätzen [119]). Freunde und Feinde, führt er aus, seien über die außerordentliche Bedeutung dieses Mannes einer Meinung. Diesseits der Alpen würden freilich auch bei denen, die ihm wohlgesinnt waren, die Mittel getadelt, deren er sich bediente, um sein großes Ziel zu erreichen. Italien aber

[115]) WZ. v. 18. Jan. 1861.
[116]) WZ. v. 20. Apr. 1861.
[117]) WZ. v. 26. Apr. 1861.
[118]) Extrablatt WZ. v. 7. Juli 1861.
[119]) WZ. v. 8.—11. Juni 1861.

„wird ihn in eine Reihe mit seinen größten Patrioten und Helden stellen . . .". Denn darüber könne keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß ein „außerordentlicher Mensch" dazu gehöre, um das zu erreichen, was er „mit Ausdauer, Kühnheit, Klugheit und Energie" für sein Vaterland erreicht habe. Als Piemont nach Novara blutend und hilflos am Boden gelegen habe, sei es die rastlose, unbeugsame und feurige Seele dieses einen Mannes gewesen, die die Pläne zu einer Erhebung und Befreiung seines Volkes entworfen habe, so wie die Niederlage von Jena für den Freiherrn vom Stein zum Ausgangspunkt für die Befreiung und Wiedergeburt Preußens geworden sei. Ja, in vieler Hinsicht sei die Aufgabe Cavours noch schwieriger gewesen als die Steins; „aber er wagte das Spiel, bei dem es um Sein und Nichtsein ging, und gewann es". In einem weiteren Aufsatz macht unser Leitartikler darauf aufmerksam, daß das Glück die Italiener bisher wunderbar begünstigt habe. „Es gab ihnen einen Alliierten, wie ihn ein kleiner Staat selten findet, und einen außergewöhnlichen Genius, der diese Allianz weit über ihr erstes Ziel hinaus zum Vorteil des Vaterlandes auszubeuten gewußt hat. Nun wird Italien aus sich selbst heraus zu zeigen haben, daß es dieses Glück verdient." [120])

Wir wissen, daß es letztlich die Politik Bismarcks gewesen ist, die die wichtigsten Probleme des jungen Königreiches, die beim Tode Cavours noch offen waren, einer Lösung zugeführt hat: noch zu Lebzeiten Viktor Emanuels wurde Venetien erworben und Rom zur Hauptstadt des geeinten Italiens gemacht. Am 9. Januar 1878 starb Viktor Emanuel im Alter von 58 Jahren.

Die Weserzeitung widmet ihm den Leitaufsatz vom 10. Januar 1878. Der Verfasser ist Otto Gildemeister. Da sich der Aufsatz auch in seinem Nachlaß [121]) befindet, bestehen diesmal keinerlei Zweifel an seiner Verfasserschaft. Viktor Emanuel habe, urteilt er, „die größte aller Regententugenden" geübt — damit, daß er „zur rechten Stunde den rechten Mann an die rechte Stelle treten ließ". Der Name Cavours habe den seinen schon bald überstrahlt. Aber Viktor Emanuel habe, obwohl nicht frei von königlicher Eifersucht, nie etwas getan, um diesen ihn selbst verdunkelnden Ruhm zu schmälern. Er habe dem Grafen auch in den schwierigsten Lagen freie Hand gelassen und seine Rolle so ge-

[120]) WZ. v. 11. Juni 1861.
[121]) Bremer Staatsbibl., Man. a. 221, 3.

spielt, wie dieser es wünschte. Im besonderen habe der Konflikt mit der Kirche in dem von Jesuiten erzogenen König schwere Gewissensbedenken erzeugt; aber „lieber ertrug er seine abergläubischen Beklemmungen, als daß er jemals dem Cavourschen Programm untreu geworden wäre".

*

Blicken wir nunmehr zurück und versuchen wir eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse unserer Untersuchung. Wir wollten in ihr darlegen, wie sich die italienischen Befreiungs- und Einigungsbestrebungen mit Cavour als Zentralgestalt in der Weserzeitung widerspiegeln.

Es hat sich gezeigt, daß die Zeitung zwar in den ersten Jahren der politischen Tätigkeit Cavours nur gelegentlich kurze Meldungen über ihn und seine Wirksamkeit bringt; aber von dem Zeitpunkt an, in dem Sardinien durch seinen Eintritt in den Krimkrieg eine Rolle in der europäischen Politik übernimmt, berichtet sie so vollständig und gründlich über ihn, seine Politik und die nationale Bewegung in Italien, daß wohl kaum ein Ereignis von Bedeutung — soweit es der Öffentlichkeit überhaupt bekannt sein konnte — unerwähnt geblieben ist. Besonders hervorzuheben ist dabei, daß die Zeitung außer zahlreichen Leitartikeln über die italienische Frage, von denen die große Mehrzahl ohne Zweifel aus der Feder von Otto Gildemeister stammt, und außer häufigen Berichten ihrer Korrespondenten in Paris, Turin und „An der italienischen Grenze" erstaunlich viele parlamentarische Reden, diplomatische Noten, amtliche Protokolle in vollem Wortlaut veröffentlicht, die Bestimmungen des Pariser Friedens von 1856 sogar in französischer Sprache: sie schreibt als eine der führenden Zeitungen Deutschlands für einen großen Kreis gebildeter Leser.

In ihrem Leitaufsatz vom 28. Mai 1850 charakterisiert sich die Zeitung selbst als „altliberal, in der Mitte stehend zwischen den Altkonservativen und dem demokratischen Radikalismus". Aus dieser besonnenliberalen Einstellung bejaht sie die nationalen Bestrebungen der Italiener, lehnt aber die Verschwörertätigkeit Mazzinis und seiner Anhänger ebenso entschieden ab, wie sie die Reaktion bekämpft. Ihre Zustimmung zu dem von Cavour bestimmten Weg Sardiniens wird freilich durch zwei Tatsachen ernstlich getrübt: durch den Umstand, daß sich die Erneuerungsbewegung nur im Kampf gegen Österreich

durchsetzen kann, und daß sie sich dabei der Mithilfe des napoleonischen Frankreichs bedient.

Österreich gegenüber gerät unsere Zeitung in den Krisenjahren 1859/1860 in einen Zwiespalt. Sie erkennt das „alte Besitzrecht" des Kaiserstaates auf seine italienischen Provinzen an und gibt auch „ein gewisses nationales Interesse" — wie sie sich, ihrer kleindeutschen Einstellung entsprechend, recht zurückhaltend ausdrückt — der Deutschen am Schicksal Österreichs zu. Aber sie wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen die reaktionäre österreichische Politik, die die nationalen Bestrebungen in Italien wie in Deutschland bekämpft und — wie sie anerkennt — aus Gründen der Selbsterhaltung tragischerweise auch bekämpfen muß. War die Weserzeitung bei Beginn der Krise, vor allem, um Napoleon abzuschrecken, für eine Unterstützung Österreichs durch Preußen und den Deutschen Bund eingetreten, so rückt sie im Fortgang der Krise immer mehr von Österreich ab, stellt ihm für eine Hilfeleistung Bedingungen im Sinne einer kleindeutschen Lösung der deutschen Frage und befürwortet schließlich lebhaft ein Bündnis Preußens mit Sardinien. Sie verspricht sich von ihm einen doppelten Gewinn: es durchkreuzt die gefährlichen Pläne Napoleons und bringt Preußen, den „Träger unserer nationalen Zukunft", in der Lösung seiner deutschen Aufgabe voran. Die deutschen Probleme und Belange bestimmen also weitgehend — dies gilt mehr oder weniger für die ganze kleindeutsche Publizistik der Jahre 1859/1860 — die Stellungnahme der Weserzeitung zum sardinisch-österreichischen Konflikt: von den deutschen Sorgen her richtet sich der Blick auf die italienischen Probleme.

Das zeigt sich deutlich an der Beurteilung des sardinischen Bündnisses mit dem napoleonischen Frankreich. Die Zeitung befürchtet — und sie äußert damit eine damals weitverbreitete Meinung —, Napoleon benutze, durch das Vorbild seines großen Onkels angespornt, vom Ehrgeiz getrieben und durch innere Schwierigkeiten dazu genötigt, die nationale Bewegung in Italien nur als Mittel für seine eigenen, ganz Mitteleuropa bedrohenden Ziele. Daher sieht unsere Zeitung in jener Verbindung mit dem Bonapartismus eine schwere Belastung des ganzen deutschen Verhältnisses zur italienischen Erneuerungsbewegung und verfolgt die sardinische Politik lange mit starkem Mißtrauen. Sie verkennt zwar nicht, daß es Cavour ist, der die Entwicklung bis zum Konflikt mit Österreich vorwärtstreibt. Aufs ganze gesehen erscheint ihr der sardinische Staatsmann aber nur als Werkzeug einer ver-

schlagenen napoleonischen Politik, die sich in der Tat sogleich gegen ihn wendete, als sich zeigte, daß er in der Befreiung Italiens von der österreichischen Vorherrschaft nur den ersten Schritt zu der Einigung seines Landes sah.

Daß die weitgesteckten Ziele Cavours, als er mit dem Eintritt in den Krimkrieg sein großes Spiel begann, von der Weserzeitung zunächst nicht erkannt werden, ist verständlich. Nach dem Pariser Kongreß aber gibt sie zu, daß der kühne Entschluß Cavours reiche Früchte getragen habe: Sardinien sei als anerkannter Führer der italienischen Reformfreunde von Paris zurückgekehrt und befinde sich auf dem Wege, in Italien zu einer ähnlichen Stellung zu gelangen, wie sie Preußen unter Friedrich II. als Schutzmacht des freien Geistes und Träger des nationalen Gedankens in Deutschland eingenommen habe. Nun müsse es durch ein freiheitliches Staatsleben als Vorbild für die anderen italienischen Staaten wirken und so auf friedlichem Wege hier eine Besserung der Verhältnisse herbeiführen. Daß Cavour den Weg der Gewalt geht, sich mit der Revolution verbündet und zur Erreichung seiner viel weiter gesteckten Ziele auch moralisch bedenkliche Mittel verwendet, wird von der Weserzeitung scharf getadelt, während Treitschke[122]) gerade am Doppelspiel Cavours gegenüber Garibaldi nachzuweisen sucht, was „genialische Realpolitik" ist und warum Cavour „staatsmännische Größe" zukommt. Mit aller Schärfe verurteilt die Weserzeitung — im Gegensatz z. B. zu den Autoren der Preußischen Jahrbücher[123]) — auch den Einmarsch sardinischer Truppen in den Kirchenstaat und in das Königreich Neapel. Moralische Gesichtspunkte engen bei ihr nicht selten die rein politische Betrachtungsweise ein. Doch steht sie nicht an, beim Tode Cavours die Ausdauer, Klugheit und Energie in seinem Wirken für das Vaterland voll anzuerkennen. Seine Leistungen für Italien stellt sie denen des Freiherrn vom Stein für Preußen gleich, ja, sie bewertet sie sogar höher, weil sie unter viel ungünstigeren Umständen erreicht worden seien.

Für Garibaldi und seine Mitwirkung an der Einigung Italiens findet unsere Zeitung Worte der höchsten Anerkennung. Sie rühmt seine besonderen Führergaben, verkennt aber auch die Schwächen dieser „herrischen Jünglingsnatur" nicht. Nach seiner Rückkehr nach Caprera

[122]) H. v. Treitschke, a. a. O., S. 531.

[123]) E. Portner, Die Einigung Italiens im Urteil liberaler deutscher Zeitgenossen, 1959, S. 55.

(1860) erscheint er ihr in seinem Verzicht auf eigene Hoffnungen und Pläne zugunsten des großen Ganzen als der „Washington Italiens".

Die Größe Viktor Emanuels sieht die Weserzeitung vor allem darin, daß er seinem Ministerpräsidenten die Treue gehalten hat, obwohl dessen Ruhm den seinen bald überstrahlte und seine Kirchenpolitik ihn in ernste Gewissensnöte brachte. Beim Tode des Königs stellt Otto Gildemeister in einem Rückblick auf die ganze Geschichte des Risorgimento fest: „Alle Genien und alle Dämonen der Geschichte haben sich in die Hände gearbeitet, um das Gebäude aufzurichten, das der verstorbene Monarch seinen Erben hinterläßt: Orsini und Mazzini, der Papst Pius und der Kaiser Napoleon, der österreichische Hof und Bismarck, die feine Staatskunst Cavours und die blinde Tollkühnheit Garibaldis — alle haben, teils mit, teils ohne, teils gegen ihren Willen zusammengewirkt, um Viktor Emanuel auf den Thron im Quirinal zu erheben" [124]).

[124]) WZ. v. 10. Jan. 1878.

KLEINE BEITRÄGE

XIV.

Adalbert von Bremen als Kanzler für Italien

Von Karl Reinecke

In zwei Urkunden Heinrichs III. aus dem Jahre 1045, die beide in Augsburg ausgefertigt sind und deren eine auf den 22. Februar datiert ist, wird in der Rekognitionszeile ein *Adelbertus cancellarius vice Herimanni archicancellarii* genannt[1]).

Stumpf vermutete, daß dieser Kanzler Adelbert wahrscheinlich mit dem Erzbischof Adalbert von Bremen identisch sei[2]). Steindorff nahm an, daß Adalbert vor der Übernahme des Erzbistums, die er auf 1045 datierte, einige Monate lang das Amt eines Kanzlers für Italien versehen habe[3]).

Dehio überprüfte nun das Antrittsjahr des Erzbischofs und stellte fest, daß Adalbert schon 1043, und nicht erst 1045, Erzbischof geworden sei[4]). Damit wurde die These hinfällig, daß Adalbert — wie Steindorff es angenommen hatte — vor seiner Erhebung zum Erzbischof Kanzler gewesen wäre. Dehio zieht jedoch daraus den weitergehenden Schluß, daß eine Identität zwischen dem Kanzler Adelbert und dem Erzbischof unmöglich sei[5]). Das aber ist ein Fehlschluß; denn es ist ja keineswegs ausgeschlossen, daß Adalbert zugleich Erzbischof und Kanzler war.

Bresslau hält gegen Dehio an dem Jahr 1045 als Antrittsjahr des Erzbischofs von Bremen fest und folgt der These Steindorffs, daß Adalbert Kanzler war, bevor er Erzbischof wurde[6]).

Inzwischen hat sich aber die Meinung eindeutig durchgesetzt, daß Erzbischof Adalbert sein Amt schon 1043 angetreten hat. Ist damit die Möglichkeit einer Identität zwischen Erzbischof und Kanzler hinfällig?

[1]) MGH D H III. Nr. 131 f., S. 163—167.

[2]) Stumpf-Brentano, Die Reichskanzler vornehmlich des X., XI. und XII. Jahrhunderts. Bd. II (Innsbruck 1881), S. 174.

[3]) Steindorff, Ernst, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. Bd. I (Leipzig 1874), S. 282 f. (Anm. 10).

[4]) Dehio, Georg, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission. Bd. I (Berlin 1877), Kritische Ausführungen X, Anhang S. 66 ff.

[5]) Ebd., Anhang S. 32 (Anm. 8 zu S. 178).

[6]) Bresslau, Harry, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, Bd. I, 2. Aufl. (Leipzig 1912), S. 474 f.

Man ist der Frage bisher ausgewichen: „Die . . . Annahme, Adalbert sei mit dem . . . Kanzler für Italien identisch, konnte immer noch nicht durch hinreichend feste Belege erhärtet werden“ [7]). Fleckenstein hält in einer neueren Arbeit eine Identität für ausgeschlossen [8]).

Dennoch gibt es eine Quelle, welche die Richtigkeit der von Stumpf vertretenen These beweist. In einem Königsgericht unter Vorsitz Heinrichs III. wird am 7. April 1047 in der Pfalz außerhalb von Ravenna ein Rechtsstreit zugunsten des Abtes Johannes vom Kloster S. Johannes Evangelista entschieden. Unter den Teilnehmern an diesem Gericht wird in der hierüber ausgestellten Urkunde hinter den Erzbischöfen Hunfried von Ravenna und Hugo von Besançon auch der Erzbischof von Bremen bezeugt — und zwar ausdrücklich als Kanzler *(Premensi archiepiscopo, imperatoris cancellario)* [9]).

Obwohl die Lesart „Premensi“ nicht eindeutig ist (die Urkunde hat „P̄nien“), ist ein Zweifel kaum denkbar; denn außer den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Besançon und dem in der Urkunde erwähnten Hunfriedus (von Ravenna) kennt die königliche Kanzlei unter Heinrich keine Erzbischöfe als Kanzler [10]). Wir wissen auch, daß Adalbert von Bremen an dem Italienzug Heinrichs III. 1046/1047 teilgenommen hat [11]). Erzbischof Adalbert war also Kanzler für Italien. Er ist als solcher im Februar 1045 und im Frühjahr 1047 nachzuweisen. Entgegen den Thesen von Steindorff, Dehio und Fleckenstein war er zugleich Erzbischof und Kanzler.

Adam von Bremen berichtet, daß Heinrich III. auf der Kirchenversammlung vom 23. Dezember 1046 dem Bremer Erzbischof die Erhebung zum Papst angeboten hat [12]). Wenn man bedenkt, daß Adalbert Kanzler für Italien war, gewinnt diese Nachricht eine ganz neue Bedeutung. Für Heinrich ging es offenbar darum, einen Mann zu

[7]) Glaeske, Günter, Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen als Reichsfürsten (937—1258), (Hildesheim 1962), S. 60; siehe auch: May, Otto Heinrich, Regesten der Erzbischöfe von Bremen, Bd. I (787—1306), (Bremen 1937) S. 53.

[8]) Josef Fleckenstein, Die Hofkapelle der deutschen Könige. 2. Teil: Die Hofkapelle im Rahmen der ottonisch-salischen Reichskirche. Schriften der MGH, Bd. 16, II (Stuttgart 1966), S. 256.

[9]) MGH D H III Nr. 192, S. 242 f.

[10]) Stumpf-Brentano, a. a. O. S. 173.

[11]) Glaeske, a. a. O. S. 61.

[12]) Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum, MGH SrG ed. Bernhard Schmeidler, (Hannover/Leipzig 1917), Buch III Kapitel 7. — Über die Glaubwürdigkeit Adams zuletzt Glaeske, a. a. O. S. 61.

dieser Würde zu erheben, der nicht nur als zuverlässiger Parteigänger Heinrichs galt, sondern der obendrein auch mit den Verhältnissen in Italien und den königlichen Plänen bezüglich Italiens besonders vertraut war. Daß er daran denken konnte, seinen eigenen Kanzler zum Papst zu erheben, zeigt die Machtstellung des Herrschers noch einmal, nachdem er gerade vorher auf der Synode von Sutri drei Päpste abgesetzt hatte. Adalbert hat sich diesen Plänen Heinrichs allerdings versagt.

XV.

Drei Inschriften von der Burg Bederkesa

Von Anton Hinck

Wir kennen im ganzen drei Inschriften von Gebäuden der Burg Bederkesa. Alle drei sind in Versform in mittelalterlichem Latein geschrieben. Eine dieser Inschriften ist noch heute über der Haupteingangstür der Burg vorhanden, wenn auch nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platz. Die beiden anderen Inschriften sind dagegen auf der Burg bereits seit längerer Zeit verschwunden und nur schriftlich überliefert. Sie waren an Gebäuden angebracht, die heute nicht mehr vorhanden sind. Es ist darum kein Wunder, wenn die heute auf der Burg noch vorhandene Inschrift nicht nur sehr bekannt ist, sondern auch häufig im Heimatschrifttum erwähnt und übersetzt wurde. Die beiden anderen Inschriften sind dagegen bis heute wenig beachtet und kaum übersetzt worden. Es verlohnt sich daher, alle drei Inschriften einmal zusammen mit der jeweiligen Übersetzung näher zu betrachten*).

*) Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Schwebel, Staatsarchiv Bremen, und Herrn Oberstudienrat Dr. Curt Allmers, Bremen-Lesum, danke ich für Übersendung des genauen Wortlautes der oben erwähnten beiden nur schriftlich überlieferten lateinischen Inschriften. Herr Studienrat i. R. Dr. Rudolf Möllencamp, Bremerhaven, hat mir die Freude gemacht, mich auf die Besonderheiten der Versinschriften aufmerksam zu machen.

I.

Wir wollen uns zunächst der heute noch über der Haupteingangstür der Burg vorhandenen ältesten Inschrift zuwenden. Im Amtsbuch Bederkesa von 1599 des Drosten Johann Koch heißt es an einer Stelle:

> *Oben der Stiegen vor des Amptmans Stuben an selbiger seiten die ortte*[1]*) stehen nachfolgende Verse an dem Eltesten gebaude des Hauses.*

Hiernach folgt bei J. Koch der Text der Inschrift. Ich bringe hier diese Inschrift, wie sie sich heute noch dem Beschauer darbietet. Auf einer Steinplatte stehen vier Zeilen in gotischen Minuskeln:

Año m · ccc · l et x centum̄ · superadde :
Qui · bremam · Regunt hanc · domum · sic · para"
verunt : Adlau" *dem̄ · domini ·*
· pax · ut · sit · *· communitati ·*

Schon öfter haben Heimatschriftsteller diese Inschrift übersetzt, wobei die einzelnen Übersetzungen nur unwesentlich voneinander abweichen. Ich übersetze „so wörtlich wie möglich und so frei wie nötig" etwa so:

> *Im Jahre 1350 und 10, hundert füge hinzu (= 1460), hat der Rat der Stadt Bremen dieses Haus so hergerichtet zum Lobe Gottes, damit die Gemeinschaft Frieden habe.*

Es war schon länger bekannt, daß es sich bei dieser Inschrift um Hexameterverse handelt. Zwei Verse, von denen der eine von *Qui . . .* bis *paraverunt,* der andere von *Ad . . .* bis *communitati* geht, sind ohne Schwierigkeit als Hexameter erkennbar. Wie aber kann dann auch die erste Zeile mit der umständlichen Jahresangabe, deren Rechenexempel fast wie ein Witz anmutet, als Hexameter gelesen werden? Tatsächlich ist aber auch der erste Vers ein Hexameter. Die Erklärung verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Studienrat Dr. Möllencamp, Bremerhaven, der im übrigen erkannte, daß alle drei Verse in besonderen mittelalterlichen Hexametern abgefaßt sind. Herr Dr. Möllencamp schreibt hierzu:

> Um hinter den Trick zu kommen, muß man wissen, daß es sich nicht um gewohnte Hexameter handelt, . . ., sondern um sogenannte Leoninische, d. h. im Mittelalter übliche, nach Art der mittelalterlichen Reimpaare gebildete Hexameter, in denen wenigstens der letzte Vokal vor der Zäsur mit dem der Endsilbe reimt. Da die Zeile auf *superadde* endet, muß vor der Zäsur auch ein e stehen. Man darf also nicht lesen: *Anno millesimo trecentesimo sexagesimo* usw., sondern die Zahlenwerte sind wie Buchstaben zu sprechen:

[1]) *ort* = mnd. Winkel, Ecke, Spitze, also hier etwa „seitwärts der Ecke".

Á n n o Êm ze ze zé El et íx cen túm super ádde
Dem Zwang, den Hexameter zu füllen, ist natürlich auch die originelle Hinzufügung *centum superadde* zu verdanken. Die beiden folgenden Hexameter sind auch mit leoninischem Reim versehen:
Quí Bremám reg ú n t, hanc dómum sic paravér u n t
Ád laudém Domin í, pax út sit communitát i.

Curt Allmers hat nun anhand Bremer Urkunden nachgewiesen, daß tatsächlich im Jahre 1460 auf dem stadtbremischen Anteil der Burg ein neues Haus und andere in den Urkunden nicht näher genannte Bauten errichtet wurden[2]).

Auf Grund dieser Inschrift glaubte man lange Zeit, daß die jetzt noch stehenden älteren Gebäude aus dem Jahre 1460 stammten. So allgemein kann man diese Annahme aber heute nicht mehr aufrechterhalten, wenn vielleicht auch die Grundmauern noch aus dieser Zeit stammen mögen. Der untere mit flachem Kreuzgewölbe überdeckte Keller kann nach Kiecker und von Lehe sogar dem ersten Burgbau angehört haben[3]). Curt Allmers hat festgestellt, daß vom 15. bis 18. Jahrhundert immer wieder auf der Burg gebaut und gebessert wurde[4]), so daß heute nicht mehr zu entscheiden ist, wann die einzelnen Bauten errichtet wurden. Selbst von der Inschrifttafel weiß man heute, daß sie nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platze sitzt, sondern von einem älteren Gebäude stammt, das abgebrochen wurde. Curt Allmers teilt uns hierzu folgendes mit[5]): „Koch (der Verfasser des Amtsbuches) sagt ca. 1599 von der Inschrift (Amtsbuch im Bremer Staatsarchiv, Seite 144), daß sie (die Inschrift) von ihrem alten Platz am ältesten Gebäude weggenommen und an einen anderen Ort gebracht worden sei. Dieser neue Platz war wohl schon der heutige am Südflügel des Hauptgebäudes."

[2]) C. Allmers. Geschichte der bremischen Herrschaft Bederkesa, Bremen 1933, S. 121.
[3]) O. Kiecker u. E. von Lehe, Kunstdenkmale des früheren Kreises Lehe, Hannover 1939, S. 37.
[4]) C. Allmers a. a. O. S. 120 ff.
[5]) Ebd. Seite 121, Anm. 5.

II.

Im Anfang einer „Beschreibung des Amtes Bederkesa“ [6]) erfahren wir von einer weiteren Inschrift an einem ehemaligen Brauhause auf der Burg. Es heißt dort: *Vorn auf'm Hauß Bederkesah zur lincken handt vor dem Brawhauß steht ein Steinern taffell, da ran nachfolgende Verse gehawen:*

Quae[7]*) tibi temporibus devoti sunt Brema, secundis*
et rebus dubiis fida columna tuis.
Addidit has Gotscalck noviter mihi Wolfius aedes
qui sibi commissum laude peregit opus.
Brema dedit sumptus. Adsis bone Christe redemptor
nam frustra vigilant, Tu nisi custos eris.

Diese aus 3 Distichen bestehende Inschrift heißt auf deutsch etwa:

Wir sind (wörtlich: Man ist . . .) dir ergeben, (Stadt) Bremen, die du in glücklichen und schlimmen Zeiten den Deinen eine treue Säule bist. Kürzlich hat Gottschalk Wulff mir dies Gebäude hinzugebaut, der sein ihm übertragenes Werk lobenswert ausführte. Bremen trug die Kosten. Steh uns bei, guter Christus, (unser) Erlöser! Denn die Leute wachen (wörtlich: man wacht . . .) vergebens, wenn Du nicht der Wächter bist.

Der hier genannte Gottschalk Wulff, ein Mitglied des Bremer Rates, verwaltete das Amt 1554 bis 1560[8]). Das Brauhaus wurde also während seiner Amtszeit erbaut. Die Amtsverwaltung nahm natürlich auch das Privileg des Bierbrauens für sich selbst in Anspruch, wie sie es den bevorrechtigten Landbesitzern, den sogenannten Bürgern des Fleckens, einräumte[9]). Sie konnte dies um so mehr, als der Burg die Rechte von zwei Bürgerstellen zustanden[10]). In einer Abrechnung von 1557/1558 gehörte zu den 41 Personen des Burgpersonals auch ein Brauer[11]). Das auf der Burg gebraute leichte Bier, das damals noch die Stelle der heutigen Getränke Kaffee und Tee vertrat, deckte wohl vorwiegend den täglichen Bedarf des Burgpersonals.

[6]) Bremer Staatsbibliothek Brem. a. 129.

[7]) Wohl Irrtum des Handwerkers oder des Abschreibers. *Qua* statt *quae* würde einen Sinn ergeben: Wo dir ergebene (Menschen) wohnen, o Bremen, . . ., hat kürzlich Gottschalk Wulff . . . usw.

[8]) C. Allmers a. a. O. S. 210.

[9]) C. Allmers a. a. O. S. 140 ff.

[10]) Vergl. die im Fleckensarchiv befindliche Akte über die Gemeinheitsteilung des Fleckens Bederkesa vom 16. Sept. 1853, S. 4.

[11]) C. Allmers a. a. O. S. 69.

Zu der Verskunst dieser und der dritten (siehe weiter unten) Inschrift bemerkt Herr Dr. Möllencamp (ebenfalls laut brieflicher Mitteilung) folgendes:

„Diese Inschrift (gemeint ist die erste Inschrift) gehört also noch mittellateinischer Verskunst an. Die beiden anderen verraten schon dadurch, daß sie in Distichen stehen, daß sie jünger sind und der reformatorischen Zeit des Humanismus angehören. Aber auch darin stecken noch Reste von Zäsurreim: *dubiis tuis,* ebenso in dem dritten Vers: *claviger a e Brem a e, mur o s me o s,* sogar Paar-reim: *secund i s tu i s.* Das *adsis bone Christe* kehrt z. B. im mlat. Heilsspiegelgedicht von 1324 dauernd wieder, und die letzte Zeile: *Nam frustra vigilant, Tu nisi custos eris* kommt in ähnlicher Form (nach dem bekannten Bibelwort Psalm 127) häufig vor."

In Bederkesa stand früher dieser Vers in deutscher Sprache an folgenden Häusern: Gröpelinger Straße 59, Gröpelinger Straße 72 und Bergstraße 15.

III.

In einem Nachtrag zum Kochschen Amtsbuch im Bremer Staatsarchiv erfahren wir von einem im Jahre 1611 auf dem Burggelände errichteten *Windelsteen*[12]). Offenbar war dies ein Beobachtungsturm, zu dessen oberem Umgang eine Wendeltreppe hinaufführte. Sehr bemerkenswert ist, was Curt Allmers hierüber schreibt[13]): „Es handelt sich um einen in dieser Zeit entstandenen Turm, an dem sich eine auf die gemeinsame Drostenschaft von Johann Schlichting und Johann Havemann hinweisende Tafel befand. Das Rederbuch gibt Auskunft darüber, daß an Lüder von Bentheim im Jahre 1612 (27. November) Gelder *vor Grawerk to dem Rathuse u. na Bederkesa gekamen, wat em noch quam to de 900 Th so he 1610 u. 1611 darup entfangen, pro resto 1322 m 9½ g,* ausbezahlt worden sind, so daß die Arbeit des berühmten Baumeisters des Rathauses auch am Hause Bederkesa festgestellt werden kann." Im einzelnen ist allerdings die Arbeit Lüder von Bentheims am Hause Bederkesa leider nicht mehr festzustellen. Der oben genannte Turm stand rund 100 Jahre und wurde 1713 abgebrochen. Auch die Tafel mit der Inschrift ging verloren. Aber der Wortlaut dieser Inschrift ist uns in einer Akte des Bremer Staatsarchivs[14]) aus dem Jahre 1715 überliefert. Es heißt dort:

[12]) C. Allmers a. a. O. S. 124.
[13]) C. Allmers a. a. O. S. 124.
[14]) P. 12. a., 1715.

Zur rechten Hand, über der Tür des Turmes, welcher sehr hoch gewesen und oben einen Umgang gehabt, von dannen man sehr weit etliche Meilen herum ins Land sehen konnte, vor 2 Jahren aber bis an das Mauerwerk niedergebrochen wurde, sind diese Verse in Stein gehauen:

Arx ego clavigerae munimine servio Bremae
hinc servat muros ornat et illa meos.
Hinc quoque fecerunt Schlichtingius et Havemannus.
Hac ego quod[15]) *turri splendidiore mico.*

Ich übersetze diese beiden Distichen etwa so:

Ich, die Burg, diene dem schlüsselführenden Bremen als Bollwerk. Daher hütet es meine Mauern und rüstet sie aus. Daher ließen auch Schlichting und Havemann diesen prächtigen Turm erbauen, mit dem ich (nunmehr) in schönerem Glanze dastehe.

Die hier genannten (Johann) Schlichting und (Johann) Havemann waren Bremer Ratsherren und verwalteten als Drosten in den Jahren 1611 und 1612 gemeinsam das Amt Bederkesa[16]). Das Beiwort „schlüsselführend" bezieht sich natürlich auf den Schlüssel im Bremer Wappen. Der Hinweis „zur rechten Hand" deutet an, daß dieser Turm auf der Nordseite des Burgplatzes gestanden haben muß. Es sei noch vermerkt, daß er nicht der einzige der Burg Bederkesa gewesen ist, sondern in einem älteren Turm einen Vorgänger gehabt hat, der in einer Urkunde von 1388 als ein *bergvrede* bezeichnet wird[17]).

[15]) *quod* wie *ut* gebraucht.
[16]) C. Allmers a. a. O. S. 211.
[17]) C. Allmers a. a. O. S. 121, Anm. 3.

XVI.

Der Name des Bremer Geschlechts Balleer

Von Benno Eide Siebs

Mit Recht bezeichnet Hanna Lampe das Geschlecht Balleer, dessen Geschichte sie in jahrelanger mühevoller Arbeit erforscht und niedergeschrieben hat[1]), als „eine der großen Familien des bremischen Mittelalters". Man braucht nur daran zu erinnern, welch wichtige Rolle Mitglieder dieses Ratsherrengeschlechts während der Auseinandersetzungen mit den Rüstringer Friesen zu Beginn des 15. Jahrhunderts gespielt haben, um zu erkennen, wie eng sie mit der Geschichte der Hansestadt verbunden waren. Kein Wunder daher, daß es an Unterlagen für eine bis in den Beginn des 14. Jahrhunderts zurückreichende Familiengeschichte nicht fehlte und daß es möglich war, die verwandtschaftlichen Beziehungen eines guten Teils der Namensträger zu klären.

Trotzdem mußten naturgemäß manche Fragen offen bleiben. Zu ihnen gehört u. a. die der Bedeutung des Familiennamens. Selbst dem Fachmann wird es nicht leicht fallen, „auf Anhieb" eine Erklärung zu finden. Die Deutung wird auch dann nicht leichter, wenn man die nicht eben wenigen Varianten des Namens, vor allem die uns überlieferten ältesten Namensformen, heranzieht.

Im Mittelalter wurde der Name Balleer zunächst im allgemeinen „Boller" oder „Bolere", auch wohl „Bulleyr" geschrieben. Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts taucht dann die Schreibweise „Balleer" oder „Bolleer" auf. Jedoch findet sich die Lesart „Baller" noch verhältnismäßig häufig in Urkunden des 16. Jahrhunderts. Bis in die neueste Zeit wird der Name auch wohl „Ballehr" geschrieben. In den Osterstader Schatzregistern des 16. und 17. Jahrhunderts[2]) begegnet ferner die

[1]) Abschrift im Staatsarchiv Bremen.
[2]) Staatsarchiv Stade, Des. 5 b.

Form „Ballier". Daneben finden sich hier die Kurzformen „Blehr" und „Bliehr".

An Erklärungsversuchen für die vielgestaltigen Namen hat es nicht gefehlt. Förstemann [3]) und Heintze-Cascorbi [4]) leiten Namen wie Baller, Boller und Böller von dem altdeutschen Rufnamen *Baldheri* ab. Hanna Lampe sieht in dem Pfahl im Wappen Balleer einen Hinweis darauf, daß die Namensträger selbst im Mittelalter ihren Namen mit dem „Boller", einem Pfahl oder Block zur Befestigung der Schiffstaue, in Zusammenhang gebracht haben. Doch hält die Chronistin einen Zusammenhang mit dem Namen der Ortschaft Bollen an der Weser südlich Arbergen für wahrscheinlicher. Dafür könnte sprechen, daß man von einem Boller Esch und dergleichen spricht, daß die Einwohner von Bollen als die „Boller" bezeichnet werden und daß die Zuzügler aus Bollen in Bremen „Bollmann" und „von Bollen" genannt wurden. Gottschald [5]) endlich erklärt Namen wie Ballier und Pallier durch ein zum franz. *parler* „sprechen" gehörendes *ballier* „Polier", „Werkführer".

Sämtliche Deutungen außer der letzterwähnten kranken daran, daß sie für die auffallende Betonung der zweiten Silbe des Namens Balleer keine ausreichende Erklärung geben. Dieser Mangel haftet zwar der zuletzt angeführten Erklärung nicht an. Es ist aber zu bedenken, daß das franz. *parlier* „Sprecher" erst im 15. Jahrhundert mittelhochd. zu *balier* geworden ist.

Nun weist Hanna Lampe in ihrer Arbeit „Das Geschlecht Balleer" darauf hin, daß es nach dem *Stam- en Wapenboek* von Vorsterman van Oyen um 1800 eine wallonische Familie *de Balleur* gegeben hat. Der Name spricht für Herkunft von einem Ortsnamen, und man wird daher die Möglichkeit einer Ableitung des Namens Balleer von einem anderen als dem erwähnten Bollen ins Auge zu fassen haben. Ein solcher, auf den der Geschlechtsname Balleer unmittelbar zurückgeführt werden könnte, ist uns allerdings nicht bekannt geworden. Das schließt jedoch nicht aus, daß doch eine Ableitung des Namens

[3]) Ernst Förstemann, Altdeutsches Namenbuch.

[4]) Albert Heintze - P. Cascorbi, Die deutschen Familiennamen.

[5]) Max Gottschald, Deutsche Namenkunde. 2. Aufl. München-Berlin 1942, S. 161.

Boller oder Balleer von einer Orts- oder Flurbezeichnung an sich möglich ist. Voraussetzung ist dabei, wie sich zeigen wird, daß wir den Namen Balleer in zwei selbständige, miteinander verbundene Wortstämme aufgliedern.

Als Grundwort bietet sich dabei das in niederländischen Ortsnamen erscheinende Wort *lier* an, das in *leer* übergehen kann und dem — wie die 1142 erscheinende Form Larbeke für Leerbeek[6]) ergibt — ferner das Wort *laar* entspricht. Es erscheint im belgischen Ortsnamen Lier[7]) sowie in den rheinischen Familiennamen Lierfeld und Liermann[8]) und bedeutet „Morast", „Modder" und dergleichen[9]).

Das Bestimmungswort *bol* des Namens Balleer in seiner älteren Form bezeichnet im Mittelhochdeutschen einen Landvorsprung[10]). Eine andere Bedeutung hat aber das offensichtlich hier in Frage kommende, zum niederd. *bulen* „schwellen" gehörende mittelniederd. *boll, bol* „schwammig", „locker", „hohl", niederd. *boll* „feucht", „schwammig", „gedunsen", niederländ. *bol* „schlaff", „morastig", das u. a. in dem belg.-brabantischen Ortsnamen Bollebeck, dem Wurster Flußnamen Boll-a bei Bellitzen[11]), dem Wurster Gewässernamen Bull-ak, dem Familiennamen Bollbrügge (*brügge* = „Bruch") sowie in den topographischen Bezeichnungen Bullenkuhle und Bullensee enthalten ist[12]).

Bol-lier würde demnach den Sinn „morastiges Bruchland" haben. Diese Bedeutung des Namens fügt sich gut zu der Herkunft und Geschichte des Geschlechts Balleer, hatten dessen Vorfahren doch ihren ersten bekannten Wohnsitz in der „Einöde" von Osterholte oder Varholt im späteren Hollerland, in einem Gebiet, das im Jahre 1181 von Erzbischof Siegfried zum Zweck seiner Entwässerung und Bebauung nach Holländerart an des Wasser- und Deichbaus kundige Unter-

[6]) J. de Vries, *Woordenboek der Noord- en Zuidnederlandse plaatsnamen*, Utrecht 1962, S. 101.
[7]) de Vries, S. 104.
[8]) Gottschald, S. 333.
[9]) de Vries, S. 99, 104.
[10]) M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch. 2. Aufl. Bayreuth 1931, S. 32.
[11]) B. E. Siebs, Über einige Wurster Siedlungsnamen, in: Jahrb. d. Männer v. Morgenstern, Bd. 45, Bremerhaven 1964, S. 202 ff., hier S. 203.
[12]) J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, Bd. 1 Norden 1879, S. 198; de Vries S. 34; Buck S. 32.

nehmer vergeben wurde. Hanna Lampe konnte deshalb mit guten Gründen die Vermutung aussprechen, die Vorfahren des Geschlechts Boller-Balleer hätten zu den Niederländern gehört, die die Bruchländereien bei der Stadt kultiviert haben. Eine Stütze mag diese Annahme darin finden, daß sich noch im Mittelalter Angehörige des Geschlechts im Stedinger Land mit seinen Niederungen ansiedelten und daß man andere Namensträger zu Beginn der Neuzeit in den z. T. bruchigen Gebieten von Osterstade antrifft.

Ob der Name Boller und so weiter, falls diese Annahme zutrifft, aus Holland mitgebracht oder erst in Bremen erworben wurde, muß allerdings dahingestellt bleiben. Sicher zu entscheiden ist auch nicht die Frage, ob das Geschlecht etwa ursprünglich van Boller, Balleer oder ähnlich geheißen hat. Sollte es der Fall gewesen sein, mag es nicht allzu gewagt erscheinen, in dem Geschlecht de Balleur einen Zweig eines ursprünglich in Flandern oder Holland ansässig gewesenen Geschlechts van Balleer zu sehen.

BESPRECHUNGSTEIL

XVII.

Bremische Schulgeschichte

Besprechung zweier Werke von Hinrich Wulff,
ihrem Verfasser zur Vollendung seines 70. Lebensjahres
am 15. Mai 1968 dargebracht

1. Schule und Lehrer in Bremen 1945—1965.
Geschichte des Vereins Bremer Lehrer und Lehrerinnen in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Sozial- und Geistesgeschichte des Lehrerstandes in unserer Zeit.
Hans Krohn-Verlag, Bremen, 1966, 503 S.

2. Geschichte der bremischen Volksschule.
Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/OBB, 1967, 132 S.

Für Hinrich Wulff erwies sich die Zeit nach dem Erscheinen seines zweibändigen Hauptwerkes: „Geschichte und Gesicht der bremischen Lehrerschaft" von 1950 als eine Periode außerordentlichen fruchtbaren historischen Schaffens. Denn neben zwei kleineren Schriften „Die bremische Schule 1933 bis 1944" von 1951 und „Das Jahrfünft der Zeitschwelle 1945—1950" [1]) von 1964 legt er zwei Werke vor, die als Vollendung des Hauptwerkes angesprochen werden können. Wulff bezeichnet selbst den größeren dieser beiden Bände als den dritten Band seiner bremischen Lehrergeschichte. Er gleicht diesen beiden Vorgängern in Einband, Umfang und Ausstattung und ist bei demselben Verlag erschienen. Während seiner Entstehungszeit traf den Leiter der Lehrergewerkschaft, Georg Ficke, der Wulff den Auftrag zum Erschaffen dieses neuen Werkes gegeben hatte, das grausame Schicksal, daß er einem Verkehrsunfall zum Opfer fiel. Diesem tüchtigen Vorkämpfer und allgemein anerkannten Führer der bremischen Lehrerschaft hat Wulff diesen dritten Band gewidmet: „In unveränderter Dankbarkeit lege ich das Buch trauernden Herzens auf sein Grab".

Fickes Nachfolger, Günther Ahrens, hat das Buch durch einen offenen Brief in der „Bremer Lehrerzeitung" vom 1. Januar 1967 begrüßt, und Heinrich Rodenstein, der Leiter der Bundesgewerkschaft und Vorsitzer des Allgemeinen deutschen Lehrervereins drückt im Begleitwort dieses Buches den Dank der Gewerkschaft aus. Aus dem Brief von Günther Ahrens möge hier ein Wort vorangestellt werden, das den seelischen Urgrund des Historikers aufleuchten läßt und damit die Gesichtspunkte, unter denen das Werk entstanden ist: „Dieses Ihr jüngstes Werk zeigt Sie als Historiker, der es versteht, lokales Geschehen in den Rahmen großer geistesgeschichtlicher Zusammenhänge zu stellen. Es zeigt Sie als bremischen Lehrer in Verantwortung für seine Kollegenschaft und Ihre Verehrung bremischen Geistes in Vergangenheit und Gegenwart." Besser könnten die Grundgesinnung des Verfassers, seine Arbeitshaltung, sein „Generalkurs" nicht gekennzeichnet werden.

Was hier gesagt wird, gilt in gleichem Maße für das zweite Werk, das kurz nach dem dritten Band entstanden ist und gewissermaßen den Reigen abschließt, durch den Hinrich Wulff in unermüdlicher Arbeit die Geschichte der bremischen Volksschule und ihrer Lehrer vollendet, nämlich die an Umfang erheblich kleinere Schrift „Geschichte der bremischen Volksschule".

[1]) Vgl. S. 298.

Das erste, was einem auch in jenem dritten Band am sinnfälligsten bewußt wird, ist der außergewöhnlich vielseitige Quellenstoff, den man bei unserem kleinen Stadtstaat nicht ohne weiteres erwartet. Kaum hat man sich in die ersten Kapitel hineingelesen, so sieht man sich einem Strudel von menschlichen Spannungen und Ereignissen gegenüber, der nur im heutigen Verkehr seine Parallelen findet, und man hat wohl nicht mit Unrecht betont, Wulff habe mit Meisterhand unzählige Mosaiksteine zu den ansprechendsten Gemälden zusammengefügt. Ihre Bestätigung findet diese überwältigende Themenzahl durch die letzten hundert Buchseiten mit der Zusammenstellung unter den Stichworten: „Zeittafel", „Anmerkungen zum Text", „Namensregister" und „Abkürzungsverzeichnis". Das gleiche zeigt die große Zahl der im Inhaltsverzeichnis ausnumerierten Kapitel an: es sind ihrer nicht weniger als 42. So viele Kapitel in einer Besprechung auszudeuten, ja nur anzudeuten, verbietet die Aufgabe und der zur Verfügung stehende Raum. Nur einige Kapitel aus dieser kaum überschaubaren Zahl mögen herausgegriffen werden.

Dabei vergißt der ordnende Geist des Verfassers nicht, im engsten Gedränge der Tatsachen klare Übersichten zu schaffen, durch die der rote Faden immer wieder erkennbar wird. Ein Beispiel dieser Art ist die Aufreihung der „Epochen der bremischen Schulgeschichte von 1798—1949" (S. 22 ff.), wobei die einzelnen dieser Epochen durch kurze Textworte charakterisiert werden, so daß ein einziger Blick die Höhepunkte der sechs Epochen erfassen kann, z. B. die „Klippschool"-Reform, der „Vormärz", Vollendung der „alten", Beginn der „neuen" Schule, „gesetzliche Grundlegung 1945—1949" usw.

Aber bei aller Großartigkeit der Entwürfe — es sind keine „Leckerbissen", die uns hier dargereicht werden. Seite für Seite will nicht nur durchkostet, sie will erobert, durchdacht und nachempfunden werden. Man schlage etwa das 8. Kapitel auf (S. 292 ff.), „Lehrermangel und Bildungsnotstand", und sogleich umschwirren einen Dutzende von zeitgemäßen Schlagworten. Darin finden sich der „Ettlinger Kreis", das „Hausfrauenexperiment in Niedersachsen", die „Mikätzchen" in Rheinland-Westfalen, der „Rahmenplan" des Deutschen Ausschusses, der „Bremer Plan", bzw. „Wiesbadener Plan", „Verweiblichung der Lehrerschaft" (S. 301 ff.), Bürgermeister Dehnkamp über „Bildungsnot" (S. 298 ff.). Wer Freude an solcher stilistischer Bildnerarbeit hat, sollte die Übersichten selber durchlesen.

Eine der ersten Fragen, die gewiß jeder bremische Lehrer an Wulffs Buch stellen wird, ist die nach dem Bremischen Lehrerverein. Die erste Nachkriegsversammlung der bremischen Lehrerschaft mit einer grundsätzlichen, umfassenden Rede des Senators Paulmann und einer Eröffnungsansprache von Friedrich Gläbe am 3. Juni 1946 führte schon am 12. Juli 1946 zur Gründungsversammlung des „Vereins Bremer Lehrer und Lehrerinnen", einer Einheitsorganisation. Unendliche Schwierigkeiten begegneten dem Aufbau dieses Lehrervereins. Noch 1951 konnte sich Max Traeger, der erste Vorsitzer der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrer- und Lehrerinnen-Verbände, die etwas bissige Bemerkung nicht „verkneifen", es werde in den kleinen Ländern „kulturgemuddelt". Er sagte des weiteren (S. 29): „Die Kräfte, die eine Kulturpolitik tragen sollen, sind schwach. Der materielle Aufbau saugt fast alle Kräfte auf. Staatsnot, Wohnungsnot, Flüchtlingsnot, nackte Existenzkämpfe, Kapitalnot und viele andere materielle Nöte überdecken alle die Anliegen, die zum Kulturbereich gehören ... Die Kulturminister haben in

ihren kulturautonomen Ländern nicht den Versuch gemacht, irgend etwas durchzusetzen für ihre Lehrer... Das sozialpädagogische Gewissen der Öffentlichkeit ist gesunken."

Unzweideutig das wichtigste Kapitel des Wulffschen Buches ist der sowohl durch seinen Umfang als auch durch seine Überschrift auffallende Abschnitt 10: „Um die Bremer Schulform — das Kardinalproblem der bremischen Schule" („Heikles Thema" und „Heißes Eisen"), S. 312—360.

Auf die Frage: Was ist das Bemerkenswerteste an der so viel umstrittenen Bremer Schulform? gibt Wulff in zwei klaren kurzen Sätzen schon zu Beginn des Kapitels folgende Antwort (S. 313):

„Die Verfassung will durch ihre Formulierung ausdrücklich verhindern, daß der Unterricht in Biblischer Geschichte auf der Ebene einer besonderen christlichen Konfession erteilt wird. Die dogmenfreie und die konfessionsneutrale Darstellung der biblischen Geschichten und der kirchengeschichtlichen Erscheinungen ist die *conditio sine qua non* der Bremer Schulform." Damit haben wir in dieser Besprechung des Buches die Kernfrage angeschnitten. Sie ist auch noch nicht endgültig gelöst. Wer die letzten Jahrzehnte miterlebt hat mit den hin und her wogenden Diskussionen, wird verstehen, welche tiefgehende Bedeutung für das bremische Schulwesen dieser Gegenstand hatte und hat.

Hier mag nur der Hinweis genügen, daß Professor Wulff zum zweiten Male eine wissenschaftliche Untersuchung mit Berücksichtigung aller Gründe für und wider durchgeführt hat, eine Untersuchung, die der jetzigen und der kommenden Generation der Lehrerschaft und der Elternschaft als urkundliche Quelle wird dienen können. Wie bei jeder echten wissenschaftlichen Deutung wird man die fast 50 Seiten umfassende Darstellung der Bremer Schulform mit Freude und in Hinsicht auf den aufrüttelnden Stoff mit innerer Bewegung auf sich wirken lassen.

Welche von den vielen sonstigen Kapiteln fordern noch eine Erwähnung heraus? Es ist erstaunlich, wie alles, was Schule und Lehrer betrifft, herangezogen worden ist. Wulff hat mit dem wissenschaftlichen Mut des Historikers auch die „unsinnige und unselige Entnazifizierung" an den Pranger gestellt. 60 Prozent aller Lehrer und Lehrerinnen wurden aus dem Amt entlassen, in Hamburg nur 10 Prozent!

Mit immer wiederholter Hochachtung erwähnt Wulff Georg Ficke. Sein Name erscheint am häufigsten im Namensverzeichnis. Mit Recht taucht auch Wilhelm Bergers Name häufig auf, und mit Recht fanden auch Kaisen und die ersten beiden Schulsenatoren Paulmann und Dehnkamp ihre Würdigung.

Eine für Nachschlagezwecke sehr wichtige Bereicherung des Buches ist die oben bereits erwähnte jahrgangsweise aufgestellte Zeittafel mit all den Ereignissen politischer Art und mit den Bremer Geschehnissen, beginnend mit dem „9. Mai 1945, bedingungslose Kapitulation Deutschlands". Aus Bremerhaven: „22. Mai: In Wesermünde (heutigem Bremerhaven) wird der Schulleiter Walter Zimmermann von der amerikanischen Militärregierung beauftragt, den Wiederaufbau des Schulwesens dort in Angriff zu nehmen. Am 10. Juli 1945 wurde Zimmermann zum Schulrat ernannt. Im Juli/August 1945 nahm die Volksschule ihre Unterrichtsarbeit wieder auf."

Einige Wünsche bleiben: Wann kommt eine gleiche Arbeit über die bremische höhere Schule? Wann gewinnen die Berufs- und die Fachschulen ihren Geschichtsschreiber? Und wann stellen die Lehrerinnen ihre Geschichte mit dem beruflichen und dem sozialen Aufstieg dar?

Wenden wir uns nun dem neuerschienenen zweiten Werk von Hinrich Wulff zu, der *„Geschichte der bremischen Volksschule"*.

„Historisches Erkennen", so fordert der niederländische Historiker Johan Huizinga, „setzt drei Eigenschaften voraus: gesunden Verstand, Übung und vor allem Qualitätsgefühl". An diesen Forderungen gemessen, bietet sich in Wulffs Buch ein gutes Beispiel an: Der *gesunde Verstand* leuchtet nicht nur aus dem gefällig dahinfließenden Stil, der die Freude des Verfassers an seinem Werk enthüllt, sondern mehr noch aus der Bewältigung der lebendig quellenden Stoffmassen, eine Bewältigung, die nur durch leicht überschaubare Stoffgliederung möglich ist. *Übung,* das zweite Huizingasche Postulat, bestätigt sich in eben dieser klaren Gliederung. Man nehme nur dazu auch noch des Verfassers zweibändiges Hauptwerk „Geschichte und Gesicht der bremischen Schule" (1950) zur Hand und überzeuge sich. Man lege an das Werk sodann die dritte Huizingasche Sonde des *Qualitätsgefühls* an, so läßt sich eine reichhaltige Interpretation aufstellen, die jedoch mit vielen Prüfungen der Quellen verbunden sein müßte. Da mag der Leser selbst die „intimen Reize" auf sich wirken lassen, von denen Wulff bei seiner Quellenforschung spricht. Man wird das Buch zufrieden aus der Hand legen. Der Leser kann mit Maßstäben messen, die jene Voraussetzungen berücksichtigen.

Begleiten wir den Verfasser auf seinem Wege durch die Jahrhunderte, vom Zeitalter des Glaubens im Mittelalter angefangen, durch das Zeitalter des Bekenntnisses bis zur Aufklärung (1534—1798) und bis ins Zeitalter der Bildung (bis zur Gegenwart), so finden wir einige Wegstrecken, die unsere Aufmerksamkeit vor allen andern auf sich ziehen und daher zu einer kurzen Betrachtung auffordern.

Die erste Zeit großer Spannungen und Ballungen beginnt schon um 1800. Vergleiche werfen immer ein bezeichnendes Licht auf beide Vergleichspartner. So mag noch einmal zurückgegriffen werden auf die Zeitenwende zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Es rührt uns tief an, was die beiden Geistlichen Ewald und Häfeli dem Senat berichteten, als dieser sie mit der Inspektion der vielen Nebenschulen, auch Winkel- oder Heckschulen genannt, betraut hatte. Daß nicht viel dabei herauskommen würde, wird verständlich, wenn wir erfahren, daß die Inhaber dieser Nebenschulen gänzlich unausgebildete Personen waren, nämlich Soldatenwitwen, Seemannsfrauen, Näherinnen, Handwerker, Schreiber, und ihre Hauptaufgabe war, den Knaben und Mädchen etwas Lesen und Schreiben beizubringen.

Uns moderne Menschen hat das Fernsehen an das gleichmütige Beschauen der Elendsviertel in aller Welt gewöhnt. Wir sind abgestumpft. Niemand setzt voraus oder denkt daran, daß sich solche Not einst auch in unserer eigenen Vaterstadt zugetragen hat. Die Berichte der beiden Prediger sprechen Bände. Hier eine Probe vom 4. März 1800 (S. 28): „Elender kann es auf dem elendsten Dorfe kaum sein, als es in sehr vielen der hiesigen Heckschulen ist. Alles, was den Sinn eines gesunden Menschen beleidigen, empören, mit Ekel, Mitleid und Unwillen erfüllen kann, scheint sich da zu vereinigen, und man glaubt sich eher in einer schmutzigen Bettlerherberge oder in einem lange nicht gereinigten Viehstalle zu befinden als in einer Bildungsstätte der Jugend. Beim ersten Öffnen der Türe, von einem zurückschlagenden Qualm überströmt, erblickt man in einem kleinen, dunklen, von Feuchtigkeit triefenden, stinkenden Loche eine Anzahl der Kinder, die hellen Tropfen an der Stirn, mit schwarz- und gelbgegriffenen, halb zerrissenen Büchern in den

beschmutzten Händen, samt der nicht viel reinlicher aussehenden, mit Stock und Rute bewaffneten Lehrerin."

Wulff findet dafür den bezeichnenden Ausdruck „solche erbärmlichen Zustände". Vom Senat sind im Laufe der Jahrhunderte diese Nebenschulen fortlaufend verboten worden — ohne dauernden Erfolg. In einem Bericht des Senators von Post von 1788 wird die Gesamtzahl auf 100 geschätzt, nur neun von ihnen wurden für geeignet befunden. Die meisten wurden aufgehoben, aber ebenfalls ohne großen Erfolg. 1793 zählte man schon wieder 73 Winkelschulen.

Unter den bremischen Lehrern vor und um 1800, die Wulff als führende Köpfe herausstellt und denen er die verdienten Kränze flicht, hat er als bedeutungsvollsten den Pfarrschulmeister von St. Stephani J o h a n n L a n g e ausführlich gewürdigt. Es lohnt sich, will man ein anschauliches Bild jener Zeit gewinnen, diesen weit vorausschauenden Volksschulpädagogen, den Eckpfeiler in der Wende der Zeiten, nämlich der Wende vom konfessionellen zum pädagogischen Zeitalter, nach Wulffs Buch, näher zu betrachten. Es sei aus dem mit Einfühlung und Hochachtung gezeichneten Bild seiner Persönlichkeit nur ein Beispiel mitgeteilt, aus Langes 1802 erschienenem Buch „Morgenröte eines besseren Tages für Deutschlands Schullehrer" (S. 33): „Pädagogik war als Wissenschaft noch nicht da. Man schränkte also die Gegenstände des Volksjugendunterrichts auf Buchstabenkenntnis, Buchstabieren, Lesen, Schreiben und höchstens etwas Rechnen ein und glaubte nebenbei im Gedächtnisse des Kindes als seligmachende Religionskenntnis die Fragen und Antworten eines Katechismus aufstapeln zu müssen. Wie dies nun alles eingebläut würde, das verstand sich ja, so gut es konnte, mit Langeweile von beiden Seiten, mit Tränen und unmenschlichen Schlägen." Es ist kaum zu begreifen, daß nach solcher geradezu modernen Auffassung einer kindgemäßen Pädagogik die Prügelmethode sich noch durch das ganze 19. Jahrhundert am Leben hielt. Für die erste bremische Schulreform von 1800 lag die Zeit der Verwirklichung noch in weiter Ferne. Aber „die Dominanz der Idee der Aufklärung blieb bis in die Gegenwart unbestritten".

Der hier verfügbare Raum verbietet eine eingehende Würdigung der bremischen Schulreformen von 1848, 1918 und 1949, wie sie Hinrich Wulff darstellt. Sehr fesselnd ist seine Berichterstattung über die Lehrerbildung in Bremen (S. 58 ff.). Will man einen Eindruck gewinnen von dem ungeheuren Aufstieg der Lehrerbildung, so lese man das Kapitel „Das erste Lehrerseminar" (1810, 1821) und vergleiche damit den heutigen Stand, der ohne Abitur nicht mehr zu denken ist und der Fakultät der Universität zustrebt. Im Jahre 1810 „glaubte man in der Lage zu sein, mit einem vorhandenen Kapital von 2000 Talern die Idee eines Lehrerseminars zu verwirklichen!" So bescheiden war der Anfang.

Es würde zu weit führen, alle Kapitel des näheren zu betrachten, so reizvoll es sein mag. Es möge genügen, eine Anzahl von ihnen wenigstens zu nennen, so etwa die Geschichte der katholischen Gemeindeschule (S. 63). Das Gesetz über die allgemeine Schulpflichtigkeit von 1844 (S. 66). Der erste bremische Schulgesetzentwurf 1848—1851 (S. 70). Das bremische Landschulwesen (S. 79). Versuchsschulen (S. 105). Die Verweiblichung der Lehrerschaft (S. 122) usw.

Zum Schluß mag noch einmal ein Wort über die Lehrerbildung in Bremen gesagt werden, da sich auf sie die öffentliche Aufmerksamkeit in zunehmendem Maße zu richten scheint. Mit der Einrichtung der Pädagogischen Hoch-

schule war Bremen lehrerbildungsgeschichtlich (S. 116) auf die Linie der preußischen Pädagogischen Akademien eingeschwenkt. Nach 1960 erlebte sie eine sprunghafte Erweiterung, indem die Zahl der Studenten von 354 im Jahre 1959 auf über 850 im Jahre 1966 stieg.

„Erst mit der Empfehlung einer Integration der Lehrerbildung aller Gruppen in die geplante Universität Bremen, wie sie im Mai 1963 ihr „Beratungsausschuß" vorlegte, und der Eröffnung des ersten Semesters der sogenannten zweiten Phase der Lehrerbildung (Referendariat) im Mai 1965 öffnete sich auch für die bremische Lehrerbildung ein neuer Horizont, der über die Pädagogische Hochschule hinausführte (S. 117)."

*

Wer könnte es nicht nachfühlen, daß die bremische Volksschullehrerschaft stolz darauf ist, daß einer, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist, mit der Geschichte ihres Standes ein Werk geschaffen und ihr geschenkt hat, wie es einzigartig in deutschen Ländern und Städten ist. Möge Hinrich Wulff die Freude erfahren, daß ihm nun auch in besonderem Maße von dorther der Dank entgegenschlägt. Daneben wird er ohne Zweifel viel Zustimmung ernten auch in den weiten Kreisen derer, die in wertvollen historischen Werken den geistigen Gehalt suchen und finden, den sie für die Kraft zum Dasein und zur täglichen Berufsarbeit nötig haben. Gustav Dehning

Eine schon seit längerem vorliegende Würdigung einer der vorbereitenden Schriften möge das Bild des verdienstvollen Wirkens Hinrich Wulffs für die Darstellung bremischer Schulgeschichte abrunden:

Hinrich Wulff: Im Jahrfünft der Zeitschwelle 1945—1950. Sachliches und Persönliches aus schweren Jahren bremischer Schulgeschichte.

Sonderdruck aus der Bremer Lehrerzeitung, 1964, 91 S.

Es kann nicht die Aufgabe einer Geschichtszeitschrift sein, dieses aus Einzelaufsätzen in der „Bremer Lehrerzeitung" zusammengefaßte Büchlein nach seinem pädagogisch-sachlichen Gehalt im einzelnen zu durchleuchten, so sehr dies den Besprecher als alten „Schulgesellen" auch reizen würde, und insbesondere dabei zu dieser oder jener Einzelfrage Stellung zu nehmen. Dafür haben wir aber festzustellen, daß hier eine „Dokumentation" bremischer Schulgeschichte vorliegt, über eine Zeit, aus der es, besonders aus ihrem ersten Teile, an dokumentarischen Zeugnissen mangelt. Wo die im Wortlaute festgehaltenen Quellen später reichlicher zu fließen beginnen, da sind sie, wie es der geschichtsforschende Geist zu tun verpflichtet ist, selbstverständlich herangezogen und ausgedeutet worden; vieles ist aber auch aus persönlichem Erleben dargestellt, Sachliches und auch Persönliches, das wir in dieser Art sonst nicht zu Gesicht bekommen hätten. Daß der Verfasser weitgehend aus eigenem Erleben ergänzen und deuten kann, das eben macht den Reiz dieses Büchleins aus, das also im Innersten erlebte oder miterlebte Geschichte darstellt.

Geradezu erschütternd wirken die Berichte über den Anfang nach dem verlorenen Kriege: über das Mit- und Widerspiel zwischen Militärregierung und der sich neubildenden Schulbehörde, über die Selbsthilfe, die in Bremer-

haven geübt wurde, und über noch so manches andere. Der Verfasser versucht gerecht zu urteilen, soweit das nur immer möglich ist, auch gegen das Gewesene, und aus solchen Grundlagen wirbt er für ein Verstehen der damaligen Lehrerschaft, ihrer Schwierigkeiten, ihrer Zukunftshoffnungen. Bei der Heranbildung eines neuen, in vielem gewandelten Stammes von Erziehern war er selber führend beteiligt; als nachmaliger Leiter der Pädagogischen Hochschule liegt ihm die Lehrerbildung vor allem am Herzen, und über sie weiß er aus eigenem Wissen und Streben Grundlegendes und Ausführendes zu berichten. Daß er schließlich den gesamten Umkreis der seit langem vielberufenen, nach 1945 erneut von den Grundlagen aus angefaßten „Schulreform" in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, versteht sich von selbst: damit rundet er das Bild, aus dem, zugleich stellvertretend für verdiente Mitarbeiter, die Persönlichkeit Christian Paulmanns beherrschend hervortritt. Es war die „Ära Paulmann", die dieses Jahrfünft von 1945—1950 im bremischen Schulwesen, in vielem richtungweisend in die Lande leuchtend, bestimmt. Die neuen Grundlagen wurden gelegt, in vielem in Erfüllung alter Forderungen der Lehrerschaft: Mit dem Fortschritt der Zeit konnte der Ausbau folgen.

Freilich muß der, der alle Arten der allgemeinbildenden Schulen aus eigener Tätigkeit kennt, bedauern, daß das, was früher als „Höhere Schule" bekannt war, eigentlich nur im Vorübergehen gestreift wird. Wenn die Zeit für eine umfassende bremische Schulgeschichte der Jahrzehnte nach dem letzten großen Kriege reif ist, wird diese Lücke auszufüllen sein. Es ist auch nicht so, wie hier zu lesen steht, daß Bremen gar keine Hochschultradition gehabt habe: allenfalls kann man sagen, daß sie vergessen worden sei, bis sie jetzt mit der Gründung der neuen Universität zwangsläufig wieder auflebt. Schließlich als Letztes die Bitte eines, der seine Muttersprache für eins unserer höchsten Kulturgüter hält: Würde nicht vieles auf gut deutsch gesagt werden können, was hier an manchen Stellen fast barock, in lateinischem Zierat erscheint? Nichtsdestoweniger: Dem Verfasser sei Dank für diese Gabe, die für spätere Forschung auch eine gute Quellengrundlage sein wird.

Friedrich Prüser

XVIII.

Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte

Von Friedrich Prüser

Im folgenden bietet sich eine Lese von Büchern und Zeitschriftenaufsätzen an, die sich, abgeschlossen im Mittsommer 1968, über viereinhalb Jahre erstreckt und darum umfangreicher als bei früherer Gelegenheit geworden ist. Im ganzen behandelt sie Neuerscheinungen, die in irgendeiner Form auf Bremen zutreffende Entwicklungen berühren, mögen sie manchmal auch über den engeren bremischen Rahmen hinausgehen. Zur Ergänzung muß immer an das gedacht werden, was in Einzelbesprechungen vorliegt.

Im allgemeinen ist diese Schau eine Arbeit des Hauptherausgebers des Jahrbuchs. Indes erkennt er dankbar die Hilfe an, die ihm in einer Reihe

von Fällen von anderen zuteil geworden ist. Hervorgehoben sei besonders die sichtende und wägende Mitarbeit von Dr. Theodor Halbach. Die Helfer am Werk sind durch folgende Signen gekennzeichnet:

Kl. = Hans Egbert Klaeden,
Hb. = Theodor Halbach,
E. = Wilhelm Evers.
A. = Thomas Otto Achelis (†),
Wff. = Hinrich Wulff.

Allgemeines — Archiv-, Bücherei- und Museumskunde — Quellenveröffentlichungen — Bibliographische Nachweise.

Mit besonderer Freude stellen wir an die Spitze unserer Bücher- und Zeitschriftenschau, im besonderen dabei des zuständigen Abschnittes, als Bd. 36 der „Veröffentlchg. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen" (191 S., Bremen 1968, Carl Schünemann Verlag) ein Dokumentarwerk über *Das Staatsarchiv Bremen 1968,* das aus Anlaß der feierlichen Eröffnung des neuen Archivgebäudes am 9. Mai 1968 den Teilnehmern an dieser Feier, dabei den zu einer Tagung in Bremen versammelten Sachbearbeitern für das Archivwesen der deutschen Bundesländer, als Gabe überreicht wurde. In klarer Gliederung fügt das Buch unter der Schriftleitung von Karl H. Schwebel und zum Teil seiner eigenen Verfasserschaft alles zusammen, was über das Archiv zu sagen ist, unter den Stichworten *Behörde — Dokumentation — Geschichte:* womit zugleich die verschiedenartigen Aufgaben und Arbeitskreise des Archivs umrissen werden.

Den geschichtlichen Abriß bestreitet K. H. Schwebel selber; ebenso beschreibt er das Grundlegende zur Baugeschichte, während die Einzelheiten des neuen Gebäudes von Lothar Diemer vorgeführt werden. Wilhelm Lührs läßt sich über die Funktion, und zwar über den allgemeinen Aufgabenbereich des Archivs aus, während über die Bestände — Urkunden und Akten — die für sie im einzelnen verantwortlichen Mitarbeiter berichten, desgleichen über die Sammlungen verschiedener Art. Auch über die Bücherei, die Amtsdrucksachen, über die Werkstätten im Archiv, über seine Benutzung und über sein Verhältnis zur Öffentlichkeit erfährt man einiges, zum Schluß auch über seine Veröffentlichungsreihe, von der der hier vorliegende Band der letzterschienene ist.

Hier und da könnte man einige Anmerkungen machen, z. B. die, daß die Einordnung nach der „Provenienz" bereits seit 1937 als Grundsatz angestrebt und, soweit es damals, in den letzten Jahren vor dem Kriege, der alles durcheinanderbrachte, noch möglich war, auch durchgeführt wurde. Zu den Versuchen, unter den Bedrohungen durch den Luftkrieg die Bestände des Archivs durch weit gestreute Auslagerung nach Möglichkeit sicherzustellen, hätte man gern noch mehr Einzelheiten gehört, auch eine Liste der Auslagerungsorte begrüßt. Die in Königsberg aufbewahrt gewesenen Bestände sind übrigens bei der Umlagerung nach Einbeck und auf die Erichsburg gekommen, nicht in das Salzbergwerk Grasleben.

Das „Literaturverzeichnis" zum Gesamtbuch ist recht unterschiedlich in seinen Abteilungen bedient worden und läßt Wichtiges vermissen, während es anderes dafür doppelt aufführt. Im ganzen ist jedoch trotz der Schwierigkeiten, die sich aus einer Vielverfasserschaft naturnotwendig ergeben, und angesichts der Zeitbedrängnis, unter der gearbeitet werden mußte, ein gutes,

übersichtliches, mit vielen Bildern und Plänen aufs beste ausgestattetes, auch im Äußeren ansehnliches Werk entstanden, zu dem man das Staatsarchiv, seinen Leiter und seine Mitarbeiter beglückwünschen kann. Mögen dem Archiv nach all dem Schweren, das es durchgemacht hat, nur noch glückliche Tage beschieden sein. Das ist auch der Wunsch der Historischen Gesellschaft, die, solange sie besteht, vielfach mit dem Archiv verbunden gewesen ist.

Über die Eröffnungsausstellung, die im besonderen von Reinhard Patemann betreut wurde, liegt ein im Rotaprintverfahren hergestellter Katalog vor: *Bremen und die Welt in Dokumenten* ist sein Titel. Zu den Dokumenten zeigt die Ausstellung viele Bilder, nicht zuletzt von geschichtlichen Persönlichkeiten, die in Bremens politischen Verbindungen ins eigene Umland, mehr noch ins europäische Ausland hinein und gar in Übersee eine Rolle gespielt haben. Über sie alle gibt der Katalog zuverlässige Auskunft.

*

Von der im ganzen auf vier Bände berechneten *Übersicht über die Bestände des Niedersächsischen Staatsarchivs in Hannover,* die nach schmerzlichen Verlusten und Beeinträchtigungen durch Kriegseinwirkungen und Hochwasser wie auch durch Ausgliederung der bremisch-verdischen Bestände zum Aufbau des neuen Staatsarchivs in Stade und durch Änderung der Zuständigkeiten durch territoriale Verschiebungen in Niedersachsen in den Nachkriegsjahren ein dringendes Bedürfnis geworden ist, liegt nunmehr der erste Band (Veröffentl. d. Niedersächs. Archivverwaltung H. 19, 312 S., Göttingen 1965, Vandenhoeck & Ruprecht) vor, bearbeitet von Carl Haase und Walter Deeters. Der vorliegende Band behandelt die Urkunden- und Aktenarchive der Fürstentümer Calenberg und Lüneburg-Celle sowie des Hochstiftes (Fürstentums) Hildesheim.

Die Stadt Kampen am Ausfluß der Ijssel in die alte Zuidersee, das jetzige Ijsselmeer, legte 1963 den Ersten Band einer Übersicht über seine Archivbestände vor: *De Archieven der Gemeente Kampen, Deel I: Het Oud-Archief,* mustergültig bearbeitet von Stadtarchivar J. Don, der vielen Mitgliedern unserer Historischen Gesellschaft kein Unbekannter ist, von der Studienfahrt vor einigen Jahren her, für die Kampen damals Standquartier war, wie durch seine wiederholten Besuche in Bremen und seinen Vortrag im Jubiläumsjahr 1965 (Vgl. S. 67 ff.). Die Übersicht über das eigentliche Stadtarchiv die in der städtischen Verwaltung entstandenen Bestände, umfaßt verschiedene große Abschnitte, all das, was nach der bereits aus dem Mittelalter kommenden Weise der Aufbewahrung auf uns gekommen ist: zeitlich reicht sie damit, allgemein gesprochen, bis an die Schwelle des vorigen Jahrhunderts, was nicht ausschließt, daß sie sie an einigen Stellen auch überschreitet. Im eigentlichen Inventar wird ein systematischer Überblick geboten, wozu mehrere Gruppen von Beilagen unsystematisch dazu Ergänzungen geben. Eine lange Liste gut gearbeiteter Regesten erschließt den Bestand an Urkunden bis in Einzelheiten. Die Rechtsquellen erfahren darüber hinaus ihre besondere Ordnung und Verzeichnung. Kurzum: es ist auf diese Weise das auch für die Hanseforschung wichtige Kampener Archiv aufs beste auch für den erschlossen, der sich nicht an Ort und Stelle befindet. Auch bremische Bezüge sind zu finden, meist in Zusammenhang mit hansischen, wie auch der Familienname von Bremen im alten Kampen nicht fehlt. — Sehr schnell folgte diesem ersten Bande ein zweiter, etwa von doppelter Stärke, *Gedeponeerde Archieven, von Kerken en Kloosters, Memorien,*

Vergaderingen, Armenkamer, Gasthuizen, Pesthuis, later Stadsziekenhuis (Städt. Krankenhaus), *Weeshuizen* (Waisenhäusern) (XL u. 758 S., Kampen, 1966). Schon die Stärke des Bandes deutet an, welch große Bedeutung das kirchliche Leben und das der sozialen Einrichtungen im Mittel- und Nachmittelalter in dieser Stadt gehabt haben. Bei der St. Nicolaas- oder Bovenkerke werden allein 21 nach Heiligen benannte Vikarien mit ihrem archivalischen Nachlaß aufgeführt, außer einigen wenigen unbenannten. Über 164 S. geht allein das Archivinventar der Armenkammer, und die dazugehörigen Memorienstiftungen umfassen allein 1023 Nummern. Zu alledem liegen auch hier Regesten vor, über die Zeit von 1328—1804, auf 489 Druckseiten nicht weniger als 2192 Nummern. Welch Fülle von Arbeit liegt darin beschlossen! Man darf Johann Don, dem fleißigen letzten Bearbeiter, der dazu auch eine sachverständige Einleitung schrieb, Glück wünschen zu diesem stattlichen und guten Druckwerke wie auch seiner Stadt, deren Bürgermeister Dr. Berghuis gleichfalls zu unseren Freunden zählt.

Zur Einrichtung regionaler Dokumentations- u. Informationszentren schreibt, ihre Bedeutsamkeit für praktische Arbeit wie für wissenschaftliche Forschung betonend, Clemens Geisler in einer unter seiner Herausgeberschaft stehenden Sonderveröffentlichung der Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe Standortforschung an der Technischen Hochschule Hannover über *Bildungseinrichtungen in der regionalen Planung — für Professor Wilhelm Wortmann,* den geborenen Bremer, *zu seinem 70. Geburtstag* (Hannover, 1967, Gebr. Jänecke Verlag) — wertvoll auch deswegen, weil sie Lebenslauf, Bildungsgang und planerische Tätigkeit des auf diese Weise Geehrten in chronologischer Aufeinanderfolge zusammenstellt.

Vom Archivwesen der Bremischen Evangelischen Kirche berichtet *in einem Überblick* Otto Müller-Volbehr, ihr heutiger Archivpfleger, in „Hospitium Ecclesiae", Bd. 5, (1967), S. 132—136, im ganzen mit einer Übersicht über die Bestände und deren Aufbewahrung. Es möge hinzugefügt werden, daß die Einrichtung dieser Archivpflege erst 1950 auf Antrag des Berichterstatters vom Bremischen Kirchentage beschlossen wurde.

Als H. 7 der „Veröffentlchg. d. Niedersächs. Archivverwaltung" sind *Richtlinien für die Archivpflege im Lande Niedersachsen* (Göttingen, 1967, Vandenhoeck & Ruprecht) herausgekommen, in zweiter, revidierter und erweiterter Auflage, die Manfred Hamann besorgte. Das in praktischer Arbeit von den Archivbeamten entwickelte Werk, das erstmals 1957 erschien, hat nunmehr auch die Ergebnisse neuzeitlicher Entwicklung mit aufgenommen und sich durch Übersichten und Berichte bereichert, vom Grundsätzlichen her durch die Begriffsbestimmung, was unter Archivpflege zu verstehen ist, die dann auch für verschiedene Bezirke in der praktischen Auswirkung gezeigt wird. Das Büchlein kann jedem, der sich zur Archivpflege hingezogen fühlt, wertvolle Dienste leisten.

Otto Heinrich Mays *nach Tagebuchvermerken, Aktenauszügen, Erlebnissen und Erkenntnissen* dargestellte *Kriegs- und Nachkriegsschicksale der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover, 1939—1950* (103 S., Hildesheim, 1968, August Lax Verlagsbuchhandlung), seien als ein Kind der Feder unseres alten Freundes und Ehrenmitgliedes gern hier angemerkt, für

uns in Bremen allerdings weniger wegen der aus verschiedenen Quellengruppen heraus mit wissenschaftlicher Genauigkeit berichteten Einzelschicksale von Menschen und von Bücherbeständen, was für Hannover und Niedersachsen die für den Augenblick bestmögliche Dokumentation über entscheidende Zeiträume bedeutet, als vielmehr als Darstellung eines typischen Falles, der genauso für uns gelten könnte. Wer gleich dem Direktor der Niedersächsischen Landesbibliothek den Kelch der Bitternis in seiner vielerlei Gestalt hinsichtlich dieses Bereiches bis zur Neige hat kosten müssen, der fühlt sich fast Abschnitt für Abschnitt, man möchte sagen: Seite für Seite angesprochen. „Wie war's denn bei dir?" „Hast du nicht Ähnliches erlebt?" „Erleben müssen?" Gleichnishaftes haben Sie uns dargestellt, lieber alter Freund, über die wissenschaftliche Forschungsarbeit, die auch in solcher Angelegenheit stecken kann und muß, hinaus einen Erlebnisbericht gegeben, der für uns alle gelten, uns alle gegenüber leichthin geschehenen Vorwürfen rechtfertigen kann. Wir danken Ihnen herzlich.

Die „Beiträge z. deutschen Volks- u. Altertumskde." drucken in H. 10 (1966), S. 1—16 Eberhard Lutzes Vortrag auf der 39. (der Bremer) Jahresversammlung des „Niederd. Verbandes f. Volks- u. Altertumskde." (1965) über *Die Bedeutung der Museen in der Bildungspolitik von heute* ab, der, umfassend und richtungweisend zugleich, dabei auch Bremer Beispiele berücksichtigend, eine stärkere Einordnung und Unterstützung im Rahmen des gesamten heutigen Bildungsvorhabens verlangt.

Nr. 15 der „Hefte des Focke-Museums" (Dez. 1967, 12 S. mit 4 Bildtfln.) druckt einen längeren Zeitungsaufsatz von Heinrich Wigand Petzet für die Sonntagsausgabe vom 13. Juli 1967 der Basler „Nationalzeitung" ab. *Antwort auf die Frage: Museal oder Musisch?* ist der Titel, und er beantwortet sie, indem er über *Das neue Focke-Museum in Bremen* schreibt, man möchte sagen als Hoheslied auf Planung, Bau und Einrichtung, einzigartiges Beispiel dafür, daß ein Historisches Museum nicht museal zu vertrauern braucht, vielmehr mitten im kulturellen Leben der Gegenwart stehen kann, also musisch wirkt und doch immer des besonderen Wesens seiner Stadt bewußt bleibt. Unter den „Initiatoren der Anlage" wird allerdings Ernst Grohne leider nicht genannt.

Einem *Museum für deutsche See- und Schiffahrtsgeschichte* redet Paul Heinsius, der Verfasser des Buches vom „Schiff der hansischen Frühzeit" und selber Einrichter und jahrelanger Betreuer einer schiffs- und vor allem marinegeschichtlichen Sammlung in der Marineschule Mürwik, in der „Marinerundschau", Zeitschr. f. Seewesen, H. 5/1964, das Wort. Das erstrebenswerte Ziel ist ihm eine Sammlung auf breiter wissenschaftlicher Grundlage, unter Einschluß von Ozeanologie und Meeresbiologie, auch der Volkskunde in ihren verschiedenen Zweigen, der technischen Entwicklung und was dergleichen Sparten mehr sind, also eine ihrer Idee nach umfassende Sammlung, wie sie das alte, im Kriege zerstörte und in seinen Beständen verstreute „Museum für Meereskunde" in Berlin war. Diesem ist daher auch der Hauptteil der Arbeit gewidmet, was der Vf. im Titel als *Bemerkungen, Rückblicke und Anregungen aus der Betrachtung einer wissenschaftlichen Einrichtung der Ära Tirpitz* besonders vermerkt. Für uns Bremer ist dabei bemerkenswert, daß die erste Sammlung, die solchen umfassenden

Ideen zustrebte, die war, die in Bremen während des Zweiten deutschen Bundesschießens 1863 als Ausstellung von Handelsrohprodukten und Schifffahrtsgegenständen auf der damaligen Bürgerweide veranstaltet wurde. Es wäre zu überlegen, ob man nicht Bremen, der Stadt des ersten zusammenhängenden Fundes einer Kogge, die Ehre läßt, ein solches Museum zu schaffen. Es müßten dann allerdings die bremischen Bestände, die sich jetzt an verschiedenen Stellen, im Focke- und Überseemuseum, im Vegesacker Heimatmuseum, in Brake, wo durch die Entschlußkraft eines einzelnen, dazu Gegenstandsfremden, ein anerkannt gutes Schiffs- und schiffahrtsgeschichtliches Museum geschaffen wurde, im Institut für Meeresforschung in Bremerhaven endlich, zusammengeführt werden. Aber es ist doch wohl zu befürchten, daß der Gedanke der Zusammenlegung der Einzelsammlungen durch einen gewissen „Museumspartikularismus" zunichte gemacht wird. — *Hiesige, d. h. Bremerhavener Schiffahrtsgeschichte als Forschungsaufgabe* wird in einem Aufsatz von Herbert Körtge im „Niederdeutschen Heimatblatt" Nr. 183 (März 1965), S. 3 f., angeregt, und dabei werden die verschiedenen Sparten aufgezeigt, in denen mit Erfolg gesammelt, geordnet, geforscht werden kann.

Nr. 4/1966 (4. Jahrg.) von „Preußenland", Mitteilungen d. Historischen Kommission f. ost- u. westpreußische Landesforschung u. aus den Archiven d. Stiftung Preußischer Kulturbesitz, druckt S. 51—57 (mit 2 Bildtafeln) von Paul Heinsius eine gekürzte Fassung des vor eben genannter Kommission auf ihrer Bremer Jahrestagung am 20. Juni 1965 gehaltenen Vortrages *Sammlungen und Forschungen zur Geschichte des Schiffbaues in Ost- und Westpreußen* ab. Dabei wird S. 53 ff. mehrfach auf den „Schiffsfund von Bremen" sehr sachverständig Bezug genommen und werden Verbindungslinien zum „volkstümlichen Schiffbau" in Ostpreußen, zu den sogenannten Lommen, aufgezeigt.

Über *Hansische Schiffs- und Bootsfunde an Weser und Elbe* berichtet Paul Heinsius von der Warte des Sachkenners aus in den „Hans. Gesch.s Bl.", 82. Jahrg. (1964) S. 81—83. Gemeint sind die Bremer Kogge und die gleichfalls aus der Weser geborgene Eke; doch wird auch der Fund eines Segelschiffes aus dem 15. Jahrh. in der Elbemündung erwähnt. Mittlerweile sind wir im Bergen und Wiederein- und Aufrichten solcher Schiffe weitergekommen.

Die *Neuen Beiträge zum Fund der Bremer Kogge* aus dem Bremischen Jahrb., Bd. 50 *(1000 Jahre Bremer Kaufmann)*, S. 29—72, haben als Sonderdruck ihren Weg in die Bereiche einschlägiger Forschung gemacht und viel Beachtung gefunden. Siegfried Fliedner hatte die wissenschaftliche Grundlegung für denselben Stoff bereits vorher, 1964, für Nr. 2 der „Hefte des Focke-Museums" bereits kurz zusammengefaßt. Auf beides hat Karl Löbes im Auftrage des „Förderkreises Bremer Kogge" verfaßte Denkschrift: *Die Bremer Kogge — Die Verantwortung unserer Generation* (6 S., Bremen 1967) Bezug genommen. Die Bemühungen des Förderkreises führten zu vollem Erfolg, wie hier gern anerkannt sei: kein Mensch spricht heute mehr davon, das Schiff etwa nicht zu seinem ursprünglichen Bestand wieder zusammenzufügen, auch im Umkreis von Staat und Behörde nicht. — Fliedners Schrift ist, mittlerweile überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht von

seiner Mitarbeiterin *Rosemarie Pohl-Weber,* in 2. Auflage als Nr. 19 (1968) der besagten „Hefte" erschienen.

Auf diese von Werner Kloos herausgegebenen „Hefte des Focke-Museums Bremen" sei als Neuerscheinung besonders hingewiesen. Hervorragend ausgestattet, halten sie, in rascher Folge erschienen, Ausstellungen fest und wollen Berichte und Wegweiser sein, so in H. 5 der S. 326 f. gewürdigte, von Karl-Heinz Brandt verfaßte Beitrag über *Vor- und Frühgeschichte,* in Nr. 15 Heinrich W. Petzets Antwort auf die Frage: *Museal oder Musisch? Das neue Focke-Museum in Bremen,* in Nr. 16 Heinz-Wilhelm Haases Begleittext zu der Ausstellung *Alte Bremer Neujahrswünsche.*

60 Jahre Bauernhausverein Lehe beschreibt J. J. Cordes, selber ein „Veteran" dieser Vereinigung, in Nr. 214 (Okt. 1967), S. 2 u. 3 des „Niederdeutschen Heimatbl.s" (Mitteilungsbl. d. Männer v. Morgenstern).

In H. 4/5, 41. Jahrg. (Juli 1966) der „Zeitschr. f. niederdeutsche Volkskunde", Hamburg, findet sich S. 91—106 eine von Hans Arnold Plöhn zusammengestellte und überarbeitete Liste der *Hochzeitscarmina u. Gelegenheits-Glückwünsche im Staatsarchiv Hamburg.*

Endlich, möchte man sagen, ist das *Hamburgische Urkundenbuch,* herausg. v. Staatsarchiv der Freien u. Hansestadt Hamburg, um seinen *Vierten Band, 1337—1350,* bearb. v. Jürgen Reetz (XVI. u. 532 S., 4°, Hamburg 1967, Druck u. Verlag Hans Christians), erweitert worden. Wenn man daran denkt, daß vom Erscheinen des 1. bis zur Fertigstellung des 2. Bandes fast 100 Jahre vergehen mußten, bis zum Abschluß dieser Arbeit durch das Register, den 3. Band, weitere 14, im ganzen das Werk Hans Nirrnheims, so ist das Erscheinen dieses starken 4. Bandes schon nach 14 weiteren Jahren fast wie ein Wunder anzusehen. Dieses Erstaunen bleibt auch bestehen, wenn man die zeitliche Spanne der Arbeiten am 6. Bande des Bremischen Urkundebuches durch Hermann Entholt dagegen hält: nur zwei Lieferungen sind erschienen, denen das unumgänglich notwendige Register immer noch fehlt. Hamburg darf sich glücklich schätzen, daß es, als Erich von Lehe nach Kriegsende die von ihm beabsichtigte Fortführung des Werkes wegen der im Kriege geschehenen Verluste an Abschriften und der Auslagerungen der Bestände, von denen wichtige Teile nach ihrer Überführung in das Gewahrsam der Archivverwaltung in Ostberlin und Potsdam, für die wissenschaftliche Aufnahme und Erschließung unerreichbar blieben, nicht in Angriff nehmen konnte, hernach auch durch andere Aufgaben in Anspruch genommen wurde, seit 1954 in Jürgen Reetz einen tüchtigen Mithelfer für die Neuinangriffnahme des Werkes erhielt, der 1960 der hauptverantwortliche Bearbeiter wurde und nunmehr diesen stattlichen Band vorlegen kann.

Die bei den ersten Arbeiten für das Gesamtwerk durch Lappenberg vor mehr als 125 Jahren erstrebte Vollständigkeit hätte angesichts der eingetretenen Verluste höchstens ein schöner Wunschtraum bleiben können, wenn sich nicht auch die Ansichten darüber, wie weit solche Vollständigkeit möglich oder auch nur wünschenswert ist, sowieso weitgehend geändert hätten. Ein wichtiger und umfangreicher Bestand, der den von 1336—1355 dauernden Streit zwischen Domkapitel und Rat angeht und in den sogen. *Acta Avinionensia* enthalten ist, wird überdies einer Sonderveröffentlichung

vorbehalten werden. Dennoch ist erstaunlich, wieviel trotz der eingetretenen Verluste, aber unterstützt durch eine Nachlese in fremden Archiven, Bibliotheken und an anderen Stellen, in Drucken auch und dergleichen, hat zusammengebracht werden können: 473 Nummern, von denen jede nach der bekannten Weise des „Edierens" behandelt wurde, mit Regesten und den Anmerkungen verschiedener Art. Die weitläufig, aber sehr übersichtlich gedruckten Register umfassen allein 1/46 Seiten: dabei erkenne ich an, daß aus ihnen „Orts-, Personen- und Sachweiser" geworden sind.

Bremen ist nicht allzu häufig darin vertreten, weder als Orts- noch unter den Personennamen als Herkunftsbezeichnung, die Stadt Bremen mit ihren Einrichtungen gar nicht, höchstens mit zwei Ratmännern und drei Bürgern. Die bremische Kirche und ihre Diözese, bzw. Kirchenprovinz werden etwas häufiger genannt; doch ist auch das sehr bescheiden. Im Bremischen Staatsarchiv hat sich keine Urkunde gefunden, die hier noch hätte gedruckt werden können. Es scheint also damals schon, Mitte des 14. Jahrhunderts, von gegenseitigen Beziehungen der beiden Städte wenig zu spüren gewesen zu sein, geschweige denn von einem Miteinander. Wir freuen uns mit den Hamburgern, daß, bildlich gesprochen, hier eine trotz allem reiche Ernte in eine gute Scheuer hat gebracht werden können.

Eine wichtige Ergänzung zum Lübecker Urkundenbuch hat A. von Brandt mit der Herausgabe der *Regesten Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters* einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht, zunächst in einem Bd.e I: *1278—1350. Auf Grund der Vorarbeiten von Eduard Hach, Fritz Rörig und anderen* bearbeitet (Veröfftlg. z. Gesch. d. Hansestadt Lübeck, Bd. 18, 246 S., 4°, 1 Tafel, Verlag Max Schmidt-Römhild, 1964), ist dies eine um so verdienstvollere Arbeit, als das Original nur noch in einem Restbestande jenseits der Zonengrenze, wohin es ausgelagert wurde, vorhanden ist, die Abschriften des Lübecker Archivs aber durch vielfachen Gebrauch zu Forschungszwecken stark abgenutzt sind. Viel mühsame Kleinarbeit, im Bezirk des Namenkundlichen etwa in der Rückführung von Namen auf deutsche Formen, wird in der Benutzung ihren guten Lohn erhalten.

Aus dem 100. Jahrg. der „Blätter f. deutsche Landesgesch.", NF des „Korrespondensblattes", im Auftrage des „Gesamtvereins d. deutschen Gesch.s u. Altertumsvereine", hrsg. von Otto Renkhoff, Wiesbaden 1964, sei im besonderen hingewiesen auf Hans Patzes hier S. 8—81 in einem ersten Teile veröffentlichten Aufsatz *Adel und Stifterchronik — Frühformen territorialer Geschichtsschreibung im hochmittelalterlichen Reich.* Patze stellt unter Hinweis auf die Fehlbeurteilungen der quellenkritischen Möglichkeiten mittelalterlicher Autoren — so etwa bei H. Reppich, *Die Urkunden in der Geschichtsschreibung des Mittelalters,* Phil. Diss., Berlin 1924, Maschr. — Adam von Bremen das Zeugnis aus, seiner Hamburgischen Kirchengeschichte „den Stempel der Wissenschaftlichkeit aufgeprägt" zu haben. Die „relativ geringen wissenschaftlichen Kommunikationsmöglichkeiten des hohen Mittelalters" wären von Adam „voll ausgeschöpft" worden und die Wissenschaftlichkeit seiner Leistung würde nicht dadurch beeinträchtigt, „daß er Spurien in sein Werk aufgenommen" hätte (S. 28). Wff.

Aus dem in einem zweiten Teile in den „Bll.n f. deutsche Landesgesch." (101. Jahrg., 1965, S. 67—128), zu Ende geführten Aufsatz von Hans Patze, aus dessen erstem Teil im vorhergehenden Jahrgang wenigstens

ein Hinweis auf Adams Hamburgische Kirchengeschichte vorlag, ist für unseren Bereich nur ein negatives Ergebnis von Wert: daß es diese Art Geschichtsschreibung, entstanden in Flandern, ihrem ersten Verbreitungsgebiet, als Selbstdarstellungen adliger Familien über ihren Herrschaftsbezirk, bei uns kaum gibt, wohl dann aber im welfischen Bereich. Eine beigefügte Karte zeigt bei uns denn auch vollkommene Leere. Aber selbst für die in der Mitte des Reiches liegenden Gebiete ist festzustellen, daß die Zahl der hierher gehörigen Monographien im hoch- und frühen Mittelalter geringer war als in den mit dem französisch-normannischen Kulturbereich in Verbindung stehenden Landschaften im Westen, in denen sich frühstaatliche Anfänge entwickelten. Hb.

Zum Unterschiede von Bremen ist Hamburg in der glücklichen Lage, mehr oder minder vollständige Listen der über Hamburg im 19. Jahrhundert in die Ferne gezogenen Auswanderer zu besitzen. Es ist der Wunsch laut geworden, sie zur Unterstützung familienkundlicher Forschungen gedruckt zu erhalten. Karl-Egbert Schultze lehnt das in einem Aufsatze *Zur Bearbeitung der Hamburger Auswandererlisten, insbesondere: kann man sie drucken?* in H. 1 des 41. Jahrg.s (1966) S. 7—9 der „Zeitschrf. f. niederdeutsche Familienkunde" ab, der Fülle des Stoffes und der Mühe der Bearbeitung wegen. Er hat recht. In Bremen, das als Auswandererhafen durchweg viel bedeutender gewesen ist als Hamburg, gibt es solche Schätze leider nicht mehr. Kurzsichtigkeit hat sie in einer Zeit, in der man von solchen Wanderungen über die Meere hin nicht viel hielt, vernichtet. Die Lücke wird nie wieder zu füllen sein, trotz kleiner Einzellisten, die sich inzwischen angefunden haben [1]).

Hildegard Thierfelder, bei uns durch ihren Vortrag über die Bremer in Rostock und durch einen entsprechenden Aufsatz in unserem Jahrbuch bekanntgeworden, veröffentlicht in ihrer jetzigen Wirkungsstätte im 48. Heft der „Mittlg. a. d. Stadtarchiv Köln" eine Übersicht über den *Nachlaß Ludolf Camphausen* im Kölner Stadtarchiv, die hinterlassenen Papiere des großen Liberalen Mitte des vorigen Jahrhunderts, der vorübergehend preußischer Ministerpräsident und vor allem ein großer Wirtschaftsführer gewesen ist. Anschließend werden Papiere aus dem Familienbesitz zusammengestellt und dann solche aus dem *Nachlaß Otto Camphausen,* des Bruders von Ludolf, der durch Bismarck preußischer Finanzminister wurde, sich nachmals aber wegen dessen Schwenkung zur Schutzzollpolitik mit ihm entzweite und zurücktrat. Ein gewissenhaft aufgestelltes Orts- und Personenregister hilft das Werk erschließen.

Als sehr nützlich für die Erforschung der bäuerlichen Familien und ihrer Höfe im Lande zwischen Weser und Elbe dürfte sich die Zusammenstellung der *Quellen zur Hof- und Familienforschung im Niedersächsischen Staatsarchiv in Stade* von Walter Deters erweisen (Veröffentl. d. Niedersächs. Archivverwaltg., H. 24, 151 S., in Leinen 16.— DM, Göttingen 1968, Vandenhoeck & Ruprecht). Es handelt sich in der Hauptsache um Steuerlisten verschiedener Art, aber auch um Kirchenbücher und „Kirchennebenbücher" die bei den Gemeinden zur Eintragung der erhobenen Gebühren geführt wurden. Solche hatten auch die 1741 unter hannoversche Hoheit

[1]) Vgl. Bodo Heyne, Über bremische Quellen zur Auswandererforschung, Jahrb. f. auslandsdeutsche Sippenkunde, Stuttgart 1940, u. Brem. Jahrb. 41 (1944), S. 359—367.

gekommenen Dörfer des bremischen Block- und Hollerlandes: somit ist diese Veröffentlichung auch für Bremen von Wert. Als das Kirchenbuch von Wasserhorst durch Brand des Pfarrhauses verlorengegangen war, konnte ein Ersatz aus dem heute in Stade lagernden Kirchennebenbuch geschaffen werden.

1836 wurde der „Altmärkische Verein für vaterländische Geschichte zu Salzwedel" von dem „Vater der Vorgeschichtsforschung", dem Gymnasialrektor Johann Friedrich Danneil, in Salzwedel gegründet. Er war es, der die Dreiteilung Steinzeit—Bronzezeit—Eisenzeit einführte. 1965 erschien der 58. Jahresbericht des Altmärkischen Geschichtsvereins, der von Oberstudienrat Hans-Egbert Klaeden in Bremen herausgegeben wurde. Es ist der 4. Jahresbericht, der außerhalb der Altmark erscheinen mußte, weil der Verein seinen Sitz in Westberlin hat. Gut 110 im Kleinoffset-Druck hergestellte Seiten umfaßt der vorliegende Band. Aus dem Inhalt ragen hervor die mit Fleiß und Mühe gesammelten *Regesten über rund 600 Dörfer der Altmark* von Walther Krüger. Sie sind heute besonders wertvoll, weil drüben die Geschichte der Bauernfamilien und der Höfe nicht mehr veröffentlicht wird. Ebenfalls wichtig für die Geschichte der Altmark ist die Arbeit über *Die Kolonisation der Altmark und die altmärkischen Bauern* von Ludwig Storbeck, dem Nestor der altmärkischen Forscher. Beide Arbeiten werden fortgesetzt. Heinrich-Detloff von Kalben schrieb einen sehr beachtenswerten Aufsatz über *Friedrich II., Landgraf von Hessen-Homburg* und dessen enge Verbindung zur Altmark. Der Herausgeber veröffentlichte eine Arbeit über *Otto von Bismarck als Altmärker, ein Versuch zu einem altmärkischen Bismarckbild.* Weitere Aufsätze über die *Anfänge des Schulwesens in der Altmark* und über die *Geschichte des Dorfes Flessau,* die beide von Martin Pohlmann stammen, runden zusammen mit einer Arbeit über ein so spezielles Thema wie die Leichenkonservierung im 17. und 18. Jahrhundert das Buch ab, das einen bedeutungsvollen Beitrag zur Geschichte der Altmark, der „Wiege des preußischen Staates", darstellt.

Kl.

Der 59. Jahresbericht (1967) setzt die im 58. angeschnittenen Themen fort: S. 51—61 die *Regesten altmärkischer Höfe* von Walther Krüger, S. 62—68 die *Beiträge zur Geschichte des Dorfes Plessau* von Martin Pohlmann. Eduard Schulze zeichnet S. 40—50 die *Dorf- und Flurformen in der Altmark,* S. 25—39 den *altmärkischen Bauern in seinem Verhältnis zur Grundherrschaft und in seiner sozialen Ordnung.* Neu eingeführt wird die Berücksichtigung des Sprachlichen und Volkskundlichen, hier in einem zweiten Teile S. 72—100.

*

Bremen im Buch ist der Titel *eines Literaturverzeichnisses zum Jubiläumsjahr 1965, der 1000jährigen Wiederkehr der Verleihung des Marktrechtes an Bremen,* bearbeitet von Heinrich Lühring und herausgegeben von den Volksbüchereien der Freien Hansestadt Bremen, unter Werner Mevissen, das wohl nicht ganz von Versehen frei, aber doch ein gutgemeinter, begrüßenswerter Versuch ist, das Schrifttum zur bremischen Geschichte, über Stadt und Staat Bremen, ihre Menschen und deren Lebensäußerungen einem größeren Kreise nahezubringen, vor allem diesem bei der Auswahl behilflich zu sein. So ist die nach den angedeuteten Gebieten gegliederte, in

den einzelnen Abschnitten mit kurzen bebilderten Einführungen versehene Zusammenstellung als eine Art Katalog des in den Volksbüchereien an solchen Lesestoff tatsächlich Vorhandenen anzusehen. Ihm wäre allerdings zu wünschen, daß es noch günstig vermehrt würde, etwa, was das Kirchenwesen betrifft um die Schrift Ernst Boches über die *Hohentorsgemeinde,* die in ihrer Art die Lebensarbeit des Verfassers gewesen ist, um Walther Schomburgs *St. Remberti — Die Geschichte einer bremischen Gemeinde* oder um des Berichterstatters Buch *Siebenhundert Jahre St.-Stephani-Kirche — ein Stück bremischer Geschichte,* das eigentlich eine Geschichte der Steffensstadt darstellt.

Karl Runge betreut bibliographisch nunmehr auch das „Hospitium Ecclesiae", Forschungen z. bremischen Kirchengesch., hg. im Auftrage der Kommission f. bremische Kirchengesch. Eine erste Zusammenstellung *Die Kirchen und religiösen Gemeinschaften im Lande Bremen* erschien in Bd. 4 (1964) S. 84—88, der genannten Zeitschr.: sie umfaßt die Jahre *1960—1963,* eine zweite folgte in Bd. 5 (1967), S. 146—151, für die Jahre 1964—1966.

Mit der *Schaumburgischen Bibliographie* von Friedrich Busch (Veröffentl. d. Hist. Kommission f. Niedersachsen XXXI, Hildesheim 1964) ist eine der von der Historischen Kommission für Niedersachsen betriebenen Ergänzungen und Weiterführungen der von demselben Vf. erarbeiteten „Niedersächsischen Bibliographie von 1908—1932" nunmehr erschienen, aus dem besonderen, den Fortgang der Arbeiten fördernden Anlaß der Eröffnung des neuen Niedersächsischen Staatsarchivs in Bückeburg am 13. Dezember 1963. Über die hervorragende Güte der Arbeit braucht kaum ein Wort verloren zu werden: sie vollzog sich im ganzen in dem Rahmen und in der Anordnung, die der Bearbeiter sich selber in seiner großen „Niedersächsischen Bibliographie" vorgezeichnet hatte. Auch für den in Bremen arbeitenden Forscher kann die Neuerscheinung von Nutzen sein: man vgl. etwa die Titel in dem Abschnitt „Schiffahrt" (S. 119), wo es sich vor allem um die Weserschiffahrt, aber auch um den Mittellandkanal handelt oder, personengeschichtlich, S. 250 f. die zu Melchior Goldast von Haiminsfeld genannten Arbeiten. Auch mancher Bremer Verfasser ist vertreten; eine ausführliche Nachweise läßt sie S. 305—325 leicht aufspüren. Angesichts dieses ausgezeichneten Werkes ist es sehr bedauerlich, daß eine zusammenfassende bremische Bibliographie, die auch zu den Ergänzungen des von der Historischen Kommission verfolgten Planes gehört, trotz vorhandener Ansätze nicht recht weiterkommen will. Wieviel weiter sind da die Schweizer, etwa mit der jährlich als Beilage zur „Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Landeskunde" erscheinenden „Basler Bibliographie". Die mit ihrem 63. Bd.e von Alfred Müller-Schönauer herausgegebene *Basler Bibliographie 1962* hat allein 1281 Nummern!

Das „Mainfränkische Jahrb. f. Gesch. u. Kunst" nimmt in seinem 19. Bd. 1967 („Archiv d. hist. Vereins f. Unterfranken u. Aschaffenburg", Bd. 90), S. 116—252, zum ersten Male eine *Unterfränkische Bibliographie 1966* auf, wo etwa in der Weise, wie es Karl Runge im „Jahrb. d. Wittheit zu Bremen" dankenswerter Weise tut, das Schrifttum zu Landeskunde, Geschichte und Kunst, soweit es in der Universitätsbibliothek Würzburg zusammenlief, durch Maria Günther zusammengestellt worden ist.

Die „Archivalische Zeitschr." bringt unter der umsichtigen Leitung von Otto Schottenloher in ihrem 61. Bd.e (1965) ein 55 Seiten starkes *Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge 44—60 (1936—1964),* aufgegliedert in Beiträge nach Sachgruppen, Besprechungen und Verfasser — eine sehr verdienstvolle Arbeit von Johann Puchta, die es nunmehr ermöglicht, alles schnell aufzuspüren, was auch an uns berührendem Schrifttum in dieser erstrangigen Zeitschrift erschienen ist.

Der Jubiläumsband, den der „Verein f. hamburg. Gesch." 1964 als Bd. 49/50 seiner Zeitschrift herausgebracht hat, enthält als willkommene Beigabe ein *Register der Bände 40—50.* Bearbeiter war Gustav Bolland, der Vater unseres Freundes Jürgen Bolland, des Vorsitzenden des Vereins: er hat seine Verdienste um die Herausgabe der „Hamburg. Gesch.s u. Heimatblätter", des kleineren Bruders der Zeitschrift, von der er jetzt zurückgetreten ist, mit diesem ausgezeichnet und sehr eingehend gearbeiteten Register ein weiteres hinzugefügt. — Die „Soester Zeitschrift", Zeitschr. d. Vereins f. d. Gesch. v. Soest u. d. Börde, bringt in ihrem H. 75 (339 S.), mit einem zweiten Teile ab S. 161 1967 erschienen, das nunmehr abgeschlossene Sach- und Personenregister zu den Heften 51—74. Damit wird eine Benutzung dieser auch für die Hansegeschichte wichtigen Veröffentlichungsreihe sehr erleichtert. — Auch die „Zeitschr. d. Gesellsch. f. schleswig-holsteinische Gesch." hat als Fortsetzungsarbeit für die Jahrg. 61—80 (1933—1956), von Max Rasch bearbeitet und von Abel Klose für den Druck fertig gemacht, ein Register herausgebracht, das sich nicht nur, wie üblich, nacheinander auf Personen und dann auf Orte und Sachen bezieht, sondern auch eine Zusammenstellung der Verfasser, ein Verzeichnis von Urkunden, Briefen und Akten bringt, sodann ein weiteres für Abbildungen und Karten und schließlich des in diesen Jahrgängen besprochenen Schrifttums. Bremen ist oftmals erwähnt, sowohl das Erzstift wie die Stadt.

H. 70 (Jahrg. 1965) der seit 1926 in zwangloser Folge erschienenen „Mitteilungen d. Vereins f. nieders. Volkstum" enthält S. 180 ff. ein 16 Seiten starkes, von Oscar Beermann (†) erarbeitetes Register für die Hefte 1—70, aus den Stoffen in Stichworten nach Sachen und nach Verfassern. — Die „Mitteilungen d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins" vom 10. April 1965 (40. Jahrg. H. 2) enthalten S. 53—63 ein *Register* zu den in diesen *Mitteilungen 1961—1964* (Jahrg. 36—39) erschienenen Aufsätzen, in guter sachlicher Aufteilung bearbeitet von Günter Heinrich. — Die reichen Schätze an geschichtlicher Forschung in Ostfriesland zu erschließen, haben Wolfgang Schöningh und J. Strack für Bd. 1—45, 1872—1963, ein Inhaltsverzeichnis des „Jahrb.s d. Ges. f. bildende Kunst u. vaterländische Altertümer zu Emden" veröffentlicht (Emden 1965, Verlag Gerhard, 64 S.), das den Stoff in 22 Sachgruppen ordnet und ihn in deren Rahmen in zeitlicher Reihenfolge der Aufsätze aufführt. — Bd. 62 der „Beiträge z. Gesch. Dortmunds u. d. Grafschaft Mark" (1965) bringt S. 287—331 ein von Horst-Oskar Swientek (†) in Gemeinschaft mit Hans-Hermann de Vries und Wilhelm Schatto erstellte *Übersicht aller in den Bänden* 1—61 dieser Beiträge *veröffentlichten Arbeiten,* in zeitlicher Folge, die aber durch ein Verfasser-, ein Orts- und ein Sachregister erschlossen sind.

Als VIII. Bd. der „Nürnberger Forschungen" — Einzelarbeiten z. Nürnberger Gesch. — gibt Horst Heldmann unter Mitarbeit von Helmut

Häußler ein *Register zu den Jahresberichten des Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 1/1870 bis 85/1962* heraus. Im IX. Bd. stellt Wilhelm Müller das *Schrifttum zur Verkehrsgeschichte Frankens und der angrenzenden Gebiete* zusammen, fast über 100 Seiten Titel um Titel nach Gruppen aneinander gefügt, die sich natürlich vor allem auf süddeutsche Ergebnisse beziehen, an einzelnen Stellen aber weiter nach dem Norden ausgreifen. Die Hanse ist indes allenfalls mit ihrem mitteldeutschen Bereich vertreten, Bremen gar nicht. Unter den „Allgemeinen Schriften" wird zwar von Friedrich Rauers seine alte Arbeit „Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland", Gotha 1902, genannt, aber nicht sein aus seinem Nachlaß von Joachim Vosberg herausgegebenes, sein Lebenswerk umfassendes Buch „Vom Wilden zum Weltraumfahrer: Die Geschichte des Verkehrs von den Anfängen bis zur Gegenwart" (Besprechung Brem. Jahrb. 49, 1964, S. 302—304). Daß man von der Seeschiffahrt in einer binnenländischen, auf das Binnenland bezogenen Zusammenstellung nicht viel zu hören bekommt, darf füglich nicht anders erwartet werden; aber unter der Binnenschiffahrt lesen wir nichts von den Veröffentlichungen zu den Versuchen, auch von der Weser her einen Kanalzugang zum Main und damit nach dem Süden zu gewinnen. Verdienstlich ist die gute Übersicht über die Straßennamen betreffenden Arbeiten: im hansischen Bereich hat aber auch das hier nicht erwähnte Bremen seinen Beitrag dazu geliefert! Solche Anmerkungen möchten indes den Wert des Ganzen nicht mindern: daß überhaupt eine Zusammenstellung dieser Art für einen umgrenzten Raum versucht wird, ist ein Gewinn und verdient Anerkennung.

Alfred Koch hat mit seiner umfassenden, so gut wie sämtliche Sparten des Postwesens geschichtlich durchleuchtenden Bibliographie vom *Schrifttum über das deutsche Postwesen 1871—1964* den beiden vorhergehenden, von Hermann Wolpert erstellten Bänden *Vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des Römischen Reiches Deutscher Nation (1806)* und *Vom Ende des Römischen Reiches Deutscher Nation (1806) bis zur Gründung des Deutschen Reiches (1870)* die notwendige Ergänzung gegeben, so daß nunmehr eine vollkommene Bibliographie deutscher Postgeschichte, beinahe bis zum heutigen Tage geführt, vorliegt. — Das „Archiv f. deutsche Postgesch.", herausg. von der „Gesellsch. f. deutsche Postg. e. V." in Bonn, hat unter der Schriftleitung von Georg Lechner (Regensburg) ein umfangreiches, 227 S. im Kleinstdruck umfassendes *Inhaltsverzeichnis* für seinen Bd. II herausgebracht, das die Jahrg. 1958—1962 erschließt. In einem Orts-, Personen- und Sachverzeichnis wird Bremen viele Male genannt. — Sehr verdienstvoll ist das ausführliche, zwanzig eng bedruckte Quartseiten umfassende Register, das Theodor Windmann und Fritz Thole zu Bd. II der „Postgesch. Bll. ‚Weser-Ems'", Jahrg. 6/11 (1960—1965), S. 329—349, veröffentlichen.

Hubertus Schwartz, ehedem Senator in Danzig, nachmals Bürgermeister und Landrat in seiner Vaterstadt Soest, theologischer Ehrendoktor der Universität Münster, nicht nur ein sehr erfolgreicher Kommunalpolitiker, sondern auch ein in hansischer wie in vaterstädtischer Geschichte durch eigene Forschungen verwurzelter Mann von echtem Heimatgefühl, hat bei Vollendung seines 80. Lebensjahres von der Stadt Soest eine Gabe erhalten, auf die auch weitere Kreise aufmerksam gemacht werden sollten: als Bd. 24

der „Soester Wissenschaftlichen Beiträge" die *Gesammelten Aufsätze* aus eigener Feder (Soest 1963). Die Summe seines Forschens hat er in einem sechsbändigen Soester Inventar gezogen; die reiche Fülle seines Wissens in fast allen Sparten der Geschichte leuchtet aber nicht minder aus vielen Aufsätzen hervor, die hier in einem hervorragend ausgestatteten Bande vereinigt sind — das Ganze eine gute Art zu ehren, aber auch als Zusammenfassung entlegenen wissenschaftlichen Schrifttums gern zur Nachahmung empfohlen. Am 7. November 1966 ist Hubertus Schwartz, den eine größere Zahl unserer Mitglieder fast genau ein Jahr vorher bei einem Studienbesuch in Soest als allseitig bewanderten, Liebe und Leben vermittelnden Deuter der Geschichte und der Baudenkmale seiner Stadt kennengelernt hatten, leider verstorben. Der Erste Vorsitzer unserer Gesellschaft sprach ihm auf der hansisch-niederdeutschen Tagung in Soest zu Pfingsten 1967 einen Wesen und Wirken des Verstorbenen und seine wissenschaftliche Leistung umreißenden Nachruf, der im 85. Jahrgang der Hansischen Gesch.bll. (1968) veröffentlicht wurde.

Jahrb. 45 der „Männer vom Morgenstern" (1964) ist eine Festschrift für unseren Freund — unser Ehrenmitglied — Erich von Lehe zum 70. Geburtstag am 13. Juni 1964. 28 Beiträger haben sich hier zusammengefunden, durch ihre Aufsätze den geschätzten Gelehrten und lieben Menschen zu ehren. Fünf Beiträge betreffen zu Anfang des starken Bandes seinen persönlichen Bezirk: von Benno Eide Siebs S. 12 ff. ein *Curriculum Vitae des Jubilars,* von Annelise Tecke S. 16 ff. eine Übersicht über *Die Schriften Erich von Lehes,* von seinem verstorbenen Bruder Karl S. 26 ff. *Ein Gang durch die Geschichte der Familie von Lehe,* S. 63 ff. von Johann Jacob Cordes eine kleine liebenswerte Plauderei über den Vater Erichs: *Ökonomierat Erich von Lehe: Wie ich ihn sah — Gehörtes und Erlebtes,* schließlich von dem Berichterstatter dieser Zeitschriftenschau, in der Hauptsache auf Grund des neuen geschichtlichen Ortsverzeichnisses, aber auch unter Benutzung anderer Quellen, eine Abhandlung über *Lehe bei und jetzt in Bremen, die Heimat des Geschlechts derer von Lehe im Lande Wursten.*

Die Industrie- und Handelskammer Limburg hat das Gedenken an ihr 100jähriges Bestehen durch eine von Fritz Geisthardt verfaßte Festschrift ausgezeichnet. Ausgehend von dem Gedanken, „daß die Zukunft nur derjenige bestehen kann, der mit der Vergangenheit vertraut ist", möchte sie die hier gegebene Darstellung der Geschichte der *Wirtschaft in Mittelnassau* in den letzten hundert Jahren „gewissermaßen als Vorstufe für unsere gegenwärtige Zeit" aufgefaßt wissen — in Jahren, vielleicht schon Jahrzehnten des Tiefstandes geschichtlichen Sinnes gewiß ein sehr lobenswerter Gedanke. Fritz Geisthardt macht die Erfüllung dieses Wunsches aber leicht: die Geschichte der Kammer ist der durch die Darstellung hindurchführende leitende Faden; sehr geschickt ist darin die Geschichte der Wirtschaft des ganzen von der Kammer betreuten Bezirks hineinverwoben worden, etwa wenn von nassauisch-preußischer Wirtschaftspolitik und Gesetzgebung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesprochen wird, von der Förderung des Eisenbahnwesens in Mittelnassau, der Sorge um die Schiffahrt auf der Lahn und anderes. Der Gedanke hat Nachahmung verdient: Zu Handelskammerjubiläen die Geschichte der dazugehörigen Wirt-

schaft! Wenn sie trotz kurzer Anlaufzeit so hervorragend dargestellt wird wie hier, darf man zufrieden sein. Die Ausstattung des 148 Seiten starken, als Privatdruck erschienenen Buches ist hervorragend. — Der Düsseldorfer Geschichtsverein gibt neben seinem Jahrbuch jetzt eine Reihe „Studien zur Düsseldorfer Wirtschaftsgeschichte" heraus, in Themenkreis und geldlich das Unternehmen tragenden Kräften ähnlich gestaltet wie die von unserer Bremer Historischen Gesellschaft herausgegebenen „Schriften zur bremischen Firmen- und Wirtschaftsgeschichte". Daß hier die Gelegenheit geboten ist, mit Hilfe der beteiligten Firmen und Werke Monographien über deren Geschichte zu veröffentlichen, hat, wie bei uns in Bremen, den Anstoß für die Begründung dieser Reihe gegeben. Heft 1 ist jetzt erschienen; vgl. darüber weiter unten den Abschnitt „Wirtschaftsgeschichte".

Zur selben Zeit, als wir, Mitglieder unserer Historischen Gesellschaft, 1964 gen Süden fuhren, um zu erkunden, ob in den in Frage kommenden süddeutschen Städten von reichsstädtischem Fühlen noch etwas festzustellen sei, taten sich die geschichtsbeflissenen Kreise in einer Reihe von diesen Städten zu einer „Arbeitsgemeinschaft für reichsstädtische Geschichtsforschung, Denkmalpflege und bürgerschaftliche Bildung" zusammen — ein merkwürdiges Zueinanderstreben, das uns in gewissem Sinne verpflichtet, Verbindungen nach dort zu suchen, was auch inzwischen geschehen ist. Die Arbeitsgemeinschaft, die recht aufgeschlossen ihre Tätigkeit auf zeitgeschichtlich bedeutsame Gebiete, die Denkmalpflege und mitbürgerliche Gesinnung, erweitert hat, erkor zu ihrer laufenden Veröffentlichung die vom Eßlinger Stadtarchiv unter Leitung von Otto Borst herausgegebenen „Eßlinger Studien", die damit gleichzeitig „Jahrbuch" jener Arbeitsgemeinschaft geworden und nunmehr in 3 Jahrgängen, nach innerem Gehalte gut beschickt und im Äußeren gut ausgestattet, erschienen sind, wenn man so will, für den deutschen Süden ein Gegenstück zu den Hansischen Geschichtsblättern.

Das „Jahrb. d. Gesellsch. f. bildende Kunst u. vaterländische Altertümer" zu Emden, das sog. „Emder Jahrb.", ist mit seinem 44. Bd.e wiederum als „Friesisches Jahrb. 1964" erschienen, d. h. als Veröffentlichung des „Friesenrates", der Vertretung aller einzelfriesischen Vereinigungen zu ihrem 9. Friesenkongreß, der vom 12. bis 14. Juni 1964 in Aurich stattfand. Entsprechend ist dieses „Friesische Jahrb." eine Vereinigung der übrigen einzelfriesischen „Jahrbücher", außer dem schon genannten „Emder Jahrb." des 35. Bd.s des „Jahrb.s d. Nordfriesischen Vereins f. Heimatkunde u. Heimatliebe", des 9. Jahrb.s des „Nordfriesischen Instituts" und des „Jierbook 1964 van de Fryske Akademy" in Leeuwarden. Eine Behandlung von Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege hatte sich der Kongreß als Aufgabe gestellt, daneben, was uns als Historiker näher angeht, die Geschichte von je einer Insel aus den drei Bereichen, jedesmal natürlich von der zuständigen Vereinigung zu behandeln. Weitere Andeutungen möge man in den einschlägigen Abschnitten dieser Zeitschriftenschau nachlesen. Als kurze Einleitung zum Hauptthema des Friesenkongresses 1964 stellt Harm Wiemann dem gesamten Buche einige grundsätzliche, *Der Nordseekulturraum* überschriebene Bemerkungen voran. Die Aussprache über diese Fragen ist nach ihm 1947 vom niederländischen Wirtschaftshistoriker Slicher van Bath eröffnet und dann vor allem von Hermann Aubin weitergeführt worden. In aller Bescheidenheit darf aber darauf hingewiesen werden, daß unser dahin-

geschiedener Freund Ludwig Beutin im „Brem. Jahrb.", 38. Bd., S. 1—21, bereits 1938 einen in diese Richtung gehenden Vortrag, gehalten am 16. März 1938 vor unserer Gesellschaft, unter dem Titel *Die deutsche Nordseeküste als Schicksalseinheit* veröffentlichte. Auch neuere Bearbeitungen von Einzelfragen könnten noch angeführt werden, über die von W. genannten hinaus.

W. Jappe Alberts' (Utrecht) auf S. 247—259 des 100. Jahrg.s (1964) der „Blätter f. dtsch. Landesgesch." unter dem Titel *Friesland und die Niederlande* getroffene eindeutige, belegte Ab- und Begrenzung des historisch-geographischen Begriffes „Friesland" und seiner territorialpolitischen Untergliederungen (West-, Mittel-, Ost- und Nord-Friesland) im Spätmittelalter — im Gegensatz zur frühmittelalterlichen *Frisia Magna* — ist auch für die bremische Geschichtsforschung von Nutzen, um in der Darstellung und Deutung der vielfältigen Beziehungen Bremens in kirchlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zu den friesischen Landen Unklarheiten zu vermeiden. —

Im Anschluß an die obigen einmal nötigen Klarstellungen durch W. Jappe Alberts sei der Überblick von Robert van Roosbroeck, *Die Niederlassung von Flamen und Wallonen in Hamburg (1567—1605),* in der „Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch.", Bd. 49/50 (1964), S. 53—108, genannt. Der Vf. schildert die Flüchtlingswellen der niederländischen Protestanten im 16. Jahrh. Für diese Emigration war auch die Lage in Bremen nach 1582 günstig geworden, „seit Dr. Pezelius mit dem Bürgermeister Daniel von Büren den Calvinismus als Stadtreligion eingeführt hatte" (S. 58). Wie Jürgen Moltmann dargestellt hat, wurde Bremen um 1600 ein „Umschlagplatz der alarmierenden Nachrichten aus dem niederländischen Freiheitskampf für ganz Deutschland" und „zur norddeutschen Nachrichtenzentrale der calvinistischen Agitation und Konföderationspolitik" [1]). Van Roosbroeck zitiert Moltmanns Schrift nicht. Wff.

Das mittelalterliche Land Wursten war Wurtfriesland, so beantwortet Erich von Lehe in klarer Beweisführung in einem alle sich bietenden Sparten der Belege, grabungs- und bodenkundlicher, rechtlicher, sprachlicher, vor allem namensgeschichtlicher und volkskundlicher Art, und dazu die urkundliche, chronikalische und schließlich aktenmäßige Überlieferung heranziehenden Aufsatz im „Friesischen Jahrb.", 1967, S. 35—55, die Frage nach der friesischen Besiedelung und den friesischen Charakter des Landes Wursten: „Siedlung, Verfassung, Recht und Landessiegel des alten Landes Wursten, Sprache und Kleidung seiner Bewohner waren zur Zeit seiner Selbständigkeit — bis 1525 — ganz vom Friesischen her beeinflußt ... Das mittelalterliche Land Wursten dürfen wir getrost als Wurtfriesland" bezeichnen.

Nach längerer Pause sind die „Elbinger Hefte", nach wie vor betreut von Fritz Pudor, aber nunmehr verlegt beim Truso-Verlag in Bremerhaven, der westdeutschen Stadt, die die Überlieferungen Elbings besonders pflegt, wieder erschienen, mit einem von Horst Stobbe betreuten Heft 30, *Elbing im Blickpunkt der Umwelt,* in dem Äußerungen über die Stadt und ihre Landschaft zusammengetragen werden, angefangen mit dem Bericht des Jordanis 551 n. Chr. über die Wanderung der Gepiden bis hin zu der Zeit der Wehrmachtsberichte aus dem letzten Kriege. — Die im Auftrage des

[1]) Jürgen Moltmann, Christoph Pezel (1539—1604) und der Calvinismus in Bremen: „Hospitium Ecclesiae" Bd. 2 (1958), S. 116.

Heimat- u. Gesch.svereins Osterode/Harz und Umgebung e. V. von Martin Granzin herausgegebenen „Heimatbll. f. d. südwestlichen Harzrand" brachten mit H. 16 (1964) eine Gedenknummer zum zehnjährigen Bestehen jenes Vereins, die um ihn verdiente Männer vor uns hinstellt, uns aber auch das räumliche Wirkungsgebiet des Vereins nach Wirtschaft und Kultur erleben läßt.

Zu seinem 75jährigen Bestehen hat der Rüstringer Heimatbund unter Leitung seines Vorsitzenden Hans Meiners eine Festschrift *Butjadingen — Wissenswertes, Liebenswertes* — herausgebracht, aufs beste mit Lichtbildern und Zeichnungen geschmückt und mit Plänen und einer Faltkarte (56 S., Selbstverlag) ausgestattet. An einen Abdruck des grundsätzliche Fragen der Heimatforschung und der Heimatpflege ansprechenden Festvortrages des Vorsitzenden schließt sich eine begrüßenswerte Zusammenstellung des auf Butjadingen bezüglichen Schrifttums an und dann ein Verzeichnis der Mitglieder des Bundes in den einzelnen Orten des Betreuungsgebietes, und zwar der aus dem Gründungsjahr wie der heute ihm angehörenden.

Unter den in der großen Veröffentlichungsreihe „Die deutschen Landkreise", Handbuch für Verwaltung, Wirtschaft und Kultur, in Gemeinschaft mit dem Deutschen Landkreistag gegründet von Kurt Brüning (†) und Emil Meynen, in deren am weitesten ausgebauten Unterabteilung „Die Landkreise in Niedersachsen" (Veröffentlch.gen d. Niedersächsischen Landesverwaltungsamtes unter Mitwirkung der Wirtschaftswissensch.en Gesellsch. z. Studium Niedersachsens e. V.) erschienenen amtlichen Kreisbeschreibungen darf Bd. 20 *Der Landkreis Verden* wegen der unmittelbaren Nachbarschaft zu uns unser besonderes Augenmerk beanspruchen, um so mehr, als es sich hier weitgehend auch um geschichtliche Bezugnahme verschiedenster Art aus Gebieten handelt, die sich unmittelbar auf unsere Stadt beziehen (Bremen 1962, Walter Dorn Verlag). Das Buch ist, bearbeitet von Hans Heinrich Seedorf mit 51 Persönlichkeiten und Dienststellen als Helfern, nach Inhalt und Ausstattung — bei 463 S. Text, 4°, 120 Abb. u. Karten, 101 Fotos und 20 Federzeichnungen, 1 Karte 1:100 000 und statistischem Anhang — ganz ausgezeichnet, ein unentbehrlicher Ratgeber auch für die geschichtlichen Beziehungen nach Bremen. Schade nur, daß der Fortgang des großen Sammelwerks durch die im Gang befindliche große Verwaltungsreform in Niedersachsen wieder in Frage gestellt und das Ergebnis fürderhin sehr uneinheitlich sein wird!

Die „Hessischen Ortsbeschreibungen", die jetzt mit einem 6. Heft über *Hessisch-Lichtenau 1779* in der Bearbeitung von Georg Heyner (Marburg und Witzenhausen 1964) erschienen sind, kennzeichnen eine neue Art, Ortsjubiläen durch gedrucktes Werk für das Gedächtnis von Zeitgenossen und Nachfahren herauszuheben: nicht, indem man eine neuerstellte Ortsgeschichte veröffentlicht, vielmehr aus dem alten Kataster und den durch die Katasterbeamten angestellten Befragungen und Aufzeichnungen heraus vergangenes Ortsbild, hier zum Jahre 1779, neu erstehen läßt. Ein guter Gedanke!

Diese des Nachahmens werten Ortsbeschreibungen liegen vor allem für die kleineren Städte Niederhessens vor, neuerdings, bearbeitet von Werner Hetsch, aber auch für die Stadt *Wetter* im Lahngebiet als Katasterbeschreibung aus dem Jahre *1783*. Es sind dies ganz ausgezeichnete Quellen, nicht nur für die Topographie solcher Städte, vielmehr ebenso für

viele weitere geschichtlichen Beziehungen politischer, wirtschaftlicher, rechtlicher und anderer Art. Mehrfach sind solche alten Listen von mir in meinem soeben erschienenen Buche *Rauschenberg — Die Geschichte einer kleinen hessischen Stadt: Zur 700-Jahr-Feier seiner Stadtwerdung* (Marburg 1966) benutzt worden.

Noch einmal (Vgl. Brem. Jahrb. 49, 228) sei auf die *Versteckten Schrifttumstitel zur Familien- und Heimatgeschichte, insbesondere Niedersachsens,* die nicht zur Veröffentlichung gekommenen Prüfungsarbeiten in Hochschularchiven, hingewiesen, von denen Hermann Mitgau in der „Norddeutschen Familienkunde", 14. Jahrg. (1965), 69 f., eine Nachlese gibt. Gewiß handelt es sich meist um Erstlingsarbeiten, die oftmals nicht voll ausgereift sind, worauf M. auch selber hinweist; zumindest wird aber hier ein Schatz von Materialsammlungen aufbewahrt, den mancher mit Vorteil benutzen kann.

Als gefälliger Sonderdruck erschien, dem von H. Diers, K. Steinhoff und H. Thole bestellten Sammelwerk „Oldenburgische Heimatpflege im Wirkungskreis der Oldenburg-Stiftung" entnommen, von Hermann Lübbing: *Oldenburgische Landesgeschichte in Profilen ihrer Historiker* (Jever 1963, Verlag C. L. Mettcker & Söhne, 32 S.). Mit Recht muß der Fachmann dazu sagen, und er wünscht dem geschmackvollen Büchlein viele Leser, nicht nur innerhalb des oldenburgischen Wirkungskreises, daß hier insofern sehr nützliche Arbeit geleistet worden ist, als manches, was bisher im Zwielicht gestanden haben mag, nunmehr an seinen richtigen Ort gesetzt worden ist. Das betrifft ältere Darstellungen, wie etwa die der beiden Hamelmann, wie auch jüngere, bis hin zu Hermann Oncken und zum Verfasser selbst. Die Folge der Zeiten wird nicht nur von der Dynastie her gesehen, wie es früher gebräuchlich war, vielmehr werden die Zusammenhänge zum jeweiligen kulturhistorischen Bereich in die gebührende Beleuchtung gerückt.

Zwei genealogische Zeitschriften, die in Hamburg erscheinende „Zeitschr. f. niederdeutsche Familienkunde" und die „Norddeutsche Familienkunde", die Zeitschr. d. Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände in Niedersachsen, zu der auch die „Bremer Gesellsch. f. Familienforschung", die „Maus", gehört, haben Sondernummern herausgebracht, um verdienten Männern ihres Bereichs die schuldige Ehrung zu erweisen: die erstgenannte Hans Kellinghusen zur Vollendung des 80., die andere Hermann Mitgau, als er 70 Jahre alt wurde. Beide Sondernummern berichten über die Verdienste der Geehrten, im besonderen über ihre Tätigkeit für die Familienforschung. Beide tun es aber auf unterschiedliche Weise, der verschiedenen Art der Personen entsprechend. Für Hans Kellinghausen paßt besser die stille Arbeit im Archiv oder in der Gelehrtenstube, für Hermann Mitgau die *Familienkunde im Dienste der Volksforschung,* wie es Seite 37 ff. der entsprechenden Festschrift Kurt Günther von seinem Meister beschreibt. Hans Dobbertin stellt an gleicher Stelle S. 49—60 *Niedersachsen und Schleswig-Holsteiner im deutschen Osten im 13. Jahrhundert* zusammen, wobei auch eine Anzahl von Söhnen unseres Landes genannt wird, vor allem aus der Zeit der Landnahme in Livland. Als thematisch sich entfernenden, aber wertvollen und liebenswürdigen Beitrag aus dem anderen Heft mag man Kurt Pipers Aufsatz über *den Hamburgischen Kellerhauptmann Joachim Flach(t) und seine Familie* erwähnen, der manche Erinnerungen an den Bremer Ratskeller herausfordert.

Ein reizendes Erinnerungsbuch legt Hermann Mitgau, der Vorsitzende der Familienkundlichen Kommission für Niedersachsen und Bremen und frühere Professor an der Pädagogischen Hochschule Göttingen, als Abschied und Dank zum 14. und 17. Oktober 1966 in Göttingen, wohl besonderen Feierlichkeiten, vor: *Erlebt und erzählt, auch Döneckens vertellt* (Göttingen 1967, Heinz-Reise-Verlag, 79 S.). Da wird nicht schön geordnet ein bürgerliches Leben dargestellt, vielmehr in kurzen Abschnitten oft wirklich erzählt, wie sich dieses Leben den Fragen der Zeit gestellt hat, sich auch heute noch stellt und aus reichem Erleben, gutem und schönem und weniger gutem, wohl gar bösem die Jugend von heute zu verstehen gesucht, aber auch die Vergangenheit, die eigene Sippe, Sippenforschung überhaupt. Über allem liegt dazu der Glanz der Heimat.

Schon an dieser Stelle sei hingewiesen auf die weiter unten, S. 382 ff., zu würdigenden systematischen Zusammenstellungen von Quellen und Schrifttum zur Hugenottenforschung in der *Einführung in Wege und Probleme der Hugenottenforschung* von Helmut Cellarius in H. 28 des „Archivs f. Sippenforschung" und auf die gleichfalls in diese Richtung gehenden Aufsätze von Wilhelm Beuleke ebd.

Nomen est omen, für die Wissenschaft vom Volke nämlich, die wir gewöhnlich „Volkskunde" zu nennen belieben. Es gibt noch eine Reihe anderer Bezeichnungen für sie, oder es sind doch solche vorgeschlagen worden, bei uns wie im Auslande. Herbert Freudenthal führt sie in den „Beiträgen z. deutsch. Volks- u. Altertumskunde", im 8. Bd. (1964), S. 7—20, unter obigem Titel und den näher kennzeichnenden *Über die namentlichen Bezeichnungen für eine Wissenschaft vom Volke* einzeln vor, dabei Entstehung, Geltungs- und Wirkungsbereich charakterisierend, um dann zu dem Schluß zu kommen, daß die beste Kennzeichnung für uns durch den uns gewohnt gewordenen Namen „Volkskunde" erfolgt.

Über *Das „Grohne-Archiv" für Zeitungsausschnitte im Museum für* hamburgische Geschichte berichtet Wilhelmine Jungraithmayr-Redl in Bd. 8 (1964) der „Beiträge z. dtsch. Volks- u. Altertumskunde", S. 109—110, das vor vielen Jahren von unserem dahingeschiedenen Freunde Ernst Grohne begonnen wurde, in seiner Hamburger Zeit, und seitdem fortgeführt worden ist, wenn auch nur in Gelegenheitsarbeit — für eine systematische Sammlung fehlen Personen und Mittel. Solche Archive von Zeitungsausschnitten gibt es auch in Bremen, nicht nur bei den Zeitungen, sondern auch, vielleicht ebenfalls als Gründung Grohnes, im Focke-Museum und dazu im Staatsarchiv.

Unserer Stadt und dem verständnisvollen Betrachter widmeten Druckerei und Verlag H. M. Hauschild zum eigenen 110jährigen Bestehen im Oktober 1964 in einer schönen, mit einem Abdruck der ältesten, der Weigelschen Stadtansicht von etwa 1560, geschmückten Mappe zwei ausgezeichnet wiedergegebene, im Focke-Museum aufbewahrte Bildansichten aus dem alten Bremen der entschwindenden Festungszeit: von Ernest-Georg Papendiek, 1788—1835, die Ansicht der Wallanlagen beim Anscharitor, mit dem herüberschauenden hohen Turmgebäude und dem noch höheren Anscharitурm dahinter, und von Paul Fischer, nach der Natur gezeichnet, das Bild des Zwingers am Ostertore — das Ganze eine wundersame Gabe *Vergangenes Bremen — ewiges Bremen,* des Anschauens und des Besinnens

wert. Denn, wie es in dem Begleitschreiben heißt, *ihr* — der Stadt — *vergangenes Bild . . ., von Künstlerhand festgehalten, ist verewigt wie das Wirken eines charaktervollen Menschen, der seine Zeit zu erfüllen vermöchte.*

Hilfswissenschaftliches

Die Liste, die Reimar Pertsch über *Alte Karten aus dem heutigen Regierungsbezirk Stade im Britischen Museum (London) und im Königlichen Kriegsarchiv (Stockholm)* im „Stader Jahrb." 1966, S. 139—144, vorlegt, wird jeder mit Freuden begrüßen, der solcher Karten für topographisch-geschichtliche Forschungen, insbesondere hinsichtlich des 17. und 18. Jahrhunderts, bedarf.

Heinrich Egon Hansen führt im „Jahrb. d. Männer v. Morgenstern" 48/1967, S. 23—30, *Zwei alte Karten des Amtes Bederkesa und die älteste Ansicht des Fleckens Bederkesa* vor. Quelle ist für die ältere der beiden Karten und für die Ansicht „Dilichs Chronik", deren lateinischer Text allerdings von Hermann Krefting, dem bremischen Bürgermeister, verfaßt ist, während der Zeichner Dilich nur einige erklärende Worte zu Karten und Bildern gegeben hat.

Harm Wiemann und Johannes Engelmann machen im „Friesischen Jahrb." 1967, S. 146—157, unter Beifügung von zwei Lageplänen und eines Faksimiledruckes, mit einer Grenzkarte aus dem Jahre 1644 bekannt, einer ostfriesischen, die in die Zeit des hessischen Truppeneinlagers im letzten Drittel des Dreißigjährigen Krieges gehört und im Hinblick auf die Hilfe der Generalstaaten die Möglichkeiten untersucht, ein Vordringen der Kaiserlichen durch Überschwemmungen zu verhindern. Verfasser der Karte und der beigegebenen Erklärungen ist der niederländische Festungsingenieur Gerrit van Belcum, der nachmals in die Dienste des Großen Kurfürsten getreten ist.

Was sagen mittelalterliche Kosmographen in ihren Werken über Friesland aus? fragt Johannes Stracke im „Friesischen Jahrb." 1967, S. 15—29. Unter den von ihm genannten Schriftstellern sei für uns Bremer *Bartholomaeus Anglicus* deshalb hervorgehoben, weil er in jungen Jahren als Kaplan am Hofe des Erzbischofs Hartwig II. wirkte. Es darf angenommen werden, daß in seine Aufzeichnungen eigene Beobachtungen eingeflossen sind.

Als 6. Beiheft der vom Stadtarchiv Duisburg in Verbindung mit der Mercator-Gesellschaft herausgegebenen „Duisburger Forschungen, Schriftenreihe z. Gesch. u. Heimatkunde Duisburgs", legt Günter von Roden ein entzückendes Büchlein vor: *Duisburg 1566. Stadtplan des Johannes Corputius.* Es ist dies nicht nur eine Wiedergabe des alten, nach der Weise der Zeit reich geschmückten und mit Kartentext versehenen Panoramaplanes, unter Beifügung der entsprechenden heutigen Stadtkarte, die dazu die Verhältnisse um 1950 rot einzeichnet, vielmehr auch ein kenntnis- und aufschlußreicher, geradezu beispielhafter Kommentar, der nicht nur die Topographie damaliger Zeit erklärt und für die Nachwelt sicherstellt, sondern auch viele Belehrungen über Geschichte und Art des Planes und seines Veröffentlichers enthält, nicht

zuletzt auch in die Verhältnisse der Zeit seiner Entstehung hineinführt, in den Umkreis der reformiert-calvinistischen Ausprägung der Landschaft am Niederrhein, wie es sich ähnlich auch bei uns in Bremen dargestellt hat.

Hamburg einst und jetzt ist der Titel einer Karte (60:48, hergestellt im Vermessungsamt der Stadt Hamburg u. herausgeg. vom Verein f. hamburg. Gesch.), die, bearbeitet von Ferdinand Facklan und Carl-Otto Fleischhauer, *das historische Kartenbild der Innenstadt maßstabsgerecht auf dem Grundriß der Gegenwart* darstellt und damit für Hamburg ein Wunschbild städtischer historischer Kartographie verwirklicht. Das Stichjahr für das „Einst" ist 1800: die Anschauung wird also über die großen Zerstörungen beim Brande Hamburgs 1842 hinweg zurückgeführt.

Gerne zeigt der Berichterstatter das schöne Buch *Das Oldenburgerland in Bildern von gestern und heute* (Oldenburg 1962) an, das Hermann Lübbing und Heinrich Kunst zusammengestellt haben. Sorgfältig ausgewählte Land- und Luftaufnahmen vermitteln ein eindrucksvolles Bild von den oldenburgischen Landschaften, ihrer Vergangenheit und ihrem gegenwärtigen Arbeits- und Wirtschaftsleben. An der beigegebenen Übersichtskarte ist von Bremen aus auszusetzen, daß die bremischen Staatsgrenzen nicht eingezeichnet worden sind. Bremen muß für den Unbefangenen auf dieser Karte als eine mäßig große Landstadt im niedersächsischen Regierungsbezirk Stade erscheinen. Andererseits ist aber die oldenburgische Westgrenze im Niederweserraum ab Elsfleth sehr kräftig eingetragen, so daß der Eindruck entsteht, die Weser fließe durch das Oldenburger Land. Doch wird das Verhältnis zwischen den „Anrainerstaaten" (so. H. Lübbing zu Bild 25) an der Weser gewiß dadurch keine erneute Trübung erfahren. Wff.

*

Sehr bemerkenswert sind in den „Lüneburger Blättern", H. 15/16 (1965), S. 21—70, von Peter Gerlach die Mitteilungen über das in die Landesbibliothek Gotha geratene *Lüneburger Wachstafelbuch aus dem 14. Jahrhundert* (1363), seine Verwendung als Kämmerei-Ausgabenverzeichnis, seine Gestaltung, die darin geübte Schriftart und den dabei benutzten Griffel. Hb.

*

Hans Horstmann sucht im Archivum Heraldicum Nr. 2—3, 1966, S. 18—21, übrigens in einer „Arbeit zur Aufnahme in die Internationale Akademie für Heraldik", einen schon in seiner großen Abhandlung über *Die Rechtszeichen der europäischen Schiffe im Mittelalter,* Festschrift „1000 Jahre Bremer Kaufmann", Brem. Jahrb. 50 (1965), S. 75 ff., hier 77, Anm. 9 a, erwähnten Denar Karls des Großen aus der Münzstätte Quentowik, mit guten Gründen dahin zu deuten, daß das im Top des Schiffsmastes befindliche Gebilde nicht wie bei den anderen Denaren dieser Zeit ein Kreuz sein kann, sondern *Der Adler Karls des Großen:* Hier habe es sich um ein Kriegsschiff gehandelt, während die Schiffe unter dem Kreuz als dem Zeichen des Friedens Handelsschiffe gewesen seien.

Sehr nützlich ist das, was Benno Eide Siebs im Jahrb. 46 der „Männer vom Morgenstern" (1965), S. 119 u. 120, über mehr oder weniger ver-

lorene *Siegel des Vielandes* südlich der Geestemündung aus dem Gedächtnis niederzuschreiben wußte. Es handelt sich um zwei Siegel, ein älteres und ein jüngeres, die beide als Wappen hier einen heraldisch linksgerichteten Ochsen auf grünem Grunde zeigen, also „um redende" Wappen, die aber auf falscher Namendeutung beruhen. Denn „vie" bedeutet „sumpfig", „tief gelegen".

A. T. Schuitema Meijer, der zahlreiche Mitglieder unserer Gesellschaft von verschiedenen Besuchen her gut bekannte Groninger Stadtarchivar, legt zusammen mit seinem Hauptmitarbeiter W. K. van der Veen ein in gleicher Weise entzückendes wie nützliches Büchlein über *Zegel, Wapen en Vlag van de Stad Groningen* (Groningen 1965, J. B. Wolters, 1965, 47 S.) vor, mit dem wenigstens an einem der für mittel- und nachmittelalterliche Geschichte wichtigen Plätze unseres Küstenlandes Ordnung in die widersprechenden Meinungen über Herkunft und Entwicklung dieser Sinnbilder staatlichen und städtischen Wesens gebracht wird. Es ist schon verdienstvoll, den sich so verschiedenartig gebenden und so unterschiedlich deutbaren Stoff zusammengetragen und in feiner Ausstattung mit Bildern zur Deutung bereitgelegt und mit aller Vorsicht auf ihre Möglichkeiten hingewiesen zu haben. Es ist dies in seiner Art ein vortreffliches Buch. Man halte, was die Flagge betrifft, das dazu, was Hans Horstmann im letzten und im vorliegenden Bande (S. 73—134 u. 85—162) des Bremischen Jahrbuchs über die Schiffsrechtzeichen, sprich: Flaggen, niedergelegt hat.

Eine kleine Ergänzung zu dem im 50. Bande unseres Jahrbuches, unserer Festschrift, veröffentlichten gelehrten Aufsatz von Rudolf Dehnke über die bremischen Silbermarken, wenn auch nicht gerade eine wissenschaftliche Fortsetzung, so doch eine nach Volksgebrauch gewachsene Anschauung bis in unsere jüngere Vergangenheit hinein, bietet in den „Rotenburger Schriften", H. 21 (1964), S. 20—39, Friedrich W. Gerdes mit seinem Aufsatze *Münzwerte und Preise in den Herzogtümern Bremen und Verden.*

Der 46. Bd. (1966) des „Emder Jahrb.s" (Jahrb. d. Ges. f. bildende Kunst u. vaterländ. Altertümer zu Emden) erhält sein Schwergewicht S. 5—105 durch einen Aufsatz von Anton Kappelhoff über *Die Entwicklung der lehnsherrlichen Hoheitsrechte in Ostfriesland und ihren Niederschlag in der Münzprägung,* der gewissermaßen als Einleitung für eine neue von P. Berghaus und ihm geplante und weitgehend schon durchgeführte Bestandsaufnahme der Münzprägung im friesischen Gebiete gedacht ist. Die in Friesland im besonderen Maße für den Außenstehenden verwickelten Hoheitsrechte so klar auseinandergelegt zu haben, wie es hier geschieht, ist gewiß ein Verdienst. Für uns Bremer sei dabei besonders angemerkt, daß einer der mächtigsten aus dem Hause Tom Broke, Keno II., um 1400 an dem Streit mit den Hansen beteiligt, eine Zeitlang in Bremen als Geisel gehalten wurde. Wie die hier angedeutete politisch-rechtliche Entwicklung in den Münzen zum Ausdruck kommt, wird in einem zweiten Teil: *Der numismatische Niederschlag,* im einzelnen ausgeführt, dem eine zeitlich geordnete Übersicht über die Münzprägung in Ostfriesland durch Häuptlinge und die ersten Grafen angehängt ist. — Harm Wiemann führt im selben Jahrbuchbande, S. 111—143, in seinen *Studien zur Häuptlingsgeschichte im Lengener-, Mormer- und Overledinger Land* in die in der Tat entwirrende, mühsame Kleinarbeit ein, die

nötig ist, um zu den einigermaßen festen Ansätzen im Sinne der Kappelhoffschen Ausführungen zu kommen. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten, vor allem im Handel, erscheinen hier, wie in früheren Arbeiten Wiemanns zu diesem Themenkreis, als grundlegend für den Erwerb von Reichtum und Macht, wie er sich dann auch im Bau von Burgen und festen Häusern äußert.

Bd. 37 (1965) der „Mittlg. d. Mindener Gesch.s- u. Museums-Vereins" hat, S. 77—100, einen bedeutsamen münzkundlichen Teil, ausgehend von der Tatsache, daß Minden wiederkehrende Versammlungsstätte dahingerichteter Forscher und Forschervereinigungen ist. Aus dem reichhaltigen Inhalt sei hingewiesen, S. 98 f, auf eine Auslassung (mit Abbildung) über die *Nicolaus-Meyer-Medaille* des Mindener Gesch.s- u. Museums-Vereins, geprägt zu Ehren des aus Bremen stammenden Geheimen Reg.-Medizinalrathes Dr. Nicolaus Meyer, Goethefreundes und Ehrenbürgers der Stadt, und S. 99 f. auf einen kurzen Aufsatz von Karl Heinz Buhse, Vorsitzendem der Bremer Numismatischen Gesellschaft und der Deutschen Spitzenvereinigung, über *Die letzten Bremer Prägungen,* wobei es sich auf die im Anschluß an den Bremer Dollar geprägten, wenig bekannten Verrechnungseinheiten handelt, die für Bremen zu mancherlei Auseinandersetzungen mit dem Reichsfinanzminister geführt haben, bis sie zum 1. Oktober 1924 aufgekündigt wurden.

Zacharias Conrad von Uffenbach (1683—1734), der auf seinen Kavalierstouren auch Bremen besucht hat, steht in einem Aufsatz von K o n r a d F r a n k e im „Arch. f. Frankfurts Gesch. u. Kunst" H. 49 (1965, S. 87—98, über *Zacharias Conrad von Uffenbach als Sammler von Antiquitäten, Autogrammen und Münzen* als ein Beispiel für die Sammler- und Tauschlust von Angehörigen wohlhabender Stände zu Anfang des 18 Jahrhunderts. Der Antiquitäten, Autographen, Münzen wegen gehen die unermüdlichen Verbindungen von Frankfurt am Main aus bis Hamburg und Königsberg wie ebenso nach Regensburg und Zürich. Er tauscht Handschriften und Bücher gegen Münzen und Medaillen ein, an die 900 Eintragungen „gelehrter Leuthe" und „großer Herren nebst ihrem Wappen" stellen den Stolz seiner Stammbücher dar. Hb.

*

Das „Korrespondenzbl. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung" bringt in H. 3 des 74. Jahrg.'s, S. 35—45, eine Zusammenstellung über den *Stand der Arbeiten an niederdeutschen Wörterbüchern,* im ganzen mehr oder minder ausführlich über zehn Unternehmen, die als Hilfsmittel für die geschichtlichen Forschungen aus diesen Gebieten von größtem Nutzen sein werden, soweit sie auf fertige Teile hinweisen können, auch schon sind.

*

Leider ist es dem Bearbeiter dieser Zeitschriftenschau nicht möglich, in Zukunft wie bisher über das „Niedersächs. Jahrb. f. Landesgesch.", Veröffentlichung der Historischen Kommission für Niedersachsen, zu berichten, weil es der Bearbeiter des Besprechungsteiles dieses Jahrbuches ablehnt, Zeitschriftenaufsätze anzuzeigen, damit auch solche aus dem Bremischen Jahrbuch. Grundsätzlich ist dazu zu sagen, daß damit mancher wertvolle Beitrag zu den Zeitschriften in der Berichterstattung ausfällt, wogegen kleine Einzel-

schriften ihre Besprechung finden. Dabei wird die Grenze gar nicht scharf gezogen, dann nämlich nicht, wenn man Sammelwerke und Festschriften, die aus Einzelaufsätzen bestehen, einbezieht, Zeitschriftenaufsätze von größerem Umfange aber außer Betracht läßt. Es sollte überhaupt die Meinung gelten, wie sie auch bei anderen Zeitschriften vertreten wird, etwa bei den „Hansischen Geschichtsblättern" mit ihrer „Hansischen Umschau", nicht ein ganzes Jahrbuch mit all seinem Drum und Dran zu besprechen, vielmehr auf das Wertvolle, die Erkenntnis Fördernde an den zuständigen Stellen hinzuweisen. Sollte man sich nicht darauf einigen können?

Vor- und Frühgeschichte

Das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz hat in seiner Reihe *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern* als Bd. 2 eine Übersicht *Bremen, Verden, Hoya* (127 S., 1965) herausgebracht, zusammen mit dem Nordwestdeutschen Verband für Altertumsforschung, eine nützliche Hilfe beim Auffinden und Ansprechen der jeweiligen Denkmäler.

Die *Fundchronik Land Niedersachsen und Land Bremen,* Sonderdruck aus „Germania" 43 (1965), 2. Halbbd., S. 392—417, bringt mehrere Beiträge von Karl Heinz Brandt, dem verdienstvollen Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Focke-Museums, und zwar über *Eine Siedlung der vorrömischen Eisenzeit in Bremen-Lesum,* weiter *Untersuchungen in der kaiser- und völkerwanderungszeitlichen Siedlung Bremen-Mahndorf 1962 und 1963,* schließlich über den *Stand der Untersuchung der völkerwanderungszeitlichen Siedlung Bremen-Grambke* (Vergl. „Bremisches Jahrb." 46 [1959], S. 342) — zu dritt Beweis für den Fleiß, mit dem um Bremen herum gegraben wird. Aber auch noch andere Beiträge des Heftes dürfen unsere Aufmerksamkeit erregen, etwa von Hans Aust über *Einen Grabfund der älteren Bronzezeit aus Frelsdorf, Krs. Wesermünde,* und von unserem Freunde Rudolf Dehnke über einen *Bronzezeitlichen Grabhügel in der Gilkenheide bei Schwitschen, Krs. Rotenburg/Hann.*

Hinzugefügt sei, daß auf Betreiben des Verdener Pflegers für vor- und frühgeschichtliche Bodenfunde, Dr. Detlef Schünemanns, der Landkreis Verden in der Gemarkung Armsen ein etwa drei Morgen großes Heidestück erworben hat, auf dem sechs Hügelgräber liegen — eine der letzten Hügelgräbergruppen im Landkreis Verden, die noch unter ursprünglichem Heidebewuchs liegen.

Eine ganz ausgezeichnete Arbeit ist die als Nr. 5 der „Hefte des Focke-Museums Bremen" 1964 erschienene, als Wegweiser durch dessen vor- und frühgeschichtliche Sammlungen gedachte Arbeit von Karl-Heinz Brandt über die *Vor- und Frühgeschichte,* soweit sie in den Sammlungen des Focke-Museums zum Ausdruck kommt. Nach einem Bericht über die Geschichte der Vorgeschichtspflege in Bremen und über die vorgeschichtlichen Sammlungen des Focke-Museums werden die einzelnen Zeitalter — acht im ganzen — in Wort und Bild zu lebendiger Anschauung gebracht: fast möchte man meinen, daß man manches mit verhaltenem Atem lese. Nur in der kurzen Einleitung wird der von der Vorgeschichte zu bestreitende Bogen wohl etwas

zu weit gespannt, wenn ihr auch noch die Zeit „bis zur Festigung der Christianisierung zwischen 800 und 1000 n. Chr." zugewiesen wird. Der mittelalterliche Forscher wird das nicht zugeben können und die Vorgeschichte für diesen Zeitraum nur als begrüßenswerte Hilfe des eigenen Mühens an den hier doch schon in weitem Strom fließenden schriftlichen Quellen anerkennen. — *Dreißig Jahre Vorgeschichte im Focke-Museum* ist der Titel der von Karl-Heinz Brandt verfaßten, reich bebilderten Nr. 12 der „Hefte des Focke-Museums" (1967), die gleichzeitig als Begleitschrift für eine damals veranstaltete Ausstellung und damit als Arbeitsbericht gedacht war. Eine systematische Pflege der Vorgeschichte im Focke-Museum konnte freilich erst nach der 1953 geschehenen Berufung eines hauptamtlichen Pflegers und der damit zusammenhängenden Verselbständigung der vorgeschichtlichen Abteilung wie auch der Einrichtung eines archäologischen Landesdienstes erfolgen.

H. 4 der „Bremer Archäologischen Blätter", herausg. von Karl-Heinz Brandt in Gemeinschaft mit dem Focke-Museum, der Bremer Gesellsch. für Vorgeschichte und dem Väterkunde-Museum (Bremen 1965, in Kommission beim Rudolf Habelt Verlag, Bonn), ist als Festschrift für unseren Freund Friedrich Walburg, den leider jetzt verstorbenen Ehrenvorsitzenden der eben genannten Gesellschaft, erschienen, mit einem Beitrage Karl-Heinz Brandts über *Steinerne Äxte und Beile als Quelle für die Geschichte der jüngeren Steinzeit Nordwestdeutschlands,* einem anderen von Hans Jürgen Eggers über *Eine römische Kasserolle aus der Weser bei Bremen und ihren Kreis* und einem dritten von Günter Nobis über *Haustiere im mittelalterlichen Bremen,* der als kultur- und wirtschaftsgeschichtlich bedeutsame Veröffentlichung um so mehr zu begrüßen ist, als dem hier schreibenden Berichter sein Hinweis auf eine ähnlich gelagerte Arbeit von Hanns-Hermann Müller über *Die Tierreste von Alt-Hannover* (Brem. Jahrb. 46 [1959], S. 348), die auch von Nobis zum Vergleich herangezogen wird, als unnötig verdacht worden ist. Eine *Fundchronik Land Bremen* beschließt das auch mit Beilagen, so mit einer großen schematischen Übersicht zum Aufsatze Karl-Heinz Brandts, gut ausgestattet ist.

Ludolf Lühmann, bestellter Pfleger der Bodenaltertümer auf der Stader Geest, stellt in seinem Aufsatz über *Urgeschichtliche Bodendenkmäler auf der Stader Geest zwischen Aue und Este* in den „Mittlg. d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins" 1964, S. 4—12, auf Grund der ihm vorliegenden, z. T. von ihm selber zusammengetragenen statistischen Unterlagen einen erschreckenden Rückgang in der Zahl der Bodendenkmäler fest, der ihm vor allem durch die veränderten Lebens- und Bewirtschaftungsverhältnisse auf dem Lande, gepaart mit zu geringem Verständnis für den Wert der Denkmäler, hervorgerufen zu sein scheint. In manchen Gemarkungen ist ein Rückgang auf mehr als die Hälfte bis zu einem Zehntel hin festzustellen. Kräfte der Gegenwirkung sollten nach Meinung des Vf.s bei den in Frage kommenden Bevölkerungskreisen selber geweckt werden, ausgehend von einer pädagogischen Auswertung des urgeschichtlichen Gedankengutes in den Schulen, an der es vor gar nicht langer Zeit noch sehr gemangelt habe.

Der Nordseeraum — eine frühe Geschichtslandschaft war das Thema eines im „Emder Jahrb." (Jahrb. d. Ges. f. bildende Kunst u. vaterländische Altertümer) 45 (1965) S. 91—102, abgedruckten Vortrages von Hermann

Aubin. In großartiger Weise wird hier der von Hans Steinbach geprägte Begriff über ein Jahrtausend auf diesen Raum angewandt und das in noch größere Gemeinschaft gestellt, was Ludwig Beutin bereits 1938 in einem Vortrag vor unserer Historischen Gesellschaft als *Schicksalseinheit für* die deutsche Nordseeküste (Brem. Jahrb. 38 [1939], S. 1—21) herausgearbeitet hat.

Ingwäonen, Irminonen, Istwäonen als historisches Phänomen behandelt A. Russchen, S. 7—14 des (5. Gesamt-)„Friesischen Jahrb.s" 1967, das gleichzeitig der 47. Bd. des „Emder Jahrb.s.", Bd. 1 der Neuen Folge des „Nordfriesischen Jahrb.s" und das „Jierboek 1967 fan de Fryske Akademy" in Ljouwert (Leeuwarden), in deren Verlag erschienen, ist, in einem kurzen, aber sehr inhalts- und ergebnisreichen Aufsatz, der sie, ausgehend von den wörtlich mitgeteilten Belegen bei den Schriftstellern des klassischen Altertums, unter Berücksichtigung des neuerdings über diese Fragen erschienenen Schrifttums nach den Zeugnissen der neueren Bodenfunde geschichtlich einzuordnen sucht.

Über den Stand der Langobardenforschung im Gebiet der Niederelbe berichtet Willi Wegewitz übersichtlich und aufschlußreich an einer für uns etwas entlegenen Stelle, die deshalb aber um so mehr genannt werden muß, in der Gedächtnisschrift für einen auf dem selben Gebiete tätig gewesenen Forscher, in den „Problemi della Civiltà e dell'Economia Langobarda. Scritti in Memoria di Gian Piero Bognetti Biblioteca della Rivista. Economia e Storia, 12". Milano 1964.

Eine der nachgelassenen Arbeiten Dietrich Stichtenoths, die über *Die Ostgrenze der Sachsen und die Sachseninseln in der „Geographie" des Ptolemaios,* ist zu unserer Freude und Dankverpflichtung in der „Zeitschr. d. Gesellsch. f. schlesw.-holst. Gesch.", Bd. 89 (1964), S. 13—32, veröffentlicht worden. Es ist dieselbe Arbeit, über die der kenntnisreiche Vf. zu Beginn des Jahres 1964 in Bremen in unserer Historischen Gesellschaft vorgetragen hat. Was damals jedoch der Natur eines Vortrages und der Schwierigkeit des Stoffes entsprechend mehr oder weniger nur am Ohre vorüberrauschte, wird hier mit bestechender Klarheit in Text und Zeichnung vor dem Leser ausgebreitet und mit den Mitteln der verschiedenen hier beteiligten Wissenschaften: Geschichte, Sagen- und Namenkunde, überhaupt der Sprachwissenschaft, der Himmelskunde, der Kartographie und was sonst noch in Frage kommen könnte, gedeutet, mit dem Ergebnis, daß auch die Sachsen aus der großen germanischen Völkerwiege in Skandinavien gekommen sein müßten; weit östlich, in der Gegend der Odermündung, wären sie aufs Festland gekommen und zu Lande dann weiter nach Westen vorgerückt, wie der Vf. zu erweisen trachtet. *Tekelia* ist nach seiner Meinung auf Bremen, vielleicht aber auch auf Okel zu beziehen, *Phabiranon* dagegen auf Zeven oder Stade, *Treva* auf Harburg, entgegen der Annahme von Alwin Lonke in seinem kleinen Beitrage zum Bremischen Jahrbuch, Bd. 36, S. 362—367: *Des Ptolemäus Tuliphurdon, Phabiranon und Treva.* Ohne Frage ist für Stichtenoth, daß Bremen schon in der vorrömischen Zeit an einer „Küstenstraße" vom Rheine zur Ostsee gelegen hat, die eben hier die Weser überschritt. Ob jedoch Stichtenoths Berechnungen und Bestimmungen der Ptolemäischen Angaben — auch bei ihm spielt die Suche nach Namensähnlichkeit („Teke-

lia" = Okel, Hekeln) eine Rolle, in gleicher Weise wie die „Tegeler Plate" in der Wesermündung auf dieses „Tekelia" zurückgeführt worden ist oder das „Phabiranon" auf Wremen — allen Einwänden gegenüber, die in der Tat zu machen sind, standzuhalten vermögen, mag dahingestellt bleiben. Gewiß aber hat er der weiteren Forschung Anregungen gegeben.

Der 45. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts (Berlin 1965) enthält S. 130—227 eine Abhandlung von Horst Callies (Göttingen) über *Die fremden Truppen im römischen Heer des Prinzipats und die sogenannten nationalen Numeri — Beiträge zur Geschichte des römischen Heeres,* wie es im Untertitel heißt, die insofern für uns Aufmerksamkeit beanspruchen darf, als dort manches über die Stellung der Cherusker in römischen Diensten, auch über die der Chauken gesagt wird, mit weiterem Ausgreifen auch über die den Batavern am Niederrhein gegebenen Möglichkeiten vor Zuspitzung zu ihrem großen Aufstande.

Unser Freund Otto Knechtel, unter den Laienforschern einer der rührigsten und aufmerksamsten, hat auf eigene Kosten einen Nachtrag zu seiner Schrift *Das älteste Bremen — Seehafen oder Brückenort,* Bremen 1962, freundlich besprochen von Adolf Börtzler, Brem. Jahrb. 49 (1964), S. 272—273, drucken lassen und an unsere Mitglieder versandt. Er verwendet hier neu ins Licht getretene sachliche und schriftliche Quellen, etwa solche, die mit dem Fund der Bremer Kogge zusammenhängen oder mit den römischen Bodenfunden, die sich heute in Neuaufstellung im Focke-Museum darbieten; er geht auch weiteren Belegstellen nach, die die große Bedeutung Bremens schon in alter Zeit als Holzhandels- und Verkehrsplatz kundtun sollen; schließlich sammelt er Beweise dafür, daß die frühgeschichtliche Straße vom Rhein über Minden und Verden an die Elbe gegangen sei. Ob ihm die Beweisführung in allem gelungen ist? Die Beweise ließen sich, gruppenweise gesondert wie hier, auch noch vermehren, etwa um zu zeigen, daß Bremen im Mittelalter eine Stadt mit großem Holzverbrauch gewesen ist. So müssen die Predigermönche dafür, daß ihnen ein Platz bei ihrem Kloster vom Rate überwiesen wird, Holz zum Ausbessern der Stintbrücke stellen (Br. Ukdb. I, 303, 1. Jan. 1261). Wenig später als den Ethelindensteen erwähnen die Urkunden übrigens ein Steinhaus zwischen Balge und Langenstraße, 1238 gegenüber 1229 — ein Beweis, daß der Steinbau auch bei Bürgerhäusern schon in Aufnahme gekommen ist, wenn wir durchweg auch mit Holz- oder Fachwerkbauten zu rechnen haben (Vgl. Br. Ukdb. I, 209: 1238, nach 1. Mai). Wie dem auch sei, schon in den Einzelheiten trägt der Vf. zu unseren topographischen Kenntnissen über das alte Bremen bei, wobei sein Hauptanliegen aber das ist, darzutun, daß Bremen zu Beginn der sächsischen Zeit, etwa vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, als Seehandelsplatz entstanden sein müsse und nicht an der Kreuzungsstelle wichtiger Fernstraßen oder als Übergangsstelle über den Strom, kurzum als Brückenort. Vgl. die S. 163—182 zu Otto Knechtels Ehrengedächtnis veröffentlichten Aufsatz „Wo lag Fabiranum?".

Einen *Volksbrauch mit vorgeschichtlicher Tradition im Kreise Rotenburg i. Hann.* — das Ausgießen von Wasser hinter einem über die Schwelle getragenen Toten — führt Rudolf Grenz H. 22 der „Rotenburger Schriften" (1965), S. 86—89, auf die vorgeschichtlich häufiger bezeugte Trennung von Siedlung und Gräberfeld durch ein Wasser zurück.

Mittel- und Nachmittelalter

Die von Heinrich Granz im „Stader Jahrb." 1965, S. 75—92, veröffentlichte Arbeit über *Das Kirchspiel Horst, eine Holländersiedlung,* kann als Musterbeispiel für eine bis ins einzelne gehende genaue Nachprüfung für die Zuweisung von Ort und Feldmark — hier in der Ostemarsch gelegen — an die Hollersiedlung des 12. Jahrhunderts gelten. Indes wendet sich ihr Verfasser gegen die von Erich Weise zuerst aufgestellte Behauptung (Vgl. Brem. Jahrb. 48, S. 412), daß sich die berühmte Urkunde des Erzbischofs Friedrich von 1106 nicht auf das bremische Hollerland, vielmehr auf die Elbmarschen beziehen müßte: daß nach den Forschungen Herbert Abels die Maße des zugewiesenen Landes genau mit den in der Urkunde angegebenen übereinstimmen, während das etwa bei Horst nicht mehr der Fall ist, sei als Kriterium anzunehmen. Ob aber die Annahme, daß die Hauptmasse der Siedler Niederländer gewesen sind, die nach dem Vortrage, den uns Jappe Alberts als Beitrag der Niederländer zu der Tausendjahrfeier vor einiger Zeit gehalten hat, in der Hauptsache Westfriesen gewesen sein müssen, stimmt, mag vorläufig noch dahingestellt bleiben. — Auch in seinem im „Stader Jahrb." 1966, S. 95—109, veröffentlichten Beitrag über *Die Flurnamen von Blumenthal, Kreis Stade,* weist Heinrich Granz diese zum Kirchspiel Horst gehörige Bauerschaft als Hollersiedlung nach: Namen wie *Wettern, Sietwende, Hörne* dürften das bestätigen. Der Locator, wahrscheinlich Mitglied eines Adelsgeschlechtes aus der Nachbarschaft, scheint seinen bevorrechtigten Besitz *Auf der Höhne* inmitten der Siedlung, einer Sandinsel in der Marsch, gehabt zu haben. Indes ist auch hier zu sagen, daß die von ihm geworbenen und angesetzten Siedler nicht nur Holländer gewesen zu sein brauchen; die jüngeren Söhne auf den Bauernhöfen in den Geestdörfern können ebenso in Frage kommen.

Am Rande vermerkt sei die in der „Zeitschr. d. Gesellsch. f. schlesw.-holst. Gesch.", Bd. 89 (1964), S. 240 ff., angezeigte und besprochene Hamburger Dissertation (aus der Schule Otto Brunners) von Otto Merker über *Die Ritterschaft des Erzstiftes Bremen im Spätmittelalter, Herrschaft und politische Stellung als Landstand (1300—1550)* durch Hans Harald Hennings. Die ergebnisreiche Arbeit ist 1962 im Selbstverlag des Stader Gesch.s- u. Heimatvereins als Einzelschrift Nr. 16 erschienen und mit fünf Karten ausgestattet. Für die Darstellung der genealogischen und besitzgeschichtlichen Verhältnisse des Osterstader Marschenadels, der bis zum Ende des Mittelalters keine soziale Abgeschlossenheit kannte, wenn auch seine älteste Schicht ritterliche Ministerialen bildeten, konnte Merker bisher unausgewertetes Quellenmaterial benutzen, das in den Stader Stadtbüchern vorliegt. Wff.

In dem gleichen sachlichen Bezirk führt Evamaria Engel mit ihrem in den Hans. Geschichtsbll.n, 82. Jahrg., 1964, S. 21—41, erschienenen Aufsatz *Bürgerlicher Lehnbesitz, bäuerliche Produktenrente und altmärkisch-hamburgische Handelsbeziehungen im 14. Jahrhundert,* der eine kurze Zusammenfassung von Teilergebnissen ihrer Dissertation aus dem Jahre 1963 über *Feudalherren, Lehnbürger und Bauern in der Altmark — eine Analyse der ländlichen Sozialstruktur an Hand des brandenburgischen Landbuchs von 1375* bringt — überraschende, auch durch die Forschungen von Eckhard Müller-

Mertens bereits erahnte Ergebnisse „für das Gebiet der Stadt-Land-Beziehungen und der Einbeziehung des Dorfes und der kleineren Märkte des hansischen Hinterlandes in den größeren hansischen Handelsraum und in das hansische Wirtschaftssystem" (Vgl. die Arbeit von Klaus Schwarz über die „bäuerlichen cives" S. 335). — Evamaria Engels Doktorarbeit *Lehnbürger, Bauern und Feudalherren in der Altmark um 1375* ist inzwischen, zusammen mit der Abhandlung *Die Agrarkrise in der Uckermark im 14. Jahrhundert* von Benedykt Zientara als Bd. VII der im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins im Rahmen seiner Arbeitsgemeinschaft in der Deutschen Demokratischen Republik herausgegebenen „Abhandl'gen z. Handels- u. Sozialgesch." (432 S. mit 5 Karten im Text d. Abhdlg. Zientara und 4 eingehängten Karten am Ende des Buches zur Abhdlg. Engel, Weimar 1967, Böhlau) erschienen. Die Gesamtveröffentlichung trägt den Titel *Feudalstruktur, Lehnbürgertum und Fernhandel im spätmittelalterlichen Brandenburg* und wird von Eckhard Müller-Mertens mit einem Aufsatz von Fritz Rörig, *Das Landbuch Karls IV. und das märkische Lehnbürgertum,* eingeleitet.

Die sehr gründliche, sehr aufschlußreiche und, wie man beim Hineinschauen leicht feststellt, von einem ersten Kenner geschriebene Arbeit unseres Freundes Arved Freiherr von Taube über *Die Livlandpolitik Zar Ivans IV. Groznyi in der sowjetischen Geschichtsschreibung* mag, obwohl nicht eigentlich zu dem von uns betreutem Themenkreis gehörend, hier genannt sein. Sie geht sehr genau den Beweggründen nach, die zu dem Wandel der Auffassung über Ivan den Schrecklichen, wie wir ihn zu nennen gewohnt sind, bei seinen Landsleuten selber geführt hat; uns aber wird es freuen, daß auch das Zeugnis Johann Renners, des uns als bremischen Chronisten bestens vertrauten, in nicht geringem Maße von seinen livländischen Schriften her aufgerufen wird, wie auch einmal das Johann Georg Kohls, dem der Vf. unseres Aufsatzes vor einigen Jahren in unserem Jahrbuch (Bd. 48, 1962, S. 261—318) in bezug auf seine baltischen Beziehungen *(Johann Georg Kohl und die baltischen Lande)* ein gutes Gedenken widmete.

Zu *Stralsunds Entscheidung 1628* nimmt Herbert Langer im Greifswald-Stralsunder Jahrb., Bd. 4, 1964, S. 81—97, eingehend Stellung. Damals war der Kampf um das *Dominium Maris Baltici* unter den nun vier Kriegsmächten — den Schweden, Polen, Niederländern und nunmehr Wallenstein mit den Kaiserlichen — entbrannt. Es ging um politische, nach Langer in erster Linie um wirtschaftliche Ziele. Stralsund wurde in diese Kämpfe einbezogen, als der Kampf um die Stadt voll einsetzte. In der Stadt bildeten die Masse der Einwohner, welche die feudale Habsburger Reaktion verabscheute und die politisch den Seemächten zugewandt war, und die patrizische Widerstandspartei, die ihre Macht und ihren Einfluß behalten wollte, den Kern der Gegenwehr. In dieser Abwehr einig, kam am 12. April 1628 der beschworene „Artikelbrief" zustande, Freiheit und Privilegien zu verteidigen, keine Einquartierung zuzulassen, den Rat als von Gott gesetzte Obrigkeit anzuerkennen. Als Oberst Arnim am 4. Febr. 1628 den Dänholm besetzte, erbat der Rat Hilfe von den nordischen Königen. Da brachte der schließlich zustande gekommene Allianzvertrag zwischen Schweden und Stralsund vom 23. Juni 1628 politisch den Wendepunkt. Nach Langer verlor Stralsund durch ihn seine politische Selbständigkeit: es mußte schwedische Truppen in nicht

begrenzter Zahl unterhalten und einquartieren. Schweden und Dänemark schickten beträchtliche Truppenverbände zur Unterstützung. Nach zweimonatiger Belagerung befahl Wallenstein am 15. Juli 1628 den Abbruch der Belagerung und reiste selber ab. Nach Langer blieben schwedische Truppen bis zum Ende der Schwedenzeit die Stütze der Ratsaristokratie, als die Schweden Stralsund als Militärstützpunkt für ihre Pläne gesichert hatten. Die Schweden wurden die Herren der Stadt. In Marx-Engels: Werke, Band 4, S. 346, heißt es von der Ratsentscheidung von 1628, sie stelle den Untergang einer „spießbürgerlich freien deutschen Stadt" dar. Langer glaubt, angesichts der von Schweden in Stralsund geschaffenen Ausgangsstellung für ihr Ausdehnungsstreben die Entscheidung von 1628 nicht anders als tragisch einschätzen zu sollen. Es bleibt aber wohl die Frage, ob man die damalige Entscheidung nur von dieser Seite sehen darf. Hb.

Die Inthronisation des Bremer Erzbischofs Friedrich (1637) wird von Angelus Gerken im „Stader Jahrb.", 1965, S. 61—66, beschrieben, oder eigentlich von Garleff Schulte, einem Angehörigen der stiftsbremischen Ritterschaft. Das sind Angelegenheiten, die in das schwierige Verhältnis zwischen Stadt und Stift Bremen hineinleuchten. Die im Grunde bestehende Rechtslage kommt in dem Zeremoniell gut zum Ausdruck. Leider wird nicht gesagt, wo sich das Stück heute befindet; zu vermuten ist doch wohl als Aufbewahrungsort das neue Staatsarchiv Stade.

In Bd. 90 (1965) der „Zeitschr. d. Gesellsch. f. schlesw.-holsteinische Gesch." handelt eine eingehende Untersuchung von Klaus R. Böhme, Stockholm-Uppsala, von der *Kriegsführung des Generals Lennart Torstensson und des Obersten Helmut Wrangel in Schleswig-Holstein und Jütland 1643—1645*, wobei auch die Verhältnisse im Erzstift Bremen, seit 1635 unter dem dänischen Kronprinzen Friedrich als Erzbischof, mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden. Hb.

Neuzeitliches

Der Erwerb von Bremen-Verden durch Hannover, von dem, was später im ganzen Regierungsbezirk Stade war und bis heute blieb, ist in der breiten Menge nur wenig bekannt, und viel wird dabei mißdeutet: deshalb sei die zwar kurze, aber stichhaltige Zusammenfassung empfohlen, die Richard Drögereit im „Niederdeutschen Heimatbl." der „Männer vom Morgenstern" Nr. 192 (Dezbr. 1965, S. 1—3) gibt.

Im 45. Bd. des „Emder Jahrbuchs" (Jahrb. d. Ges. für bildende Kunst u. vaterländische Altertümer), 1965, steht S. 133—148 in beherrschender Mitte ein Aufsatz von Carl Hinrichs, dem leider zu früh, als 62jährigen 1962 verstorbenen, über den Archivdienst in die akademische Laufbahn hineingekommenen Professor an der Freien Universität Berlin, über den *Einbau Ostfrieslands in den Friederizianischen Staat*, die Arbeit eines Sachkenners erster Hand. Seiner von der Wissenschaft geprägten Verbundenheit mit der Heimaterde schrieb Anton Kappelhorf S. 5—7 in schöner Ausgeglichenheit eine Würdigung, die dieses Jahrb. als zu seinem Gedächtnis ausgestellt erscheinen läßt. Friedrich der Große, der die von calvinischen Gedanken gestützte Eigenart Ostfrieslands sehr wohl kannte und anerkannte,

hatte es, gestützt auf seine von Wesel aus nach dem Tode des letzten Cirksenna nach Ostfriesland entsandten Truppen, verhältnismäßig leicht, selbst die widerstrebende, in angezettelten Tumulten überspielte Stadt Emden zur Anerkennung der aus seiner Oberhoheit fließenden Forderungen zu veranlassen, nachdem die Landtagsmehrheit in Aurich ihn gebeten hatte, das gesamte städtische Steuerwesen unter Einbeziehung Emdens zu übernehmen. Immerhin hat es fünf Jahre gedauert, bis das alles durchgesetzt war. Hb.

Sehr lesenswert sind im 21. Jahrg. der „Hamburg. Gesch.s u. Heimatbll." (1964), S. 197—208, die Ausführungen von Karl Heinrich Wiederkehr über *Hamburgs patriotische Bürger und die Göttingen Sieben:* Patriotische Bürger, das sind Männer, die auch hernach in Hamburgs Geschichte eine bedeutende Rolle spielten: Chr. Fr. Wurm, der Gymnasialprofessor und Historiker. J. Fr. Voigt, Chr. Petersen, G. H. Kirchenpauer, W. A. Kramer — Männer, die sich über den Verfassungsbruch des neuen hannoverschen Königs aus ehrlichem Herzen erregten und ihn, in Unterstützung der betroffenen Göttinger Professoren, mit Hilfe der zur Verfügung stehenden Nachrichtenmittel brandmarkten. *Vom Kampf der hamburgischen Presse gegen die Zensur* ist hier also die Rede, für uns deshalb auch sehr aufschlußreich, weil Heinrich Tidemann in seiner ausgezeichneten Abhandlung über *Die Zensur in Bremen von den Karlsbader Beschlüssen (1819) bis zu ihrer Aufhebung (1840),* Brem. Jahrb. 31, S. 370—414, und 32, S. 1—110, nur ganz kurz die einhellige Einstellung gegen den Verfassungsbruch in Hannover in Bremens öffentlicher Meinung, zumal in der Presse, erwähnt (32, S. 65 f.).

Auf eine sehr feine Arbeit von unserem Freunde Hermann Meinert, Ehrenmitglied unserer Gesellschaft: *Frankfurt und Berlin im Zeichen der Paulskirche* („Hessische Histor. Forschungen", Festschr. f. Ludwig Clemm — den früheren Darmstädter Archivdirektor — zur Vollendung seines 70. Lebensjahres, gleichzeitig Bd. 14 des „Jahrb.s d. hessischen Kirchengesch. Vereinigung" u. Bd. 28 d. „Archivs f. hessische Gesch. u. Altertumskunde", S. 417—436) sei gern, wenn auch nur kurz hingewiesen. Gefragt wird hier nach den Bedingtheiten für das Einigungswerk von 1848, die sich aus örtlichen Gegebenheiten, wirtschaftlich-sozialer Entwicklung dortselbst und der staatlichen Einbettung an beiden Plätzen ergeben. Das Ergebnis ist eine Revolutionsgeschichte in Kürze, unter neuer Sicht, die recht deutlich das tragische Neben- und dann sogar Gegeneinander an beiden Stellen hervortreten läßt.

Bis ins einzelne gehend berichtet Dietmar Nickel in seinem Buch *Die Revolution 1848/49 in Augsburg und Bayerisch-Schwaben* (Schwäb. Geschichtsqu. u. -forschungen, Schriftenreihe d. Histor. Vereins f. Schwaben, 8. Bd., 1965) über die sich in zahlreichen verschiedenartigen Vereinigungen, Klubs, Versammlungen, Pressefehden äußernde starke politische und ideologische Bewegung dieser Jahre. Einheitsstreben freiheitlicher Grundauffassung steht Münchner Kgl. Bayerischem Zentralismus gegenüber. Hier Verfassungsbeschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung, dort zur Sicherung des Althergebrachten eingesetzte Truppenkorps im Lande. Freiheitshoffnungen erstickten schließlich in umfangreichen „schwarzen Listen". Eine vorbildliche

lebendige Darstellung, wenn auch ortsgebunden, so doch von allgemeiner Bedeutung. Hb.

H. 50 (1966) des „Archivs f. Frankfurts Gesch. u. Kunst", hgg. vom Frankfurter „Verein f. Gesch. u. Landeskde", ist ähnlich wie unser Brem. Jahrb. mit seinem 50. Bande ein Gedenkbuch besonderer Art, nur daß es sich hier um ein Hundertjahrsgedenken handelt, dem des Frankfurter Schicksalsjahres 1866. *Frankfurt 1866* ist darum der Titel, und es handelt sich um eine *Dokumentation aus deutschen (einschl. der Wiener) Zeitungen,* ausgewählt und eingeleitet von Wolfgang Klötzer. Die Weise ist nicht ganz neu; aber so erfolgreich und folgerichtig wie hier wurde sie kaum vorher durchgeführt. Das Ergebnis ist ein überaus farbiges, von den verschiedensten Seiten und aus unterschiedlicher Blickrichtung her beleuchtetes Bild der Ereignisse von 1866 in Frankfurt. Schon darum liest man das Buch mit Gewinn. Reichsstädter, wie die damaligen Frankfurter, sollten wir aber noch ein näher liegendes, auch vom Gefühl her bestimmtes Verhältnis zu den Ereignissen suchen. Aus Bremen trägt die „Weser-Zeitung" mit zur Erarbeitung des Bildes bei.

Rechts- und Verfassungsgeschichtliches

Sprach- und stammesgeschichtlichen Entwicklungen von Wort und Bedeutung von *Gau, Go und Goding* geht ein Aufsatz von Wolfgang Laur in Bd. 90, 1965, der „Zeitschr. der Gesellsch. f. schlesw.-holst. Gesch." nach. Beim holsteinischen *Goding* handelt es sich um ein aus dem 11. u. 12. Jahrh. stammendes Gericht, mnd. als *godinc* bezeichnet, wobei *go* „Gau" und *dinc* „Dingversammlung" bedeutet. Beachtlich ist, daß südlich und nördlich der Elbe hiermit Gerichte verschiedenen Ranges bezeichnet wurden. Ergänzend mag gesagt sein, daß der Ausdruck in Bremen nicht erst um 1303, sondern bereits 1259 (Brem. Ukdb. I, 299) auftritt. Die einzelnen Verwaltungsbezirke des bremischen Landgebietes wurden bis weit in die Neuzeit als *gohe* bezeichnet. Landschaften Nordelbingens waren bis ins hohe Mittelalter politisch und rechtlich organisierte Siedlungsgemeinschaften mit der Bezeichnung Gau. *Pagus* der mittelalterliche Quellen bezeichnete im wesentlich romanischen Westfranken eine Raum- und Verwaltungseinheit. Näheres wird über die Geschichte des Wortes Gau — im ahd. *gawi, gewi, gowi* — ebenfalls im mhd., im mnd. *go,* im afries. *ga, ge* sowie über die Theorien der Übertragung von größeren auf kleinere Einheiten und solche verschiedenen Ranges gesagt. Hb.

Heimat- und Volkskundliches aus den bremisch-verdischen Börde- und Landgerichten berichtet Angelus Gerken in H. 22 (1965), S. 69—85, der „Rotenburger Schriften", aus einem reichen Schatze von ihm gesammelten Quellenstoffes plaudernd, auf richtigem Mittelwege, so daß sowohl der Rechtsgeschichtler wie der Volkskundler, allgemein jeder Geschichtsfreund, das ihm Zugehörige daraus entnehmen kann. Ausgehend von den rechtlichen Grundlagen spricht Vf. über die Besetzung der Gerichte, den Thingfrieden, die Zuständigkeit der Landgerichte, Verfahrensweise und Verhandlung, die Urteile, die Bußen; die später in der Botmäßigkeit der Stadt stehenden Gerichte sind mit berücksichtigt.

Erich von Lehes gründliche, mit vielen Belegen ausgestattete lebensvolle Darstellung: *Die Wurster Kirchenspielvögte der erzbischöflichen und schwedischen Zeit,* „Jahrb. d. Männer v. Morgenstern" 48/1967, S. 129 bis 190, betrifft nicht nur Verwaltungs- und Gerichtsverfassung des Landes Wursten von 1525—1712, im ganzen also in der erzbischöflichen und der schwedischen Zeit eine Kenntlichmachung des Wandels vom erzbischöflichen Beamten und Richter, der gleichzeitig Wurster Hausmann ist, zum Staatsdiener richterlicher Prägung — sie verlangt vielmehr, bremisch gesehen und vor allem für die ältere Zeit, im besonderen Maße unsere Aufmerksamkeit, schon wegen der vielen Streitigkeiten im Grenzgebiet zum bremischen Amte Bederkesa hin, bis eben dieses, 1654, von den Schweden einverleibt wurde.

Klaus Schwarz macht in den „Blättern f. deutsche Landesgesch.", 99. Jahrg. (1963), S. 103—134, mit *Bäuerlichen „cives" in Brandenburg und benachbarten Territorien* bekannt, mit einer Bezeichnung, die nichts weiter als „Dorfbewohner" bedeutet, ursprünglich auch wohl das Mitglied der Genossenschaft, die das Werk der Landnahme trug, aber ohne besondere eigene Vorrechte. Vf. belegt das mit zahlreichen Beispielen aus dem brandenburgischen und angrenzenden Gebieten; doch reichen die Belege für diese allgemeinere Bedeutung von „cives" bis in unser Wesergebiet, in die im Zuge der Siedlung damals neu entstandenen Dorfschaften, u. a. bis ins Stedingerland. (Vgl. Evamaria Engel, *Bürgerlicher Lehnbesitz, bäuerliche Produktenrente und altmärkisch-hamburgische Handelsbeziehungen im 14. Jahrh., S. 331.)*

*

Die rechtssprachgeschichtlichen Forschungen von Karl Siegfried Bader, als *Kollektaneen zur Geschichte und Streuung eines rechtstypographischen Begriffs* in den „Bll. f. deutsche Landesgesch.", 101. Jahrg. (1965), S. 8—106, veröffentlicht, leuchten nach vielen Seiten den Begriff *Stat* aus, vom zusammengesetzten Begriff *hofstat* als Siedelplatz, der Stätte mit bestimmten unterschiedlichen Bau- und Nutzungsrechten, zum Begriff Stadt im Rechtssinn des späten Mittelalters und im heutigen Sinn, der Stadt, die eine *stat* ist, ein räumlich dinglich gedachter Begriff, über manche Varianten als *hof-, haus-* und *heimstat* und die Vorstellungen privilegierter Stätten.

Größte Bedeutung hat das Wort *stat* im Siedlungszusammenhang (Hofsystem als ursprüngliche Siedlungsform). Die Hofstatt wird ein besonders geschützter Rechts- und Friedensbereich, der *locus legitimus* bei besonderer Beständigkeit der Hofstätteneigenschaft.

Das Wort *stat* findet sich mit ihm eigentümlicher Bedeutung vielseitig wieder zum Beispiel in der *feuerstat* des Hauses, der *spielstat* des Gemeingebrauchs, der *burgstat* als Sonderhofstat oder des Burgstalls als zerstörter Burg. Im Begriff Marktstätte steckt die Verbindung zum Marktfrieden. Kirchlich-sakrale Stätten sind Grabstätten, *freistat;* Rechtsorte sind Gerichtsorte, *malstat,* Richtstätte, Orte der Eidesleistung. An der *legstat* sind Leistungen zu erbringen, für die Abgabe des Zehnten gilt die *zehntstat. Stat*-Orte mit wirtschaftlicher Betätigung sind die Märkte, die *mühlstat* als Hofstat eigener Prägung, aber auch Umschlagsorte, und Schmieden als *schmiedstat, hammerstat.* Hb.

Reinhard Patemann schildert im 112. Bd. (1964) der „Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins", *Die Stadtentwicklung von Basel bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.* Man sollte meinen, daß das Erbe der Römerzeit hier für die frühe Entwicklung wesentlich mitgesprochen hätte. Das ist aber nicht der Fall; vielmehr verläuft die Entwicklung im ganzen nicht anders als die unserer norddeutschen Städte, sofern bei ihnen ein Bischof als Stadtherr in Frage kam. Es sind auch die Etappen auf dem Wege hier wie dort dieselben: Herausnahme aus der Zuständigkeit des Gaugrafen, bischöfliche Stadtherrschaft auch für die bürgerlichen Angelegenheiten, der Versuch, diese auszudehnen, unternommen durch Handwerker, bzw. Kaufleute. Es ließe sich nicht unschwer die Parallele mit Bremen ziehen. Nur scheint in Basel die Macht der Bischöfe weniger von der Stadt aus durchlöchert gewesen zu sein, als solches in Bremen der Fall war. Hb.

Die Eigenart des mittelalterlichen friesischen Stadtrechtes beschreibt kurz, aber treffend, K. de Vries im „Friesischen Jahrb." 1967, S. 91—96. „In dreierlei Art hat es besondere Züge: durch den großen Einfluß der Kirche, die führende Rolle des Häuptlings und, infolge des Fehlens eines Stadtherrn, durch den rein bürgerlichen Charakter des Stadtfriedens." Im übrigen sind Städte in Friesland nur dünn gesät. — Hingewiesen sei an dieser Stelle auf den recht bedeutsamen, klärend übersichtlichen Aufsatz, ursprünglichen Vortrag *Zur Frühgeschichte des norddeutschen Städtewesens,* den Walter Schlesinger in den „Lüneburger Blättern", H. 17 (1966), S. 5—22, veröffentlichte. Auch er geht, in dem dritten, Schlußteil des Aufsatzes, auf die Städtepolitik Heinrichs des Löwen ein und macht sie am Beispiel Lübecks deutlich, das hier als treffende und gleichzeitig treffliche Anschauungsmöglichkeit für eine Stadt, sowohl was den Rechtszustand wie das äußere Bild in Planung und Aufbau betrifft, vorgeführt wird — Schlußpunkt der aus der Frühgeschichte herkommenden Entwicklung, die nachmals durch Namen und Begriffe wie Wiek und Burg, Markt als Fern- und als Nahmarkt, Marktsiedlung, Marktplatz, Kaufleuterecht und Marktrecht, Gilde und Bürgergemeinde gekennzeichnet ist. Auch die Bremer Verhältnisse, wie sie sich in den Auseinandersetzungen um die Tausendjahrfeier kundtaten, werden S. 12 im Vorbeigehen berührt.

Fritz Timme ist wohl derjenige unter den Schülern Fritz Rörigs, der die Forschung um den Begriff eines Handelswiks im Sinne seines Meisters am folgerichtigsten vertritt. Es ist dieser Forschungsinhalt indes kein Muster, das man eh und je auf alle vorkommenden Fälle anwenden könnte; wie sehr er aber helfen kann, verwickelte Zusammenhänge in der frühen Stadtgeschichte aufzuhellen und zu entwirren, dafür ist Fritz Timmes Aufsatz über *Brunswiks ältere Anfänge zur Stadtentwicklung* im „Niedersächs. Jahrb. f. Landesgesch.", Bd. 35 (1963), S. 1—48, mit zwei Übersichtskarten über die ältere Stadtentwicklung, ein gutes Beispiel. Vf. sucht hier vor allem die Rolle eines nach chronikalischen Nachrichten in den Sachsenkriegen zerstörten Schiffer-Kaufmanns-Wiks an der Oker herauszuarbeiten, der, wieder aufgebaut, im Verein mit einer Fernhändlersiedlung unter dem Schutze der Burg Dankwarderode, vielleicht am Platze einer älteren, altsächsischen Edlingsburg, dann den Beginn der Stadtbildung eingeleitet habe. Wir können die Züge der Entwicklung nicht im einzelnen hier nachzeichnen, und es mag auch das eine oder das andere hypothetische Zwischenglied dabeisein: Das Ganze ergibt

dennoch ein in schlüssiger, immer anregender und in manchem geistvoller Gedankenführung aufgebautes Bild, das gelegentlich auch zu Vergleichen mit Bremen auffordern könnte, wie denn überhaupt auf die Verhältnisse anderenorts in Niedersachsen Bezug genommen wird. Lebensgrundlage für den wesentlich das Entwicklungsbild mitbestimmenden Schiffer-Kaufmanns-Wik ist eine Schiffahrt, die nachgewiesenermaßen frühzeitig und bis auf lange hinaus nach Bremen führte.

*

W. Jappe Alberts, der rührige Landesgeschichtler friesischen Stammes auf der niederländischen Rijksuniversität Utrecht, uns Bremern von seinem Vortrage während der Tausendjahrfeier 1965 bestens bekannt, gab in den „Bijdragen en Mededelingen van het Historisch Genootschap, Deel 79 (1965), Groningen, Wolters, S. 105—218, mit gehöriger Einleitung und entsprechenden Erklärungen versehen, *De Arnhemse Stadsrekeninge van 1447/1448* heraus, ein willkommenes Beispiel für die in unseren Städten beliebte Art der Rechnungsführung, hier aber durch Fußnoten und Register in die verschiedenen geschichtlichen Bezirke hinein ausgewertet.

*

Ein im Auftrag der Stadt Cuxhaven und der Landkreise Bremervörde, Land Hadeln, Osterholz-Scharmbeck, Rotenburg, Stade, Verden und Wesermünde von Hartmut Scholz erstelltes Gutachten über die *Raumordnung im Elbe-Weser-Dreieck* wird in den „Mitteilungen d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins", 1967, (42. Jahrg.), S. 36—38 und S. 84—91, nach seinen Absichten und im besonderen seinen Versäumnissen näher besprochen, an erster Stelle durch Hans Wohltmann, an der zweiten durch Oberarchivrat Dr. Schulze.

*

Jedute und Roland bringt Benno Eide Siebs in einem sehr kenntnisreichen, lesenswerten Aufsatz in der „Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch.", 84. Bd. (1967), Germanistische Abtlg., S. 293—310, als desselben Ursprungs miteinander in Beziehung, wobei für beide Erscheinungsformen, nach Sinn, Bedeutung, Gestalt, auch hinsichtlich des Namens, vielerlei, bisher auch wenig Bekanntes, in Belegen und Beispielen angeboten wird, darunter auch für die im besonderen bremischen Prägungen. Recht wertvoll muß es dabei sein, daß durch solche Zusammenstellung in das bunte Vielerlei der Erscheinungsformen manches Licht gebracht wird. Dabei wird für den Bremer Roland als Wichtigstes festzuhalten sein, daß er in der Reihe der Entwicklung als Freiheitsroland am weitesten fortgeschritten ist, zum Sinnbild der Stadt schlechthin wird, wie es auch die Inschrift am Kornhaus Lüder von Bentheims ausdrückte, und wie der Roland von Bederkesa letzthin doch als Zeichen bremischer Hoheit gesetzt worden ist, ohne daß man sich der mythischen oder anderen Ursprünge bewußt geblieben zu sein scheint. Noch aber ist in Bremen die Beziehung zur Karlssage gegeben gewesen, wie es etwa Karl Hoede, der sich in der Deutung der Beizeichen manches Verdienst erworben hat, mit seinem Hinweis auf den lauteschlagenden Engel in Rolands Gürtelschloß als aus der Turpinschronik genommen deutlich zu machen versucht hat. Wertvoll ist in der kleinen Arbeit unseres Ehrenmitgliedes Siebs

schließlich, seiner Neigung zur Namendeutung entsprechend, das über die vorkommenden Namen Gesagte. Namen wie Roland entsprechen genau der in den germanischen Sprachen üblichen Bildungsweise, in der die dabei verwendeten beiden „Namenswörter" immer in eine über das Alltägliche erhobene Sphäre hineinführen, in der auch das Wort „-land" einen Wert der bezeichneten Art darstellt. — *Jedutenberge geben Rätsel* auf. Unter diesem Titel veröffentlicht das „Niederd. Heimatbl." Nr. 220 (April 1968), S. 1 f., von Eduard Krüger, dem Vorsitzenden des Rüstringer Heimatbundes für viele Jahre und Mitbegründer des Marschenrates, seit langem auch Mitglied unserer Historischen Gesellschaft, gewissermaßen zum Ehrengedächtnis des kürzlich Verstorbenen, wobei wir uns gern anschließen, einen Aufsatz, der die widersprüchlichen Meinungen über die Bedeutung dieser Hügel zusammenstellt und selber meint, daß es sich um Wachthügel aus der Zeit Karls des Großen gehandelt habe. Beigefügt ist dem Aufsatz eine Zeichnung von Dilich aus dem Jahre 1604, die den Flecken Lehe darstellt und in ihm den „Büllmersbarg" zeigt, vielleicht einen solchen Jedutenhügel. Es sei aber darauf hingewiesen, daß Dilich nur der Zeichner für die Chronik war, sie selber von Henrich Kefting, dem Bürgermeister, verfaßt wurde.

*

Nach Wilhelm von Bippens Vortrag über die Gründung des lübekkischen Oberappellationsgerichts, den er 1891 auf der Lübecker Hansetagung gehalten hat und der dann, 1892, in den Hansischen Geschichtsblättern S. 25 bis 47 gedruckt wurde, hat es keine größere monographische Darstellung dieses Gegenstandes mehr gegeben, keine jedenfalls, die so weit ausgeholt hätte und so sehr aus den Tiefen unseres Bewußtseins heraus begründet worden wäre. Wem an einer solchen Darstellung über die Geschichte dieses Gerichtes, das den nach dem Untergange des alten Reiches verbliebenen Reichsstädten und nach 1866 zunächst auch noch den drei Hansestädten nicht nur nützliche, sondern ganz hervorragende Dienste geleistet hat, zu einer Zeit, da es ein Gerichtswesen höchster Zuständigkeit im deutschen Bereiche nicht gab, gelegen ist, der greife zu der als Kieler Dissertation entstandenen und bereits im Entstehungsjahr, 1964, veröffentlichten Schrift von Boto Kusserow über *Das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands zu Lübeck und seine Rechtsprechung in Handelssachen.* Er wird seine Freude an dieser umfassenden, dabei doch mancherlei bisher unbekannt gebliebene Einzelheiten in den Kreis der Betrachtung ziehenden Schrift haben. Uns Bremer mag es dabei mit ein wenig Genugtuung erfüllen, daß der erste Anstoß zur Bildung eines solchen Gerichts, schon zu einer Zeit, da man das Absterben der alten Reichseinrichtungen höchstens ahnen konnte, von unserer Vaterstadt ausging. Daß man Lübeck zum Sitze dieses Gerichts bestimmte, hat wohl mit der damals wiedererwachten hansischen Überlieferung zu tun, und es entsprach dem Wesen der sich über dieses Gericht einigenden Städte, daß seine Hauptbedeutung in der Rechtsprechung in Handelssachen lag, die darum mit Recht zum Gegenstand des zweiten Hauptteiles dieses Buches gemacht wurde. So sind die Urteile dieses Gerichts weitgehend vom praktischen Leben her geformt, dabei aber tiefbegründet gewesen, aus einer auch im räumlichen weit gestreuten Überlieferung heraus, so sehr, daß kein Geringerer als Rudolf von Ihering diesem Oberappellationsgericht das ehrende Zeugnis ausstellte, daß es „der gelehrte

Gerichtshof Deutschlands" gewesen sei; es fänden sich unter seinen Urteilen „wahre Meisterstücke, ... Leistungen, die auf wenigen Seiten ganz dickleibige juristische Monographien aufgewogen" hätten. Im Anhang hilft eine Zusammen- und Gegenüberstellung der in den Urteilen benutzten Rechtsquellen mit den Sparten, in denen sie wirksam wurden, den nach allen Seiten hin durchleuchteten Bereich dieser Rechtsprechung in Handelssachen erschließen.

*

Ernst Herder beschreibt im „Niederdeutschen Heimatblatt", Nr. 211 (Juni 1967), S. 2 f., unter dem Titel *Geestendorfs letzte Eidgeschworene* ein Kapitel alter ländlicher, bäuerlicher Selbstverwaltung.

*

Olof Ahlers, Lübecks Archivdirektor, veröffentlicht in Bd. 19 der Veröffentlch. z. Gesch. d. Hansestadt Lübeck" *Civilitates, Lübecker Neubürgerlisten 1317—1356* (187 S., 4°, Lübeck 1967, Verlag Max Schmidt-Römhild), wobei in der Einleitung S. 5—10 alles Nötige über Überlieferung und Einrichtung, sachlich auch über die Art der Bürgersnamen gesagt wird. Das S. 135—185 angeschlossene Register wird in richtiger Überlegung als „Beinamenregister" geführt, wobei viele Herkunftsbezeichnungen und auch solche nach dem Beruf vertreten sind, die indes noch einmal S. 186 f. zusammengefaßt werden, diesmal nur unter Beifügung der Bezifferung im Texte der Liste. Die auf Bremen bezüglichen Namen *de Brema, de Bremis, Bremer* sind 131mal vertreten, was in der Zeit von vier Jahrzehnten immerhin eine beachtenswerte Zahl ist, während Hamburg nur 39 Eintragungen zugerechnet werden können. Allerdings bleibt dabei zu beachten, daß der Name „Bremer" nicht unbedingt „Herkunft aus Bremen" bedeutet.

Hansisches und Hanseatisches

Hugo Weczerka faßt in einem kurzen Aufsatz in den „Hans. Gesch.bll.", 82. Jahrg. (1964), S. 69—80, unter dem Titel *Bevölkerungszahlen der Hansestädte* die Ergebnisse des Forschens, wie hier auch vermerkt, von H. Samsonowiez zusammen, die sich besonders an Danziger Verhältnisse anlehnen, bemerkenswert durch die verschiedene, wechselnde Art, wie man zu Ergebnissen kommen, sie durch Vergleichen auch erweitern, bzw. einschränken kann.

Die „Ostdeutsche Forschungsstelle im Lande Nordrhein-Westfalen" gibt eine Veröffentlichungsreihe „Nordrhein-Westfalen und der Deutsche Osten" unter der Leitung von Alfons Perlick heraus, die u. a. in einzelnen Heften größere Abhandlungen über die Beziehungen dieser Lande zum deutschen Osten zusammenfaßt. Von den in H. 12 der Reihe A veröffentlichten drei Aufsätzen (Dortmund 1967) sei S. 7—45 auf den von Hildegard Thierfelder hingewiesen: *Rheinland-Westfalen und Pommern-Mecklenburg, eine Darstellung von Beziehungen im 13. Jh. auf Grund von Herkunftsnamen,* wobei zunächst über *Köln und die Wendischen Hansestädte im 13. Jh.* berichtet wird, weiter dann über *Westfalens Anteil an dem Rostock des*

13. Jh.s. Als frühere Rostocker Stadtarchivarin zeigt sich Vf.in hier besonders gut unterrichtet. Was man im allgemeinen schon wußte, bekommt hier seine Erklärung im einzelnen, ähnlich wie dies in einem Aufsatz über *Bremens Beziehungen zu Rostock im 13. Jh.* geschehen ist, den Hildegard Thierfelder im Brem. Jhb., Bd. 48, (1962), S. 203—219, veröffentlicht hat. — Weiterhin möge aus demselben Hefte S. 69—82 auf den dritten Aufsatz hingewiesen sein, in dem Wilhelm Hanisch über *Heinrich Totting aus Oythe und Konrad von Vechta — zwei Oldenburger in der Geschichte Böhmens* — handelt. Sie waren Geistliche, Gelehrte, der erste dies mehr als der zweite, und spielen in der Universitäts- wie der politischen Geschichte eine Rolle, Totting mit grundlegenden Ideen zum theologischen wie zum kirchlichen Widerstreit, der sich dann vor allem in der Gestalt von Johann Hus kundtut, obwohl dieser nur den Nutzen aus dem zog, was der ältere, ihn überragende Heinrich Totting vorgearbeitet hatte. Konrad von Vechta ist demgegenüber eine schwankende Gestalt, die sehr auf den eigenen Vorteil, auch den materiellen, bedacht ist. Daß er nichtsdestoweniger auf der kirchlichen Stufenleiter steil emporstieg, über eine Bewerbung um den Bischofssitz von Regensburg, Bischof von Verden, hernach von Olmütz und schließlich sogar Erzbischof von Prag werden konnte, zeigt ihn als geschickten Auswerter der revolutionären Zustände in seiner Zeit. Aber wie man nicht genau weiß, aus welchem Oythe Heinrich Totting stammte, so ist auch bei Konrad von Vechta in der Herkunftsbestimmung manches unklar. Bremer Bürgerfamilien von Vechta brauchte ich nicht erst aufzufinden, wie hier in Anmerkung 19 zu lesen steht; Kennern der mittelalterlichen Bremer Geschichte sind sie schon längst bekannt gewesen. Es mag auch in Bremen noch andere Familien des Namens Vechta gegeben haben, gehörte dieser Ort doch zum Haupteinzugsgebiet der mittelalterlichen Bevölkerung Bremens.

Konrad Fritze, Greifswald, beschäftigt sich in einem Aufsatz im „Greifswald-Stralsunder Jahrb.", Bd. 6 (1966), einer Gemeinschaftsveröffentlichung aus beiden Städten, S. 15—28, mit *Stralsunds Bevölkerung um 1400.* Unter zusätzlicher Berücksichtigung von Quellen aus dem Wirtschaftsleben, dem Gerichts- und Sozialwesen kann er eine ungefähre Aufgliederung der Bevölkerung nach Stand und Beruf vorlegen. Dabei kommt er auf 860 selbständige Handwerker, 350 Kaufleute und 150 Händler sowie auf gut 900 diesen Berufen nicht Zuzurechnende, im ganzen auf 1800 Bürgerrechtsinhaber. Mit den Familienangehörigen würde die Vollbürgerschaft etwa 8000 Köpfe ausmachen, die Gesamtbevölkerung unter Einbeziehung der nicht zu den Vollbürgern zählenden etwa 13 000 Einwohner. Hb.

Im besonderen seien die Teilnehmer an der Gotlandfahrt der Historischen Gesellschaft im Sommer 1967 hingewiesen auf einen Aufsatz von Wolfgang Halfar über *Die Ostpreußische Haffküste und die Ostseeinsel Gotland* im „Elbing-Kreis-Heft" 22 (Okt. 1967, herausg. von der Zentralstelle des Elbing-Kreises zu Holtorf im Hannoverschen), hier S. 11—18, in dem der Vf. die schon aus frühgeschichtlicher Zeit herkommenden, in vorhansischer Zeit verstärkten Zusammenhänge wirtschaftlicher, kultureller und als deren Grundlage volksmäßiger Art deutlich zu machen versucht.

Paul Johansen (†) reicht in dem Bericht über das „Visby-symposiet för historiska vetenskaper 1963", S. 85—134, einen umfassenden Katalog alles

dessen dar, was er, zu gutem Teile aus seinen früheren Veröffentlichungen, zu diesem einen der Lieblingsthemen seiner Forschungen, dem über *Die Kaufmannskirche,* hinaus gesammelt und nach seiner Aussagekraft durchleuchtet hat, wohl auch aus westlichem, deutschem Bereich, wo sogar die ältesten Zeugnisse (Magdeburg) vorliegen, vor allem aber in baltischen und skandinavischen Landen. Kaufmannskirchen sind solche, die im Ursprung für den Handel selber mitbenutzt worden sind und die dazu benötigten Einrichtungen für Lagerung, Aufbewahrung schlechthin, Bewachung, Verwaltung und Versammlung in einfacher oder später auch in entwickelterer Form gehabt haben, hernach dann auch für Stadtwerdung und -ausdehnung bedeutsam geworden sind, den ursprünglichen Charakter dann aber verloren haben können. Im ganzen ist dies eine sehr anregende, mit einem reichen Anmerkungsanhang und mit vielen Abbildungen und Plänen versehene Arbeit, die aus Bremen die Martinikirche als *Ollermannskarken,* die Kirche des *Collegium Seniorum* der Kaufleute, heranzieht, aber auch deren mögliche Vorläuferin, um die sich die Forschung noch einmal eingehender bemühen sollte.

Arved Freiherr v. Taube stellt als *Nachlese zur 1000-Jahr-Feier der Hansestadt* (Bremen) *im Jahre 1965* in den „Baltischen Heften", Bd. 13 (1965), S. 35—58, *aus der Sicht eines Balten Bremisch-baltische Begegnungen aus drei Jahrhunderten* zusammen, vom 16. bis zum 19. Jahrh., wobei er allerdings auch auf die Zeit der Landnahme durch die Deutschen, bis zum Bischof Albert von Riga, zurückblendet und über das 19. Jahrh. hinaus aus dem 20. zu erzählen weiß, wie Fritz Gansberg, der große Schulreformer, sich der Schulnot baltischer Kinder annahm.

Auf dem Hintergrund wirtschaftlicher und kultureller hansischer West-Ost-Beziehungen um 1500 zwischen Lübeck, dem niederdeutschen Raum und Novgorod—Moskau bringt ein Aufsatz von Norbert Angermann in Bd. 45 der „Zeitschr. d. Vereins f. lübeckische Gesch. u. Altertumskunde" (1965) einige aufschlußreiche Tatsachen und äußerst weitgehende Vermutungen, die sich auf das Wirken des Lübecker Druckers Bartholomäus Ghotan in Novgorod in den neunziger Jahren des 15. Jahrh.s beziehen. Welche Rolle hat er bei der Vermittlung der Bekanntschaft der Russen mit dem gedruckten Buch, mit niederdeutschen und lateinischen Drucken aus dem norddeutschen Raum gespielt? Hb.

Johann Schreiners Aufsatz *Bremerne i Bergen,* erschienen in Bd. 42 (1962/1963) der Oslo-Bergener „Historisk Tidsskrift", S. 291—316, dort S. 315 f. auch mit einem *English Summary* versehen, verdient schon vom Titel her unsere Aufmerksamkeit, rückt er doch, auf eingehenden Archivstudien, nicht zuletzt in Bremen, gestützt, die Rolle Bremens zu der Zeit, da es die Oberhand am Bergenschen Kontor gewann, wie eine beigegebene Statistik beweist — auch behielt, in die entscheidenden Zusammenhänge. Es handelt sich um die Kornfahrt und ihre für die Rückfracht bedeutsame Koppelung mit dem Fischhandel, durch den westliche und südliche Länder versorgt wurden. Ihnen das wertvollste Gut, auch aus anderen Sparten, zu vermitteln, dieses auch bar zu bezahlen, war ein Beginnen, in dem die baltischen Städte nicht Schritt halten konnten. Die Bremer müssen es aber damals gekonnt haben, zunächst selbst gegen den sich entwickelnden Wettbewerb der Holländer, vor allem der Amsterdamer, die sich bald des größten Kapitalmarktes

in Europa rühmen konnten. Den Bremern mochte dabei zugute kommen, daß sie, wenn sie wollten, nicht aber die Holländer, „kontorisch" werden konnten. So erklärt sich das Erstarken ihres Einflusses auch am Kontor.

Aus dem Sammelband *Deutsches Patriziat 1430—1710* (Limburg/Lahn 1968, C. A. Starcke Verlag) sei S. 209—230 ein Aufsatz unseres Freundes Robert van Roosbroeck aus Oosterhout über *Niederländische Patrizier im Exil (1585—1600)* besonders hervorgehoben, weil er nach Deutschland gerichtete Ströme niederländischen Blutes in der Zeit der Herrschaft der Spanier in den Niederlanden bis hin zu deren Niederlage an trefflichen, vor allem aus privatem Briefwechsel genommenen Belegen sehr anschaulich beleuchtet, sowohl was politische Einstellung und wirtschaftliche Tätigkeit, nicht minder aber soziale Stellung und kulturelle Verpflichtung belangt. Dabei werden unterschiedliche Wirkungsmöglichkeiten gezeigt und vor allem bremische Beispiele als Belege angeführt, in dem Sinne, wie es der Vf. in einem Vortrag vor der Historischen Gesellschaft gezeigt hat und demnächst in einem Beitrage für den nächsten Band dieses Jahrbuches ausführlicher darstellen wird. — Inzwischen hat er als Paper-back bei Davidsfonds in Leuven (Löwen) eine große zusammenfassende Arbeit *Emigranten. Nederlands Vluchtelingen in Duitsland (1550—1600)* (412 S., mit ausführlicher Schrifttumsübersicht und Namen-[Personen- u. Orts-]weiser) erscheinen lassen, eine gut gegründete, mit ungemeinem Fleiße zusammengestellte Übersicht, die aus dem großen Strome niederländischen Blutes, das in der angedeuteten Zeit in deutsches Land geflossen ist, das in unseren großen Hansestädten, Bremen und Hamburg, eingeströmte mit besonderer Betonung hervorhebt, ohne natürlich andere Auffangplätze wie das wichtige Emden in Wert und Bedeutung herabzusetzen. Es geht aus dem hier Mitgeteilten mit aller Deutlichkeit hervor, daß wohl auch politische, gegen Unterdrückung bürgerlicher Freiheiten gegen Spanien gerichtete, vor allem aber bekenntnismäßige Gründe die Flüchtlinge in eine neue Heimat führten, die sie oft erst nach Zwischenaufenthalten fanden, wobei der Zusammenhalt der weithin verstreuten Bekenner calvinischen Glaubens eine Rolle spielt, ähnlich, wie wir das in der Feststellung des Einzugsbereichs der bremischen Hochschule — vgl. die Arbeiten des Berichterstatters über dieses Thema — oder in der Hugenottenforschung — vgl. die später zu nennenden Arbeiten von Wilhelm Beulecke — bemerken. Robert van Roosbroeck hat ein schönes Buch geschrieben, das schon von landschaftlicher Nähe her den hansischen Bereich oftmals berührt.

Erich von Lehe hat seinen auf der Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft des Hansischen Geschichtsvereins in der DDR zu Schwerin am 15. Okt. 1963 gehaltenen ausgezeichneten Vortrag über *Hamburgische Verbindungen mit der Mark Brandenburg in hansischer Frühzeit* der Jahresgabe XVII (1963) des Altmärkischen Museums zu Stendal zur Veröffentlichung überlassen, wie man anerkennen muß, zu einer mustergültigen. Dem Vf. sind seine weitgespannten Studien zur frühen Entwicklung der Stadt, des Marktes und des Hafens von Hamburg, insbesondere zu den von ihm herausgegebenen Hamburger Schuldbuch von 1288, zustatten gekommen. Hamburg war, das geht aus diesen Darlegungen hervor, doch nicht nur der Nordseehafen Lübecks; vielmehr ist es frühzeitig in eine Mittlerstelle zwischen den märkischen Handelsstätten im Binnenlande und den hansischen Außenbezirken in Flandern hineingewachsen. — Zur Festschrift *Hermann Aubin zum 80. Geburtstag*

(1966), Franz-Steiner-Verlag, Wiesbaden, steuerte Erich von Lehe S. 221 bis 234 einen Aufsatz über *Hamburgs Handel mit den Elb- und Nordseemarschen zur Hansezeit* bei. Wie er selber sagt, die *Skizze eines Themas,* die nach einer grundlegenden Darstellung der politischen Verhältnisse in den besagten Gebieten, vor allem ihres Verhältnisses zu Hamburg, eine Fülle von Anregungen und Andeutungen gibt, Kennzeichnung alles dessen, was neben schon Vorhandenem noch alles näher erforscht werden muß, um zu einem vollen Bilde zu kommen. Ein Anruf an Bremen, es in seinem Bereich und in seinen Verbindungen gerade so zu machen, fehlt nicht.

Kurt Piper gibt im „Stader Jahrb.", 1967, S. 143 f., *Einige urkundliche Nachweise über die Buxtehuder Islandfahrt (1577—1581).* Freilich ist dies nur eine Ausweichangelegenheit gewesen, in einer Zeit, als den Hamburgern die Islandfahrt für eine Reihe von Jahren durch den dänischen König verboten war.

Beispiele aus Stades Seeschiffahrt in der Schwedenzeit bringt Claus Tiedemann im „Stader Jahrb.", 1967, S. 29—38, gut belegt durch Abdruck originaler Aktenstücke aus dieser Zeit. Stade, das seinen ehemals bedeutenden Rang als Hafen- und Reederstadt mit dem Aufkommen Hamburgs völlig verloren hatte, war als schwedischer, in bestimmten Wirren der Zeit neutral verbliebener Hafen plötzlich wieder gesucht, nacheinander im ganzen viermal für eine Reihe von Jahren, entweder als Ausweichhafen für den Güterverkehr oder gar als Heimathafen, dessen schwedische oder von den Stadtbehörden ausgestellten Seepässe international anerkannt und respektiert wurden.

Richard Graewe begründet in den „Mitteilungen d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins", 1967, H. 1, S. 4—10, weshalb *Stade als Abfahrts- und Heimkehrhafen der Auxiliartruppen* im 18. Jahrh. besonders geeignet war, und zwar sowohl der nach Amerika wie der nach Gibraltar und Ostindien gesandten. Wohl war das Fahrwasser für große Schiffe nicht mehr allzu gut; aber es hatte Stade damals für jene Zeiten neue und große Kasernen und dann auch einen wahren „Soldatenvater" in seinen Mauern, den Garnisonsprediger Konsistorialrat Albrecht Anton Watermeyer nämlich, der ein Vorfahr Wilhelm Röpkes war, ein viel gelesener Schriftsteller und Schulmann und als solcher Gründer des Stader Lehrerseminars. Gemäß der Fortsetzung dieses Aufsatzes in H. 2, hier S. 80 f., ist für den nordamerikanischen Feldzug das braunschweigische Hilfskorps wohl das einzige gewesen, das Stade als Abfahrts- und Heimkehrhafen besuchen durfte — eine freundliche Geste gegenüber einem verwandten Herrscherhause. Hervorzuheben ist H. 3, S. 79, der aus eigenen Aufzeichnungen Seumes versuchte Beweis, daß dieser zu Anfang seiner „militärischen Laufbahn" keineswegs gezwungen zum Militär kam, sich vielmehr gern von Werbern einfangen ließ. — Doch sind dagegen zu halten *Ein paar notwendige Klarstellungen,* H. 4, S. 101—104, — ein mit einer Fülle von Belegen ausgestatteter Aufsatz von Reinhold Seume über *Johann Gottfried Seume und die Hessen,* der jene Behauptung entkräften soll und als beste neue, ältere Veröffentlichungen aufnehmende Ausgabe der von Seume begonnenen und von Clodius vollendeten Beschreibung des eigenen Lebens die bei Carl Schünemann in Bremen 1964 besorgte Ausgabe Joh. Gottfried Seume — Mein Leben —, mit anderen autobiographischen Texten und dem Bericht von C. A. H. Clodius

empfiehlt. — G r a e w e setzt an derselben Stelle S. 105—108 seine Aufzeichnungen mit einem Bericht über *Friedrich Valentin Melsheimer, Feldprediger eines braunschweigischen Dragonerregiments* fort, der, nach Verwundung und Gefangenschaft um 1790 Professor an der Staatsuniversität in Philadelphia wurde. Aus seinem Tagebuch *von Wolfenbüttel über Stade nach Quebec* werden in Heft 5 der „Mitteilungen" Proben vorgelegt, dergleichen in H. 1/2, 43. Jahrg. (1968), S. 3—7. S. 84—87 (H. 4) wird die Reihe mit der Schilderung der Erlebnisse der hannoverschen Hilfstruppen für die zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges von den Spaniern belagerte englische Felsenfestung Gibraltar fortgesetzt, die, eine Brigade von drei Bataillonen stark, 1775 über Stade aussegelten und 1784 nach dort zurückkehrten.

*

In den „Historické Štúdie", herausgeg. von der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Preßburg 1966, bringt O n d r e j R. H a l a g a S. 139 bis 165 in seinem Aufsatz über *Die Verbindungen der slowakischen Städte mit Polen und Rußland bis zum 16. Jahrhundert* (dtsch. Zusammenfassung von Otfried Seippel), parallel mit einem Vortrag, den er auf der Hansischen Geschichtstagung in Göttingen 1966 über *Kaufleute und Handelsgüter der Hanse im Karpatengebiet,* Hans. Gesch.blt., 85. Jahrg., 1967, S. 59—84, gehalten hat, eine Fülle von Belegen, die uns die Handelsbedeutung der in der Ostslowakei gelegenen früher ungarischen Stadt Kaschau — heute Košice — bezeugen, angefangen seit dem Ausgange des 12. Jahrh.s mit Zollgerechtigkeiten an den neu entstandenen Grenzübergängen und dann bis ins Nachmittelalter fortgeführt, oftmals in hartem Wettbewerb mit Krakau als dem von Polen eingerichteten Sammelpunkt für Ein- und Durchfuhr, wobei für den letztgenannten Fall nicht zum Letzten an die baltischen Seestädte zu denken ist, unter Einschluß von Lübeck, der mecklenburgischen und der pommerschen Hafenstädte.

Über die geschichtliche Entwicklung der Unternehmensformen im Edelerzbergbau in Goslar wie in Mähren und in Trient zur Zeit des Feudalismus und die Wandlungen des Eigentumsbegriffes mit den entgegengesetzten Vorstellungen des kontinuierlichen Regals im Sinne des römischen Rechts oder dessen Verneinung bei Hervorhebung allgemeiner Bergfreiheit berichtet O. P a u l i n y i in einem ersten Teil seines Aufsatzes über *Die anfänglichen Formen des Unternehmens im Edelerzbergbau zur Zeit des Feudalismus* in den „Acta Historica", Budapest 1966, Tomus XII, Nr. 1—2, Zeitschr. d. Ungar. Akademie d. Wissenschaften, S. 25—57. Auf der einen Seite steht die Auffassung, die Bodenschätze seien Teile des speziellen Grundeigentums, auf der anderen Seite die durch die Produktionsentwicklung geförderte Ansicht, der feudale Grundherr als solcher habe diesen Rechtsanspruch auf seiner Seite. Die Wandlung geht weiter bis zur echten Eigentumsnahme durch den das Abbaurecht verleihenden Regalherren, von der Bergfreiheit im Sinne der Allmende und ihrer Nutzung im frühen Mittelalter weg zum grundherrlichen Betrieb, der im frühkapitalistischen Sinn die Werkleute ansetzt und das Arbeitsprodukt für sich beansprucht. Hb.

*

Wer zu verstehen sucht, weshalb die Hansestädte in den Jahren der großen Französischen Revolution „als revolutionär galten, obwohl sie es eigent-

lich nicht waren", der greife zu den elegant geschriebenen, aber gründlich durchdachten, forschend aufgebauten *Skizzen zu einem Kapitel deutsch-französischer Beziehungen,* die Hermann Tiemann unter dem Titel *Hanseaten im revolutionären Paris (1789—1803)* in der „Zeitschr. d. Vereins f. hamburg. Gesch.", ihrem 49/50, dem Jubiläumsband 1964, S. 110—146, unter Beifügung einer eingehenden Liste von Schrifttumshinweisen veröffentlicht hat. Als Vortrag hatte Vf. diesen Stoff bereits 1961 vor der „Wittheit" zu Bremen ausgebreitet. Von Hamburg vor allem ist dabei die Rede, von Bremen jedenfalls mehr als von Lübeck, besonders von bremischen Persönlichkeiten wie Smidt, dessen in seinem „Hanseatischen Magazin" gestellter Frage: „Herrscht in den Hansestädten eine revolutionäre Gesinnung?" überhaupt der Ausgangspunkt der Untersuchung ist; um das Eingreifen bremischer Gesandter in Paris „im hansischen Spiel um Freiheit und Handel" geht es sodann, für Bremen um Konrad Engelbert Oelsner, den Bremen dem unzuverlässigen Hamburger Friedrich Joachim Schlüter an die Seite gesetzt hatte, und dann natürlich um Georg Gröning, um nur das Wichtigste zu nennen. Es war „die Welt des kosmopolitischen Republikanismus", die die Städte mit dem Frankreich der Revolution verband, allzu vertrauensselig, so daß ihnen hinterdrein die Enttäuschung nicht erspart werden konnte.

Schmuggel mit Menschen ab Tettens ist im „Niederdeutschen Heimatblatt", Nr. 188 (Aug. 1965), S. 1 f., ein wohl nur kurzer, aber über wenig Bekanntes aus der Franzosenzeit Aufschluß gebender Aufsatz von Eduard Krüger (†). Die „Menschen" waren von Fr. Heinecke, einem englischen Werber, in Niedersachsen angeworbene Freiwillige für die englisch-deutsche Legion, die von Vegesack weserabwärts und bei Tettens auf englische Blockadeschiffe gebracht wurden.

Renate Hauschild-Thiessen veröffentlicht in Bd. 52 der „Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch." (1966), S. 49—100, unter dem Titel *Alfred Beneke, ein junger Hamburger Kaufmann in New York* etwa 115 *Briefe an seine Angehörigen aus den Jahren 1844—1847.* Sie zeichnen ein lebendiges Bild des persönlichen und geselligen Lebens eines Angehörigen der gehobenen Stände im Amerika der damaligen Zeit. Der Umgang mit vielen Leuten anderer Nationen bildet: der Hamburger erkennt, daß „Republikanismus doch den Menschen ein besseres Gefühl ihrer eigenen Würde" gibt. Er empfiehlt daher für Europa ein allmähliches Fortbilden der strengeren Regierungsformen zu freieren. Aus Bremer Sicht ist zu bemerken, daß Alfred Beneke, dessen Vater aus Bremen stammte und den Familien Smidt und Gröning in jahrzehntelanger Freundschaft nahestand, in New York während seines mehr als dreijährigen Aufenthalts in der Stadt beim Bremer Handlungshaus Pavenstedt als Buchhalter tätig war. Beim New Yorker Brand von 1845 mußte er erleben, daß der Sohn des Bremer Bürgermeisters Heinrich von Gröning, Christian Adolf Gröning, bei einer Salpeterexplosion ums Leben kam, als er seinem Freunde Oelrichs (in Firma Oelrichs & Co., später Generalagentur des Norddeutschen Lloyd) beim Retten der Bücher helfen wollte. Mit zwei Brüdern Papendieck aus der bekannten Bremer Familie wohnte B. im letzten Jahr seines New Yorker Aufenthalts in Freundschaft zusammen; in Louisville besuchte er Johann Gerhard Wilhelm Smidt, einen Sohn des Bürgermeisters, Teilhaber von John Smidt & Co., und es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre er der Schwager von Carl Reinhard Conrad Rodewald, gleichfalls aus Bremen, geworden. Hb.

Wer sich über die Familienbeziehungen einiger der bekanntesten bremischen Baumwollhändler älterer Zeit, Angehöriger der Familie Frerichs aus Gröpelingen wie der verwandten Familie Knoop, die sämtlich in der Firma de Jersy & Co. in Manchester groß und wirtschaftsmächtig geworden sind, derart, daß auch die Entwicklung der russischen Baumwollindustrie durch sie von England aus und dann an Ort und Stelle bestimmt worden ist, der studiere den Aufsatz von Hans Helmuth Rimpau über *Johann Hinrich Frerichs* in der „Norddeutschen Familienkunde", Zeitschr. d. Arbeitsgemeinsch. genealogischer Verbände in Niedersachsen, 14. Jahrg. (1965), S. 111—115. Andreas Frerichs, Johann Hinrich Frerichs und Ludwig Knoop sind die bedeutendsten dieser Männer gewesen. Verwiesen sei auf das Lebensbild über „Ludwig Knoop" in den „Niedersächsischen Lebensbildern", I, S. 144—155.

Gern sei auf die in den „Informationen z. politischen Bildung", Folge 122, März/Mai 1967, erschienenen, als erste Übersicht gut geeigneten Ausführungen von Ernst Gerhard Jacob über *Lateinamerika-Geschichte* hingewiesen. Leider werden in der gelungenen Darstellung die Bemühungen unserer Hansestädte um die Verbindungen dorthin ebensowenig erwähnt wie die weithin über den ganzen Süderdteil erstreckten Forschungen aus der Schule Ernst Markovs.

Will man sich über das Deutschtum in Costa Rica unterrichten und über seinen im Laufe der Jahrzehnte seit dem Erlangen der Unabhängigkeit ständig gestiegenen Einfluß auf allen Lebensgebieten, den technischen und wirtschaftlichen, wie in der geistigen Kultur, so greife man zu der von der „Hamburger Wirtschaftschronik", Band 3, Heft 2 (S. 131—214), veröffentlichten, von der „Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle e. V." in Hamburg überarbeiteten, sehr sorgfältig aufgegliederten Arbeit von Werner F. Leopold: *Der Deutsche in Costa Rica.* Anfangs kamen diese Menschen, als von Kolonisationsgesellschaften herbeigebrachte Siedler, mehrfach auf Bremer Schiffen. Die Niederschrift gliedert die spätere Einwanderung nach Berufen auf und weiß über das Leben mancher bedeutender Männer vielerlei zu berichten, am wenigsten leider über die in der Kaffeepflanzung und im Kaffeehandel, dem größten Reichtum des Landes, tätigen. Von Friedrich Lahmann, einem Kaufmann mit starken kulturellen und wissenschaftlichen Neigungen, weiß Vf. zu vermerken, daß er in den siebziger Jahren eine Unzahl indianischer Gegenstände gesammelt habe, die später nach Bremen gekommen seien. Handelt es sich hier um denselben Mann, der durch seine Japansammlung bekanntgeworden ist, wie überhaupt als ein Kunstsammler, der die Bremer Kunsthalle mit einem schönen Vermächtnis an Gemälden und Zeichnungen bedachte? (Herbert Wacker: Das Vermächtnis von Joh. Friedrich Lahmann: Gemälde und Zeichnungen. Brem. Nachr., 9. Dez. 1937. — Waldemar Augustiny, Die Stiftung Friedrich Lahmanns, Brem. Ztg., 8. Dez. 1937. — Helene Elisabeth Hellmers, Johann Friedrich Lahmann — ein Lebensbild. Brem. Nachr., 16. Jan. 1938.)

In Bd. 53 der „Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch.", S. 79—84, berichtet Klaus Bocklitz über *Hamburgische Kolonisationspläne in der Ägäis aus den Jahren 1841 und 1842,* also aus derselben Zeit, als sich Hamburgs Syndikus Karl Sieveking mit dem kaum minder phantastischen Plane

einer hanseatischen Niederlassung auf den Chatham-Inseln bei Neuseeland trug. Er war auch bei dem auf die griechische Inselwelt bezüglichen Plane eine der Schlüsselpersonen. Schließlich mußten all diese Pläne, die sich erst auf die Insel Thasos und Samothrake, dann vor allem unter Einbeziehung belgischer Vorschläge auf Samos richteten, jedoch an der Ablehnung der Hohen Pforte, aber auch bei entscheidenden Stellen in den Hansestädten, scheitern.

Im 34. Bd. der „Lippischen Mitteilungen aus Gesch. u. Landeskde." (Detmold 1965) tritt Karl Meier-Lemgo, der entschlossenste „Kämpfer" für den Nachruhm seines Landsmannes Engelbert Kaempfer, bekanntlich des ersten Europäers, der Japan bereits vor fast drei Jahrhunderten forschend kennenlernte, erneut für diesen in die Schranken: S. 192—228, mit einem Aufsatz über *Die Wirkung und Geltung Engelbert Kaempfers bei der Nachwelt.* Die Wirkung ist in der Tat, auf die Länge der Zeit berechnet, von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen, in der wissenschaftlichen Welt vor allem, und hat sich zunehmend verstärkt, bis hin zu einer vorbildlichen Neuherausgabe von Kaempfers „Geschichte und Beschreibung Japans" bei F. A. Brockhaus, Stuttgart 1964. Als Nächstes erstrebt Vf. eine unverkürzte, wissenschaftlich erläuterte Ausgabe der Kaempferschen Reisetagebücher. Auf all dieses und im besonderen auf die in vielen Schriften dargetane Bedeutung Karl Meiers für die Forschung um Kaempfer weist in guter Zusammenfassung Wilhelm Kemper, der Leiter des Engelbert-Kaempfer-Gymnasiums in Lemgo, in seinem *anläßlich seines* — Kaempfers — *250. Todestages* am 2. November 1966 gehaltenen Festvortrag *Die Bedeutung Engelbert Kaempfers* hin, der in seinem ersten Teile im 36. Bd.e (1967) der „Lippischen Mitteilungen aus Gesch. u. Landeskunde", S. 157—171, gedruckt wurde. Bemerkt sei schließlich, daß sich Georg Kerst (Vgl. gleich unten) ähnlich um das Werk Philipp Franz von Siebolds, des zweiten großen deutschen Japanologen vergangener Zeit, durch Forschung und Veröffentlichung bemüht hat, für seine grundlegende neuere Arbeit aber bisher keine Veröffentlichungsstätte finden konnte. Doch konnte er gelegentlich eines Studienaufenthaltes in Japan *Das politische Wirken Philipp Franz von Siebolds* in einer japanischen Veröffentlichung „Kokusai Bunka Shinkokei" Tokio 1964, Nr. 123 und 124, beschreiben, in deutscher Sprache übernommen von „Nippon" 1966, S. 29—30.

Georg Kerst hat als Frucht einer von ihm 1964 unternommenen Reise nach Japan als Sonderdruck aus einer japanischen Zeitschrift eine Arbeit über *Die japanische Sondergesandtschaft nach Europa im Jahre 1862* mit heimgebracht, die die auch bei dieser Gelegenheit von den Hansestädten — die Anregungen gehen vor allem von Bremen aus oder werden von dorther weitergegeben — fortgesetzten Versuche mit behandelt, in den zwischen Preußen und Japan abgeschlossenen Vertrag mit einbezogen zu werden. „Während nicht ein halbes Dutzend oder vielleicht noch weniger preußische Schiffe im Verkehr mit den chinesischen Häfen beschäftigt sind, haben dort in den letzten Jahren ununterbrochen gewiß sechzig bis achtzig Hamburger und Bremer Schiffe Frachtfahrt betrieben", heißt es zur Begründung. Und weiter: „Für sie ist der Ausschluß von den japanischen Häfen die größte Erschwerung, weil die chinesischen Kaufleute, wenn sie monatsweise Schiffe chartern, natürlich denjenigen Flaggen den Vorzug geben, welche sie bei

eintretender Gelegenheit auch zu Abladungen von Reis usw. nach Japan benutzen können." Aber all diese Mühe war vergebens, sollte doch die große Gesandtschaft der Japaner, die Paris, London, Den Haag, Berlin und St. Petersburg besuchte, aus inneren Schwierigkeiten, wegen der nach dem Abschluß der letzten Verträge aufkommenden Fremdenfeindlichkeit in Japan, vor allem den Zweck haben, von den mit den westlichen Mächten getroffenen Abmachungen nach Möglichkeit wieder abzuhandeln, was natürlich gleichfalls vergebliches Bemühen sein mußte. Aber als erstes selbständiges Eintreten in die Kreise westlicher Welt, wobei wahrscheinlich der deutsche Naturforscher und Arzt Philipp Franz von Siebold als Berater eine Rolle gespielt hatte, ist diese Gesandtschaft bedeutungsvoll, die gleichzeitig fleißiger Unterrichtung dienen sollte. Fein ist die Verschiedenheit des Empfanges in den einzelnen europäischen Hauptstädten herausgeholt, wie auch das unterschiedliche Verhalten, das die Japaner demgegenüber an den Tag legten.

Maria Mörings Beitrag zu H. 4, Bd. 2 (1965), S. 381—404 der „Hamburger Wirtschaftschronik" — „Forschungen und Berichte aus dem hanseatischen Lebensraum", ist eine Darstellung der *Jugend und der Wanderjahre* von *Julius Simon,* die zu gutem, besonders dem ausmalenden Teile auf Berichten seiner Tochter Elly Warburg beruht. Es handelt sich um einen Mann, der zu den frühen deutschen Japankaufleuten gehörte, allerdings wiederum nicht so früh im Lande selber tätig war, wie unser Bremer Martin Hermann Gildemeister. Die Arbeiten Georg Kersts über die frühen deutschen Beziehungen zu Japan sind leider nicht mit herangezogen worden.

*

Hamburg, ein Sonderfall in der Geschichte Deutschlands, nannte Percy Ernst Schramm den Festvortrag, den er zur 125-Jahr-Feier des Vereins f. hamburg. Gesch. am 9. April 1964 gehalten hat. Er ist als H. 13 der von der Jubilarin herausgegebenen „Vorträge und Reden", in besonders guter Ausstattung und mit vielen hervorragend herausgekommenen Bildern geschmückt, erschienen. Man darf dem Verein, und man darf Hamburg zu solchem Festredner Glück sagen: Was hier, eigentlich auf wenige Seiten zusammengedrängt, steht, ist ein treffliches und zutreffendes Bild der Stadt und ihrer Bürger, mit den Augen des weltweit und zeittief überschauenden gelehrten Schriftstellers, aber auch mit der ganzen Liebe eines trotz Abwesenheit von der Stadt stets heimatverbunden Verbliebenen geschaut. Der Bremer hat sich herzlich mitgefreut, nur wagt er einzuwerrfen, ob nicht ein Fragezeichen hinter dem bedeutungsvollen Titel, wie es der Redner und Vf. im übrigen selber vorgehabt, besser stehen geblieben wäre. Dieser muß ja an mehr als einer Stelle sagen, daß die Verhältnisse bei den hansischen Schwestern ähnlich oder gar gleich liegen. Und was Hamburg in einem vielleicht vor der Schwester voraus hat, das hat diese wieder in anderem als besonders hervorleuchtend aufzuweisen. Den besseren geographischen Vorbedingungen hat Bremen seinen fast heldenhaften, auf lange hinaus aus eigener Kraft geführten Kampf um das *Dominium Visurgis* entgegenzusetzen. Die führenden Kaufmannsgeschlechter der Zeit des großen Überseehandels sind mit wenigen Ausnahmen, wie in Hamburg, aufgestiegen, sehr oft aus bäuerlichem Zuzug. Wer außerhalb Bremens auf seinen Geburtsadel hinweisen kann, hat damit in Bremen kein Glück, das auch keine Auszeichnung

durch Orden und komplimentierende Titel kennt. Die Bremische Evangelische Kirche schließlich ist von solcher Eigenart, daß sie ihresgleichen in Deutschland nicht hat: das geistige Gesicht der Stadt ist von dorther für Jahrhunderte bestimmt worden, so sehr, daß man die Spuren davon auch heute noch feststellen kann. Das sind nur einige Züge, die auch für Bremen den Begriff eines „Sonderfalles" rechtfertigen würden. Dennoch gönnen wir Hamburg und den Hamburgern gern ihre Vorzüge, Besonderheiten, Einmaligkeiten und dürfen uns freuen, daß wir so etwas Ähnliches sind.

Bd. 47 des „Jahrb.s d. Männer v. Morgenstern" (1966) ist gewissermaßen eine Festschrift für den im Herbst 1966 in Bremerhaven abgehaltenen „Niedersachsentag" gewesen und demzufolge in besonderer Weise mit wertvollen Beiträgen über den Tagungsort und die Tagungslandschaft ausgestattet worden. So steuert Karl H. Schwebel S. 9—32 einen Abdruck seines Vortrages *Über die Anfänge Bremerhavens* bei. Es ist dies nicht einfach eine neue Geschichtserzählung über diesen Stoff nach mehreren anderen, vielmehr hat der Vf. es sich angelegen sein lassen, durch fleißiges Studium in den Archiven der bei der Angelegenheit Beteiligtgewesenen, insbesondere in der Zusammenschau der jeweils in Frage kommenden archivalischen Überlieferungen, nicht nur manche neue Züge auszugraben und schon Bekanntes weiter zu vertiefen, als vielmehr auch manches gerade aus der Wechselhaftigkeit heraus klarer in die Erscheinung treten zu lassen. — In die Geschichte der auf Vereinigung strebenden Niederwesertadt gehört auch das hinein, was Ernst Herder im gleichen Jahrbuch 47, S. 203—235, über *Die Vereinigung Geestendorfs mit Geestemünde 1888/89* schreibt. Es war keineswegs so, daß sie auf Drängen beider Gemeinden erfolgt wäre, vielmehr haben große Kreise der Geestemünder Bürgerschaft sie immer wieder scharf abgelehnt, so daß sie schließlich von oben herab durch Staatsgesetz erfolgen mußte.

August Meyer, für mehrere Jahre Bremerhavener Stadtarchivar, setzt im Jahrb. 46 d. Männer v. Morgenstern (1965), S. 193—220, seine verdienstvolle Arbeit *Zur Geschichte der Stadt Bremerhaven* im Jahrb. 44 (1963) (Vgl. Brem. Jahrb. 49. S. 263), damals über *Die Vereinigung der Unterweserstädte,* fort mit quellenmäßig sehr gut unterbauten Ausführungen über *Die Eingliederung der Stadt Wesermünde in das Land Bremen.* Gerade diese Arbeit ist um so mehr zu begrüßen, als das zunächst sehr krause Hin und Her der Zuständigkeiten wie der Verhandlungen noch niemals in dieser geschlossenen Gedankenführung vorgetragen wurde. Hier bedurfte es wirklich eines zuverlässigen Führers, und den hat der Vf. gegeben. Daß er sich daneben des in der Anzeige im Brem. Jahrb. 49 als überflüssig hingestellten Abkürzungsteufels enthalten hat, sei dankbar anerkannt.

Von Bismarck bis Kaisen — Wie die Stadt Bremerhaven zwei Politiker ehrte — zeigt im „Niederdeutschen Heimatbl." Nr. 212, August 1967, S. 1 f., ein Aufsatz von August Meyer, dem obengenannten Stadtarchivar, in dem er die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an zwei verdiente Kommunalpolitiker — Heinrich Kuhlmann und Hinrich Schmalfeldt, der übrigens von 1903—1906 auch Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Bremen war — im Hinblick auf die an Wilhelm Kaisen vor einiger Zeit verliehene Ehrenbürgerwürde zum Anlaß nimmt, sich über das

Gemeindebürgerrecht in Bremerhaven, das ein besonderes Gemeindewahlrecht einschloß, und seine Änderung nach dem Ersten Weltkriege zu verbreiten. In einer Fortsetzung auf S. 4 der Nr. 214 (Oktober 1967) derselben Veröffentlichungsreihe beschreibt August Meyer unter dem Stichwort *Öffentliches Wirken des Ehrenbürgers H. Kuhlmann,* wie dessen Vater Conrad Christian Kuhlmann, schon 1851 im jungen Geestemünde ansässig geworden, sein Schlachtergeschäft nach dem bessere Aussichten bietenden Bremerhaven verlegt und wie sein Sohn Heinrich, der spätere Ehrenbürger, hier das Stadtbürgerrecht und damit auch das bremische Staatsbürgerrecht erwirbt. Die Fortsetzung des Aufsatzes in Nr. 216 (Dezember 1967) stellt die bedeutsame Rolle dar, die Heinrich Kuhlmann als Stadtverordnetenvorsteher und Beigeordneter (Stadtrat) gespielt hat, wie auch als Abgeordneter zur sechsten Klasse der Bremischen Bürgerschaft alter Prägung. Wirksam geworden ist er hier vor allem bei den Verhandlungen um die Hafen- und Staatsgebietsvergrößerung von 1905. — Vf. beendet seine Aufsatzreihe in Nr. 217 des „Niederd. Heimatbl.s" (1968), S. 4, mit längeren Ausführungen über den *Ehrenbürgerbrief für H. Schmalfeldt,* letzten Endes also mit einem Bericht über Leben und Bedeutung dieses Mannes, der, durch die Verfolgungen des Sozialistengesetzes hindurchgegangen, ein „Patriarch besten deutschen Gemeindebürgertums" war, wie ihn Oberbürgermeister Becké bei der Verleihung der Ehrenbürgerurkunde genannt hat. — Umfassender als in diesen Aufsätzen behandelt der Vf. dasselbe Thema unter dem Titel *Verleihungen des Ehrenbürgerrechtes durch die Stadt Bremerhaven und ihre Vorgängergemeinden (1885—1965)* im „Jahrb. d. Männer v. Morgenstern" 48/1967, S. 55—117. Hier erscheinen also alle Ehrenbürger, jedesmal auch mit der Mitteilung ihrer Lebensläufe, außer den vom älteren Bremerhaven ausgezeichneten Männern auch die von Geestemünde und von Lehe. Hingewiesen sei hier etwa auf die Schiffbauer Georg W. Claussen bei Tecklenborg und auf Georg Seebeck. Vf. hat sogar die Verhandlungen um die Werftenfusion in den zwanziger Jahren eingefügt, wodurch diese Aufsatzteile zu einer willkommenen Darstellung auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiete werden. Zu den Ehrenbürgern des neuen Bremerhaven zählt neben Wilhelm Kaisen Prof. Dr. Adolf Butenandt, ein gebürtiger Leher.

Das von der Gesellschaft für Wirtschaftsförderung, Bremen, zweisprachig — deutsch und englisch — herausgegebene Sammelwerk: *Bremen—Bremerhaven, Häfen am Strom* (Bremen, Verlag Robert Bargmann), stellt sich in seiner 7. Aufl. (1966, 252 S. u. 77 S. Anzeigen, mit vielen, teils mehrfarbigen Bildern), was Beiträge und Beiträger angeht, bei Bewahrung des alten Stammes doch mit einigen wertvollen Zusätzen und Änderungen vor. Dahin gehört etwa S. 65—71 der Aufsatz von Karl Löbe über *Bremens Kampf um Wasserwege* oder S. 94—104 der von Erich Dittmar *Vom Wert des Freihafens.* Die bis jetzt zu Anfang des Buches gebotene Darstellung von Bremens älterer Hafengeschichte ist S. 17—22 durch eine gestraffte *Hafenchronik Bremen—Bremerhaven: Von der Balge bis zur Gegenwart* ersetzt worden, an die sich S. 23—28 ein Überblick von Ralph Lutz: *Die Bremischen Häfen — Rückblick und Ausschau* schließt. Eingefügt ist ein *kleiner Hafenatlas* aus 8 Karten, wozu S. 29—33 die erläuternden *Technischen Daten* gegeben werden. Von Walter Wolter werden S. 185—196 aber auch *Die Häfen im Spiegel der Zahlen* vorgestellt, worauf 80 Tafeln mit zum Teil

hervorragenden, überzeugenden Bildern folgen. Zum Schluß findet das Ganze S. 197—251 eine zweckentsprechende Zusammenfassung und Gipfelung in einem Aufsatz von Karl H. Schwebel *Bremer Kaufleute im Auslande*. Daß Bremerhaven sich durch seine Leistung für den Schiffsverkehr als „Schwester" Bremens erweise (S. 154—187), liegt in der Absicht des Buches, wenngleich der Geschichtskundige weiß, daß hier eine großgewordene Tochter in die Rolle der Schwester hineingewachsen ist.

Der Vf. vorliegender Übersicht hat in der „Zeitschr. d. Vereins f. hamburg. Gesch.", Bd. 49/50, dem Jubiläumsbande zu dessen 125jährigem Bestehen, der im übrigen das Register zu Bd. 40—50 der Zeitschr. enthält, S. 147—189 mit einer Abhandlung über den *Hamburg-Bremer Schiffahrtswettbewerb in der Zeit der großen Segelschiffahrt und der Dampfer* das jedermann in beiden Städten bekannte und mit Aufmerksamkeit verfolgte Ringen um die gegenseitigen Verhältniszahlen hinsichtlich der Größe der beiderseitigen Handelsflotten dargestellt. In Bremen wußte man es jahrzehntelang nicht anders, als daß die Flotte der eigenen Stadt etwa ein Drittel, die Hamburgs rund die Hälfte der deutschen Kauffahrteiflotte umfaßte. Diese Zahlen haben sich aber eigentlich erst seit der letzten Jahrhundertwende durchgesetzt, vielleicht für Hamburg dank des damals spürbar gewordenen Wirkens eines solch bedeutenden Schiffahrtsmannes wie Albert Ballin. Vorher war die Hamburg-Amerika-Linie, wie diese Reederei damals kurz genannt wurde, dem Norddeutschen Lloyd gegenüber durchaus im Hintertreffen gewesen und Bremens Handelsflotte der hamburgischen hinsichtlich der Größe immer recht nahe, in der eigentlichen Segelschiffszeit sogar überlegen. Daß die Eigenart des bremischen Handels, die Einfuhr großen Stapelgutes und Bremens Vorrang als Auswandererhafen dabei eine Rolle spielen, sei nur kurz angemerkt.

*

Von *Lüneburgs Unternehmern im 19. Jahrhundert* berichtet Gustav Luntowski in H. 15/16 der „Lüneburger Blätter" (1965), S. 5—20. Nachdem jahrhundertelang die Sülfmeister tonangebend gewesen waren, entwickelte sich nach Aufhebung der Sülzverfassung 1799 das kaufmännische und gewerbliche Unternehmertum zu beachtlicher individueller Blüte, um dann neuzeitlichen, von außen kommenden Einflüssen unseres Jahrhunderts Platz zu machen. Hb.

Bielefelds Platz in der Geschichte der Städte Westfalens, die im Abdruck 16 Seiten starke Rede, die Gustav Engel zur *750-Jahr-Feier der Stadt Bielefeld* im Juni 1964 hielt, verdient in mehr als einer Beziehung angemerkt zu werden, auch für uns. Nicht nur, daß hier eine im gewissen Sinne dichterische Verklärung der Stadtgeschichte, natürlich nur der Form und der Güte des Stiles nach, gegeben wird, hat es der Festredner von damals verstanden, die Stadt in ihrem Da- und „So-sein" mit kräftigen, immer anschaulichen Strichen gegen die Art anderer westfälischer Städte abzugrenzen, wenn man so will, auch als einen „Sonderfall", um den von Ernst Percy Schramm geprägten Ausdruck aufzunehmen. Vor allem aber hat er, und das ist im Augenblick bedeutungsvoll für uns, Markt und Gericht, das Aufeinanderabgestimmtsein und Miteinanderwachsen von wirtschaftlichem Gedeih und politischer Freiheit klar herausgestellt, gerade die Gedanken,

die als die vorwaltenden auch beim Jahrtausendgedenken Bremens genannt werden sollten.

Wirtschaftsgeschichte: Handel [1], im besonderen nach Übersee, Schiffahrt und anderer Verkehr, Gewerbe und Industrie

Fritz Timmes S. 122—144 des 100. Jahrg.s (1964) der „Blätter f. dtsche Landesgesch." veröffentlichter Aufsatz *Scheeßel an der Wümme und das Diedenhofener Capitulare vom Jahre 805 — Zur Frage nach Lage und Aufgabe der karolingischen Grenzkontrollorte von der Elbe bis zur Donau* kommt in kritischer Untersuchung zu dem Schluß, daß das historische Für und Wider, soweit es sich gegeneinander abwägen läßt, für den Entscheid Schesla = Scheeßel a. d. Wümme nicht ausreicht, wenn auch zweifellos vieles für Scheeßel sprechen möge (S. 144). Wff.

Unter vorsichtiger und kritischer Auswertung des überlieferten Quellenmaterials und der topographischen Voraussetzungen (Fährstellen, Furten, Moorübergänge, Landwehren, „Königshöfe", Kriegszüge u. dgl.) sowie unter Beachtung des älteren und neuesten Schrifttums zu dem Thema versucht Fritz Timme, seine wenig ältere Abhandlung in den „Blättern f. deutsche Landesgesch." (Vgl. den Hinweis im Brem. Jahrb. 49, S. 235) über *Handel und Verkehr im älteren Sachsen* auf einen Sonderfall ausrichtend, in seiner Arbeit über *Grundzüge eines älteren Verkehrsnetzes in dem Gebiete zwischen Aller/Weser und Elbe* (mit einer Karte) im Stader Jahrb. 1964. S. 61 ff., ein solches verhältnismäßig dichtes Wegenetz zu rekonstruieren. Das altsächsische Gebiet war für den nordeuropäischen Gütertransit vom Niederrhein nach Jütland ein unausweichliches Durchgangsland. Dabei ist von jeher in der Forschung die Frage der Weserübergänge von Bedeutung, aber auch umstritten gewesen. Timme nennt im besonderen für den Ausgang der altsächsischen Zeit solche bei den heutigen Plätzen Elsfleth und Vegesack bei Bremen, Kirchweyhe, Hoya und Dörverden. Eine „Bremer Stromfähre" hält er für die fränkische Zeit für wahrscheinlich. Für das Problem der Niederweserübergänge (Vegesack, Elsfleth, Alse = Alisni) hätten die Ergebnisse der Forschungen des Alluvium-Geologen Heinrich Schütte (Oldenburg) herangezogen werden können, die aber im allgemeinen von den Historikern wenig beachtet werden. — Hingewiesen sei auf den im Stader Jahrb. 1964, — S. 155 ff. — veröffentlichten Schlußaufsatz von Johann Segelken über *Die Geschichte des Marktwesens in den früheren Herzogtümern Bremen und Verden,* der sich u. a. auf den Kreis Wesermünde bezieht und hier die Märkte des ehemaligen bremischen Fleckens Lehe, die von Bederkesa und Geestemünde aufführt. Wff.

Aufmerksam gemacht sei ferner auf die Geschichte des Hamburger Marktwesens, wie sie Erich von Lehe unter dem Titel *Die Märkte Hamburgs von den Anfängen bis in die Neuzeit* in Beiheft 50 der „Vierteljahrsschr. f.

[1]) Soweit nicht unter dem Titel „Hansisches und Hanseatisches" berücksichtigt.

Sozial- u. Wirtschaftsgesch." (98 S. mit 2 Karten und 6 Abb. auf 9 Tafeln, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden, 1966) darstellt. Vf. führt einen Weg durch miteinander wirkende Kreise der Entwicklung und zeigt dabei räumlich und zeitlich Wachstum und Veränderungen — topographische, wirtschaftliche, politische. Alles wird von den Zeiten her zur Entfaltung gebracht, in denen Marktgründung und Stadtwerdung nebeneinander standen, von wo aus sich dann in verschiedenen Ansätzen die Stadt ausbreitete.

*

Heinz Wieses treffliche Göttinger Dissertation von 1963: *Der Rinderhandel im nordwesteuropäischen Küstengebiet vom 15. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts* (XXIX u. 197 S.) berührt Bremens Wirtschaftsgeschichte nur am Rande; immerhin ist es sehr aufschlußreich, den höchst bedeutenden Handel mit Rindvieh — meist handelt es sich um Ochsen — hinsichtlich seiner Richtung und Organisation, d. h. hinsichtlich des Aufeinandereinspielens von Aufzucht- und Mastgebieten — auch in unserer Nähe, im Herzogtum Oldenburg und in den friesischen Fluß- und Seemarschen etwa — sowie der Stätten des Verbrauchs näher kennenzulernen. Von den großen „Ochsenwegen" nimmt der von Jütland herunter bis an die Elbe und über sie hinweg bis an den Niederrhein und in die Niederlande unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch: zwei Zweige führen an Bremen vorbei, der eine südlich von ihm über die Weser, der andere nördlich, wobei der Fluß aber nicht bei Burg, wie hier angegeben, überschritten worden sein kann.

Welch enge und begehrte geschäftliche Verbindung zwischen den deutschen Reichsstädten wie Augsburg, Nürnberg, Konstanz, Straßburg, Nördlingen, Memmingen u. a. und der Handels- und Messestadt Lyon vom Beginn der Neuzeit an bestanden haben, ist nach einem Aufsatz von Gerhard Pfeiffer: *Die Privilegien der französischen Könige für die oberdeutschen Kaufleute in Lyon* (Mittlgen. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, 53. Bd., 1965, S. 150—194) aus den den Kaufleuten gegebenen und immer wieder erneuerten Privilegien der französischen Könige von Franz I. über Heinrich II. und Karl IX. hin zu Ludwig XIII. zu ersehen. Vorausgesetzt, daß die Firmen in einer Rolle bei der *Sénéchaussée du Lyonnais* eingetragen waren, gewährten diese Privilegien Sicherheit und Geleit wie Abgabenfreiheit oder -erleichterung. Ausdrücklich erklärte ein Befehl Karls IX. von 1568 die Schutzrechte auch dann für gültig, wenn die Kaufleute, ihre Faktoren und Diener der „sog. reformierten Religion" angehörten. Mit Pistolen und Gewehren durften sie frei passieren. Zu den begünstigten Waren gehörten Barchent, Wachs, Safran, Wein, auch Quecksilber und gold- und silbergewirkte Tuche. Nach einer erhaltenen Matrikel ist eine Liste der „privilegierten" Kaufleute und ihrer Firmenvertreter angeschlossen. Hb

Im 73. Bd. der „Osnabrücker Mitteilg." (d. Vereins f. Gesch. u. Landeskunde v. Osnabrück), 1966, erregt S. 55—70 ein englisch geschriebener Aufsatz besondere Aufmerksamkeit: von W. H. K. Turner über *Osnabrück and Osnaburg*. Vielleicht durch die dynastischen Verbindungen im 18. Jahrh. veranlaßt, entstand im mittleren Schottland, in der Gegend von Dundee, vor allem in den Grafschaften Angus, Perth und Fife, als man die gewohnte

Wollverarbeitung vor dem Wettbewerb der Baumwolle aufgeben mußte, als Zwischenlösung eine gewerbliche Verwendung der Jute und nicht zuletzt des Flachses, aus dem nach den in der Osnabrücker Gegend geübten Mustern grobes Leinen hergestellt wurde. Der Höhepunkt lag um 1800, bis dann ein Rückgang zugunsten der Baumwolle erfolgte. Immerhin waren die Einflüsse von Osnabrück her so stark, daß sich von daher geprägte Orts- und Straßennamen bis in die Jetztzeit erhalten haben.

Im Bd. 33 der „Lippischen Mitteilg. aus Gesch. u. Landeskunde" (1964) ist in dem Aufsatz von Berbeli Schiefer über *Die Lippische Wirtschaft unter der Regierung Graf Simon Augusts (1734—1782)* — S. 85 ff. — einiges über den ersten Tabakanbau und die erste „Tabacksfabrik" (Lemgo 1725) zu lesen, die seit 1799 von den nach Holland ausgewanderten Lippern mit Rohstoffen versorgt wurde. Trotz hoher regierungsseitiger Prämienaussetzung konnten damals aber kaum Bauern für den Anbau des den Überseetabaken beizumischenden „Lippischen Tabaks" gewonnen werden. Wff.

*

Die vom „Hist. Verein f. d. Grafsch. Ravensberg" herausgegebenen „Ravensberger Blätter" bringen in ihrer Nr. 4, Dez. 1965, S. 49—57, aus Anlaß der 100-Jahr-Feier der „Bielefelder Webereien Aktiengesellschaft" mehrere Beiträge, die irgendwie mit dem Arbeitskreis Gustav Engels, des Herausgebers der Zeitschrift, zusammenhängen. Er selber, Vf. zweier großangelegter Firmengeschichten zur Bielefelder Leinenindustrie, die hier von Wilhelm Wilms unter dem Titel *Unternehmer im Wandel der Zeit* unter grundsätzlichen Gesichtspunkten besprochen werden, schrieb über *Stadtgraben und Ravensberger Spinnerei* und damit über Auseinandersetzungen, die sich um die Benutzung des Stadtgrabenwassers durch diese älteste mit Maschinen arbeitende große Spinnerei gruppieren. *Ferdinand Kaselowsky*, der große Pionier der aus England übernommenen Maschinenweberei, wird durch eine zeitgenössische Würdigung aus Anlaß seines Todes (1877) vorgestellt, während *Eine Kontroverse im Jahre 1844 zwischen August Klasing und Rudolf Rempel über die Einführung von Spinnmaschinen* in teilweisem Wiederabdruck von Zeitungsaufsätzen jener Zeit einen guten Einblick in einen sehr bedeutsamen Wandel wirtschaftlicher Betätigung, den Ansatz zu industrieller Arbeitsweise, gestattet.

Als H. 1 der neuen „Studien zur Düsseldorfer Wirtschaftsgeschichte" ist von Hans Seeling eine gut gearbeitete *Geschichte der Gerresheimer Glashütte, Ursprung und Entwicklung 1864—1908* darstellend, erschienen (Düsseldorf 1964, 77 S., 20 Abb.). Wer sich allgemein einen Einblick in das Wesen der Glashütten und in die Entwicklung der deutschen Glasindustrie bis über die Jahrhundertwende hinaus verschaffen will, der findet hier eine gute Gelegenheit dazu. Uns geht die Arbeit aber noch besonders dadurch an, daß in die Vorgeschichte der sich entwickelnden Glasindustrie des vorigen Jahrhunderts die Hütten im Weserbergland gehören, in der Rintelner und der Bückeburger, in der Mindener und selbst noch in der Nienburger Gegend. Bremer Geld spielt dabei eine Rolle; Bremer Namen tauchen auf, wie Stoevesandt und noch mehr Heye, und sie sind vertreten bis auf den heutigen Tag. Der Vater der Entwicklung zur neuzeitlichen Glasindustrie im

Bereiche der Glasherstellung ist ein Bremer Kaufmann gewesen, Caspar Hermann Heye, 1792—1864, 1824 Eltermann (nicht Altermann) im Collegium Seniorum und 1849 der erste Präses der neuen Handelskammer; sein Sohn Ferdinand hat gleich nach dem Ableben des Vaters die Gerresheimer Hütte gegründet und sie 1888 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die bis zum Kriegsausbruch 1914 an die zehn Glasfabriken mit dem Stammunternehmen vereinigte, auch wieder solche aus dem Wesergebiet, etwa die Glasfabrik Porta Westfalica bei Minden, die Glasfabrik „Teutoburg" in Brackwede, die Glasfabrik „Wittekind" in Minden. Es würde sich lohnen, über die mehr dem Handel zugeneigt gebliebenen Bremer Heye, im besonderen über ihren Anteil am Ausfuhrgeschäft, weitergehende Forschungen anzustellen, war Bremen doch zunächst der gegebene Ausfuhrhafen für die Erzeugnisse der in der Nähe der Weser gelegenen Glashütten.

Günther Leckebusch vertritt in seiner Abhandlung über *Die Beziehungen der deutschen Seeschiffswerften zur Eisenindustrie an der Ruhr in der Zeit von 1850—1930* — Schriften z. rhein.-westf. Wirtschaftgesch., N. F. der Veröffentlichungen d. Archivs f. rhein.-westf. Wirtschaftsgesch., Bd. 8, herausg. vom Rhein.-Westf. Wirtschaftsarchiv zu Köln (Köln 1963, 149 S.) — mit vielen begründenden Belegen die Ansicht, daß die rheinisch-westfälische Hüttenindustrie bis zur Gründung des neuen Reiches nicht in der Lage gewesen sei, den Ansprüchen der sich zum Eisenschiffbau entwickelnden deutschen Werftindustrie zu genügen, so daß die deutschen Reeder, vor allem die großen, sich mächtig ausdehnenden neuen Dampfschiffahrtsgesellschaften auf Aktiengrundlage, ihre Neubauaufträge ins Ausland, besonders nach England, vergeben hätten. Man vergleiche dazu die Kritik von Lutz Hatzfeld in den „Duisburger Forschungen", Bd. 8 (1965), 315 f., die man, wenn man die Verhältnisse in den Seestädten kennt, doch wohl nicht ganz für berechtigt halten kann. Es ist vor allem dagegen zu sagen, daß der Eisenschiffbau selber hier noch stark hinter dem älter-entwickelten englischen zurückstand. Daß sich eine Werft von vornherein ihm erschlossen hätte, wie die spätere AG „Weser" in Bremen, wäre doch wohl Ausnahme. Die übrigen sind sehr zögernd gefolgt. Mit „probritischer Gesinnung" hat das wohl nur wenig zu tun. Seit den 80er Jahren hat die Mehrzahl der großen Reedereien eine Ehre darin gesehen, ihre Schiffbauaufträge im Lande zu belassen.

Für Bd. 28 d. „Veröffentlchg. d. Wirtschaftsgesch. Forschungsstelle e. V., Hamburg", wurde eine Darstellung der 175jährigen Geschichte der Hamburger Eisenwarengroßhandlung *Schulte & Schemmann* bereitgestellt, die bis in das Jahr 1792 zurückführt: Firmengeschichte auf dem Hintergrunde der Zeitgeschichte, möglich gemacht dank der schon im letzten Kriege von Hildegard von Marchtaler betriebenen Forschungen; ihre Niederschrift brauchte nur von Adolf Quiring, dem Prokuristen der Firma, überholt und ergänzt zu werden.

Wie sich seit dem frühen Mittelalter durch Jahrhunderte hindurch Nürnberger Spielzeug gehalten, verändert, entwickelt hat, berichtet Werner Schultheiss in seinem Aufsatz: *Aus der Geschichte des Nürnberger Spielzeugs* (Mitteilgen. d. Vereins f. d. Gesch. d. Stadt Nürnberg, 53. Bd., 1965, S. 424—429): Holzpuppen, Kinderspielzeug aus gebranntem Ton, Puppen-

häuser ab 1600, nach dem Dreißigjährigen Krieg Spielautomaten, Zinnsoldaten seit dem Siebenjährigen, dann „pädagogisches" Spielzeug und seit dem 19. Jahrhundert billige Bilderbögen und solide Bilderbücher bis hin zur heutigen vielseitigen Metallspielwarenindustrie. So führte der Weg von der Heimarbeit und seinem Verlagswesen zum Groß- und Ausfuhrhandel und zum Fabrikanten mit Eigenvertrieb seiner Erzeugnisse. Der Wirtschaftszweig hat sich — wie im Verfolg der schon im Mittelalter bewiesenen unternehmerischen Fähigkeiten der alten Reichsstadt — trotz der beiden Weltkriege und der zwischen ihnen liegenden Wirtschaftskrise von 1930 erstaunlich behauptet. Mit Recht schafft sich Nürnberg mit seinem neuen Spielzeugmuseum ein für Einheimische und Fremde beachtliches Kulturinstitut. Hb.

*

Heinz - Joachim Schulze übermittelt in seinem Buch *Oldenburgs Wirtschaft — einst und jetzt,* herausg. v. Gewerbe- u. Handelsverein von 1840 e. V. zu dessen 125jährigem Bestehen (Oldenburg 1965), zu dem weiterhin noch eine bebilderte Jubiläumsfestschrift *125 Jahre Gewerbe- und Handelsverein von 1840 e. V.* erschienen ist, die Wirtschaftsgeschichte einer Stadt, die sich aus einer stillen Residenz zu einer modernen Großstadt gewandelt hat, für uns Bremer bemerkenswert auch deshalb, weil manche Beziehungen zu Bremens Wirtschaft dabei zutage treten.

*

Eine Arbeit über ein wichtiges Kapitel jüngerer hamburgischer Bankgeschichte, Manfred Försterlings umfangreicher Aufsatz über *Die Hamburgische Bank von 1923 Aktiengesellschaft,* veröffentlicht in H. 1, S. 1—124, von Bd. III der „Hamburger Wirtschaftschronik", sei deshalb hier erwähnt, weil sie eine gewisse Parallele mit dem bremischen Vorhaben jener Zeit, mit dem „Bremer Dollar" ein wertbeständiges Zahlungsmittel zu schaffen, darstellt; darüber hinaus hat sie die Aufnahme eines Goldgiroverkehrs ermöglicht, ist aber 1926 gegenüber mannigfachen Widerständen liquidiert worden.

100 Jahre Norddeutsche Affinerie erlebt der Leser in einer von Karl Prior, einem Werksangehörigen, verfaßten und zu einer Festschrift gestalteten Darstellung (107 S., mit ausgezeichneten Bildern, Diagrammen und drgl., Hamburg 1966, Broschekdruck), in der in glücklicher Weise das Technische und das Geschichtliche aufeinander abgestimmt sind. Es handelt sich um ein Unternehmen von Weltruf, das heute fast 3000 Arbeiter im Läutern von Edelmetallen — daher der Name — beschäftigt. Seine Vorläufer reichen bis ins 18. Jahrh. zurück.

*

50 Jahre Verein der am Kaffeehandel beteiligten Firmen in Bremen e. V., 1916—1966, nennt sich eine mehrsprachig abgefaßte, reich bebilderte, im übrigen aber anspruchslose Broschüre, die deutlich erkennen läßt, wie sehr Bremen neben Hamburg im Kaffeehandel aufgekommen ist. Gemessen an den Erträgen der Kaffeesteuer war Bremen 1965 mit 32,54, Hamburg dagegen mit 32,01 Prozent am Gesamtaufkommen beteiligt.

Auf ein aus der Praxis des Handels erwachsenes, sehr gut ausgestattetes und reich bebildertes Buch, das weitgehend den in Bremen geübten Holzhandel mitbetrifft, sei gern aufmerksam gemacht: auf die Festschrift des *Vereins deutscher Holzeinfuhrhäuser 1916—1966: Fünf Jahrzehnte Holzimport,* wie der Untertitel heißt. Es ist dies ein ausgezeichneter Privatdruck, 167 S. stark, in gedrängter Kürze mit viel Dokumentation durchsetzt, fast zu reich in seiner äußeren Erscheinungsform: kurzum, ein Buch, das auf Wirkung abgestellt ist — und wirkt. Es gibt aber auch Auskunft über den das 50jährige Bestehen feiernden Verein wie über die Holzeinfuhr, die Hobelwerke und was sonst dazugehört. Da Bremen der deutsche Haupteinfuhrplatz für nordisches Schnittholz ist und auch in der Einfuhr für afrikanisches Stammholz einen beachtlichen Platz einnimmt, wäre es eine Unterlassungssünde gewesen, dem Bremer Holzhandel, dessen Firmen fast geschlossen jenem Verein angehören, nicht die gebührende Achtung zu geben. Das ist dann auch weitgehend geschehen. So wundert es uns nicht, daß Bremens Holzhändler, zum Teil bedeutende Kaufleute wie Louis Krages, aber auch andere, für Jahrzehnte, besonders auch in den schlimmen Jahren, die Seele dieses Handels wie seiner Vertretung in dem genannten Verein gewesen sind. — Bremen als Hauptplatz für die Einfuhr nordischer Schnitthölzer hat daneben den Handel, die Lagerung und die Verarbeitung überseeischer Hölzer gepflegt. In der Geschichte der Hamburger Firma *Sommer & Strebel, 1867/1967* (Hamburger Wirtschaftschronik, hg. v. d. Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e. V. Hamburg, Bd. 3, H. 3 — S. 219—305), die sich in normalem Ablauf vor allem mit der Einfuhr überseeischer Hölzer befaßte, mag man daher einen Parallelfall zu der Entwicklung Bremer Holzfirmen sehen; als *Hamburgische Skizzen zur Geschichte des deutschen Holzimports* klingt aber auch sehr viel von allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen an, auf deren Hintergrund sich die Schicksale, wie hier die der Hamburger, so auch die ähnlichen der Bremer Firmen abspielen.

Das Informationsbl. des deutsch-japanischen Wirtschaftsbüros, Hamburg: „Japanhandel", hat mehrfach kurze Zusammenstellungen über die Wirtschaftsbeziehungen vergangener Jahre zwischen Bremen und Japan gebracht, so im Bl. 15/1965 zur Bremer „Jahrtausendfeier" S. 61 ff. über *Bremen als Handels- und Verkehrsplatz Japans,* im Bl. 24/1966, S. 106 f., über *Bremen im Handel und Verkehr mit Japan.*

W. Hellmuth Koenenkamp, unser verdienter und verehrter früherer Schatzmeister, hat zum 150jährigen Bestehen seiner Firma Gildemeister & Ries, die heute im Versand hochwertiger Seidenkleidung tätig ist, früher jedoch ein Überseehaus mit großer Segelschiffsreederei war, eine gut bebilderte kleine Schrift *150 Jahre Gildemeister & Ries, Bremen, 1817—1967* (8. S. quer, Herstellung: Carl Schünemann, Bremen, 1967) erscheinen lassen, die sowohl der bis in unser Jahrhundert hinein geübten erfolgreichen Kaufmannsreederei gerecht wird wie dem Hause Koenenkamp & Co., das seit langem in der Seideneinfuhr aus dem Fernen Osten eine beachtliche Stellung einnahm, um die letzte Jahrhundertwende sogar das bedeutendste Einfuhrhaus in Europa war.

Von Lind & Co., Geschichte einer Hamburger Firma 1865—1965 nennt sich ein 62 S. starker, mit vielen Bildern, Faksimiles aus Geschäfts- und Amts-

büchern ausgestatteter Band, verfaßt vom heutigen Seniorteilhaber der Firma Paul Lingens, einem gebürtigen Aachener, unter dem die im Auf und Ab der letzten Jahrzehnte schwer heimgesuchte Firma unter Ausnutzung seiner Verbindungen zu Kreisen der rheinischen Großindustrie „den technischen Exporthandel" bis hin zum Handel mit großen Erzeugnissen unserer Industrie, Brücken, Fabrikeinrichtungen und dergleichen, stark entwickeln konnte, nach Südamerika, das immer das bevorzugte Arbeitsgebiet des Hauses gewesen ist, in dem es auch mit Tochterunternehmungen vertreten war. Die Anknüpfung dahin war durch Washington von der Hellen (1834—1900) erfolgt, den zweiten in der Reihe der Teilhaber, der bei Undütsch & Co. in Bremen gelernt und die Ausreise mit einem Bremer Segler angetreten hatte, der allerdings vor der brasilianischen Küste nach Zusammenstoß mit einem englischen Frachter gesunken war. Eine kleine Anmerkung: Es war König Georg V., nicht Georg IV. (Vgl. S. 20), der den jungen von der Hellen auf seine Lehrfirma hin ansprach, als er ihn mit seinem Vater auf der Georgstraße in Hannover traf.

*

Unter dem Titel *Da kem en Schip von Holland her, dat har so'n mojen Wind* versucht Joh. Möller in Nr. 193 d. „Niederdeutschen Heimatblattes", S. 1 f., die Beziehungen des Landes Wursten zu den Niederlanden darzustellen, angefangen mit dem schon mittelalterlich nachzuweisenden Austausch von Baustoffen bis hin zu den vielen Fällen des Dienstes auf niederländischen Schiffen, der Hollandgängerei, der Auswanderung in die Niederlande.

Hans Mahrenholtz beendigt in der „Norddeutschen Familienkunde", 13. Jahrg. (1964), S. 340—344, im Rahmen seiner großen Veröffentlichung *Norddeutsche in aller Welt* erschienenen Aufsatz *Auswanderungen nach Brasilien in den Jahren 1823, 1824 und 1825* und teilt darin manches von den Beweggründen und den Schicksalen der Auswanderungslustigen mit. Aufschlußreich sind die Berichte über den in Hamburg ansässigen und dort als Auswandereragenten wirkenden Major Georg Anton (Aloys) von Schaeffer, einen deutschstämmigen Abenteurer mit bewegter Vergangenheit, der sich in Brasilien die Gunst der Doña Leopoldina, der Gemahlin Don Pedros I., einer gebürtigen Habsburgerin, zu erwerben gewußt hatte. — Bremen ist bereits mit Einsetzen der ersten Überseefahrten in die jungen Vereinigten Staaten von Amerika ein bevorzugter Platz für die Einschiffung von Auswanderern gewesen. Das geht aus den Aktenauszügen hervor, die Hans Mahrenholtz in der obengenannten Reihe, hier „Norddeutsche Familienkunde", 14. Jahrg. (1965), S. 85—88, unter dem Titel *Auswanderer nach Amerika, Polen, Venezuela, Neu-Seeland 1753—1882* veröffentlichte. Schon damals zeigen sich Agenten, die Auswanderungslustige abzuwerben versuchen, etwa für technische Beschäftigung, 1784 zum Beispiel für die Errichtung einer Glashütte. — Es folgen im 15. Jahrg. (1966), S. 215—221, derselben Zeitschrift *Auswanderer nach Australien, Nord- und Südamerika 1825—1846,* meist aus den Oberharzer Bergbaugebieten, was Rückschlüsse auf den Niedergang der alten Industrie in diesem Gebiete zuläßt. Auf eine Bremer Auswandererliste aus dem Jahre 1846, die dem Segler „Washington" gehört, sei dabei besonders aufmerksam gemacht.

Wer hätte zusammenfassend besser über die seit einigen Jahren abgeschlossenen Kanalbauten an der Mittelweser berichten können als Karl Löbe, der frühere Geschäftsführer und jetzige Vorsitzende des „Weserbundes e. V."? Er tat das nach Abschluß der Kanalisierung in seinem Buch *Unternehmen Mittelweser* (Bremen 1960, H. M. Hauschild, 139 S., 2 Kartenskizzen, 20 Bildkarten), das eine hervorragende geschichtliche Übersicht über die Versuche Bremens bietet, für seine Seehafenwirtschaft Anschluß an ein binnenländisches deutsches Kanalnetz zu bekommen. Dabei ist von der Mittelweser gegenüber anderen Plänen immer nur wahlweise gesprochen worden, bis ihr Ausbau zu einer leistungsfähigen Schiffahrtsstraße endlich Gestalt gewann, unter bedeutender Erweiterung der Pläne in der Richtung, für Bremen ein geschlossenes wirtschaftlich starkes Hinterland zu schaffen. *Ein Werk für Bremens Zukunft* nennt L. daher im Untertitel sein ausgezeichnetes Buch. — Inzwischen ist vom selben Vf., weiter ausgreifend und umfassend, *Das Weserbuch* (482 S., 32 Bildtafeln mit 44 Abb., Leinen, Hameln, Verlag C. W. Niemeyer, DM 28,—) erschienen, mit gutem Recht so bezeichnet. Verheißt es doch im Untertitel den *Roman eines Flusses,* das fast persönlich gestaltete Verhältnis dieses Wassers zu Landaufbau und Landesnatur wie zum Menschen — eines Wassers, das vom Lande in den Zeiten des Erdaufbaus und der Landesgestaltung gesucht wird und das das Land auf seine Weise behandelt. In gleicher Weise lebensvoll dargestellt wird mit dem Auftreten des Menschen das Verhältnis zu ihm in Hinwendung und Abwehr, in Geschichte, Wirtschaft, Politik: eine vom Menschen vernachlässigte Landschaft ist das Weserland gewesen, zerrissen, ohne gemeinsames Handeln, bis sich neuerdings mit dem Gemeinschaftswerk der Mittelweserkanalisierung Ansätze zum Besseren zeigen, die durch gleichzeitig geschehene verheißungsvolle Arbeiten in Landausbau und Industrialisierung erhoffen lassen, daß der Seehafen Bremen hier sein natürlich starkes Hinterland erhält. Einzelbesprechung des schönen Buches bleibt vorbehalten.

Georg Beermanns Aufsatz *Ein Axstädter Bauernsohn wurde führender Strombaudirektor* in dem „Niederdtsch. Heimatbl." (d. „Männer v. Morgenstern") Nr. 190 (Okt. 1965) ist eine Darstellung des Lebens, Strebens und Schaffens Reinhard Woltmanns (1757—1837), dem vor allem die Hamburger Uferbefestigungen im Bereiche der Elbmündung zu verdanken sind.

Ein Altonaer Hafenprojekt bei Neumühlen (an der Elbe) *im 18. Jahrhundert* stellt Otto Tafelsky in den „Hamburg. Gesch.s u. Heimatbll.", Bd. 7, 21. Jahrg. (1964), S. 213—217, vor, mit dem Bau eines Stacks, eines Bollwerks in den Strom hinein, wohl ähnlich wie in Bremen bei der Schlachte. Hamburger Gegenwirkung, auf Schädigung des Fahrwassers bezogen, war natürlich sofort da, und schließlich ist der Bau, der sowieso nicht recht vorwärtskommen wollte, liegengeblieben, aus welchen Gründen auch immer — und Hamburg war einen lästigen Wettbewerber los. — Über *Älteste Hafenpläne auf dem Gebiet der Elbinseln in den Jahren 1734/35* berichtet derselbe Vf. in Bd. 8, H. 1 (1966), S. 12—18 der „Hamburg. Gesch.s u. Heimatbll.". Befürworter und Förderer des Planes war der Altonaer Oberpräsident — Leiter der Stadtverwaltung — Graf Christian Detlev von Reventlow, der das der Stadt seit langem verliehene Freihafenrecht endlich zum Zuge bringen wollte: diese Häfen sind indes nicht gebaut worden.

Die ihr gestellte Frage: *Führte die Firma Wilhelm Brandt, Archangelsk, eine Reedereiflagge?* veranlaßt Maria Möring in der „Hamburger Wirtschaftschronik", Bd. 2, H. 4 (1965), S. 405—421, zu allgemeineren *Bemerkungen zur Flaggenführung auf Schiffen und deren Kennzeichnung*, die Hans Horstmanns Beitrag zur Festschrift „1000 Jahre Bremer Kaufmann" (Brem. Jahrb. 50), S. 73—133, über die *Rechtszeichen der europäischen Schiffe im Mittelalter* in neuere Verhältnisse weiterführen, auch einige andere Anmerkungen, etwa zur Rolle der Schiffsmaklerei und der Seeassekuranz und der staatlichen Vorschriften in diesen Gebieten machen, im ganzen aber ein eindrucksvolles Bild von der Bedeutung der Brandtschen Firma in Archangelsk geben, wie überhaupt der deutschen Kaufleute an diesem Nordhafen- und Handelsplatz Rußlands. Wilhelm Brandt erscheint als wahrhaft große Persönlichkeit, die zugleich Kaufmann, Reeder, gewerblicher und gar industrieller Unternehmer gewesen ist. Die Arbeit von Friedrich Menke, *Die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen der Hansestadt zu Rußland im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, vgl. den Eigenbericht des Vf.s im Brem. Jahrb. 47 (1961), S. 228—271, auch den teilweisen Abdruck in den Hans. Gbll. 81 (1963), S. 39—108, findet hier in einem Punkte eine wertvolle ergänzende Fortführung.

*

Maria Möring hat mit ihrem Buche *Fünfzig Jahre Deutsche Schiffsbeleihungs-Bank, 1918—1968* (Bd. 29 d. Veröffentlchg. d. Wirtschaftsgesch. Forschungsstelle e. V., Hamburg — 126 S. mit 10 ganz- und sogar mehrseitigen Abb. und vielem zeichnerischen, auf das Dargestellte bezugnehmenden Schmuck, Hamburg 1968, Verlag Hanseatischer Merkur) ihren Verdiensten um die Erforschung der Wirtschaftsgeschichte ein neues schönes Reis angefügt: ein Buch, das zum erstenmal die Entwicklung des Schiffskreditwesens aufzeichnet, dargestellt am Beispiel der Deutschen Schiffsbeleihungs-Bank Hamburg. Um dieses Kernstück zu verstehen, mußte die vor ihm liegende Entwicklung in den Kreis der Betrachtung einbezogen werden. Vom persönlichen, in der Partenreederei auch geteilten Eigentum führt der Weg, durch die grundständigen Veränderungen in Schiffahrt, Reederei und Schiffbau erzwungen, nach niederländischem Muster zu der Finanzierung durch fremdes, in der letzten Erscheinungsform dem Nutznießer unbekanntes Kapital, der Schiffsbeleihungs-Bank, wie sie in der Nachkriegsentwicklung auch in Bremen heimisch geworden ist, mit der Verlegung der Deutschen Schiffahrtsbank AG, einer Berliner Schwestergründung des Hamburger Unternehmens, nach Bremen. Es soll dabei allerdings nicht verschwiegen werden, daß für den Platz Bremen das größere Geschäft dieser Art bei der Bremer Landesbank liegt. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Oscar v. Stritzky gibt in einem aufs beste mit Bildtafeln und Bildern, Personenlisten und Registern ausgestatteten Buch *Hundert Jahre Germanischer Lloyd 1867—1967* (124 S., Hamburg 1967, Selbstverlag) Auskunft über dessen Entwicklung über 100 Jahre hin, auf Grund der leider nicht mehr vollständig vorhandenen archivarischen Quellen und ähnlichen Unterlagen, — im ganzen durch ihre Aneinanderreihung, wobei aber das Sachliche in seiner gegenseitigen Durchdringung, etwa der Anligen der Versicherungsträger mit denen der Reedereien, der Seeberufsgenossenschaft, der staatlichen Stellen dennoch gut herauskommt, nicht minder aber das Persönliche

in der langen Reihe der Persönlichkeiten, die sich um Gründung, Zusammenfassung, Entwicklung, Einrichtungen verdient gemacht haben. Bremen ist dabei stark beteiligt, so vor allem durch Christian Heinrich Wätjen (nicht D. H. Wätjen, wie es an einer Stelle heißt — das war vielmehr seine Firma —). Wir nennen weiter Senator Johann Friedrich Wessels, der wie Wätjen an der Spitze des Aufsichtsrats tätig war, wobei er die Verbindung mit der Seeberufsgenossenschaft herstellte, dann Direktor F. L. Middendorf, der aus der AG „Weser" hervorging, und noch manche andere. Daß unter den vielen Bildern und Zeichnungen das in Bremen erbaute Rotorschiff „Barbara", zwei der „Bremen" des Norddeutschen Lloyd, mehrere Hansaschiffe und die jüngste „Sagitta" erscheinen, kann besonders erfreuen.

Die *Kleine Geschichte der deutschen Flotte,* die Fritz E. Giese vorlegt (Berlin 1961, Haude & Spenersche Verlagsbuchhdlg., 208 S., 24 Bildtafeln mit 36 Abb., Leinen, 19,80 DM), ist eine aus noch vorhandenen oder zu erschließenden Quellen erarbeitete saubere Darstellung der in mehrfachen Ansätzen geschehenen Entwicklung dessen, was man als Marine, Kriegsmarine zu bezeichnen pflegt. Es ist ein gut gegründetes Nachschlagewerk entstanden, das getreulich die Einteilungen, Stäbe, Flottenpläne verzeichnet, aber nicht oder kaum, wie nun diese Flotte eine lebensvolle Wirksamkeit entfaltet hat. Von Kriegstaten hören wir also wenig, es sei denn in der Form eines schlichten Berichtes. Von Bremer Persönlichkeiten, die sich um den Flottenbau verdient gemacht haben, wie etwa Duckwitz oder Brommy, hätten wir gern etwas mehr erfahren. Immerhin werden sie genannt, wenn auch nicht beurteilt. Dabei ist der Bürger der Hansestädte der treue Bewahrer der deutschen Seegeltung gewesen, von hansischer Zeit ab. Daß seine Schiffe als Hilfskreuzer, die hier genau mit ihren Taten registriert werden, in den beiden Weltkriegen unter schwierigsten Verhältnissen einen wesentlichen Beitrag zur Erreichung der maritimen Kriegsziele geleistet haben, mag ihn mit Genugtuung erfüllen.

Eine Biographie mit Ausblicken auf den deutschen Kriegsschiffbau um 1910 nennt Erwin Strohbusch seinen Aufsatz über *Geh.Rat (Hermann) Hullmann* in H. 1, 1965, S. 33—45 der „Tradition", Zeitschr. f. Firmengesch. u. Unternehmerbiographie: in der Tat wächst aus dieser Lebensbeschreibung ein Bild von den Aufgaben und Leistungen der deutschen Marinetechnik in dem Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges hervor — aus der Zeit, da Hullmann der höchste deutsche Marinebaubeamte war.

Neben seine Geschichte der deutschen Kriegsflotte hat Fritz E. Giese, gewesener Marineoffizier, neuerdings eine *Kleine Geschichte der deutschen Handelsschiffahrt* (216 S., 48 Abb., Berlin 1967, Haude & Spenersche Verlagsbuchhdlg., 19,80 DM) gestellt, „eine kleine illustrierte Geschichte der deutschen Passagier- und Frachtschiffe und ihrer Reedereien". Damit ist gesagt, daß es sich in der Hauptsache um die neuere Entwicklung, etwa der letzten hundert Jahre, handelt. Die ältere Geschichte wird nur im Rahmen der Hanse oder der kurbrandenburgischen Flotte gestreift, mit einem kurzen Seitenblick auf die Unternehmungen unserer Seestädte, dies alles unter besonderer Betonung der Inanspruchnahme der Flotten für politische, oft gar kriegerische Zwecke. Der frühere Beruf des Vf.s mag es veranlaßt haben, daß die Berichte über den Einsatz unserer Handelsschiffe in den letzten

Kriegen mit etwas breitem Pinsel dargestellt werden, so etwa im einzelnen die Arten unserer Hilfskreuzer und Handelsstörer. Mit etwas größerer Geschlossenheit in diesen letzten großen Abschnitten des Buches, ein wenig mehr gestrafft, als es sich heute darstellt, würde seine Lesbarkeit erhöht und damit seine Wirkung gleichzeitig verbreitert und vertieft worden sein. Manches wird wiederholt oder doch gleichlaufend ähnlich erzählt, mit etwas heißer Feder, die es nicht bis zum letzten Ausreifen kommen ließ. Von daher erklären sich manche Ungenauigkeiten, auch einige Fehler. So ist der Name der Argolinie bis 1936 ohne den mit der „Reprivatisierung" dieser Gesellschaft aufgenommenen Zusatz „Richard Adler & Söhne" zu gebrauchen. Hamburgs Reederei hat die der Schwester an der Weser endgültig erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts überflügelt. Die sehr begrüßenswerte Zusammenstellung der *Baumeister der deutschen Handelsflotte* hätte neben H. H. Meier auch Eduard Crüsemann nennen müssen und Heinrich Wiegand mit größerer Ausführlichkeit. O. J. D. Ahlers von der Hansa-Linie und in seiner Nachfolge drei Generationen Helms wären wohl der Erwähnung wert gewesen. Schätzenswert ist der statistische Anhang, nützlich auch der Schlußteil mit seinen Aufsätzen über die Probleme, die heute Schiffahrt und Schiffbau angesichts ihres harten Wettbewerbs mit den Flotten anderer Länder bewegen. Ein Abschnitt über den Seehafenwettbewerb an der Nordsee hätte die gute Wirkung dieser Aufsätze noch vermehren können.

*

Bremerhaven zu einem Mittelpunkt schiffsgeschichtlicher Forschung zu machen, ist das Bestreben der neuen Leitung des Morgenstern-Museums, Gert Schlechtriems. Es geht kaum eine Nummer des „Niederd. Heimatbl.s" in das Land, in dem nicht von Schiffen die Rede wäre, so wieder in der Nr. 207 vom März 1967, in der Hermann Ricklefs berichtet, wie er *Die letzte „Bremen"-Fahrt miterlebt* hat, während Erwin Beck *Kommodore Ziegenbein als Seemann und Mensch* zeigt. — Aus Nr. 216 sei die Würdigung hervorgehoben, die Friedrich Jorberg für den unlängst verstorbenen tüchtigen *Schiffshistoriker Heinrich Winter* findet, der einer breiteren Öffentlichkeit durch seine Rißzeichnungen für den Verleger Loef bekannt geworden ist.

Im „Niederdeutschen Heimatbl." vom Juni 1967 (Nr. 210) stehen zwei Aufsätze, die, wenn sie auch nicht grundlegend Neues zu den von ihnen behandelten Themen aussagen, doch genügend Raum zur Entfaltung der in diesen Rahmen gestellten Bilder gewährleisten: von Arnold Rehm unter der Notiz *Vor 150 Jahren fuhr der erste Dampfer auf der Unterweser* eine kurzgefaßte, besonders das schottische Beispiel berücksichtigende Geschichte der ersten Dampfschiffahrt auf der Weser und von Fritz Peters der Hinweis auf ein zweites Jubiläum: *Vor 120 Jahren: Erste Ankunft des amerikanischen Postdampfers „Washington"*.

Wer sich auf die angenehmste Weise *Von der alten bremischen Seeschiffahrt* erzählen lassen will, der lese das, was Arnold Rehm darüber unter diesem Titel im „Niederd. Heimatbl." Nr. 200 (August 1966), S. 1—3, veröffentlicht hat. Man könnte meinen, ein Hinweis auf derartige Aufsätze wäre für eine wissenschaftliche Zeitschrift unpaßlich. Aber gemach: Was hier

leichthin geplaudert wird, zeugt von gründlichem Wissen, etwa über das Haus Seefahrt, über die Schiffstypen und ihre Entwicklung, über Schiffsnamen, über die Navigation, und was dergleichen mehr ist. Außerdem haben wir auch diese Art Darstellung gutzuheißen, wenn uns daran liegt, den geschichtlichen Sinn in breiten Schichten der Bevölkerung wieder zu wecken. Zu der Namenlosigkeit der älteren Schiffe noch ein förmlicher Beweis: in der vom Vf. angezogenen Liste über die Erteilung der Seepässe in der Zeit um 1600 steht bei einem Schiffe ausdrücklich vermerkt: *absque nomine*, „ohne Namen".

In mühseliger Kleinarbeit hat Walter Kresse seine *Materialien zur Entwicklungsgeschichte der Hamburger Handelsflotte 1765—1823* zusammengetragen, auf Grund einer Vielzahl von Registerblättern, je eines für jedes Schiff mit vielerlei Anmerkungen. Schon deswegen ist dieses Buch sehr nützlich. Es bietet auf 213 S. sehr viele Tabellen, Listen, Verzeichnisse verschiedenster Art, 2 Karten und 4 Diagramme und, in einer Art Vorschau, bereits gewisse Schlußfolgerungen. Als Bd. III der neuen Folge der von Walter Hävernick herausgegebenen „Mitteilungen a. d. Museum f. hamburg. Gesch." ist es erschienen (Hamburg 1966). Von Bremen ist in dem Buche allerdings nur ganz kurz die Rede, mit einer Erwähnung bei der Beurtfahrt nach Holland.

Werner Jaeger beschreibt im „Niederd. Heimatbl." Nr. 220 (April 1968), S. 3 f., auf Grund von Aktenfunden aus dem Bremer Staatsarchiv eines der größten Schiffe der alten bremischen Seglerflotte, den Clipper „Mobile", der für D. H. Wätjen & Co. in Bremen fuhr, die selber aber nur Correspondenzreeder waren, während der wirkliche Eigentümer Franz Tecklenborg, Segel- und Kompaßmacher in Bremen, war. Daher der Titel: *Tecklenborg besaß größten Clipper,* Bild und Takelriß des Schiffes befinden sich im Morgenstern-Museum in Bremerhaven. — Erwin Beck, seines Zeichens Kapitän, stellt in einem Beitrag für das „Niederd. Heimatbl.", Nr. 217, Januar 1968, S. 3, *Fünfmastschoner von Vinnen* vor und deutet damit wertvolle Unterlagen für eine Quellensammlung zur Geschichte des bremischen Segelschiffes an. Die Bremer Reederei F. A. Vinnen & Co. gehörte zu den Schiffsunternehmen, die in Deutschland am längsten bei der Segelschiffsreederei geblieben sind.

Peter Gording, der Verfasser des Erzählbuches *Wir segeln dem Teufel die Hörner ab* (Hirundo-Bücher, Lengerich/Westf., Kleins Druck- und Verlagsanstalt, 1965, 174 S.) lebt in Bremen. Er gestaltet den harten Stoff, den die Berichte über eines der letzten großen Arbeits- und Ertragsgebiete der Segelschiffahrt um die letzte Jahrhundertwende bieten, zu einer spannenden Erzählung; er zieht aber auch das wissenschaftliche Ergebnis in einem abschließenden Abschnitt über *Die Salpeterfahrt nach der Westküste Südamerikas.* Nicht nur, daß er die dahin gehörenden Tatsachen darbietet, sondern sie in die größeren Zusammenhänge des tapferen Kampfes dieser Art Reederei gegen die nachfolgende und nachstoßende Dampfschiffahrt hineinstellt, hebt den Wert des Buches. Einige der Schiffsrisse von berühmt gewordenen Salpeterfahrern sind angeschlossen: erbaut wurden sie alle, Meisterstücke des Segelschiffbaues, bei Tecklenborg in Geestemünde. Daß zu diesen Schiffen auch Schulschiffe des Norddeutschen Lloyd gehört haben, wie

auch die letzten großen Segler der Wätjenschen Flotte, sei hinzugefügt. Überhaupt hat die Firma D. H. Wätjen & Co. im Salpeterhandel eine große Rolle gespielt, wie die Bedeutung der Gildemeisterschen Firmen in Südamerika ursprünglich daher rührt. Ein Register seemännischer Ausdrücke schließt das schöne Buch ab. — Gleiches Lob kann man einem zweiten Buche Gordings geben ,das hier erwähnt werden möge, selbst wenn es kein im besonderen bremisches Thema betrifft. Unter dem Titel *Entfesselter Atlantik — verwegene Kapitäne* (122 S., mit Zeichnungen von Rüdiger Stoye, erschienen im gleichen Verlag 1965, 7,80 DM) verbirgt sich eine in Erzählform gebrachte Geschichte der großen Grönlandfischerei von Neufundland, dabei auch des Schiffbaues in jenen Breiten der amerikanischen Ostküste, der für die Zeit der großen Segelschiffahrt mit ganz hervorragenden Erzeugnissen aufwarten konnte. Auch in diesem Buche werden wieder belehrende Abschnitte zusammenfassend angeschlossen: über die berühmten Gloucester-Schoner, über Wasser- und Windhosen, über den Hafen St. Johns. Es ist also nicht alles nur leichthin erzählt, vielmehr an gesammelte Unterlagen, Tagebuchblätter und dergleichen geknüpft — im ganzen eine spannende Erzählung, aus der viel über große Seemannschaft zur Segelschiffszeit zu lernen ist.

Unter dem Titel *Lebensbilder aus dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große"* plaudert Arnold Rehm in der ihm zur Vollendung des 70. Lebensjahres gewidmeten Nr. 197 (Mai 1966) des „Niederdeutschen Heimatblattes" (Bremerhaven): über die nach den Plänen Johann Poppes, des Hausarchitekten des Norddeutschen Lloyd, durchgeführte Innenausstattung der „Kaiser-Schiffe" und über ihre Entfernung beim Umbau zu Einklasseschiffen, der nötig erschien, um dem plötzlich auftretenden starken Wettbewerb aus Hamburg zu begegnen.

Den *Elsflether Reeder* [C. J.] *Borgstede und seine Seeschiffe* beschreibt Gertrud Cornelius im „Niederdeutsch. Heimatbl." Nr. 183 (März 1965), S. 2, darunter mehrere, die von ihm, einem Mitglied der „Gesellschaft für Walfisch- und Robbenfang", Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Walfang geschickt wurden.

*

Mit dem Flußdampfer nach Bremerhaven und Geestemünde im Jahre 1857 heißt ein Aufsatz in der Festnummer (202) des „Niederdeutschen Heimatbl.s" (Oktober 1966), aufschlußreich für das damalige Leben und Treiben am Weserstrom, aber auch seiner Herkunft nach. Ist er doch ein teilweiser Wiederabdruck eines Berichtes, den kein geringerer als Hermann Allmers in jungen Jahren für die seinerzeit weitverbreitete „Augsburger Allgemeine Zeitung" schrieb.

Im „Niederdeutschen Heimatblatt", dem Mitteilungsbl. d. „Männer vom Morgenstern", Nr. 181 vom Januar 1965 veröffentlicht Eduard Krüger (†) eine lesenswerte Studie über *Das Bremer Boot — Geschichte der Dampfschiffahrt auf der Unterweser.* Frühere umfangreichere Arbeiten, wie die von Christian Piefke *Zur Geschichte der Dampfschiffahrt auf der Unterweser,* Brem. Jahrb., 44. Bd. (1955), S. 245—274, und die Erwähnung dieser Fahrt durch Hans Szymanski in seinem Buche *Die Anfänge der*

Dampfschiffahrt in Niedersachsen ... (1958), S. 43—78, erhalten hier in einigen Punkten, wenn auch nicht eine Ergänzung, so doch eine neue Beleuchtung.

Als kurze, gut geraffte, mit einigen zusätzlichen Einzelheiten versehene Übersicht mag man Eduard Krügers (†) Aufsatz *Dampfschiffahrt auf der Unterweser* im „Niederdtsch. Heimatbl." (d. Männer v. Morgenstern) Nr. 190 (Oktober 1965) anerkennen; doch wäre zu bemerken, daß der Norddeutsche Lloyd sich nach dem zweiten Weltkriege noch einmal in der Niederweserfahrt mit seinem Dampfer „Vorwärts" versuchte, wie dies auch die Bremer Hansa-Linie mit der „Hansa VI" getan hat. — Gerhard Tooren veröffentlicht in den „Postgeschichtl.n Bll.n ‚Weser-Ems'", Bd. III, H. 2 und 3 (1967), S. 29—37, u. 4 (1968), S. 81—91, einen aus den Quellen heraus gut erarbeiteten Aufsatz über *Die „Weser- & Hunte-Dampfschiffahrt" und die Post,* der nicht nur diesem besonderen Anliegen gut gerecht wird, sondern auch willkommene Aufklärung über die Vorgeschichte des in die Frühzeit unserer Dampfschiffahrt gehörenden Unternehmens gibt.

Über die erste und einzige *Fahrt des „Herzog von Cambridge", des ersten Dampfschiffs auf der Weser* [soll wohl heißen: Oberweser] *im Jahre 1819* berichtet Karl Großmann aus bisher nicht verwendeten Ortschroniken in den „Mindener Heimatbll.n" — „Mitteilungsbl. d. Mindener Gesch.s- u. Museumsvereins", im 36. Jahrg. (1964), S. 245 f, einige bisher unbekannte Einzelheiten, besonders von dem Eindruck, den dieses Schiff bei seinem Erscheinen auf die Uferanwohner gemacht hat.

*

Es gibt eine Reihe zur Binnenschiffahrt zu rechnender Betriebe, die irgendwie der Unterstützung der Großschiffahrt dienen, sei es durch Schleppdienste oder durch Kleinschiffahrt in Häfen, auf Strom und Kanälen oder durch Bebunkerung jetzt in der Hauptsache mit Treib- und Schmierstoffen. Dahin gehört in Bremen die Firma *Carl Büttner,* die, seit 1892 aus einer Zweigniederlassung einer in Leer gegründeten Firma Carl Büttner verselbständigt, zu ihrem 75jährigen Bestehen eine Festschrift herausgegeben hat, fast zu kurz und schlicht in der Darstellung, aber mit vielen Bildern ausgestattet.

Maria Möring hat nicht nur die Geschichte einer alteingesessenen Hamburger Ewerführerei, *Cäsar Eckelmann & Sohn: 100 Jahre Eckelmann — 100 Jahre im Familienbesitz — 100 Jahre im Hamburger Hafen* (45 S., herausgegeben von der Wirtschaftsgesch. Forschungsstelle e. V., Hamburg, 1965) geschrieben, vielmehr im Verein mit Gisela Kühn auf Veranlassung von Kurt Eckelmann, dem heutigen Firmeninhaber, diese Arbeiten zum Anlaß einer umfassenden Darstellung der Geschichte der Hamburger Ewerführerei *(Der Hamburger Ewerführer im Wandel der Zeiten,* Bd. 27 d. Veröffentl. d. Wirtschaftsgesch. Forschungsstelle e. V., Hamburg, 1965) genommen. Es ist dies eine sehr verdienstvolle Arbeit, bei der sie die ältere Geschichte bis 1914, unter liebevoller Versenkung auch in volkskundliche und sprachgeschichtliche Einzelheiten, verfaßte, Gisela Kühn der sehr verwickelten weitergehenden Entwicklung nachging, die einen Bruch mit dem Vorhergewesenen, eine Änderung im Wesensgefüge des Gewerbes bedeu-

tete. Für das letzte Jahrhundert ist daraus geradezu eine Hamburger Hafengeschichte geworden, was zur Deutung der Zusammenhänge auch wohl nötig war. Die Ausstattung ist hervorragend: 119 S. Text, 37 S. Dokumentation in Faksimiledruck und 27 S. Anlagen — gleichfalls Dokumentation. 53 Bildtafeln sind hervorragend. Daß indessen ein Verteilungsschuppen hamburgische Besonderheit sei, nehmen wir in Bremen der Verfasserin nicht ganz ab, indem wir auf unseren Weser-Bahnhof verweisen. In Bremen als ausgesprochenem „Eisenbahnhafen" hat es etwas ähnliches wie die Hamburger Ewerführer nur in der Zeit der Blumenthaler oder Rönnebecker Segelkähne gegeben, die bis zur Erstellung der neuen Bremer Häfen Ende des vorigen Jahrhunderts das an der Wesermündung oder in der Geeste geleichterte Gut nach Bremen an die Schlachte brachten.

*

Ype Poortingas, des (westfriesischen) Hauptschriftleiters Beitrag zum „Fries. Jahrb." 1967, S. 183—192: *Das Unglücksjahr 1777* ist ein erschütterndes Zeugnis von den großen Leiden, denen die Grönlandfahrt in jener älteren Zeit ausgesetzt sein konnte, zugleich für die starke Beteiligung der Friesen aus allen drei Teilgebieten an ihr, nicht zuletzt der Nordfriesen von den Inseln, sei es auf eigenen Schiffen, sei es auf denen anderer, der Holländer, der Hamburger; auch ein vom Eise in diesem Unglücksjahr „gesetztes" Bremer Schiff wird genannt. — *17 Pottwale strandeten in der Elbmündung:* ein außerordentliches Ereignis für unsere Breiten, über das W. Höpcke im „Niederdeutschen Heimatbl." 209 (Mai 1967, S. 2), auf Grund einer Aufzeichnung des Ritzebütteler Aktuars Johann Gotthelf Röber aus dem Jahre 1723 berichtet. — Hans Wichmann, durch schätzenswerte Arbeiten zur Heimatgeschichte bekannt, stellt in der „Oldenburgischen Familienkunde", in H. 2 u. 3, 7. Jhg., April/Juli 1965, S. 193—232, *Oldenburger aus den Niederwesergebieten auf Robbenschlag und Walfang* zusammen, nach einzelnen Orten aus dem Mündungsgebiet der Ochtum, in Vielzahl von Namen also, die mit dem Walfang zu tun gehabt haben, in einer von Bauern gegründeten Companie zu Berne, meist aber auf Bremer Walfängern. Er benutzt die Gelegenheit, auch unter Darstellung von Einzelschicksalen in Erlebnisberichten, allgemeiner vom Walfang zu erzählen, seinen großen Gefahren und seinen Erträgnissen, nicht zuletzt auch seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung.

Nr. 175 des „Niederdeutsch. Heimatbl.s", des Mitteilungsbl.s d. „Männer vom Morgenstern" (Juli 1964), ist mit ihren verschiedenen Aufsätzen dem Gedenken des von der Weser aus betriebenen Walfanges gewidmet. Richard Graewe, der Vf. des weiter unten erwähnten Buches über die Stader Elb-Zoll-Fregatte, schreibt über *Das erste hannoversche Walfangschiff,* „Georg III.", erbaut 1786 bei Hinrich Raschen in St. Magnus: seine Grönlandfahrt scheint das „Ereignis des Jahres 1787" gewesen zu sein. Eduard Krüger (†) steuert einen Aufsatz über *Die Stedinger Compagnie* bei, die von 1843—1861 bestanden hat. *Wie die Sammlung Bai* entstand, berichtet Emil G. Bai, der den alten Walfang noch auf einer amerikanischen Bark kennenlernte und den fabrikmäßig betriebenen auf der „Jan Wellem", dem ersten der in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in Fahrt gesetzten großen deutschen Walfangmutterschiffe. Die von ihm zusammengebrachte

Sammlung schenkte er dem „Morgenstern-Museum" in Bremerhaven. Gert Schlechtriem schreibt über *Harpunengeschütze und Leinenkanonen aus Bremerhaven,* August Meyer über den *Büchsenmacher* [Johann Gerhard] *Cordes,* den Erfinder der Walkanone, und seine Nachfolger, denen manche weiteren Neuerungen in diesem Felde der Raketenkonstruktion und der Geräte zur Rettung Schiffbrüchiger zu verdanken sind.

Ein wundersames Buch schenkten die „Männer vom Morgenstern" dem Vf. dieser Übersicht als ihrem Ehrenmitglied zur Vollendung des 75. Lebensjahres, von August Dierks das hervorragend ausgestattete Sammelwerk *Männer — Trawler — Meere,* hg. v. Verband d. Deutschen Hochseefischerei e. V. (Bremerhaven 1961, 146 S. Text mit vielen ganzseitigen und im Text verstreuten Abb., Übertragungen älterer Bilder und Aufnahmen der Gegenwart, diese von Gerhard Binanzer, Werner Gengenbach, Friedrich Krügler, Hans Saebens, von diesem das ganze auch typographisch gestaltet und in Gesamtherstellung bei Carl Schünemann, Bremen 1961). Das Buch soll für die deutsche Fischwirtschaft, im besonderen für den Fischverzehr im Binnenland werben, und diesem Werbezweck dienen nicht zuletzt die die Hauptarbeit begleitenden kleineren, zum Teil ausgezeichneten Beiträge von Rudolf Kienau, Hans-Georg Prager, Benno Eide Siebs, Arnold Rehm, Rudolf Preisler. Den Hauptinhalt des Buches bestreitet August Dirks selber mit seinem Beitrag *Aus Geschichte und Gegenwart der Hochseefischerei,* S. 15—91, eine umfassende Arbeit, die nicht nur die Entwicklung an der Wesermündung, vielmehr auch Cuxhaven, Altona, Hamburg und Kiel berücksichtigt und diese in den Ergebnissen gegeneinander abwägt und zum Ganzen zusammenfaßt, sie auch mit statistischen Übersichten befestigt.

Käthe Molsens Arbeit über *H. Köser, Fischexport — Fischimport — Fischversand, 1862—1962,* veröffentlicht in der „Hamburger Wirtschaftschronik" — Forschungen u. Berichte a. d. hanseatischen Lebensraum, Bd. 2, H. 4, S. 315—379 (1962), mag als eine in Familien- und Firmengeschichte verwobene Darstellung der Entwicklung des Hamburg-Altonaer Fischmarktes hier genannt werden, weil sich manche Vergleichsmöglichkeiten mit dem Bremerhavener Markt in seiner Entwicklung ergeben, von der Vf.in auch an einigen Stellen angesprochen werden.

*

Ein hübsch ausgestattetes Buch ist im Selbstverlag des Stader Gesch.s- u. Heimatvereins 1963 als Bd. 17 in der Reihe seiner „Einzelschriften" erschienen: von Richard Graewe *Die zweihundertjährige Geschichte der Elb-Zoll-Fregatte zu Brunshausen und ihrer Kommandanten 1650—1850,* vom Vf. dem Andenken seines auch bei uns unvergessenen Lehrers Karl Brandi gewidmet. Die Zollstelle vor der Schwingemündung bietet die Parallele zum Elsflether Weserzoll: von der geschilderten Praxis der Zollerhebung wird hier manches klar, wie sie ähnlich vor der Huntemündung geübt worden sein mag, wenn auch nicht durch solch stattliches Schiff wie hier, wo der auf dem linken Elbeufer gebietende Landesherr — der Erzbischof von Bremen, die Schweden, eine cellische Zwischenregierung und dann wieder die Schweden, die Dänen, Kurhannover — von den Erträgen des auf Hamburg ge-

richteten Handels durch einen Zoll Anteil zu erlangen suchte. Wir erfahren dann auch von dem Zollschiff, das für die eben genannten Gewalten manchmal auch eine Angelegenheit staatlichen Ansehens gewesen ist, und noch mehr von ihren Kommandanten, guten und schlechten, auch solchen, die etwa einem wüsten Leben ergeben gewesen sind. Sehr oft sprechen auch die Quellenstücke selber, vielleicht etwas zu oft für den Fluß der Erzählung. So geht das Buch weitgehend auch in Personen- und Familiengeschichtliches hinein: es bietet daneben ein Stück politische und Staatengeschichte und auch manches kulturgeschichtliche Bild. Eines der bekanntesten Wachtschiffe aus der Schwedenzeit war das „Königl. Schwedische Cronschiff", „Der Bremer Schlüssel", wobei das „Bremer" aber doch wohl auf das Herzogtum Bremen bezogen werden soll. In einem Schlußabschnitt sucht der Vf. S. 134—139 nach den obenangedeuteten *Analogien zur Elb-Zoll-Fregatte und ihren Kommandanten:* er findet aber nur eine des Darstellens wert: das zeitweilige *Contageon-Wachtschiff* auf der Weser, das von 1738—1740 beiderseits der Lesummündung ausgelegt war, gleich in dreifacher Ausfertigung, einer hannoverschen, über die hier im einzelnen berichtet wird, einer dänischen am oldenburgischen Ufer und einer stadtbremischen am weitesten oberhalb. Diese Schiffe sollten aber ein Einschleppen von Seuchen, vor allem der Pest, verhindern, waren also Quarantäneschiffe. Ein sehr eingehendes Inhaltsverzeichnis und ein ausführliches Orts- und Namenverzeichnis helfen das wertvolle Buch erschließen, dem von der Weser her insofern bald ein Nachfolger erstehen möge, als dadurch von der hier geübten Praxis der Zollerhebung etwas Näheres, auch mit seinen persönlichen, menschlichen Zügen zur Hand sein möchte.

Nr. 221 des „Niederd. Heimatbl.s" (Mai 1968) ist den jetzt aussterbenden Feuerschiffen gewidmet, aus Anlaß der Einrichtung des Schiffes „Elbe 3" als Museumsschiff in Bremerhaven. Kapitän E. Grelle schreibt über das *Erste Weserfeuerschiff „Pilot";* andere Beiträge berichten vom *Ersten Elbfeuerschiff* und aus dem bremischen Staatsarchiv über die *Musterrolle des 1. Weserfeuerschiffes,* während der Hafenmeister Th. Carstensen sich gern an *„Außeneider"* erinnert, in einem Aufsatz *Aus meiner Feuerschiffszeit.* — Die Aufhebung der Feuerschiffstation „Bremen" in der Wesermündung im Juni 1966 veranlaßte Erich Grelle für das „Jb. 47 d. Männer v. Morgenstern", S. 73—94, deren Geschichte unter dem Titel *148 Jahre Feuerschiffsstation „Bremen"* zu schreiben, was indes eine Darstellung der Entwicklung des Seezeichenwesens in der Wesermündung insgesamt wurde — gleicherweise anschaulich, aber auch auf Quellen im Wortlaut zurückgehend. — Bei der Gelegenheit ist darauf hinzuweisen, daß von A. W. Lang eine vom Bundesverkehrsminister herausgegebene Zusammenstellung über *Entwicklung, Aufbau und Verwaltung des Seezeichenwesens an der deutschen Nordseeküste bis zur Mitte des 19. Jh.s* vorliegt (162 S. mit 164 Abb., Juist 1965, Verlag „Die Bake") — eine gründliche, fleißige, sehr nützliche Arbeit von einem Manne, der im Ausdeuten dieser Verhältnisse von der Geschichte her der beste Kenner ist.

*

In Nr. 215 des „Niederd. Heimatbl.s" (November 1967), S. 1 f., berichtet Peter Wüst über eine Ausstellung, die im Bremerhavener Morgenstern-

Museum in Benehmen mit dem Leiter des Museums auf der jetzt eingepolderten kleinen Insel Schokland in der Zuidersee durchgeführt wurde. In den neuen Poldergebieten wurden über 280 Wracks von *Schiffen aus 500 Jahren* festgestellt: wie man sie mit ihren Einrichtungsgegenständen zu sichern suchte, ist vergleichsweise von großem Werte. Auf S. 2 dieser Ausgabe wird eine *Wurster Strandchronik* nach den Berichten von Johannes Möller begonnen, der bereits in Nr. 205 (Februar 1967) unter dem Titel *Häufiger Ruf „Schipp op Strand"* über *Strandungen alter Segelschiffe an der Wurster Küste* berichtet hatte. Vor allem aber weckte Nr. 215, S. 3 f. *„Die Seute Deern"*, das Paradestück der Bremerhavener Schiffssammlung, für den alten Fahrensmann Heinrich Richter vielfältige Erinnerungen an die Zeit der Segelschiffe.

Erich von Lehe hat zu den „Veröffentl.gen d. Archivs d. Stadt Cuxhaven" als H. 3 (Cuxhaven 1967, Verlag Oliva) ein entzückendes Bändchen beigesteuert, *Schipp op Scharhörn,* das in gut aus Quellen unterbauter Erzählform von der *Strandung eines hamburgischen Schiffes im Jahre 1755* berichtet und hier anschaulich klarmacht, wie damals Strandungsfälle zu verlaufen pflegten, mit Bergung, „Strandlaufen" und Strandraub, „Inquisition" und Verklarung. Listen über die schiffahrttreibende Bevölkerung in den in Frage kommenden Orten, die Berger, die Befrachter ergänzen die quellenmäßigen Unterlagen; Bildtafeln aus alter Zeit helfen die Anschaulichkeit erhöhen.

Verschollen auf See: das ist auf der einen Seite ein aufrüttelnder Alarmruf, auf der anderen der Ausdruck eines erschütternden Verzichtes: trotz aller Nachsuche, über Wochen, Monate, Jahre fortgesetzt, trotz eingehender Nachforschungen in allen zu erreichenden Quellen, keine Spur, die zur Aufhellung einer der angezeigten Schiffskatastrophen geführt hätte. Der Vf. des unter obigem Namen erschienenen Buches (1965 bei Delius, Klasing & Co. in Bielefeld, 628 S. stark und mit vielen Bildtafeln ausgestattet) Alan Villiers, seemännischer Fachmann von Grund auf, hat keine Mühe für das Aufsuchen der besten Quellen des Stoffes gescheut, die zur Hand sein konnten, in 8 Abschnitten Berichte über unaufgeklärte tödliche Schiffsunfälle zusammenzustellen, mit aller fachmännischen Kenntnis ausgestattet. In guter Sprache, von Ulrich Zimmermann aus dem 1955 unter dem Titel *Posted Missing* bei Hoeldes & Stoughtors in London erschienenen Original auch gut übersetzt, ist hier ein ausgezeichnetes Buch entstanden, schlicht und vom Stoff her dennoch mit Spannung geladen. Auch von deutschen Schiffen ist die Rede, etwa von jenem großen Schulschiff der Hapag, „Admiral Karpfanger", das 1938 auf der Rückreise von Australien wahrscheinlich bei der Umrundung von Kap Hoorn spurlos verschwand, von der „Melanie Schulte", einem großen und neuen Hamburger Frachter, der 1953 auf der Fahrt von Narvik nach Mobile ein spurloses Ende fand. Die „København", einer der wenigen Fünfmaster, die überhaupt erbaut worden sind, verschwand ebenfalls auf der Route der Hoorniers, ein Schiff, das nach Meinung des Seemanns eigentlich nicht untergehen konnte. Beim „Admiral Karpfanger" handelte es sich um ein Schiff, einen Schnellsegler, der als „L'Avenir" für die belgische Marine bei Rickmers in Bremerhaven erbaut worden war.

*

„Der Schienenverkehr" ist der Titel einer mit den einfachsten Mitteln hergestellten, aber mit viel Idealismus von den „Freunden des Schienenverkehrs

Bremen" getragenen Zeitschrift, die neben vielen das Gebiet des Technischen streifenden Abhandlungen auch geschichtliche Aufsätze über die Entwicklung dieses Verkehrs enthält. Wir finden im H. Oktober/Dezember 1965 Aufsätze S. 34—35 von Rolf Martens über *50 Jahre Bremer Rangierbahnhof* und S. 53—39 von Hans Vehlber — beide sind Mitglieder unserer Historischen Gesellschaft — über *Die Bremervörde-Osterholzer Eisenbahn.*

Es ist wohl das erstemal, daß nach dem traurigen Ende der Borgwardschen Unternehmungen, wie es hier, in der „Tradition", Zeitschrf. f. Firmengesch. u. Unternehmerbiographie, 11. Jahrg. 1966, S. 90—102, durch Klaus Düvel geschieht, eine kurze zusammenfassende, auf besten Unterlagen beruhende Darstellung über den *Automobilbau in Bremen* gegeben wird. Mehr als ein erster Versuch kann dies natürlich nicht sein; doch ist diese anerkennenswerte Arbeit ein Leitbild, das spätere Bearbeiter des Stoffes, insbesondere des Unterganges der Borgward-Firmen, im einzelnen mit genaueren Daten ausfüllen mögen.

*

In 15 sehr eingehenden Kapiteln behandelt Egon Eichhorn im 76 Bd. der „Nassauischen Annalen" (Wiesbaden, 1965), S. 63—152, die *Topographie der mittelalterlichen Fern- und Landstraßen zum und im Limburger Becken.* Höchst aufschlußreich ist es, was der Vf. über Höhen- und Talwege, ihre Entwicklung, die Bedingungen für ihre „Inbetriebnahme", ihr Mit- und Gegeneinander schreibt; unmittelbar berührt aber werden wir durch das Ergebnis der Forschungen Eichhorns über die Post- und Güterstraße von Mainz über Limburg und Siegen nach Bremen. Indessen kam man erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dazu, hier einen geeigneten Verkehrsweg zu schaffen. So trat im Jahre 1750 im Auftrag der kurmainzischen Regierung der kurmainzische Kommerzienrat Henry Weis aus Limburg an die nassau-oranische Regierung heran, eine neue Post- und Güterstraße von „Maynz, bzw. Franckfurt über Limburg und Siegen nach Westfalen und zu den Stiftern Osnabrück, Münster und Bremen" zu errichten. Es gab behördliche Bedenken; aber schließlich überprüfte 1751 eine berittene Kommission die Strecken und fand zum Teil schwierige Wegzustände. In langen Verhandlungen erwirkte man bei den zahlreichen Kleinstaaten einen Freipaß für den Fuhrmann Joh. Eberhard Ritter, der am 19. Dezember 1751 die Probefahrt — zwei Wagen mit zwei Stückfässern Wein waren es — von Mainz über Limburg, Siegen, Olpe nach Bremen begann. Die Wagen wurden nicht nur von Zoll, Brückengeld und sonstigen Abgaben befreit: darüber hinaus konnten Ritter und seine Pferde vielmehr auch auf der ganzen Fahrt freie Zehrung genießen. Ende Februar 1752 konnte der nassau-oranischen Hofkammer in Dillenburg berichtet werden, das Unternehmen sei erfolgreich verlaufen und die Straße über Gießen, Korbach, Warburg nach Bremen sei für die Zukunft glücklich abgekürzt worden. Hb.

Im 14. Bd.e des „Hessischen Jahrb.s f. Landesgesch.", Marburg 1964, setzt sich Willi Görich in seinem Aufsatz *Hessische Altstraßen um 1600* eingehend mit Herbert Krügers Abhandlung *Hessische Altstraßen des 16. und 17. Jahrhunderts* („Hessische Forschungen", Beiheft 2 d., „Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde") auseinander. Auch hier kommt zum Ausdruck, daß die „Bremer Landstraße" — Marburg, Wetter, Korbach,

Paderborn — zu den großen, mit der Frankfurter Messe verknüpften Fernstraßen gehörte, auf der u. a. Stockfisch, Hering, Butter, Käse, Honig und Leder zur Wetterau gebracht wurde. Im ganzen zeigt der Aufsatz deutlich, welch langwierige Kleinarbeit nötig ist, um zu gesicherten Forschungsergebnissen über das weite Gebiet der alten Heer- und Handelsstraßen, der früheren Höhenwege, der Wasserscheiden und über ihre Bedeutung in verkehrstechnischer Hinsicht zu gelangen. Hb.

*

H. Roessner berichtet im 64. Jahrg., S. 47—53, des „Arch.s f. dt. Postgesch." *Über Postgeschichtliches aus den Herzogtümern Bremen und Verden zur Schwedenzeit.* An guter Ausstattung durch Wiedergabe von Proklamen, Urkunden, Textteilen aus verschiedenen Postordnungen mangelt es nicht; indes berichtet der Text in manchem etwas überschläglich. Wertvoll ist aber die Feststellung, daß die Herzogtümer ein geregeltes Postwesen, in dem auch die Stadt Bremen eine Rolle spielte, erst in der Zeit der Schweden erhalten haben.

Gerhard Tooren erzählt im „Arch. f. dt. Postgesch.", Jahrg. 1964, S. 53—60, auf Grund von Akten des Niedersächsischen Staatsarchivs Oldenburg von *Sicherheits- und Ersatzfragen bei der oldenburgischen Post nach einem Raubmord im Jahre 1799.* Geschehen war dies bei der erst im 18. Jahrhundert entstandenen, zunächst halbprivaten einfachen Botenpost nach Butjadingen und ins Stadland, einer Anschlußlinie an die große Fahrpost von Bremen über Oldenburg nach Ostfriesland. Als hier auf einen der Boten ein Raubmord verübt worden war, wurde das um die Jahrhundertwende zum Anlaß, daß sich die oldenburgische Postverwaltung wie die Regierung bis hin zum Herzog um die Sicherheitsbestimmungen und die etwaige Verpflichtung zum Ersatz geraubten privaten Gutes zu kümmern begannen. Für die Fahrpost von Oldenburg nach Bremen wurde ein besonderer Schutz nicht für nötig gehalten, da sie ihren Bestimmungsort immer noch bei Tage erreichen könne, in Ausnahmefällen auch noch in der Sperrzeit durchs Tor gelassen würde.

Alfred Koch behandelt mit seinen im Jahrg. 1964 des „Arch.s f. dt. Postgesch.", S. 1—46, veröffentlichten Aufsatz über *Deutsche Schiffs- und Seeposten sowie mögliche Briefbeförderungsgelegenheiten nach Übersee* die Schiffahrtsgeschichte und nicht zuletzt die unserer Stadt unter dem im Zusatz zum Thema ausgedrückten besonderen Blickpunkt. Schon mit den „Paketbooten" bremischer Segelschiffsreedereien liegt Bremen weit vorn; die *Ocean Steam Navigation Company* war auch eine wichtige postalische Angelegenheit, und so war es vor allem der Norddeutsche Lloyd, der im Erschöpfen der oben angedeuten Möglichkeiten an der Spitze lag. Ein buntes, vielgestaltiges Bild eines stark auch mit ausländischen Gesellschaften verzahnten Betriebes eröffnet sich dem staunenden Leser dieses auch mit Bildern gut ausgestatteten Aufsatzes.

Theodor Windmann meint in einem kleinen Aufsatz in den „Postgeschichtl. Bll.n ‚Weser-Ems'" Bd. III, H. 4 (1968), S. 92 f., daß es *Luftpost von* deutschen Schnelldampfern schon vor 1900 gegeben habe. Er denkt dabei an die Brieftauben, die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von einigen Schnelldampfern für die genannten Strecken bereitgehalten wurden.

Fritz Tholen ist unermüdlich in der Bereitstellung und Verarbeitung postgeschichtlichen Quellenstoffes in den von ihm herausgegebenen „Postgeschichtl. Blättern ‚Weser-Ems'". In H. 11 von Bd. II schreibt er S. 229—235 über *Die letzte Postdirektorwahl in Bremen 1864,* die auf den bis dahin preußischen Oberpostsekretär Hermann Betge aus Münster fiel, einen angeheirateten Neffen des bewährten Handelsschul-, nachmals Gymnasialdirektors Professor Wilhelm Hertzberg. Da seit 1824 der bremische Postdirektor zugleich Direktor des preußischen Postamtes in Bremen war, bekleidete Betge auch diese Stelle, um nachher auch noch Oberpostdirektor im neueingerichteten Reichspostdienst zu werden, als der er freilich schon 1876 in den Warte- und 1886 in den Ruhestand versetzt wurde. — Aus dem Nachlaß unseres unvergessenen Freundes Christian Piefke veröffentlicht Fritz Tholen an derselben Stelle, S. 242—246, einen sehr aufschlußreichen Aufsatz über *Das Schiffsmeldewesen auf der Unterweser,* der diese für Kaufleute, Reeder, Makler, Schiffsversicherer bedeutsame Einrichtung in ihrem Wandel bis in unsere Tage hinein zeigt. — Herbert Peters macht auf S. 251 f. auf einen als Privatunternehmung entstandenen *„Postführer" für Bremen aus dem Jahre 1891* aufmerksam. Für uns Heutige ist überraschend die Feststellung, daß die Post im Bereiche der Stadt an Werktagen sechs-, an Sonntagen einmal zugestellt wurde. — Die „Postgeschichtl. Blätter ‚Weser-Ems'" haben ihre Ausgabe v. Dezember 1967 (13. Jhg., Bd. III, H. 3) einem Gedenken an die Einrichtung des öffentlichen Fernsprechdienstes vor 90 Jahren gewidmet, S. 59—78 mit einer eingehenden bebilderten Abhandlung von Hans-Harry v. Chamier-Glisczinski *Der Fernsprecher in Bremen.*

Gerhard Toorens Aufsatz über *Die Oldenburger Briefmarken* in den „Postgesch.Bll. „Weser-Ems" vom Januar 1965 (11. Jahrg., II/13) S. 277—281, ist nicht nur seines besonderen Stoffes wegen von Wert, sondern auch durch die hier einbezogene Darstellung der postalischen Beziehungen zwischen Oldenburg und Bremen, wo die Stadtbremische Post die Geschäfte der Oldenburger mitbesorgt hat. — An gleicher Stelle, S. 287, berichtet Wolfgang Giessner über einen *Originalentwurf zu einem nicht herausgegebenen bremischen Freicouvert von 5 Groten* — dem einzigen, der, vom Lithographen Hunckel entworfen, nicht in Umlauf kommen sollte, aber auch dem einzigen, der uns in den Akten erhalten blieb.

*

Über Entwicklung, Bedeutung und Ausdehnung des Augsburger Goldschmiedegewerbes im 18. Jahrhundert, den Höhepunkt seiner Geschichte, berichtet eingehend Sylvia Rathke-Köhl in einer *Geschichte des Augsburger Goldschmiedegewerbes vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts* (Schwäb. Gesch.squellen u. Forschungen, 6. Bd.). Viele strenge Vorschriften, darunter peinlich beachtete hinsichtlich der Güte („Geschaumeister"), sicherten die besondere Qualität der Augsburger Gold- und Silberschmiedearbeiten unter steter Aufsicht der Zunftobrigkeit. Die Schatzkammern des Adels und der Kirchen füllten sich nach den vorhergegangenen Kriegszeiten gerade in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit den Erzeugnissen Augsburger Handwerkskunst. Kunstvolle Erzeugnisse der mannigfachsten Art waren bis Skandinavien, tief nach Rußland, nach Italien und Frankreich,

vor allem über das ganze Bayernland hinweg verbreitet. Im Norden begrenzte eine Linie etwa von Lübeck nach Lüneburg das Absatzgebiet, für das die Silberhändler, Juweliere genannt, durch ihr dichtes Netz von Niederlassungen, über den Besuch der Messen in Frankfurt und Leipzig hinaus, sorgten. Hb.

In den von Walter Hävernick und Herbert Freudenthal als Veröffentlchg. d. Museums f. hamburgische Gesch. herausgegebenen „Volkskundlichen Studien" erschien 1965 als Bd. III die Dissertation von Ulrich Bauche *Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden unter der beiderstädtischen Herrschaft Lübecks und Hamburgs bis 1867.* Hier liegt die sehr minuziöse Darstellung einer der auf engem Raum begrenzt gewesenen, besonderen Volkskunstarten vor, die heute Geschichte geworden sind. Vf. geht, unterstützend auch in einem reichen Anhang, ihrer Entwicklung und Zusammengehörigkeit in der Zeit von 1604—1867, ihrer Auswirkung auf andere Handwerkszweige — Maler-, Schmiede-, Stickereiarbeiten u. a. —, sowohl im weltlichen wie sakralen Bereich — Altäre, Kanzeln, Orgeln u. a. — auf Grund eingehender Sonderuntersuchungen nach. Hb.

Sechsundsechzig Jahre technischen Fortschrittes aus erster Hand wollen *Mager & Wedemeyer* in einer *Chronik dieser Firma aus Anlaß der Eröffnung der neuen Geschäftsräume in Bremen-Hemelingen am 22. März 1965* darstellen. Ein modern aufgemachtes, reich mit Bildern ausgestattetes Büchlein auf Kunstdruckpapier ist daraus geworden, mit verhältnismäßig kurzem begleitendem Text, der indes geschickt Persönliches, Geschäftliches, Allgemeinwirtschaftliches miteinander vereint, Schilderung der Leistung einer Firma, die auf ihrem Gebiete, im Großhandel mit technischen Betriebsmitteln und dann auch Maschinen ohne Zweifel eine der leistungsfähigsten in Deutschland und auch über die deutschen Grenzen hinaus ist.

Zwei Brüder — ein Werk ist der Titel des achten der reizend ausgestatteten Bändchen, mit denen die KSB (Klein, Schanzlin & Becker Aktiengesellschaft) zu Frankenthal/Pfalz Leben und Wirken der ihr angeschlossenen Einzelunternehmungen darstellt. In dem vorliegenden, wie frühere von Gert von Klass verfaßten Bändchen geht es um das Stammwerk in Frankenthal, vielmehr um seine Leitung und Führung durch die beiden Brüder Johannes und Jacob Klein, beschrieben nach den von ihnen hinterlassenen Briefen und anderem persönlichem Schrifttum, das neben dem Geschäftlichen auch das menschliche Verhältnis zwischen den beiden um 24 Jahre im Lebensalter voneinander entfernten Brüdern enthüllt, mit viel Unterschied in den Auffassungen, in einem aber völlig einander gleich: in den Zielsetzungen und in der Fürsorge für das Werk, das zum führenden in Deutschland für die Herstellung von „Armaturen, Pumpen und Filterpressen", um mit einem alten Werbeheft zu reden, in langer Entwicklung wurde und sich, Jahre nach dem Tode der Brüder, auch ein Bremer Werk angliederte, das von Ludwig Bestenborstel & Sohn, das heute im besonderen für die Herstellung von Schiffspumpen, Dampfkesseln und Schöpfwerken eingerichtet ist. Aus diesen Zusammenhängen heraus sollte uns auch das neue Glied in der Kette der kleinen Geschichtsveröffentlichungen des Gesamtunternehmens willkommen sein, unter denen auch ein Beitrag über Bremen und seine Bedeutung für das Gesamtwerk enthalten ist (Vgl. Brem. Jahrb. 49. S. 259 f.).

Karl Schwietert berichtet in den „Hamburg. Gesch.s. u. Heimatbll.", 21. Jahrg. (1964), S. 218 ff., von einer *Schiffszimmererfamilie in Allermöhe,* die an der Doven Elbe ihren Katen mit einem Kohlhof hatte und eine Helling, auf der diese Schiffszimmerleute Jahr für Jahr, über die Jahrzehnte hin bis an unsere Zeit hinan, für den Elbeverkehr benötigte und sich dort gut bewährende Boote baute.

Sozialgeschichte:

Stellung, Aufgaben und Bedeutung des deutschen Hochadels nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts haben sich, wie Hellmuth Rössler in seinem Aufsatz: *Der deutsche Hochadel und der Wiederaufbau nach dem Westfälischen Frieden* (Bll. f. deutsche Landesgesch., 101. Jahrg. — 1965 —, S. 129—146 feststellt, gegenüber der vorhergehenden Zeit wesentlich geändert. War er vor 1618 bestrebt, seine Territorialmacht durch eigene Kraft zu mehren, gründete er fortan seine Stellung auf die Dienste und Leistungen, die er dem Habsburger Kaiserhaus darbrachte. Gegenüber den großen Armeen der Kriegsläufte meistens wehrlos, fand er im Westfälischen Frieden Rettung vielfach durch Interventionen fremder, glaubensverwandter Mächte.

Der neue Palast des größeren Fürsten wurde fortan Lebensmittelpunkt für ihn. Bürgerliche und Geistliche traten in der Mitwirkung bei den Regierungsgeschäften zurück, dafür beriefen nun die größeren Fürsten Männer des deutschen Hochadels um sich. Seine Leistungen im Dienste dieser Fürsten wurden vorbildlich. Lehrmeister war ihm der „Teutsche Fürstenspiegel" des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha. Architektur und Mathematik zogen die Geister mächtig an. Gegenreformation und Calvinismus wirkten sich in Barock und Klassizismus aus. Neben dem Sakral- und Palastbau beeinflußte der Hochadel auch den Städtebau. Sein Verhältnis zu Literatur und Dichtung blieb jedoch zurückhaltend. Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Verfasser von zwei Staatsromanen, blieb unter ihren Förderern allein. Im ganzen haben die ergriffenen Aufgaben und Ziele zu einer neuen Elitebildung des deutschen Hochadels nach 1650 geführt. Hb.

*

Clara Noltenius, die jetzige Leiterin des St.-Catharinen-Stiftes, plaudert in einem kleinen Privatdruck *Aus der Geschichte des St.-Catharinen-Stiftes,* einst Beginenhauses, ansprechend, wenn auch nicht immer mit der gebotenen Durchdringung, stets aber mit viel Liebe. Sie ergänzt ihre Ausführungen mit einem Anhang gedruckter oder faksimilierter Stücke aus dem Leben ihres Stiftes, macht also das Ganze dadurch zu einer Dokumentation über ein bereits vom Mittelalter her überkommenes Stück bremischer Liebestätigkeit.

Zur Erinnerung an eine Feierstunde am 15. November 1966 anläßlich des 90jährigen Bestehens der Bremischen Schwesternschaft vom Roten Kreuz und des Roten-Kreuz-Krankenhauses in Bremen legte W. Jung im November 1967 einen Privatdruck (36. S.) vor, der mit dem Abdruck der bei jener Gelegenheit gehaltenen Reden und Vorträge, insbesondere mit dem *Rückblick und Ausblick* genannten Beitrag Jungs, eine wertvolle Dokumentation zur Geschichte jenes segensreich wirkenden Bremer Privatkrankenhauses darstellt. — Als willkommene Ergänzung dazu mag man die Niederschrift

über die *Feierstunde* nehmen, die *im Rote-Kreuz-Krankenhaus am 5. Dezember 1967 aus Anlaß der Verabschiedung von Dr. med. W. Jung,* ihres bisherigen leitenden Arztes, gehalten wurde. In einem gut ausgestatteten Heft gedruckt, enthält sie die bei der Feier gehaltenen Reden, die in ihrem Inhalt die Geschichte der Anstalt in den Jahren der verdienstvollen Tätigkeit von W. Jung widerspiegeln, wie dies weiterhin durch die von ihm selber anhangsweise gegebenen *Biographischen Notizen* geschieht, man könnte sagen, rechtzeitig vor seinem inzwischen erfolgten Tode.

Geistesgeschichte:
Kirche, Schule, wissenschaftliches und künstlerisches Leben

Magna Moravia: Commentationes ad memoriam missionis Byzantinae ante XI saecula in Moraviam adventus editae (639 S., Prag 1965): Die Philosophische Fakultät der Universität Brünn berichtet in ihrem Band Nr. 102 über Groß-Mähren. In 13 Aufsätzen — teils in französischer, englischer und deutscher, teils in russischer und tschechischer Sprache geschrieben — werden von verschiedenen Verfassern u. a. geschichtliche, architektonische, liturgische, politische Fragen und neue Forschungsergebnisse über das Großmährischen Reich behandelt. Der Herausgeber selbst, Josef Macurek, befaßt sich eingehend mit der byzantinischen Mission der Jahre 863—885 in Mähren und ihren Auswirkungen auf dem Boden der heutigen tschechoslowakischen Republik und im weiteren Europa. Hb.

Hermann Dörries, der Göttinger Kirchengeschichtler, und Georg Kretschmar, sein Hamburger Amtsbruder, haben zusammen zum Ansgargedenken des Jahres 1965 ein feines Büchlein: *Ansgar — seine Bedeutung für die Mission* (Hamburg 1965, August Friedrich Velmede Verlag, 102 S. mit 6 Abb.) herausgegeben, das sich in seinem ersten, von Dörries bestrittenen Teil, mehr mit der Person Ansgars, seiner Herkunft, seinen Lebensumständen, seiner Veranlagung, der Berufung zu seinem Amte, seiner seelischen Haltung und dergleichen, immer im Fortgange zum Missionswerk gesehen, beschäftigt, im zweiten, dem Kretschmarschen Abschnitt mit den kirchlichen Verhältnissen in Nordelbien und in Hamburg, den Wurzeln des hamburgischen Bistums/Erzbistums und seinen nach Bodengebundenheit und Ausgreifen in die Ferne verschiedenen Aufgaben im Auf und Ab der Zeiten. Die Zweiheit von Bistum und Erzbistum und die Dreiheit von Legation, erzbischöflicher Würde und Palliumsverleihung als Zeichen der päpstlichen Sendung sind Begriffe, um die sich Auseinandersetzung und Darstellung drehen, in sehr anregender, indes durchaus wissenschaftlicher Weise mit einem vollen Anmerkungsapparat. Zeiten sind gekommen und gegangen, mit vielfachen Veränderungen: es klingt das vortreffliche Büchlein dennoch mit dem Hinweis aus, als sei von dem Missionsauftrag auch heute noch etwas geblieben.

Über den *Namen Ansgars* verbreitet sich kenntnisreich Willy Krogmann (†) in den „Hamburgischen Gesch.s. u. Heimatblättern" vom Oktober 1965 (21. Jahrg. Nr. 2), S. 221—226. Das Namenwort, *-gar,* wird hier nicht mehr mit *-ger* „Speer" zusammengebracht, vielmehr mit ahd. *garo* „bereit", „fertig", „ausgerüstet". Das mag dahingestellt bleiben. Bei den jeweiligen Namenwörtern dürfen aber, wie ich es von meinem Lehrer Edward Schröder gelernt habe, nicht durch den Kasus ausgedrückte Beziehungen angenommen werden: jedes der Namenwörter steht stammhaft für sich, stellt gewisser-

maßen eine Kostbarkeit dar, die dem Kinde als Geschenk in die Wiege gelegt wird. Wenn dem nicht so wäre, hätten dann Namen wie Gunthild und Hildebrand und noch manche andere überhaupt einen Sinn?

Die gleiche Anmerkung ist zu dem unter dem Titel *Ansgar* geschehenen Abdruck des ausgezeichneten Festvortrages im „Hospitium Ecclesiae", Bd. 5 (1967), S. 7—16, hier im besonderen S. 8, zu machen, den Christel Matthias Schröder für die Bremische Evangelische Kirche in der Oberen Halle des Alten Rathauses in Bremen gehalten hat. Es bleibt zu bedauern, daß es seinerzeit nicht zu einer gemeinsamen Festschrift „Hamburg—Bremen" gekommen ist; aber freuen wir uns dieses nachträglichen Festhaltens der Ehrung auf bremischem Boden. Gegen all diese Gedenkaufsätze ist neuerdings indessen in Betracht zu ziehen, was Richard Drögereit über das Erzbistum Hamburg zu sagen hat.

Im gleichen Bande von „Hospitium Ecclesiae" berichtet auf S. 17—29 (mit 3 Abb. im Text u. 4 Bildt.) Liselotte Thelen über *Ansgar in der Kunst.* Es ist dies eine verdienstvolle Zusammenstellung, mehr darstellend als wertend, zumal sie bis auf das jüngst den Bremern geschenkte Denkmal, der Säule auf dem Platze vor der untergegangenen Ansgarikirche, fortgeführt worden ist. Dabei ist zu bemerken, daß dieses jüngste Denkmal auch weitere Gedenken der untergegangenen Kirche aufnimmt. Ein Wort mehr hätte man gern über Carl Steinhäusers Ansgargruppe auf eben diesem Platze gehört, zumal sie zu einem Anschargedenken, dem tausendjährigen, entstanden war. Besonders erfreulich ist der Versuch, die spätmittelalterlichen Fresken an der Nordwand der alten Kirche, Darstellungen aus dem Leben des Heiligen, zu deuten. Ob bei sorgfältigerem Abbruch der zerstörten Kirche nicht doch das eine oder das andere von ihren allerdings beschädigten Einrichtungsstücken zu bergen gewesen wäre?

Kjell Kumlien veröffentlicht in der schwedischen „Historisk Tidskrift" 1962, S. 249—297, eine in ihren Ergebnissen S. 294—297 auch deutsch wiedergegebene Arbeit *Sveriges kristnande i slutskedet — spörsmal om vittnesbörd och verklighet,* in der es, auch auf Grund neuerschlossener Quellengruppen, darum geht, die Christianisierung Schwedens wie auch die Selbständigkeitsbestrebungen einer schwedischen Kirche gegenüber der dänischen, um es nach Orten auszudrücken: von Uppsala gegenüber dem schonenschen Lund, und damit auch das Verhältnis zum Bereich der bremischen Kirche, zeitlich genauer festzulegen, als das vorher der Fall gewesen ist. Wichtige Entwicklungen in Schweden, wo schon vor dem Ausgreifen der bremischen Kirche von Westen, von den Britischen Inseln her missioniert worden war, spielen dabei eine Rolle. Die Gestalt des Erzbischofs Adalbero, der nur mit zeitweiligem Erfolge die Ansprüche der bremischen Kirche auf den Norden geltend machen konnte, taucht mit Fug in der Darstellung dieser Auseinandersetzung auf, in der es letzten Endes auch um den Missionsauftrag der bremischen Kirche ging.

*

Erich von Lehe weist in einem Aufsatz über *Das Zisterzienserkloster Midlum, 1219—1282,* Jahrb. 46 (1965) d. Männer v. Morgenstern, S. 35—42, dieses später nach Altenwalde verlegten und unter die Botmäßigkeit des

Bremer Erzbischofs kommenden Nonnenklosters mit guten Gründen für die besagte Zeit dem Orden der Zisterzienser zu.

Ingrid Swartling, Stockholm, stellt in einem Aufsatz *Pilger- oder Gefängniszellen in Zisterzienserklöstern,* Greifswald-Stralsunder Jahrb., Bd. 6 (1966), S. 115—124, als Ergebnis von Forschungen und Grabungen in schwedischen und deutschen Klöstern fest, daß die merkwürdigen niedrigen Zellen, die in den Klöstern meist in der Nähe des *auditorium juxta capitulum* gelegen sind, die Karzer der Klöster waren, niemals aber Pilgerzellen. Hb.

*

Johannes-Baptist Schneyer macht in der „Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins", 112. Bd., 2. Heft (1964), unter dem Titel *Eine Sermonesreihe des Konrad v. Soltau (1407), Cod. Vat. Pal. lat. 123,* einige bemerkenswerte Feststellungen zu diesem bedeutenden Manne, nicht nur hinsichtlich der genannten Sermonesreihe, für die er die Verfasserschaft von drei anderen gleichen Namens ausschließt, sondern auch zu seinem Leben als Hochschullehrer in Prag und zeitweiliger Rektor, wie später, 1387—1399, als Hochschulprofessor für Theologie in Heidelberg. Mehrfach in Rom und dort geschickt die Unterstützung des Johann Hus verteidigend, erhielt er 1395 den Verdener Bischofstuhl, dem er das abgetrennte *castrum* Rotenburg zurückgewann. Mit seinen Kommentaren, Traktaten und Sermonesreihen wirkte er theologisch und gesellschaftskritisch. Der Rechtfertigungsprozeß in Rom blieb das Ereignis seines Lebens, von dem auch die Inschrift auf seinem Monument in der Bischofskirche von Verden berichtet. Hb.

Über *Die Wirtschaftsverfassung des Verdener Domkapitels* gibt Johannes Spöhring in den „Rotenburger Schriften", H. 24 (1966), S. 99—102, eine willkommene kurze Übersicht, die im ganzen dem entspricht, was wir von anderen Kapiteln, etwa vom Bremer Domkapitel oder von den dortigen Unterstiftern kennen. Die beherrschende Amtsstelle ist danach die des Propstes gewesen, allerdings mehr in der äußeren Verwaltung des Kapitelgutes, als in der inneren Führung der Kapitelsangehörigen. Leider erfahren wir nicht, ob sich auch hier die Gegensätze zwischen Propst und Kapitel, dessen eigentliche Leitung dann dem Dekan zufiel, so weit verschärft haben, daß es, wie andernorts, zur Trennung von Propstei- und Kapitelgut gekommen ist.

In Nr. 208 der Reihe „Große Baudenkmäler" hat unser Freund Superintendent Walter Schäfer seine eigene Kirche, den *Dom zu Verden,* mit 7 S. Text und 9 S. ausgezeichneten Abbildungen (München/Berlin 1967, Deutscher Kunstverlag) einer Würdigung unterzogen, die sowohl den bau- und kunstgeschichtlichen wie auch den allgemeinen geschichtlichen Gegebenheiten nach dem Stande der neuesten Forschung gerecht wird und eine schöne Morgengabe zu der gelungenen Wiederherstellung dieses alten Gotteshauses ist, eines der ehrwürdigsten und bedeutendsten in Niedersachsen. — Derselbe Vf. hat seine Gemeinde zur Wiedereinweihung ihres gut erneuerten Verdener Domes am vierten Adventssonntag 1966 als Privatdruck im Vorgriff auf eine inzwischen erschienene umfangreichere Darstellung mit einer gut geschriebenen Arbeit über *Eberhard von Holle und den*

Dom zu Verden (Privatdruck, Verden 1966) erfreut, die die große Bedeutung dieser Persönlichkeit ins rechte Licht setzt, des ersten, übrigens mit Zustimmung des Kapitels eingesetzten protestantischen Bischofs von Verden, der gleichzeitig Abt von St. Michaelis in Lüneburg und Bischof von Lübeck war und der Gründer des Verdener Dom-Gymnasiums.

In aller Ausführlichkeit behandelt Sch. diese in den letzten Jahren mit Recht stark in den Vordergrund seiner Forschungen getretene Gestalt in einer als Beiheft zum 65. Bd. des „Jahrb.s d. Ges. f. niedersäch. Kirchengesch." 1967 erschienenen Buchveröffentlichung *Eberhard von Holle, Bischof und Reformator* (192 S., 8 Bildtf, ausführliche Anhänge, u. a. 9 S. Quellen- u. Schrifttum, 38. S. Anmerkungen, 3 S. Namensregister; Verden 1967, Lührs & Röver). *Aus den Quellen dargestellt,* steht im Titel zu lesen, und so sind in die Geschichtserzählung in großer Zahl die dazugehörigen Dokumente eingeflochten. Ob sie nicht auch besser in einem Urkundenanhang zusammengefaßt worden wären? Im übrigen ist es sehr verdienstvoll, diesen bedeutenden Mann, der zu den großen Persönlichkeiten der Reformation in norddeutschen Landen gehört, in seinem Wesen und seinem Verhalten aus seinen Familienzusammenhängen zu erklären, gehörten die Holle doch zu den maßgeblichsten Familien im niedersächsischen Adel, zu jenen, die sich durch ihre Baufreudigkeit in der Weserrenaissance ein über die Zeiten dauerndes Denkmal setzten. Daß solche Bedeutung auch mit anderen, noch weiter ausgreifenden, auch höheren Lebensgebieten durchaus verzahnt war, dafür ist Eberhard das beste Beispiel. Wir begrüßen mit herzlichem Danke die sehr fleißige, bestens aus den Quellenunterlagen gegründete Arbeit Sch.s, wie auch seinen als Manuskript gedruckten Vortrag über *Eberhard von Holle und die Reformation* (8 S., Verden 1967, Lührs & Röver), den er in würdiger Feierstunde am Festabend der Reformation, am 31. Oktober 1967, im Dom zu Verden gehalten hat.

Nr. 4 des 21. Jg.s der „Hamb. Gesch.s- u. Heimatbl." (1966) ist zu einem in seinen Beiträgen anziehend gestalteten Sammelheft über die St.-Katharinen-Kirche in Hamburg geworden, im Hauptteil (S. 274—284) bestritten durch Heinz Stoob mit einem aus tiefer Kenntnis geschöpften, dazu nett erzählten Aufsatz über *St. Katharinen und die Hamburger.* Wieso *Die Störtebekerkrone auf St. Katharinen* gekommen ist, berichtet S. 284f. Hans Neidhöfer, William Gerber (†) S. 285—287 über *St. Katharinen in Hamburg, St. Marien in Zwickau* — beide vom selben Meister erbaut — *und das Grab des sächsischen Dichters Paul Fleming,* des 1640 verstorbenen, nach Hamburg verschlagenen „Deutschen Schwanes".

Hans Wohltmann (†) erzählt im „Stader Jahrbuch" 1965, S. 105—118, *Von der Kirche in Schwanewede, von ihren Geistlichen und ihrem Friedhof,* in feiner Weise Schätze aus eigener liebevoller Erinnerung an das Heimatdorf den Quellenbefunden beimischend. — Im selben Jahrbuch S. 139—141 stellt Angelus Gerken *Betrachtungen über die Gründung der Selsinger Lambertuskirche* an, westfälische Einflüsse dabei aus dem nach Münster weisenden Patrozinium vermutend, ohne sie jedoch zügig beweisen zu können.

Gustav Bodensieck legt eine *Geschichte der Kirchengemeinde Borgfeld* vor, in einem mit hübschen Zeichnungen und guten Bildern aus-

gestatteten, aber leider nur maschinenschriftlich vervielfältigten Heft, das als der erste Teil eines von Wilhelm Dehlwes betreuten Sammelwerkes „Aus der Geschichte Borgfelds" gedacht ist. Wenn keine anderen Möglichkeiten bestehen, muß es eben auch so gehen: es wird dadurch wenigstens eine wertvolle Darstellung, wie sie hier über die Kirchengemeinde Borgfeld gegeben wird, in wünschenswerter Weise verbreitet. Zu einem guten Teile handelt es sich bei dieser Veröffentlichung um Pastorengeschichte, was natürlich Gelegenheit gibt, den Wandel der Glaubens- und Lehrauffassungen darzustellen; doch werden auch die rechtlichen und die Wirtschaftsverhältnisse nicht vergessen. Es ist hier ein guter Anfang einer Ortsgeschichte gemacht worden, die inzwischen erschienen ist, hier aber noch nicht gewürdigt werden kann, weil ein Besprechungsexemplar bisher nicht einging.

Die Baugeschichte der Stiftskirche St. Alexandri in Einbeck von Klaus-Günther Ziegahn, „Studien z. Einbecker Gesch.", (Einbeck 1963), mag nicht nur als gründliche, in der Göttinger Rosemannschen Schule entstandene Arbeit hier angemerkt werden, die ein bedeutendes kirchliches Bauwerk in die allgemeineren Zusammenhänge der baukünstlerischen Entwicklung in Niedersachsen gut einordnet, sondern auch deshalb, weil diese Kirche während des letzten Krieges eine gute Zufluchtstätte für einen Teil unserer aus Bremen ausgelagerten Archivalien gewesen ist. Für die von Erich Plümer, dem Einbecker Stadtarchivar, mit dieser Veröffentlichung begonnene, auch vom Einbecker Geschichtsverein mit getragene neue Reihe der „Studien zur Einbecker Geschichte" bedeutet das Vorlegen dieses Werkes einen guten Anfang.

Martin Luther und die Bauern an der Unterweser ist der Titel eines ohne Verfassernamen und leider auch unvollständig erschienenen Aufsatzes im „Niederdtsch. Heimatbl." (d. „Männer v. Morgenstern") Nr. 190 (Oktober 1965), der in ganz ausgezeichneter Weise die familiären Zusammenhänge unter den Bauerngeschlechtern enthüllt, aus denen die ersten bodenständigen Verkünder des neuen Glaubens im Gebiete rechts der Wesermündung kamen.

Aus der Zeit hansischer Spätblüte vermittelt Kurt Piper in den „Hamburgischen Gesch.s u. Heimatblättern" vom Oktober 1965 (21. Jahrg. Nr. 2), S. 227—239, Nachrichten von der *Kirche der hamburgischen Islandfahrer in Hafnarfjördur,* um so eindrucksvoller für uns, als für Bremen dergleichen Nachrichten fehlen. Oder sollten die Hitland-(Shetland-)Fahrer die Kirche von Unst, wo man zwei ihrer Weggenossen zu verschiedener Zeit in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begrub (Vgl. die Einleitung von Ludwig Beutin zum H. 1. der „Quellen u. Forschungen z. brem. Handelsgesch.", 1937), in ähnlicher Weise besessen haben?

*

Über *Die Kirche in den evangelischen freien Städten Oberdeutschlands im Zeitalter der Reformation* berichtet Bernd Möller, S. 148—162 im 112. Bd. (1964) der „Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins". Für die kirchliche Entwicklung Bremens in der Reformation ergeben sich sowohl aufschlußreiche Parallelen als auch Ergänzungen und Abweichungen. Deutlich wird, daß der

zweite Schwerpunkt der Reformationsbewegung in den freien Städten des deutschen Südwestens liegt; in Städten wie Ulm, Augsburg, Kempten, Kaufbeuren finden sich Keime zur „reformierten" Kirche. Man versucht, das gesamte kirchliche Leben nach den Normen der Bibel umzugestalten. Hierbei dringt überall das betont genossenschaftliche Bewußtsein der spätmittelalterlichen Stadt darauf, als unerträglich empfundene Formen altkirchlicher Einrichtungen und Bräuche abzuschaffen. Dafür sollte die Reformation der Auftakt zu wirklicher kirchlicher und geistiger Erneuerung sein, zum Idealbild einer *civitas christiana* hin. — Die Abschaffung von Klöstern und Ähnlichem führte zu neuer Regelung des Fürsorgewesens. Neue Armenordnungen ergingen, städtische Almosenkassen wurden gegründet. Und alle Macht sammelte sich mehr und mehr beim Rat der Stadt, der auch das Schulwesen neu gestaltete. In Straßburg hören wir zum ersten Male von einem regelrechten Volksschulwesen. Die geistig-ethische Aktivität der Reformationsbewegung führte in den reformierten Städten Südwestdeutschlands zu oberdeutschen Zuchtordnungen, die ihren Ursprung in dem Zürcher Ehegericht von 1525 hatten. Die Erstarkung der politischen Macht des Rates ergab für ihn auch die erfolgreiche Ausdehnung seines Einflußbereiches gegenüber der Kirche. Die Pfarrer sträubten sich sogar nicht, in rechtlicher Hinsicht praktisch Beamte des Rates zu sein. — Die Bürgerschaft dieser Städte wuchs so zu einem großen geistlich-weltlichen Organismus zusammen. Nach außen waren Kirchengemeinde und Bürgergemeinde ein und dasselbe, was aber verständlicherweise Spannungen zwischen den Politikern und der Geistlichkeit, z. B. über Fragen der Sittenzucht, keineswegs ausschloß. — In jedem Falle bekannten sich auch die Oberdeutschen zum *sola fide* als der Grundlage der Reformation. Ihre Auswirkung hatte die oberdeutsche Reformation über das Genf Calvins vor allem nach Frankreich, in die Niederlande und in die angelsächsischen Länder. Hb.

Auch aus bremischer Sicht vermag die *Nassau-Oranische Kirchenordnung aus der Zeit des Übergangs vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis im 16. Jahrhundert* — besprochen von Hugo Grün und im Wortlaut abgedruckt in den „Nassauischen Annalen", 76, S. 153—167 — Aufmerksamkeit zu erwecken, handelt es sich doch um eine Bewegung, die in manchem der in Bremen parallel läuft. Wahrscheinlich ist dies die lange vermißte Agende von 1573, die von Graf Johann VI., seit 1566 überzeugtem Kalvinisten, gefördert, die Reste alter kirchlicher Gewohnheiten, die bis 1572 lutherisches Gepräge trugen, mit dem Ziel beseitigte, Gleichheit der Zeremonien zu erreichen. In den nordöstlichen Gebietsteilen des nassauisch-oranischen Besitzes wurde sie 1575 erneuert, den kirchlichen Handlungen zugrundegelegt, jedoch nicht ohne ausdrücklich zu bestimmen, daß es bei dem Augsburger Bekenntnis bleibe, wie auch der lutherische Katechismus weiterhin gelten solle. Aber erst mit der Annahme des Heidelberger Katechismus fand die calvinische Reformation hier ihren Abschluß. Hb.

Daß in Fürstenhäusern, die als Vorkämpfer der Reformation in Deutschland galten, Rücktritte zum alten Glauben erfolgt sind, ist kein einzeln dastehender Fall. Recht tragisch aber mutet der an, der uns aus dem Hause Nassau-Dillenburg oder in Fortsetzung Nassau-Siegen berichtet wird, aus dem Hause letzthin, das in Wilhelm dem Schweiger gegen die Spanier den großen Wahrer calvinischen Kirchentums in den Niederlanden gestellt hat.

Karl Wolf berichtet im 76. Bd. der „Nassauischen Annalen" (1965), S. 182 bis 191, über *Die Konversion des Grafen Johann des Jüngeren von Nassau-Siegen,* Enkels des glaubensstarken Grafen Johann des Älteren von Nassau- Dillenburg und Sohnes Johanns des Mittleren von Nassau-Siegen, der für sein dem reformierten Glauben anhängendes Fürstentum die Nachfolge eines katholischen Herrschers gern verhindert hätte; alle Versuche, den in fremdem Heeresdienst zu Ansehen und Vermögen gekommenen Sohn, dem es um Ehre und Macht ging, zum eigenen Bekenntnis zurückzubringen, schlugen aber fehl, und auch die Zusage, sich bei späterer eigener Herrschaft aller Rekatholisierungsversuche zu enthalten, wurde nur mangelhaft erfüllt. Hb.

Die Teilnehmer an den verschiedenen Studienfahrten der Historischen Gesellschaft in den Niederlanden haben immer wieder gehört, welche bedeutende Rolle Willem der Zweiger, Wilhelmus von Nassauen, für die Gründungsgeschichte des heutigen niederländischen Staatswesens gespielt hat. Sie im besonderen seien hingewiesen auf die bedeutsame, zu einem Vierhundertjahrsgedenken der niederländischen Revolution rechtzeitig erschienene Veröffentlichung von Helmut Cellarius über *Die Propagandatätigkeit Wilhelms von Oranien in Dillenburg 1568 im Dienste des niederländischen Aufstandes* im 79. Bd. der „Nassauischen Annalen" (1968) S. 120 bis 148, die den Oranier in einer anderen als der politischen und militärischen Rolle zeigt, als Mann nämlich, der die Feder sehr wohl zu führen wußte, wohl mit Vorbedacht, aber auch mit aller Schärfe, die seine Zeit zu bieten hatte. Diese Schriften, über die eine ausführliche Liste angefügt ist, zeigen den inneren Wandel seiner Persönlichkeit zur befreienden Tat, einen Wandel auch in bekenntnismäßiger Hinsicht, seine kleine nassauische Stadt aber als Mittelpunkt eines diplomatischen Spieles kaum vorher geahnter Größe.

Ein bewegtes Bild der regen diplomatischen *Beziehungen zwischen Hessen-Kassel und den Vereinigten Niederlanden während des Dreißigjährigen Krieges* — durch über 350 Quellennachweise belegt — zeichnet Louise van Tongerloo, Utrecht, in dem 14. Bd. des „Hessischen Jahrb.s f. Landesgesch." (1964), S. 199—270. Erbschaftsstreit und Religionszwiespalt hatten die beiden hessischen Linien auseinandergetrieben, so daß sie in den entgegengesetzten Lagern des großen Krieges standen. Diplomatische Beziehungen mit Den Haag, dem *commune theatrum totius Europae,* zu pflegen, lag der einen Seite immer sehr am Herzen. Auf der anderen Seite bedrängte das kaiserliche Wien seine Widersacher; so mußte schließlich Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, veranlaßt durch den Druck der Völker Tillys im Jahre 1627, abdanken. L. van Tongerloo zeichnet das vielfältige, verschlungene und langwierige Gewebe des Hin und Her von Briefwechsel, Gesandtschaften, Besuchen zwischen Hessen-Kassel und den Generalstaaten, die sich auf Verwandtschaft und gemeinsamen reformierten Glauben stützten — Angelegenheiten, die am Rande auch Bremen berühren. Im Zuge dieser Entwicklung kam nach dem kaiserlichen Sieg bei Nördlingen von 1634 ein Bündnis zwischen Frankreich und den nördlichen Niederlanden zustande, und der Landgraf von Hessen-Kassel (nun Wilhelm V.) gelangte in den Genuß von 80 000 Gulden Subsidien. Mit dem Rückzug des hessischen Heeres von 10 000 Mann nach Ostfriesland erklärten sich die Generalstaaten einverstanden. Wilhelms V. Familie zog nach Bremen, er selbst mit seinen Truppen nach

Ostfriesland. Den Vergleich, der am 23. September 1637 in Leerort zwischen Ostfriesland und Hessen zustande kam, befürworteten die Generalstaaten. Die zur Witwe gewordene Landgräfin Amalie Elisabeth konnte ihren Wohnsitz in Delfzijl, später in Groningen nehmen, ehe sie 1640 nach Kassel zurückkehrte. Hinsichtlich des Verbleibs, dann der allmählichen Verminderung der hessischen Einquartierung in Ostfriesland kam es immer wieder zu Zwischenlösungen, wie überhaupt Kontributions- und Zollstreitigkeiten ständiger Teil der hessisch-niederländischen Beziehungen sind. Schließlich führte das Vordringen der kaiserlichen Truppen über Meppen nach Norden, wobei die restlichen noch im Lande befindlichen hessischen Truppen überrumpelt wurden, zu e i nmütiger Bitte der Hessen und Ostfriesen an die Generalstaaten um Hilfe. Im Ergebnis brachte die immer wieder gezeigte Hartnäckigkeit der Landgräfin Anna Elisabeth dieser durch den Frieden von Osnabrück den Großteil ihrer Vorkriegsbesitzungen zurück und verbriefte die Gleichberechtigung des reformierten Glaubens mit dem lutherischen. Aber erst im August 1650 zogen die letzten hessischen Truppen aus Ostfriesland wieder ab. Hb.

Eigentlich gehört es noch in die bremische Kirchengeschichte hinein, was Johannes Göhler im „Jahrb. d. Männer v. Morgenstern" 47 (1966), S. 191—201, über *Die Entstehung des Simultaneums an der Kirche zu Ringstedt 1694—1706* schreibt. Nur einige der alten Kirchengemeinden in der früher bremischen Herrschaft Bederkesa haben ihr reformiertes Kirchentum von der bremischen Landesherrschaft her gehalten — Inseln im Meere des andersgläubigen Landesherrentums in Bremen-Verden; in einer, zu Ringstedt, sind nach langen Mühen und schweren Auseinandersetzungen die Reformierten neben den Lutherischen anerkannt geblieben, weil ihnen eine politische Notwendigkeit zu Hilfe kam: die Sorge der schwedischen Landesherren um die Carlsburg an der Wesermündung und um die Heranführung der dazugehörigen Bevölkerung, wobei man auch an Reformierte, u. a. an die französischen Glaubensflüchtlinge dachte. — Der Aufsatz über *Pastor Paul Geyser in Ringstedt (1857—1861),* den Johannes Göhler zum Jahrb. 46 d. „Männer vom Morgenstern" (1965), S. 123—139, beisteuert, ist nicht nur lebensgeschichtlich von Wert, sondern ebenso als Beitrag zur Kirchengeschichte des Gebietes der alten bremischen Herrschaft Bederkesa, von wo aus die Gemeinde Ringstedt, wie die zu Holssel und die zu Lehe, das reformierte Bekenntnis zum Teil bewahrt hat. Aber diese Gemeinden waren als solche der Diaspora immer vom Untergange bedroht. Der aus der Schweiz stammende Pastor Geyser suchte einen festeren Zusammenschluß zu schaffen, dem auch die reformierten Gemeinden in Blumenthal und Neuenkirchen angehören sollten, Verhältnisse, wie sie für diese erst neuerdings im Rahmen der Bremischen Evangelischen Kirche geschaffen wurden und vorher in der reformierten Kirche Nordwestdeutschlands in Leer. Der Erwecker solcher Haltung ist Paul Geyser gewesen, ein großer Bußprediger schweizerischer Herkunft, der hernach in der reformierten Gemeinde Elberfeld gewirkt hat.

*

Hugenottenforschung

Einer der erfolgreichsten Erforscher der mit dem Thema der Glaubensflüchtlinge zusammenhängenden Fragen ist Wilhelm Beuleke in Thiede bei Braunschweig. Wir dürfen ihn besonders nennen, weil er seine

erste größere Forschung auf diesem Gebiete in Bremen geleistet hat, in den Jahren vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges mit seinem Aufsatz über *Herkunft und Berufe der Hugenotten in Bremen,* Brem. Jahrb. 38, 1939. Aus der Fülle seiner Aufsätze in den letzten Jahren sei auf das folgende aufmerksam gemacht:

Wilhelm Beuleke ist nach wie vor emsig tätig, Zeugnisse für die Geschichte der auf deutschem Boden in reformatorischer und nachreformatorischer Zeit angesiedelten Glaubensflüchtlinge aus dem Westen Europas zu sammeln, zu ordnen und forschend zu durchleuchten, so in einem kurzen Beitrag im „Deutschen Waldenser", Neue Folge 87 (Dezember 1964), mit einem Beitrage *Waldenser bei den Hanauer Wallonen zu Gast* und in einem anderen in der „Dtsch. Zeitschr. f. Familienkunde" (1964), S. 416—421, mit einem Aufsatz über *Die Hugenottengemeinde Prenzlau.* Dabei wird insofern ein neuer Blickpunkt in die Forschung hineingetragen, als es sich hier um eine Gemeinde handelt, deren Mitglieder schon anderenorts, in der in Auseinandersetzungen bereits geübten Pfalz seßhaft und wirksam gewesen und von dorther mit all dem bekannt geworden waren, was für ein Gedeihen in deutscher Umgebung notwendig gewesen war.

Mit seinen *Studien zum uckermärkischen Refuge und zur Stammheimat seiner Mitglieder,* veröffentlicht in der „Genealogie", Bd. 7, 14. Jahrg. (1965), S. 593—606, schneidet Wilhelm Beuleke nicht nur ein von ihm vorher nur in jenem Aufsatz über die Prenzlauer Hugenotten beackertes Arbeitsfeld an. Eine systematische Erfassung dieses von hugenottischen Flüchtlingen und von anderen, die gemeinhin mit ihnen zusammen genannt werden, gern aufgesuchten Auffanggebietes ist hier aber zunächst nicht beabsichtigt, vielmehr will der Verfasser von seiner großen praktischen Beschäftigung mit diesen Forschungsanliegen her *entstellte Herkunftsvermerke in den Matrikeln sowie Leseirrtümer und Mißdeutungen von Herkunftsnamen im Schrifttum als Fehlerquelle der Heimatstatistik* aufdecken und dabei beispielhaft nach verschiedenen Richtungen hin zeigen, wie leicht sich Fehler bei Deutung eines Matrikeleintrages einschleichen, wie andererseits aber auch geglückte schwierige Deutungen sehr häufig gleich einen ganzen Bezirk von Namen durchleuchten können. So ist diese Arbeit für jeden nützlich zu lesen, der sich mit hugenottischen oder ähnlich gerichteten und gearteten Amtsbucheintragungen beschäftigt.

In den Mittelpunkt seiner Forschungen um die Glaubensflüchtlinge hat B. *Die Hugenottengemeinde Braunschweig* gestellt, die nächstgelegene von seiner heutigen Wirkungsstätte. Ihr widmet er im „Braunschweig. Jahrb.", Bd. 46 (1965), S. 24—77, einen vierten zusammenfassenden Aufsatz, nachdem drei Teile an gleicher Stelle in Bd. 42—44 (1961—63) erschienen sind. Die Braunschweiger Gemeinde ist eine „Großstadt"-Gemeinde mit an sich loserem Zusammenhang, die deshalb aber ein gutes Abbild der Gesamthugenottenschaft gibt. Es geht nunmehr, nachdem noch einmal klar herausgestellt wurde, was alles unter dem Begriff „Hugenotten" zusammenläuft, um die berufsmäßige Gliederung und die örtliche Herkunft der Glieder der Gemeinde. Da zeigt sich, daß in erster Linie an die zahlreichen Flecken und Landstädte in der französischen Provinz zu denken ist, die ehemals Hochburgen der calvinistischen Bourgeoisie waren. Bei der Bremer Gemeinde liegen übrigens

die Dinge ähnlich wie in Braunschweig. Was den Beruf betrifft, hatten die Hugenotten starke Stellungen im Gewerbe; sie standen hier, da der Zunftzwang sie nicht behinderte, in der ersten Reihe des Fortschritts. Stark waren sie auch im Binnen- und vor allem im Außenhandel dank ihrer weltweiten, in der Auswanderung geschaffenen Verbindungen.

Gewissermaßen die Summe seiner bisherigen landschaftlich weitverzweigten Bemühungen zieht dieser Meister der Hugenottenforschung in seinen in den „Geschichtsbll. d. deutschen Hugenotten-Vereins" als H. 3 im XVI. Zehnt (1966) erschienenen *Studien zum Refuge in Deutschland und zur Ursprungsheimat seiner Mitglieder,* in denen er, wie er mir selber schrieb, „eine in jahrzehntelanger Forschertätigkeit gesammelte Erfahrung und Routine investiert" hat. Es kehrt da manches wieder, was er abschließend in seiner großen Arbeit über die Braunschweiger Hugenottengemeinde (s. o.) niederlegte. Aber alles ist hier auf die soeben angegebenen Leitgedanken zugespitzt, so daß in der Tat ein Arbeitsbuch für den entstanden ist, der an diesen Forschungsstoff und Forschungskreis hinankommt. Es sind gegen die früheren Arbeiten auch noch manche zusammenfassende Abschnitte hinzugekommen, so daß das Buch gleichzeitig hervorragende Nachschlagemöglichkeit bietet. Weil dies gewiß häufig geschehen wird, hätte man ihm eine bessere Aufmachung wünschen mögen, als sie dem Deutschen Hugenotten-Verein zu geben offenbar möglich war. Daß er überhaupt das Erscheinen möglich machte, ist wegen der Bedeutung des Buches dankbar anzuerkennen.

Ähnliche, das Methodisch-Praktische der Hugenottenforschung betreffende Ausführungen hat B. um diese Zeit mehrfach veröffentlich, so in dem Aufsatz *Hugenottenforschung im Gebiet der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Kassel* in der „Hessischen Familienkunde", Bd. 7 (1965), Spalte 226—235.

Was Wunder, daß auch das als Sonderheft „Hugenottenforschung" gestaltete Heft 28 des „Archivs f. Sippenforschung", 33. Jahrg. (November 1967), S. 221—300, von Wilhelm Beuleke einen Beitrag dieser Art erhalten hat, seinen ausführlichen Bericht über *Eine lebhaft sprudelnde Fehlerquelle der Hugenottenforschung,* wobei im Untertitel gleich deutlich gesagt wird, um was es sich handelt, nämlich um einen mit vielen praktischen Beispielen ausgestatteten Lehrbeitrag *Von der Gleichsetzung urkundlicher Heimatbelege mit den althergebrachten Landschaftsbezeichnungen und den heutigen Ortsnamen.* Hinzuweisen wäre im gleichen Heft, S. 241—246, auf den die Werte solcher Forschung grundsätzlich beleuchtenden Einleitungsaufsatz von Friedrich Ebrard (Luzern) über *Das Flüchtlingsschicksal der Hugenotten in der Sicht unserer Zeit* und S. 251—267 auf die *Einführung in Wege und Probleme der Hugenottenforschung* von Helmut Cellarius, die neben anderem eine wohlgelungene Übersicht über Quellen und Schrifttum, systematisch nach Ländern und Forschungsstätten geordnet, enthält.

Eine der letzten, mehrfach fortgesetzten Veröffentlichungen B.s, „Archiv f. Sippenforschung", H. 23 (1966), S. 588—593, u. H. 24, S. 681 f, stellt *Die Neu-Isenburger Stadtgründer* dar, in der Form einer Kritik an früherer Veröffentlichung einer Liste hugenottischer Flüchtlinge, die 1699 die ersten Einwohner dieses Ortes waren und damit als Gründer angesprochen werden konnten. Eine erste gereinigte Liste beschließt den Aufsatz in H. 24, um sich weiterhin unter Gruppierung in „Stammpersonal" und „Passanten" fortzu-

setzen in H. 25, S. 35—41, H. 26, S. 116—121, während i. H. 27, S. 208—212, Zusammenstellungen nach anderen Lebensumständen gibt und die Arbeit in H. 28 (1967), S. 300—303, ihren Abschluß mit Zusammenstellungen über *Die Heimatzugehörigkeit der Hugenotten* findet. Als Summe vieljähriger Forschungen wird hier, unter Herausheben der Gemeinsamkeiten, aber auch unter Herausarbeiten von Unterschieden der Versuch der Gruppierung und der Typisierung gemacht. Bremen wird dabei unter die „echten", d. h. südfranzösisch bestimmten Réfugiés-Kolonien gerechnet, wo diese Glaubensflüchtlinge als „ökonomische Avantgarde" in einem „merkantilistischen Experimentierfelde" gewirkt haben.

Anhangweise sei auf einen vom gleichen Vf. geschriebenen, in der Zeitschrift „Der deutsche Hugenott", Nr. 4 des 30. Jahrg.s (Dezember 1966), S. 101—110, veröffentlichte Aufsatz über *Die Glorieuse Rentrée* der durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes vertriebenen Waldenser in ihre heimatlichen Täler aufmerksam gemacht. In der Schweiz hatten sie für einige Jahre Zuflucht gefunden; aber es zog sie zurück in die Heimat in den Kottischen Alpen. Was hier in fast aufregender Weise darüber erzählt wird, ist das Heldenlied eines Heerhaufens von etwa 1000 Mann, der sich unter entschlossener Führung durch Henri Arnaud nicht nur gegen vielfache Übermacht auf seinem Kriegszuge, die genaue Kenntnis der Örtlichkeit ausnutzend, behauptete, sondern sich auch wieder ansiedelte, als durch eine politische Schwenkung des Landesherrn, des Herzogs von Savoyen, die Gelegenheit dazu gegeben war.

Hingewiesen sei schließlich noch auf einen Aufsatz B.s in der Zeitschrift „Der deutsche Hugenott", 30. Jahrg. (1966), Nr. 3, S. 66—74, in dem *Die brandenburgischen und die niedersächsischen Kolonielisten* miteinander verglichen werden, jene aufgestellt von Richard Béringuier in Berlin, wesentlichen eine Zusammenfassung von Listen der um 1700 entstandenen Einzelkolonien, und diese von B. selber. Sie ist in manchen der älteren überlegen, genauer in der Zuweisung der Herkunft und in vielen Einzeldaten, wenngleich die ältere viel umfangreicher als die niedersächsische ist. Da Brandenburg unter einem starken reformierten Fürsten das Hauptauffanggebiet für die Glaubensflüchtlinge war, ist die größere Zahl leicht einzusehen. — Dasselbe gilt für das brandenburgisch gewordene Magdeburg: Die dortige Pfälzer Kolonie ist 1914 von Ralph Meyer in Listenform in einem „Bürgerbuch" erfaßt worden, das Wilhelm Beuleke in seinem Aufsatz *Das Bürgerbuch der Pfälzer Kolonie zu Magdeburg* in der gleichen Zeitschrift, 31. Jahrg. (1967), S. 34—45, einer eingehenden Kritik unterzieht, dabei für sein eigenes Vorhaben aber auch manche nützliche Ergänzung findet.

*

Zur Geschichte der Problematik der sogenannten „Lobetage" sei auf den Aufsatz von Bernhard Suin de Boutemard *Der erste lutherische Erzbischof und der Bremervörder Lobetag von 1575 — Versuch einer theologiegeschichtlichen Interpretation* —, Stader Jahrb. (1965), S. 67—74, hingewiesen. Er hängt, wie anderenorts auch, mit dem Überstehen eines großen Unwetters zusammen und ist von dorther mit tätigen Dankespflichten verbunden, hier mit der Unterstützung eines wahrscheinlich schon von Erz bischof Johann Slamstorf Anfang des 15. Jahrhunderts gestifteten Hospitals.

In der „Interpretation" klingt der Dank für die reformatorische Erneuerung, im übertragenen Sinne gleichfalls aus einem Unwetter heraus, mit an. Nach dem letzten Kriege wurde ein Lobetag hier wieder eingeführt. Hingewiesen sei indes auf einen aus alter Zeit heraus entstandenen, noch heute gefeierten Lobetag, den zu Langwedel/Daverden, wo bei der jedesmaligen Feier alte Brandberichte vorgelesen werden.

Daß Bremen sehr viel fromme und christliche Einwohner hat und überhaupt der Volkscharakter feiner und gesitteter ist als in anderen großen Handelsstädten und daß dies besonders den vortrefflichen Predigern zuzuschreiben ist, welche die Stadt von jeher hatte und hat, ist einem Bericht Heinrich Jung-Stillings über seinen Aufenthalt in Bremen im Jahre 1798 zu entnehmen, den Günter Schulz in seiner aufschlußreichen Arbeit über *Meta Post im Briefwechsel mit Lavater (1794—1800), mit Bemerkungen über Jung-Stillings Aufenthalt in Bremen (1798)* mitteilt, „Jahrb. d. Wittheit zu Bremen", Bd. 7 (1963), S. 153 ff. Der veröffentlichte „Briefwechsel fällt in eine Zeit der Krise des alten reformierten christlichen Glaubens" und gehört der geistigen Situation des ausgehenden 18. Jahrhunderts an, „für die das Gefühl einer zunehmenden Bedeutungslosigkeit des Unterschiedes zwischen den Konfessionen charakteristisch" ist. Mit dem Aufsatz *Lavater, seine Gegner und seine Freunde, neue Briefe von und nach Bremen 1785—1794,* Bd. 8 (1964), S. 117 ff, setzt Günter Schulz seine verdienstvollen Forschungen zur Frömmigkeitsgeschichte Bremens in der Zeit der vordringenden Aufklärung mit ihrer Rationalisierung der Theologie fort. Wff.

Im Hinblick auf die von Jung-Stilling genannten „vortrefflichen Prediger" in Bremen und im Zusammenhang mit dem Eindringen des Rationalismus in das kirchliche Leben Bremens gegen Ende des 18 Jahrhunderts sei auf die Abhandlung von Wilhelm van Kempen über *Die Korrespondenz des Detmolder Generalsuperintendenten Ewald mit dem Fürsten Friedrich Franz von Anhalt-Dessau 1790—1794/1798,* „Lippische Mittlg. aus Gesch. u. Landeskunde", 33. Bd., (Detmold 1964). S. 135 ff, aufmerksam gemacht. Johann Ludwig Ewald war von 1796 bis 1805 Pastor an St. Stephani in Bremen und lebte hier „in einem kleinen, aber auf einen Punkt konzentrierten Kreise" (a. a. O., S. 176, Brief aus Bremen vom 18. Mai 1798), womit der um Senator Arnold Deneken sich sammelnde Kreis von „Schulreformern" gemeint ist. Wff.

Wer ein Bild bewegten inneren Lebens, von Streitfragen über Sinn und Aufgaben innerer und äußerer Mission, dabei auch vom Verhältnis von Staat und Kirche im Hinblick auf die Gestaltung der Missionsgesellschaften und von organisatorischen Kämpfen innerhalb der evangelischen Kirchen, auch von Stellung und Wirkung der evangelischen Kirchentage im 19. Jahrhundert gewinnen will, findet manche Unterrichtung in dem in Bd. 45 der „Zeitschr. d. Vereins f. lübeckische Gesch. u. Altertumskde." veröffentlichten Aufsatz von Horst Weimann über *Alexander Michelsen, Prediger an St. Jakobi in Lübeck, und Johann Hinrich Wichern vom Rauhem Haus.* In zahlreichen vertrauten Briefstellen eines jahrzehntelangen Briefwechsels sind diese Fragen eindrucksvoll angesprochen, ähnlich wie in Wicherns Briefwechsel mit Treviranus in Bremen. Hb.

*

In Walter Kaufmann's *Nachrichten über die Orgelbauten des Berndt Huesz und anderer Meister im nordwestfälischen Grenzraum* in den „Osnabrücker Mitteilungen", Mittlg. d. Vereins f. Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück, 72 Bd. (1964), S. 54, wird als in der Pfarrkirche zu Diepholz tätig gewesener Orgelbauer Heinrich Wilhelm Eckmann (1711—1777) aus Quakenbrück genannt: sein Hauptwerk ist die Stephani-Orgel in Bremen.

*

Daß sich in den Zeiten von Renaissance und Humanismus geistige Zusammenhänge über weite Räume erstrecken, beweist nach dem Aufsatz von Georg Schiffauer: *Ein Sohn des Kolumbus in Nürnberg — Ein Beitrag zu den Beziehungen zwischen Nürnberg und dem spanischen Humanismus,* Mittlgen d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, 53. Bd. (1965), S. 60—68, die Tatsache, daß sich heute noch rund 300 Bücher, die Fernando Colon — 1490 in Cordoba geborener unehelicher Sohn von Christoph Kolumbus und der Beatriz Enriquez de Harana — im Dezember 1521 und Januar 1522 in der Freien Reichsstadt Nürnberg kaufte, in der nach ihm benannten Bibliotheca Colombina in Sevilla befinden. Schon 1502 hatte ihn der Entdecker-Vater auf seiner vierten, letzten Seereise mitgenommen. Über Pagendienste am Hofe Isabellas später in persönliche Nähe Karls V. gekommen und Begleiter zu Krönung in Aachen, galt seine ganze Leidenschaft den Wissenschaften, wie Kosmographie, Nautik, Mathematik. Die von ihm persönlich angelegte Bibliothek, mit Vielfalt der Sprachen und des Inhalts, brachte es auf über 15 000 Bände. Seine genauen handschriftlichen Eintragungen — z. B.: *hoc opusculum perlegi nerumberge 20 decembris 1521* — über Ort, Preis und Zeit seiner Bücherkäufe lassen seinen Reiseweg über Flandern nach Deutschland und nach Nürnberg verfolgen. Hb.

*

In der „Wissenschaftl. Zeitschr. d. Universität Rostock", Jahrg. XIII (1964), Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, S. 239—249, kommt Karl Friedrich Olechnowitz in seinem Aufsatze über *Die Universität Rostock und die Hanse* zu dem Ergebnis, daß diese die wirtschaftliche und die politisch-soziale Grundlage für das Bestehen der Universität als geistig-wissenschaftlicher Einrichtung gelegt und zugleich den Raum abgesteckt habe, innerhalb dessen die Universität wirksam werden konnte. Rostock sei die wichtigste Hochschule des hansischen Bürgertums gewesen, stellt O. fest, „auf der vornehmlich Söhne des hansestädtischen Patriziats ihre akademische Bildung empfingen". Die Feststellung stimmt für die Zeit nicht mehr, als durch die Annahme eines mehr oder weniger calvinischen Bekenntnisses die Niederlande und auch bestimmte Bezirke Westdeutschlands, so auch Bremen, ausschieden (Vgl. darüber des Berichterstatters Arbeit über *Das Gymnasium Illustre zu Bremen in seinen landschaftlichen und personellen Beziehungen,* Bremen 1962). Immerhin kam Nathan Chytraeus 1593 aus Rostock nach Bremen als Rektor der Bremer Schule, die allerdings noch nicht, wie O. es annimmt, das Gymnasium Illustre von 1610 war. — *Über die Universität Helmstedt,* die in ihren Blütezeiten auch von Bremen aus häufiger besucht wurde, schreibt Marta Asche in der Akademischen Monatsschrift „Der Convent", Mai-Heft 1964 (Jahr 15, S. 111—115), zur 24. (in Helmstedt abgehaltenen) Deutschen Studentenhistoriker-Tagung (1964) nur kurz und gestrafft, aber für den beabsichtigten Zweck, eine erste Einführung zu sein, begrü-

ßenswert und gut geeignet. — Marta Asche setzt ihre sehr anerkennenswerten Arbeiten zur Hochschul- und Studentengeschichte im 47. Bd.e des „Braunschweig. Jahrb.s", S. 52—124, mit einer auf sehr eingehenden und genauen Forschungen beruhenden Abhandlung über *Das Konvikt an der Universität Helmstedt* fort. Es handelt sich um einen gemeinsam genossenen Studentenfreitisch, von dem zuständigen Landesfürsten eingerichtet und aufrechterhalten, um dem akademischen Nachwuchs in seinem Lande zu dienen. Es verdient höchste Anerkennung, mit welchem Fleiß hier der umfangreiche Quellenstoff, vor allem im Niedersächsischem Staatsarchiv Wolfenbüttel, aufgearbeitet wurde, aus der Sache heraus in bezug auf Stiftung und Aufnahmebedingungen, auf die Finanzierung, vor allem aus altem Klostergut, und die Verluste, die dabei im Laufe der Zeit, nicht zuletzt durch ungünstige Zeitläufe, eintraten, bis hin zu den Änderungen, die kurz vor Aufhebung der Universität nötig wurden und zur Einrichtung von Einzeltischen führten. Angehängte Listen unterrichteten über den Umfang des zur Ausstattung des Konvikts gehörigen Gutes im einzelnen. Natürlich ist auch über die Organisation dieser alten *mensa* viel gesagt, über das Inspektorat, das oft, aber nicht immer, durch den Vicerektor ausgeübt wurde, über die Wirtschaftsführung und die Ökonomen, als welcher sich bald nach Begründung des Konvikts auch einmal ein Bremer, von dem in Bremen sattsam bekannten lutherischen Eiferer Tilemann Heshusius, damals Professor in Helmstedt, empfohlen, bewarb; Erich Speckhans (in Bremen heißt die Familie Speckhan), der aber weder den Zuschlag erhielt, noch in bremischen Quellen nachzuweisen ist. Über die Konviktoristen, ihre Zahl, ihre Herkunft, wird ausgiebig gehandelt, und es geht dabei keineswegs mit trockener Aufzählung zu. Vielmehr weiß die Vf.in das alles zu einem recht lebensvollen Bilde alten Studentenlebens zu gestalten. Ein Bremer, Julius Heinrich Spall, hat sich einmal so ungebührlich betragen, daß ihm der Freitisch entzogen wurde, und dabei wird ihm folgendes Zeugnis ausgestellt: „Ein homo pessimus" sei er gewesen, so wird es ihm bescheinigt, „potator enormis, grassator nocturnus periculosus et bipedum nequissimus". Wer nach Unterlagen für eine Studie über Helmstedter Studentenleben sucht, überhaupt für das Studentenleben jener Zeit: in dieser ausgezeichneten Arbeit findet er sie in großer Fülle. — Im „Braunschweigischen Jb.", Bd. 45 (1964), S. 71—91 veröffentlicht Marta Asche eine sehr fleißige Arbeit über den *Akademischen Senat und die studentischen Verbindungen an der Universität Helmstedt im 18. Jahrhundert.* Sie kommt zu studenten- und allgemein kultur- und geistesgeschichtlich sehr wertvollen Feststellungen, die, aus den schwer lesbaren Universitätsakten heraus gewonnen, den im Grunde doch vergeblich gebliebenen Kampf der Professorenschaft gegen das damals natürlich im Gewande jener Zeit aufklärerisch, wohl gar freimaurerisch und dann empfindsam einher schreitende Studententum beinhalten. Man könnte manche Parallele mit heute ziehen, wo das Für und Wider studentischer Verbindungen bis weit in die Öffentlichkeit hinein erwogen wird. Hat Marta Asche aus ihren Studien zur Geschichte der Helmstedter Universität, vor allem dabei zur Studentengeschichte, bereits manche gute Arbeit geliefert, so überrascht sie in Bd. 46 des „Braunschweigischen Jahrb.s" S. 104—124 mit einer neuen über *Das Verhältnis der Helmstedter Bürger zu den Studenten der Universität im Spiegel herzoglicher Verordnungen des 18. Jahrhunderts.* Es geht dabei um ein Doppeltes: um das Kreditnehmen von Studenten (und entsprechend das Kreditgeben an sie) und die daran zu knüpfenden Bedingungen, die sich, dem Unterschiede der Zei-

ten entsprechend, anders geben als sie heute aussehen, und um den vom Gründer der Universität, Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, angeregten, wirtschaftlich aus den Aufkünften zweier Klöster lebenden Studentenfreitisch für 144, natürlich mehr oder weniger unbemittelte Studenten. In beiden Fällen ging es um Änderung der ursprünglichen Einrichtungen und dabei um ein neues zeitgemäßes Gewand, wobei die wirtschaftlichen Bestrebungen der Helmstedter Bürgerschaft einigermaßen im Gegensatz zu dem stehen, was mit den alten Verordnungen und Stiftungen beabsichtigt war. Die beiden tüchtigen kleinen Arbeiten sind für jeden von Wert, der sich über studentisches Leben früherer Jahrhunderte unterrichten will.

Josef Polisensky, Direktor des Historischen Instituts der Karlsuniversität in Prag, sei hier mit zwei schon vor einigen Jahren erschienenen Arbeiten nachträglich auch deshalb gern angeführt, weil er zu den Männern gehört, denen wir die Rückgabe des Meinertschen Manuskriptes für die Neuherausgabe der ältesten Bremer Stadtchronik verdanken. Die eine, als kurze Zusammenfassung, in der „Wissenschaftl. Zeitschr. d. Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftl. Reihe", Jahrg. VI (1956/1957), S. 207—213, erschienen, betrifft *Comenius und seine Zeit* und soll nach dem Untertitel *Neue Wege zur Erkenntnis des Lebens und Wirkens von Comenius* zeigen, also nicht nur den großen Pädagogen, nicht nur den Bischof der böhmisch-mährischen Brüder, nicht nur, was hier indes besonders hervorgehoben wird, den Kämpfer für sein heimatliches Volkstum, vielmehr in seiner Person eine Zusammenfassung aller dieser Anliegen, wobei nach seinen jeweiligen Lebensumständen und -schicksalen und nach vorherrschender Richtung seiner Betätigung eine Periodisierung auf drei Lebensabschnitte versucht wird. Ergänzend hinzuweisen wäre dazu auf die Arbeit von Alfred Schmidtmayer über *Die Beziehungen des Bremer Gymnasium Illustre zu J. A. Comenius und den mährischen Brüdern* im Brem. Jahrb. 33 (1931), S. 305—347, und auch darauf, daß die von Comenius verfolgten irenischen Bestrebungen zu eben der Zeit in Bremen eine gute Stätte gehabt, ihren Ausdruck sogar in dem sinnbildhaften Schmuck der Schauseite des Bremer Rathauses aus derselben Zeit bekommen haben: vgl. Adolf Börtzler in den „Brem. Weihnachtsbll.", H. 13 (1956), vor allem S. 12 f. — Die zweite Arbeit unseres Vf.s, erschienen in der „Wissenschaftl. Zeitschr. der Friedrich-Schiller-Universität Jena", Jahrg. VII (1957/1958), S. 441—447, betrifft Geistesgeschichtliches eigentlich nur am Rande, wenn sie von *der Universität Jena und dem Aufstand der böhmischen Stände in den Jahren 1618—1620* berichtet; sie hat in der Hauptsache das Eintreten thüringischer Fürsten, insbesondere der weimarschen, für die Sache des böhmischen Aufstandes zum Gegenstande, wobei die lutherische Universität Jena entgegen der Auffassung in Wittenberg einer Unterstützung der doch dem Calvinismus nahestehenden Aufständischen das Wort redet, wie sie dann auch durch ihre Landesfürsten in die Tat umgesetzt wurde.

In den „Hamburg. Gesch.s. u. Heimatbll." (1964), S. 173—179, erzählt Josef Gierlinger *Die* (ergötzliche) *Geschichte der Doktorpromotion des Johann Peter Menadie zu Altona,* eines Schuhmachers, der durch den Vertrieb der von ihm selber erstellten „Altonaischen Wunder-Kron-Essenz" zu Wohlstand gekommen war und nun seinen Namen gern mit dem Doktortitel geschmückt hätte. Er hat dieses unter Mithilfe akademischer Kreise tatsächlich

erreicht, durch eine 1774 in Greifswald *in absentia* vorgenommene Promotion, seinen Titel dann aber auf den Widerstand der Altonaer Ärzteschaft hin wieder abgesprochen bekommen.

Die Beziehungen Bremens zu der Universität Duisburg erhellen aus einem unter doppelter Verfasserschaft, der von Lothar Przybylski und Tusnelde Forck, stehenden Beitrag zum „Hospitium Ecclesiae", Bd. 5 (1967), S. 30—71. Pr. berichtet über Gründung und Geschichte dieser Hochschule, die erst gegen mannigfache hindernde Einflüsse zu einer dem reformierten Bekenntnis zuzurechnenden Hochschule werden konnte und die deswegen auch von Bremen aus seit Mitte des 17. Jahrhunderts gern aufgesucht worden ist und ebenso in Professorenaustausch mit der bremischen Schule stand. Zu den von Pr. festgestellten Namen bringt die bremische Vf.in dankenswerte lebensgeschichtliche Daten bei, wie sie ähnlich in der jetzt vorliegenden Veröffentlichung der Bremer Matrikel enthalten sind, nur daß dies in der hier angezeigten Arbeit noch ausführlicher geschieht.

*

Hans Wohltmann (†), ein Meister des kurzen und trefflichen Lebensbildes, hat schon als Schüler besonders gern Lebensbilder und Lebenserinnerungen gelesen, nach eigenem Geständnis in seinem Aufsatz *„Das Königliche Dom-Gymnasium in Verden, 1899—1905"*, „Stader Jahrb." (1966), S. 27—54. Hier handelt es sich um Erinnerungen an seine alte Schule, an ihre Lehrer, an die alte Bischofstadt und an das Leben, das sich in ihr abspielte, als Schülerleben hier gesehen, von dem er plaudernd berichtet, wobei aber in der Rückschau des gereiften Pädagogen neben der Begeisterung die Kritik nicht fehlt, an Schuleinrichtungen und an Menschen.

Erich von Lehe schildert aus Anlaß eines Treffens seiner früheren Schulkameraden in der von ihm bekannten liebenswerten Art in einer als Sonderdruck erschienenen Festansprache seine Schul- und Ausbildungszeit — als Erinnerung und Besinnung eines Abiturienten von 1914 — nicht schlechthin, sondern mit der gezielten Frage: *Was bedeutet uns unsere gymnasiale Schulzeit?* Das Ganze ist ein schönes Abbild der Schulverhältnisse von damals, die uns hier besonders angehen mögen, weil es sich um das Bremerhavener Gymnasium handelt.

*

Vom Namen Schloß Morgenstern schreibt Gert Schlechtriem im „Niederd. Heimatbl." Nr. 205 (Januar 1967), S. 1. f., bisher darüber geäußerte Vermutungen zusammenstellend, daß es nicht Hermann Allmers, wohl aber Friedrich Tewes, der Wurster Pastorensohn und nachmals in Hannover ein bekannter Förderer heimatlicher Bestrebungen, gewesen sein könne, der diesen Namen aufgebracht habe, natürlich im Gedenken an die Zwingburg des Erzbischofs Christoph, deren Namen nachher auf den an dieser Stelle entstandenen Heimatbund übertragen wurde.

Wer sich an die 1939 von Karl Kurz veröffentlichte Schrift über *75 Jahre Naturwissenschaftlicher Verein* erinnert, jenen Beitrag *Zur Ge-*

schichte der Naturwissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert, der in den Weiten und Tiefen allgemeineren Geschehens, Forschens, Denkens Vereinsgeschichte an ihren wichtigsten Nährquellen erleben läßt, der wird es sehr bedauern, daß nicht Zeit gefunden wurde, sie in dieser Weise bis zum Hundertjahresgedenken weiterzuführen. So ist es keine Geschichtserzählung, die in der Festschrift *100 Jahre Naturwissenschaftlicher Verein zu Bremen, 1864 — 17. November 1964,* (Bremen 1964, Privatdruck) geboten wird, mehr vielleicht eine Sammlung von Quellenstücken, gut nach Gruppen geordnet — Urstoff, der noch geformt, zusammengefaßt werden müßte, in einer Arbeit, die wohl mehr dem Historiker als dem Naturwissenschaftler liegt, einmal allerdings bereits bei einem solchen, bei Franz Buchenau zum 25. Jahre des Bestehens des Vereins gut gelingen konnte, weil er auch von der Geschichte her zu denken gewohnt geworden war. Wir wollen aber keineswegs gram sein, uns vielmehr freuen, daß dieser Quellenstoff fein säuberlich aufgeschichtet wurde, des endgültigen Bearbeiters gewärtig. Thorwald Krukows Arbeit sachlicher Ordnung ist also keineswegs überflüssig gewesen; im Gegenteil verdient sie ob ihrer Klarheit und Übersichtlichkeit alles Lob. Eine kleine Bemerkung zu S. 12 sei allerdings angefügt, die nämlich, daß der „obere Saal der abgetragenen alten Börse", in dem die Gründungsversammlung tagte, in der Vorgängerin des am Markt in den sechziger Jahren erbauten Börsengebäudes zu suchen ist, also in dem Haus auf dem heutigen Liebfrauenkirchhof, das von dem Hugenotten Broëbes errichtet wurde. An die Mitteilung von der staatlicherseits geschehenen Stiftung eines Preises für naturwissenschaftliche Heimatforschung sei die Frage geknüpft ob es die geschichtliche Heimatforschung nicht verdient hat, in gleicher Weise bedacht zu werden.

Mit dem 105. Bd. der „Veröffentlichungen d. Naturforschenden Gesellsch. Emden" (1965) mag auch einmal eine naturwissenschaftliche Zeitschrift unter den geschichtlichen Veröffentlichungen erwähnt sein: erstens, weil die Zeitschrift damit nach 30jähriger Pause bekundet, daß sie noch lebt, zum andern, weil dies eine Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Gesellschaft ist, und zum Dritten und Wichtigsten, weil sie auch in ihrem Inhalt das Geschichtliche weitgehend berührt. Enthält dieser Band doch, kultur- und wissenschaftsgeschichtlich wertvoll, die Festrede von Franz Terveer *150 Jahre Naturforschende Gesellschaft Emden,* sowie den Festvortrag von Wolfgang Hartung über *Helgoland — merkwürdigste Insel der Nordsee,* der diese Merkwürdigkeit nicht nur vom Bodengeschichtlichen her begründet, sondern auch mit dem gestaltenden Eingreifen des Menschen in geschichtlicher Zeit. *Der Küstenschutz nach der Februarflut 1962 — Erkenntnisse und Folgerungen,* die Johann Kramer in seinem Aufsatze zieht, sind gleichfalls durch der Geschichte entnommene Vergleichsstoffe unterbaut.

Nr. 60 der „Nachr. d. Olbers-Gesellschaft" in Bremen vom 11. Oktober 1964 ist ein Jubiläums- und Sonderheft, das ausschließlich von *Mondkarten* handelt, aus Anlaß der Herausgabe der großen Mondkarte von Philipp Fauth zur Vierzigjahrfeier der Sternwarte der Gesellschaft. Mit dem Zeitalter der Weltraumfahrten und der Möglichkeit der Herstellung von Lichtbildern wird die Zeichnung von Mondkarten auf Grund visueller Beobachtung ihr Ende finden; um so mehr ist es zu begrüßen, daß die ausgezeichnete, in jahrzehntelanger Arbeit gegen viele Widerwärtigkeiten hergestellte

Karte Fauths nunmehr veröffentlicht worden ist — als sinnvolle Jubiläumsgabe der durch sie geehrten Gesellschaft. Gerade in Bremen scheint sie am Platze zu sein, ist doch gerade in unserem nordwestdeutschen Bereich die Mondkunde — „Selenographie" — durch die Arbeit eines der ersten großen Liebhaberastronomen, durch den Oberamtmann Hieronymus Schröter in Lilienthal, entscheidend vorangebracht worden. Einzelaufsätze geben in dem vorliegenden Heft über die Tatbestände guten Aufschluß, zusammenfassend von Paul Ahnert *Zur Geschichte der visuellen Mondbeobachtung,* im einzelnen von Horst-Burkhard Brenske über *Johann Hieronymus Schröter, Schöpfer der Selenographie,* fast ergreifend zu lesen von Hermann Fauth über seinen Vater *Philipp Fauth und seine große Mondkarte,* dazu von Günter D. Roth über *Fauths Mondkarte und die visuelle Mondbeobachtung.* — Nr. 67 (vom 15. Dezember 1966) der „Nachrichten d. Olbers-Ges. Bremen" ist als *„Schröter-Sonderheft" aus Anlaß der Einweihung der Heimat- u. Schröter-Gedenkstube in Lilienthal* erschienen und damit dem Gedenken des Oberamtmanns Johann Hieronymus Schröter gewidmet, der als Liebhaberastronom, wie sein Zeitgenosse Olbers, großes Ansehen genoß und ein Förderer des jungen Bessel war.*Der Amateur von Lilienthal* heißt er S. 5—8 in einem Beitrage von Horst-Burkhard Brenske, der ihm angesichts der Schwierigkeit der äußeren Bedingungen für seine wissenschaftliche Arbeit das verdiente Lob zollt, während Dieter B. Herrmann aus bisher unbekannten Dokumenten S. 9—12 über *Bessels Weggang aus Lilienthal und sein Verhältnis zu Schroeter in späterer Zeit* berichtet.

Zweimal hat Herbert Abel in der letzten Zeit das Leben und Wirken Hugo Schauinslands, des früheren bedeutenden Direktors des heutigen Bremer „Überseemuseums" dargestellt: in der Festschrift für Hans Jessen *(Symbola Hans Jessen oblata),* erschienen als Nr. VII der Beihefte zum „Jhb. d. Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau" unter der Schriftleitung von Günter Schulz (Würzburg 1967, Holzner Verlag), hier S. 1—19, und in den neuentstandenen „Veröffentl. aus d. Überseemuseum in Bremen", Bd 2, H. 1, S. 19—43, in Teil 1 seiner *Beiträge zur Geschichte des Überseemuseums. Das museale Schaffen Schauinslands* ist hier nach dem Titel des ersten dieser Beiträge das besondere Anliegen. Was in jener Lebensbeschreibung gebotenermaßen nur anklingen konnte, sein Wirken für die Um- und Ausgestaltung der von ihm 1887 übernommenen Sammlungen zu dem lebensvollen Museum, als das es sich heute darbietet, kann hier in breiterer Ausführlichkeit behandelt, durch die dem Aufsatze folgenden Beiträge unterbaut und in der weiteren Entwicklung angedeutet werden. Dabei handelt Vf. Teil 3 über *die Anfänge der völkerkundlichen Abteilung (1808 bis 1891),* für die auch die Historische Gesellschaft wie der Naturwissenschaftliche Verein in den ersten Jahrzehnten ihrer Entwicklung tätig gewesen sind. Der Schlußpunkt dieser Entwicklung ist die Angliederung der hierher gehörenden Gegenstände aus der großen Handelsausstellung bei der Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung des Jahres 1890, was nachmals der Pflege der Handelskunde besonderen Auftrieb gegeben hat. Als kleine Besonderheit mag erwähnt werden, daß Vf. in Teil 2 auf *Ein Lüderitz-Dokument im Archiv des Überseemuseums* hinweist: die Verpflichtung des Steuermanns Steingröver auf dem Lüderitzschen Schiff „Meta", des mit Lüderitz Umgekommenen, zu Sammeltätigkeit für das Museum: die Unterzeichnung des Vertrages liegt noch vor Schauinslands Tätigkeit. Daß in seinem Museum die Handelsbedeutung Bremens so kräftig betont wurde, ist

sehr wesentlich sein Verdienst. Zweierlei sollte dies Museum sein: wissenschaftliche Forschungsanstalt und mit seiner Schausammlung Volksbildungsstätte. Es wurde zu einer wahrhaft großen Einrichtung.

Die „Hannoverschen Gesch. Bll." sind in ihrer N. F., Bd. 19, H. 1—3 (1965) eine von Herbert Mundhenke besorgte Festschrift *Hundert Jahre Zoo Hannover 1865 bis 1965,* eine kleine Sammlung von Aufsätzen, wobei der Herausgeber selber als tragende Abhandlung S. 3—194 den *Zoologischen Garten im Wandel der Zeiten* zeigt. Hervorzuheben wären S. 265—283 aber auch die Ausführungen von Hermann Ruhe sen., bekannt als Besitzer der Alfelder Tierhandlung wie auch des hannoverschen Zoo, über den *Tierhandel einst und jetzt,* zu beachten auch deshalb, weil neuerdings auch Bremen Berührung mit derart gerichtetem Handel bekommen hat.

*

Ludwig Wolffs Abhandlung über *Arnold Immessen,* über *Bedeutung und Stellung seines Werks in der Geschichte der geistlichen Spiele,* erschienen als Bd. 2 der „Studien z. Einbecker Geschichte" (1964, vgl. S. 379), die als Gabe auf der vorletzten Jahresversammlung des „Vereins für niederdeutsche Sprachforschung", der Einbecker von 1965, verteilt wurde, ist nicht nur eine treffende Schilderung und Würdigung dieser Dichtung und, soweit es möglich ist, des Dichters, vielmehr bedeutsam auch als Charakterisierung der realistischen Art der mittelniederdeutschen Dichtung wie ihrer auf Verwendung im Gottesdienst gerichteten praktischen Benutzbarkeit, die man auch bei anderen dahingerichteten Dichtungen in der Zeit des Überganges zu den neuen Lebensformen des Reformationszeitalters feststellen kann.

Hingewiesen sei auf eine neue Ausgabe von Hauffs *Phantasien im Bremer Ratskeller,* die erste seit dem hundertjährigen Gedenken an des Dichters frühen Tod in Bremen wieder veranstaltete. Als schmales Bändchen sehr gefällig ausgestattet und von einem der besten Kenner des Ratskellers, seiner Geschichte, seiner Eigenarten, von Hanns Meyer eingeleitet, ist diese Ausgabe zu einem wahren *Herbstgeschenk des Weines* geworden. Indes ist es schade, daß es zu früh kam, um für die Einführung noch die Kritik verwenden zu können, die neuerdings Willy Krogmann an der im ganzen ausgezeichneten Deutung der Begebenheiten durch Heinrich Tidemann, der Meyer in seiner Einführung in der Hauptsache folgt, geübt wird, in seiner im vorigen Bande des Bremischen Jahrbuches S. 176—200 erschienenen Arbeit *Das kleine Liebesabenteuer eines Schwaben in Bremen.* Auch die als „Bremisches Weihnachtsblatt" (Nr. 11, 1959) erschienenen Briefe der Sophie Gildemeister hätten als ein bremischer Beitrag zur Klärung der Frage nach der großen Liebe genannt werden können, die der Dichter in Bremen gefunden hatte.

*

Der falsche Drucker A. G. W., den Rolf Engelsing im „International Library Review and Ifla-Communications-Fiab — ‚Libri' " —, Copenhagen 1964, Bd. 13, S. 170—174, zum Gegenstand einer kurzen, aber anregenden Betrachtung macht, war nach bisheriger, von Johann Focke geprägter Auffassung der Urheber der ältesten, seit 1525 in Bremen entstandenen Drucke, dessen wahrer Name sich hinter jenen niemals zufriedenstellend aufgelösten „Initialen" verbergen sollte. E. vertritt die Meinung, daß es sich hier um die Anfangsbuchstaben eines Leitspruchs handelte, wie ein solcher nachmals von Bremer Druckern oftmals verwandt wurde. Im vorliegenden Falle möge er „Allein Gott weiß" oder „Alles nach Gottes Willen" bedeuten.

Eine schöne Begleitmusik zur Tausendjahrfeier 1965, insbesondere zu ihren „Schwedentagen",war eine von der „Gesellschaft für deutsche Presseforschung" in Bremen im Focke-museum vom 1. Oktober bis zum 3. November 1965 veranstaltete Ausstellung, die zwei Abteilungen bot: *Die Anfänge der europäischen Presse,* eine Ausstellung der Kgl. Bibliothek Stockholm, und *Die Entwicklung der Bremer Presse,* dargeboten von der Staatsbibliothek Bremen. Wenngleich von der bremischen Geschichte her dieser zweite Teil unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen durfte, so gab doch auch die allgemeinere Ausstellung der Schweden sehr willkommene Anschauung und Einsichten, so die allerdings sehr einfache, daß wir die Bremer Entwicklung um so besser verstehen, wenn wir die allgemeinere kennen. Die Ausstellungen waren gut vorbereitet und mustergültig aufgebaut und geleitet. Der sehr ansprechende Katalog hat entsprechend zwei Verfasser, Folke Dahl von der Universitätsbibliothek in Lund, einen in der internationalen Presseforschung sehr bekannten Gelehrten, und Walter Barton von der Bremer Staatsbibliothek, in deren Namen Direktor Rolf Kluth ein Geleitwort geschrieben hat. — In Bd. X des „Jahrb.s d. Wittheit z. Bremen, 1966, S. 23—32, macht Elger Blühm, dem die Bremer Presseforschungsstelle in Nachfolge von Lutz Mackensen untersteht, mit *Alten Frankfurter und Kölner Zeitungen in Bremen* bekannt, seltenen Stücken, die über die Ereignisse vom Winter 1620 auf 1621 berichten. Von den zehn Frankfurter Stücken galten fünf bisher als verloren, während die beiden Kölner die bisher ältesten dort beheimateten sind. Auf uns nach Bremen gekommen sind sie, weil sie sich in den in unsere Stadt geretteten Sammlungen Goldasts von Haiminsfeld befanden. — Derselbe Vf. hat in der „Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch.", Bd. 53 (1967), S. 69—78, einen Aufsatz über *Christian Friedrich Weichmann, Redakteur des „Schiffbeker Correspondenten"*, veröffentlicht, des Vorläufers des rühmlichst bekannten, bis in unsere Zeit hinein erschienenen „Hamburger Correspondenten". Weichmann war eine edle, an Lessing gemahnende Gestalt, die tapfer das Recht eigener Meinung vertrat.

Wenn Rolf Engelsing im „Arch. f. Gesch. d. Buchwesens", Bd. V, Lfg. 3/4= Sp. 849—956, über *Zeitung und Zeitschrift in Nordwestdeutschland 1800—1850* und dabei im besonderen über *Leser und Journalisten* schreibt, so hat er dabei in weitem Maße seine Vaterstadt Bremen im Sinn, ohne daß es dabei natürlich ausbleiben kann, daß auch die Verhältnisse in ihrer Nachbarschaft in den Kreis der Betrachtung und der Beurteilung gezogen werden, schon um für die bremische Spielart das richtige Maß im Urteil zu bekommen. Es gibt wohl nur wenige Arbeiten, die dieses für die politische wie für die Geistesgeschichte, überhaupt für bremische Art und damit auch für die Volkskunde bedeutungsvolle Gebiet so anregend und aus solch überlegener Schau behandeln wie dieser große Überblick über viele fleißig gesammelte Einzelzüge, die hier zu einem vortrefflichen Ganzen zusammengefügt werden. Das betrifft sowohl das rein Tatsächliche in der Entwicklung dieser Presse wie die Personen, die als Gebende oder als Nehmende in Betracht kommen: die Leser im einzelnen wie in ihren Gruppenbildungen und dann natürlich die Herausgeber der Zeitungen, deren Redakteure und deren Beiträger, kurzum, in weiterem Verlaufe den Stand der Journalisten, wie er sich mit den politischen Umsetzungen, besonders nach den revolutionären Bewegungen der Jahrhundertmitte, klarer herausbildet als in den Jahrzehnten vorher. Dabei wird der große Hintergrund im Geistigen wie im Politischen niemals vergessen, und das gibt den Zusammenhalt, der das Gesamtwerk zu einem gelun-

genen Ganzen macht. Als kleine Einzelheit darf vielleicht hinzugefügt werden, daß nach dem letzten Kriege der Verleger und Bibliophile Hans Kasten eine umfassende Auswahl aus den Schriften Friedrich Wagenfelds vorbereitete, aber nur seine „Volkssagen" herausbringen konnte. Das andere kam über vorbereitende Zusammenstellungen nicht hinaus. Im übrigen ist dieser feine Aufsatz die Fortsetzung früherer Veröffentlichungen des Vf.s, der über *Die periodische Presse und ihr Publikum — Zeitungslektüre in Bremen von den Anfängen bis zur Franzosenzeit* und ebenso der anderen, noch etwas weiter zurückliegenden über den *Bürger als Leser — Die Bildung der protestantischen Bevölkerung Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert am Beispiel Bremen,* beide erschienen im „Börsenblatt des deutschen Buchhandels" 1962 und 1960 (Vgl. die Hinweise im Brem. Jahrb., 47. Bd., S. 284, 48. Bd., S. 427, u. 49. Bd., S. 249). Nun fehlt noch die Fortsetzung bis in unsere Tage hinein: Wir würden dann eine Gesamtgeschichte des Bremer Zeitungswesens besitzen.

Als *Versuch einer imaginären Ausstellung mit zehn Schaukästen* stellt Rudolf Schenda seinen Aufsatz *Kleinformen der Trivialliteratur aus sechs Jahrhunderten* in den „Beiträgen z. deutschen Volks- u. Altertumskde.", 10, 1966, S. 51—66, vor. Es ist erstaunlich, wie weit der Umkreis dieses Volksschriftums ist, wie alt auch und wie es sich unter kulturellen und anderen Einflüssen wandelt. Gewiß ließen sich auch viele Beispiele aus Bremen beibringen: man müßte nur einmal wirklich forschen.

*

Ein Büchlein *„Hundert Jahre Praeger & Meier in Bremen, 1864—1964",* hätte kein Berufenerer schreiben können als Fritz Piersig. Denn es sollte gleichzeitig ein *Beitrag zur Musikgeschichte einer deutschen Stadt* sein, wie der Untertitel vermeldet. Da ist in der Tat niemand so gut zu Hause wie der Vf. dieses Büchleins. Sehr gewissenhaft hat er die ihm bestens bekannte allgemeine Entwicklung bereichert durch Sonderstudien, die in gleicher Weise Personen- und Firmengeschichtliches, auch Allgemeintopographisches umfaßten und vor allem das Musikgeschichtliche, das sich auf das von ihm in diesem Jubiläumsheft behandelte Unternehmen bezieht. Nimmt man dazu, daß ihm auch die Gabe lebhafter Schilderung und sprachlicher Gestaltung zu Gebote steht, so kann man ihm und der von ihm in ihrer Geschichte behandelten Firma bestätigen, daß hier ein Büchlein von hohem Reize entstanden ist, das uns vom Besonderen einer Firma her Bremens Musikleben während des letzten Jahrhunderts in seinen allgemeinen und seinen ortsgebundenen Zügen anschaulich erleben läßt.

Die St.-Petri-Domgemeinde hat zur Einweihung ihrer Bachorgel (Sonntag, 20. Februar 1966) eine 35seitige Festschrift herausgegeben, die über den eigentlichen Anlaß hinaus für die bremische Musikgeschichte von Bedeutung ist, weil sie in der zweiten Hälfte eine wertvolle Studie des bremischen Musikwissenschaftlers Fritz Piersig enthält, eine *Kleine bremische Orgelkunde.* Die Studie beschäftigt sich mit Orgelbau und Orgeln in Bremen von der Reformation bis zur Gegenwart in einem Überblick, der durch beachtenswerte Bilder und Faksimiles wesentlich bereichert wird. Der Verfasser macht deutlich, daß Bremen schon zur Schnitgerzeit an Aufgeschlossenheit für die Königin der Instrumente sehr wohl mit den hansischen Schwesterstädten wetteifern konnte, wenn auch deren allgemein musikgeschichtlicher Rang höher war als der bremische. Mit der Bachorgel des Domes wurde den schon vorhandenen wertvollen Orgeln unserer Stadt ein kostbares Instru-

ment zugesellt, das mit den anderen berufen ist, für den hohen Stand der heutigen bremischen Kirchenmusik zu zeugen. Die Lektüre der „Kleinen bremischen Orgelkunde" läßt den Wunsch aufkommen, aus der Feder ihres Verfassers eine größere bremische Musikgeschichte zu erhalten. E.

Es ist kaum schon Geschichte geworden, im ganzen fast noch Gegenwart, was Hans Stephan in H. 4 der Sammlung „Bremensia", Veröfftlchg. d. Archivs „Deutsche Musikpflege" in Bremen (1965, Lippstadt, S. 52) unter dem Titel *Musikpflege im Gebiet Weser-Ems seit 1945* darbietet. Hätte man die Stadt Bremen hinzugenommen, würde das den Rahmen des Buches gesprengt haben. So ist die Darstellung, auf die übrigen größeren Städte des Gebietes beschränkt, in einem ersten Teile auf Oldenburg, Delmenhorst, Wilhelmshaven, wobei auch Bremerhaven nur Wunschbild und damit ausgelassen bleibt, im zweiten den namhaften Städten unter 50 000 Einwohnern zugewandt, so Aurich, Norden, Emden, Leer, Jever, Lingen, Nordhorn, Nordenham, Brake, Varel, Cloppenburg, Vechta. Das Ganze ist eine schätzenswerte Gesamtaufnahme dessen, was sich in diesem Raume in den Jahren nach dem letzten großen Kriege — also immerhin geschichtlich — auf dem Gebiete der Musikpflege getan hat, wobei auch manche schöne Leistung zu verzeichnen war.

*

Hans Zöllners *Reise in die Gotik* (Leipzig 1966, Prisma-Verlag, 239 S., mit vielen Abb. auf Tafeln und im Text) ist nicht nur eine kunstgeschichtliche Arbeit, vielmehr ist es für die Spätzeit des Mittelalters ein breitausgeführtes kulturgeschichtliches Gemälde, in dem die Erscheinungsformen der Kunst als Höhepunkte herausragen, im Wort beschrieben oder im Bilde gezeigt. Daß auch bremische Stücke dabei sind — das Kreuzgewölbe im Nordschiff des Domes, die untere Rathaushalle, der Koggen — sei gern hervorgehoben.

Hans Wohltmann, unser leider verstorbenes Ehrenmitglied, bewies im Bande 1964 des von ihm herausgegebenen „Stader Jahrb.s" wiederum eine fast jugendliche, aber mit der Erfahrung des Alters gepaarte Begeisterungsfähigkeit für alles von der Heimat umschlossene Gute und Schöne. Ein Meisterstück ist S. 15—18 sein Gedenkaufsatz *Zur 75jährigen Wiederkehr der Gründung der Worpsweder Malerkolonie,* wo er, mit Unterstützung eines Anhanges bisher unveröffentlichter Briefe, weitgehend aus eigenem Erleben, von eigenen Freundschaften berichten kann, bis zu dem Worpswede unserer Tage. Einige Namen hätten wir ergänzend zu nennen: den von Frau Eugenie Garvens, der kürzlich verstorbenen Gattin von Hans Saebens, die als Schriftstellerin hervorgetreten ist, und dann den der beiden Schwestern Wencke aus Bremerhaven, die zu den Ältesten gehören, die nach Worpswede gekommen sind, stark heimatgebundene Menschen von der Wasserkante, von denen Clara, die Jüngere, als Porzellanmalerin tätig gewesen ist, während Sophie, die Ältere, mit starkem Empfinden für leuchtende Farben Bilder aus dem Moor und von der Weser malte, so wie sie es von ihrem Meister Mackensen gelernt hatte. Man vergleiche zu diesem schönen Wohltmannschen Aufsatz das, was Bernhard Kaufmann, derselbe, der in Worpswede eine schöne Schau der Bilder der alten Worpsweder eingerichtet hat, in den „Mittlg. d. Stader Gesch.- u. Heimatvereins", 39. Jahrg. (1964), S. 97 bis 100, unter dem Titel *Die Worpsweder nach 69 Jahren wieder in München,* von wo seinerzeit ihr Ruhm ausging, über ihren Anteil an der diesjährigen

Ausstellung *Secession — Europäische Malerei um die Jahrhundertwende* im Haus der Kunst zu München berichtet: „Großartig und tief beeindruckt stand diese Kunst im Raume, ebenbürtig dem Besten, was hier gezeigt wurde, enthoben allem Streit der Meinungen".

*

Ein gutausgestattetes Heft über *Geschichte (1889—1964) und Neuerwerbungen des Kestner-Museums in Hannover* liegt mit Bd. 18 der „Hannoverschen Gesch.sbll.", H. 2/4 der NF (1964), herausgegeben von der Stadt Hannover, vor. Irmgard Woldering verfaßte den Aufsatz über die Geschichte dieses bedeutenden Museums (S. 75—100), dessen Sammlungen Altertümer mittelmeerischer und mittelalterlicher Kulturen sowie wertvolle Bestände neuzeitlicher Kunstwerke und Arbeiten des Kunstgewerbes umfassen. Wff.

Sprache und Volkskunde

In dem gedruckten Berichte über die *20. Bevensen-Tagung des Arbeitskreises f. niederdeutsche Sprache und Dichtung,* die vom 8. bis 10. September 1967 stattfand, findet sich über 19 Seiten hin der Vortrag, den Heinrich Schmidt-Barrien, unser niederdeutscher Dichter, über *Plattdeutsch heute* hielt, eine scharfe Abrechnung mit allem, was Wert und Bedeutung unserer alten Muttersprache herabsetzt, und alles dessen, was von ihr herkommt. Die Sprachheimat zu sichern, müsse das Ziel sein, mit allen Mitteln, auch solchen des Staates.

Wer sich einen Überblick über das Nordfriesische als Sprache verschaffen will, im ganzen wie in seinen Mundarten, in seiner Einlagerung zwischen dem Dänischen und dem Niederdeutschen und in den von dort her drohenden Beeinträchtigungen, in seinem Geltungsbereich neben der deutschen Hochsprache und in der Gefahr, den „nationalen Rang" zu verlieren, weil es nur in den Mundarten lebt, der studiere den Aufsatz von H. J. Nickelsen über *Das Sprachbewußtsein der Nordfriesen in der Zeit vom 16. bis ins 19. Jahrhundert* im „Friesischen Jahrb." 1967, S. 97—123.

*

„Die der Heimatkunde oft genug kritiklos entlehnte Vorstellung, in der lokalen Besonderheit einen langwierigen historischen Prozeß oder gar einen zurückliegenden geschichtlich begründeten Sachverhalt widergespiegelt zu sehen, kann nicht skeptisch genug beurteilt werden." Das ist für Gerhard Körner das allgemein bedeutungsvolle Ergebnis einer in den „Beiträgen z. Deutschen Volks- und Altertumskde." 10 (1966), S. 67—84, veröffentlichten Untersuchung *Der Wende — ein Brandstifter?* Vf. weist aus 120 Jahre zurückliegenden polizeilichen Feststellungen eindeutig nach, daß diese landläufige Meinung nicht stimmt, schon gar nicht mit der Vermutung, daß darin stammesmäßige Unterscheidungen zum Ausdruck kämen.

Unserm inzwischen leider verstorbenen Mitglied Eduard Krüger wurde zu dem Tage, da er das 75. Lebensjahr vollendete, in Nr. 210 (Juni 1967), S. 4, des „Niederdeutschen Heimatblattes" ein Gedenken mit dem Abdruck

eines in der Hauptsache von ihm selber veröffentlichten Aufsatzes *Sonntäglicher Besuch des Landes Wursten* bereitet.

*

Benno Eide Siebs schreibt im „Niederdeutschen Heimatbl." 202 (August 1966), S. 8, *Von den Vatersnamen in den Wesermarschen* und stellt dabei die aus ursprünglich sächsisch-chaukischem Gebiete stammenden denen aus dem friesischen Bereich mit ihrer besonderen Bildung und Anwendung gegenüber.

Der Versuch einer Deutung, den Otto Knechtel (†) zum *Familiennamen „Knechtel"* in einem Privatdruck (8 S., 1964) unternimmt, hat seinen Wert in der Sammlung des hierher gehörigen Namenstoffes, der auf sudetendeutsche Gebiete als wahrscheinliches Ursprungsland des Namens weist. Die Deutung entspricht dem Bedeutungswandel, den das Wort in unserer Sprache durchgemacht hat.

*

Heinz Ritter untersucht in H. 79 der „Soester Zeitschr. (d. Vereins f. d. Gesch. v. Soest u. d. Börde)", S. 41—72 den *Zug der Niflungen nach Soest* auf Grund des Berichtes der auf einer niederdeutschen Fassung des Nibelungenstoffes beruhenden nordischen Thidrekssaga und kommt nach sorgfältiger Prüfung der in den Ortsnamen überlieferten landschaftlichen Gegebenheiten zu der überraschenden Feststellung, daß sie der Möglichkeit der in jener Saga geschilderten Begebenheiten keineswegs im Wege stehen, wenn man etwa Bern, wie das auch tatsächlich auch sonst geschehen ist, mit Bonn gleichsetzt. Für die Deutung von *maere* ist darauf zu verweisen, daß „Meer" nicht nur im Holländischen, sondern auch in unserm Niederdeutsch die Bezeichnung für ein Binnengewässer ist und daß das aus versumpfenden stehenden Wassern entstandene Moor nicht nur seiner biologischen Herkunft nach, sondern im Namen auch etymologisch damit in Beziehung steht.

*

Johannes Spöhring bietet in seinem Beitrag zum „Stader Jahrb." 1965, S. 93—104, über *Blender, seine Flurnamen,* nicht nur vielfach der Ortsgeschichte entnommene oder von dort her geprägte Namen, vielmehr dazu noch Auslassungen über das Wesen des dort befindlichen Holzgerichtes.

Ernst Beckers (†) Arbeit *Über Siedlungsnamen auf -büttel der Kreise Wesermünde und Land Hadeln, der Stadtgebiete von Bremerhaven und Cuxhaven und im Lande Kehdingen,* „Jahrb. d. Männer v. Morgenstern" 48 (1967), S. 7—22 (Karte), ist schon als vollständige Sammlung der im bezeichneten Gebiete vorkommenden hierhergehörigen Ortsnamen wertvoll; mit ihrem Versuch des Einordnens, des Sammelns der Belege und ihrer Änderungen, des sprachlichen und sachlichen Deutens, einerlei, ob man sich der vorgetragenen Meinung anschließt oder nicht, möge sie zugleich Beispiel und Vorbild für ähnliche Arbeiten sein.

Otto Bernsdorf deutet in einem Aufsatz *Der Name Minden* in den „Mindener Heimatbln.", September/Oktober 1964 (36. Jahrg., Nr. 9/10), S. 282—283, den Namen der Stadt an der Scheide zwischen Mittel- und Ober-

lauf der Weser nach dem „Wasser", „Gewässer", der „Strömung", schon althochd. ablautend belegt als — *manni* — *menni* — *minni* und verweist dabei auf bestimmte Entsprechungen in der Erklärung von Ortsnamen, etwa Göttingen neuerdings aus *gute, gote,* „Wasserrinne", unserem „Gosse" entsprechend, und selbst „Bremen" aus *Brehme,* einen Teil des Weserlaufes unterhalb Bremens, womit allerdings für die Herkunft dieses *Brehme* nichts gesagt ist.

Hut ab vor der Leistung, die sich in dem vom Heimat- und Museumsverein Northeim und Umgegend herausgegebenen Buche von Erhard Kühlborn, *Orts- und Wüstungsnamen in Niedersachsen* (Northeim 1964, Verlag Paul Hahnwald, 232 S.) ausdrückt. 304 noch lebende Ortsnamen und 309 Namen von Wüstungen — immer bezogen auf wirklich vorhanden gewesene Ortschaften —, mit allen Sproß- und Nebenformen zusammengestellt und bei verlangter Kürze doch noch von ihrer Bedeutung berichtend: ein Buch, das in dieser Weise gestaltet wurde, kann zum Vorbild für ähnliche Unternehmen in anderen Teilen des Landes dienen. Hier wurden die Arbeiten vom Institut für historische Landesforschung in Göttingen unterstützt.

In dem neu mit uns im Austausch getretenen „Greifswald-Stralsunder Jahrbuch", Bd. 4 (1964), S. 63—68, erörtert Teodolius Witkowski Gestalt und Herkunft der aus einer Wurzel erwachsenen Namen von *Strela — Stralow — Stralsund und Schadegard,* die alle, seien sie nun slawischen oder deutschen Ursprungs, Beziehungen zum Wasser ausdrücken. Der sprachlichen Bedeutung dieser Namen geht Teodolius Witkowski nach. Das im Mittelalter viermal belegte Strela, eine Insel, in ihrer Form an einen Pfeil erinnernd, steht vielleicht mit dem slawischen Stralow in Zusammenhang. Dies Stralow ist nach herrschender Meinung der älteste Beleg für Stralsund, als es sich aus einem slawischen Ort zu einer deutschen Stadt entwickelt hatte. Mögliche Erklärungen des slawischen Strela-Stralow sind „Ort am Wasser", „Ort auf der Insel Strela". Der Name Stralsund — „Meerenge, in der die Insel Strela liegt" — wird 1240 zum ersten Male erwähnt. Die Bildung ist ein Beispiel, wie der Gewässername auf den Ort übertragen wurde. Schadegard läßt sich als deutsch-slawischer Mischname „kleine Stadt, Burg" deuten. Hb.

*

Hubertus Schwartz hat dem umfassenden Inventar, mit dem er seine Vaterstadt beglückte, vor seinem Dahinscheiden noch einen Ergänzungsband eigener Art hinzugefügt, seine Übersicht über *Die Straßennamen der Stadt Soest* (Stand vom 1. April 1966), wie das übrige veröffentlicht in den „Soester Wissenschaftlichen Beiträgen", hier Bd. 28 (1966). Nach einer einführenden methodischen Grundlegung über Straßennamen und die Weise ihrer Bildung folgt S. 13—76 eine Übersicht, die zunächst die Lage nach Stadtteil und Bezeichnung auf der beigegebenen schönen Karte, wie auch nach der durch die jeweilige Straße herbeigeführten Verbindung bezeichnet und dann den Namen erklärt. Im ganzen ist hier eine aus der Fülle heimatkundlich-geschichtlichen Wissens gespeiste sachverständige Arbeit von hohem Wert entstanden. Auf unseren Bremer Straßenschildern vermissen wir — aus Kostenersparnisgründen — immer noch eine Erklärung: Könnte da nicht wenigstens ein erklärendes Straßennamenverzeichnis geschaffen werden? Unser Adreßbuch hat ähnliches versucht; doch ist hier die Arbeit nach gutem

Anfange steckengeblieben. Noch besser wäre ein umfassendes bremisches Namenbuch, von dem ein Straßennamenbuch nach den vorliegenden Vorarbeiten als erstes veröffentlicht werden könnte.

Recht nützlich ist von J. G. Kam im 56. „Jaarboek van het Genootschap Amstelodamum" (Amsterdam 1964), S. 51—70, eine Liste von *Amsterdams Huisnamen uit de Inbrengregisters van de Weeskamer,* die in seltener Vollständigkeit, fortlaufend 15 Bände von 1467—1611, benutzt werden konnten und außer den persönlichen Angaben über Verwandtschaftsverhältnisse auch diese über die Wohnstätten und ihre Bezeichnungen enthalten. Vf. macht mit Recht auf die Wechselhaftigkeit dieser Bezeichnungen aufmerksam, die eine genaue örtliche Festlegung oft erschwert. Dennoch sind sie, nach verschiedenen Seiten hin Rückschlüsse erlaubend, kultureller Ausdruck eines bodenständigen Volkstums. Ein Haus „Bremen" gab es am Zeedijk, *„de Bremer schuyt"* („Boot", „Schute"), in der Warmoestraat: überhaupt tritt hier der gesamte Umkreis der amsterdamschen See- und Landverbindungen zutage. In Wesen und Ausdruck erinnern diese Hausnamen stark an die Schiffsnamen dieser Zeit. Gegenüber solchem, hier indes fleißig gesammeltem Reichtum, ist Bremen an Hausnamen arm gewesen — gewiß Ausdruck des Volkstums; dennoch müßte durch genaue Forschung einiges bei uns klargestellt werden.

*

Herbert Freudenthal stellt in den „Beiträgen z. deutschen Volks- u. Altertumskde." 10, 1966, S. 144—150, *Melodien zum Hamburger „Ausruf"* zusammen, „Vorformen der Spruchdichtung wie des volkstümlichen Liedes", eine erste Sammlung, die den ständigen großen Wandel, Absterben und Neuaufkommen zeigt und recht reizvoll ist, auch hinsichtlich des sich wandelnden Hintergrundes. Sie ließe sich ähnlich auch für Bremen erstellen. Der Berichterstatter besitzt selber eine kleine Zusammenstellung, zu deren Vervollständigung er gerne aufruft. Sie mag später einmal, zusammen mit anderen entsprechenden Stücken, in einem Bändchen der „Rolandbücherei" veröffentlicht werden.

Volkskundliche Erinnerungen an die Schwedenherrschaft in Bremen-Verden lieferte Angelus Gerken für H. 37 der „Rotenburger Schriften" (1967), S. 39—44: manche Ausdrücke, Namen, Schnäcke, Verse und ähnliches, die ihren Ursprung nur bei den Schweden gehabt haben können. Das eine oder das andere hat sich bis auf den heutigen Tag gehalten.

*

Aus dem „Eulenspiegel-Jahrbuch 1965", herausg. v. „Freundeskreis des Eulenspiegel-Museums e. V." (Schöppenstedt 1964) sei auf den S. 3—5 befindlichen Abdruck der *Ansprache bei der Eulenspiegel-Tagung 1964 in Mölln* vom dortigen Eulenspiegelkurator Wolfgang Friedrich hingewiesen, die in Holzschnittmanier Person und Figur Eulenspiegels trefflich auseinanderhält und verbindet: Wie die Person gelebt hat, so soll auch die Figur lebendig erhalten werden ... Der Till ist tot!... Der Eulenspiegel lebt, in seinem Ursprung der niederdeutsche Mensch!

Volkskundlich höchst aufschlußreich ist das, was Johann Gätjen in den „Rotenburger Schriften", H. 22 (1965), S. 90—93, aus alten Kirchenbuch-

eintragungen, vornehmlich aus Ahausen, Kreis Rotenburg, über *Die Bademutter* mitzuteilen weiß, die Hebamme früherer Zeiten, die ihren Namen daher trug, daß sie dem Neugeborenen das erste Bad bereitete.

Nr. 16 der Hefte des Focke-Museums berichtet, termingerecht zum Jahreswechsel 1967/1968, über *Alte Bremer Neujahrswünsche* aus dem Besitze des Museums, die bei ihm der Gegenstand einer Ausstellung waren. Ihr Betreuer Heinz-Wilhelm Haase hat zu dem Heft, das im ganzen 10 Abb. der schönsten und bemerkenswertesten Wunschkarten und -blätter aus zwei Jahrhunderten bringt, einen kurzen einführenden Begleittext geschrieben. Der Vf. dieses Hinweises hat übrigens in seinen ersten Schuljahren um die Jahrhundertwende noch solche Wunschblätter, wenn auch in etwas vereinfachter Form, schreiben müssen. — Vgl. dazu eine mit Fleiß von Hans Arnold Plöhn zusammengestellte Liste der *Hochzeitscarmina und Gelegenheits-Glückwünsche im Staatsarchiv Hamburg*, „Zeitschr. f. niederdeutsche Volkskunde", 41. Jahrg. (1966), S. 41—106.

Hochzeitsbräuche in Neuenwalde behandelt mit liebevollem Eingehen auf Entwicklung und Absterben dieses Brauchtums Karl Gebhardt im „Jahrb. d. Männer v. Morgenstern" 48/1967, S. 31—53. — Mit seinen Ausführungen über *Die Bedeutung der Brauttüren und Brauthäuser im Alten Lande* im „Niederdeutschen Heimatbl." Nr. 198 (Juni 1966), S. 1, erklärt Johann Jacob Cordes nicht nur diese stets besonders gehegten und besonders geschmückten Bauteile an den alten Häusern im Alten Lande, sondern setzt sie in größere Beziehungen hinein, wobei allerdings darauf hinzuweisen ist, daß die Brauttür im Bremer Dom jungen Datums, erst bei dem letzten großen Umbau entstanden ist. Darüber hinaus wird in diesem Aufsatz manches andere hochzeitliche Brauchtum erwähnt.

Aus der Fülle seiner heimatlichen volkskundlichen Erfahrung erzählt J. J. Cordes im „Niederd. Heimatbl." (1967) S. 3, von *Sanduhren als Zeitmesser und Symbol* — als welche sie sich etwa auf Grabsteinen oder auf Einrichtungsgegenständen in den Kirchengebäuden finden. — *Von Totenbrettern und Totenpfählen* berichtet Angelus Gerken in den „Mitteilungen d. Vereins f. niedersächs. Volkstum in Bremen, H. 79 (1967), 12—16, und weiß dabei in der Zusammenschau absterbendes Brauchtum von heute auf uralte Zusammenhänge bis in die Vorgeschichte hinein zurückzuführen. — H. 27 der „Rotenburger Schriften" (1967) bringt S. 7—17 einen volkskundlich hochbedeutsamen Aufsatz von Kurt Ranke über *Die Bedeutung des Friedhofs in älterer Zeit.* Mit vielen Beispielen wird gezeigt, „daß die Welt der Toten bei den Germanen in sehr starkem Maße in die Welt der Lebenden einbezogen ist"; geradezu eine *communio vitae* drückt sich ihm in dem alten Totenglauben aus, und das macht in ihm in Zeiten der Sippengemeinschaft soviel aus wie die viel primitiveren Gedanken von Totenfurcht und Totenabwehr. Alles wird mit vielen, zum Teil noch lebendigen Beispielen belegt. — *Warum tragen wir schwarze Trauerkleidung?* Diese Frage war in einer öffentlichen Sitzung gestellt, die — eine begrüßenswerte Neuerung in der Verfahrensweise — das Seminar für deutsche Volkskunde an der Universität Göttingen unter der Leitung seines Direktors Prof. Dr. Kurt Ranke am 3. Juli 1965 im Institut für Heimatforschung in Rotenburg hielt. Der auf-

schlußreiche Verhandlungsverlauf ist in den „Rotenburger Schriften", H. 23 (1965), S. 54—66, nach einer Tonbandaufnahme Günther Petschels, des Leiters des Instituts, abgedruckt.

Marta Asche schickte mir einen entzückenden Bericht über *210 Jahre Helmstädtischen Gesundbrunnen — 150 Jahre Brunnentheater,* den sie in den „Helmstedter Kulturblättern" vom Oktober 1965 veröffentlichte, nur acht Seiten stark, wenn auch im Kleindruck, und mit netten Strichzeichnungen versehen, aber aus besten Quellenunterlagen anmutig erzählt, wie es dem Stoff angemessen ist. Der Kurbetrieb hat seit mehr als 70 Jahren aufgehört; aber der Name ist geblieben. Geblieben ist auch das Theater, das jetzt, in reizvoller Landschaft des Lappwaldes gelegen, das der Stadt Helmstedt ist. Beim Bad ist man versucht, an ähnliche Unternehmungen in unserer Nachbarschaft zu denken, etwa an Lilienthal, wo man das alte Badehaus noch zeigt, oder an den Verdener Brunnen — nur daß sie niemals zu der Bedeutung gekommen sind, die der Helmstädtische Gesundbrunnen, gestützt durch die einer Universitätsstadt innewohnende Werbe, doch einmal gehabt hat. — Verwiesen sei bei dieser Gelegenheit auf das, was Johann Jacob Cordes über *Gesundbrunnen in den ehemaligen Herzogtümern Bremen und Verden* zum „Jahrb. 47 d. Männer v. Morgenstern", S. 105—114, unter Hervorhebung der in alte Vorzeit zurückführenden Verbindungslinien beisteuerte. Dabei mag darauf hingewiesen werden, daß die Stätte des „Verdener Brunnens" in unserer Zeit einer Bremer Schule als Schullandheim gedient hat.

*

Heinrich Schmidt-Barrien schrieb für die „Rotenburger Schriften", H. 27 (1967), S. 35—38, einen zwar nur kurzen, aber durch Fotos von Georg von Lindern gut ausgestatteten Aufsatz über *Die Bremervörder Bauerntracht,* wobei er die Einzelstücke der Tracht genau beschreibt, was um so wichtiger sein mag, als diese Tracht heute so gut wie ausgestorben ist.

*

Hans Wiswe steuert zu Bd. 8 (1964), auf S. 61—86, der „Beiträge z. dtsch. Volks- u. Altertumskunde" einen sehr bemerkenswerten Aufsatz über *Die Branntweinkaltschale — Studien um ein Speisebrauchtum* bei. Es werden nicht nur dessen verschiedene Formen und ihre verschiedenartige Verbreitung vorgestellt, vielmehr ebenso die Grundstoffe dieses Gerichts, ihre Herstellung, der Handel mit ihnen, etwa mit dem Branntwein, die Gelegenheiten, zu denen diese Kaltschale genossen wurde, und was dergleichen mehr ist, an Beispielen, die zum Teil auch aus unserem Lande genommen worden sind, für Bremen etwa, was die Bereitung, den Handel und den Verbrauch des Branntweins betrifft. — *Vom Rauchen und vom Gebrauch langer Pfeifen* erzählt Johann Jacob Cordes im „Niederd. Heimatbl." 201 (Sept. 1966), S. 3 f., nachdem er solches bei früherer Gelegenheit, im Jahrb. 42 der „Männer vom Morgenstern" *Vom Tabak und von Tabatieren,* getan hat (Vgl. Brem. Jahrb. 48, S. 431).

Rudolf Dehnke, geschätztes Mitglied unserer Gesellschaft, hat zu der von ihm im Heimatmuseum Rotenburg/Wümme sehr gelungen aufgebauten Ausstellung *Bäuerlicher Hausrat und bäuerliche Arbeitsgeräte aus vergangenen Tagen* einen ansprechenden, mit eigenen Zeichnungen versehenen Führer

geschrieben, der mehr ist als eine nur für die Ausstellung dienende Veröffentlichung, vielmehr eine auf Dauer berechnete gute Übersicht über den bäuerlichen Alltag vergangener Zeit. — In den „Mitteilungen d. Stader Gesch.s. u. Heimatvereins" vom 1. Okt. 1965 (40. Jahrg., H. 4), S. 106—108, bespricht Johann Jacob Cordes mit der Sachkenntnis des gleichermaßen auf solchem Boden Geborenen und in volkskundlicher Wissenschaft Vertrauten *Das bäuerliche Gerät in unseren heimischen Marschen.*

J. Segelken beschreibt im „Niederd. Heimatbl." Nr. 221 (Mai 1968), S. 4, unter dem Titel *Druppfat hat seine Dienste getan* diese früher in den Marschen und Mooren allgemein zur Gewinnung guten Trinkwassers benutzte, jetzt aussterbende Filtereinrichtung.

*

J. J. Cordes erläutert in seinem Beitrag zum „Niederdtsch. Heimatbl." 217, Jan. 1968, S. 1 f., mit einem Aufsatz *Der alte Kalkofen im Leher Büttel* Einrichtung und Betrieb dieser alten Denkmäler eines heute verschwundenen Handwerksbetriebes. Daß auch die Stadt Bremen derartige Kalköfen hatte, die Kalkstraße in der Steffensstadt nach derlei Einrichtungen, im besonderen nach dem alten Kalkhofe, ihren Namen führt und im Gelände hinter der Muggenburg noch ein solcher bis in den letzten Krieg hinein als Lagerraum gedient hat, mag der Vollständigkeit wegen gegenüber der im Aufsatz aufgezählten anderen Vorkommen erwähnt werden.

Das vom Klöckner-Gelände im Werderland ins Fockemuseum gerettete große Haus „Mittelsbüren" ist mit seinen schrägstehenden Ständern von besonderer Eigenart. Bremens Baudenkmalpfleger Karl Dillschneider gibt darüber in der Veröffentlichungsreihe des „Vereins für niedersächsisches Volkstum" in Bremen, den „Heimat und Volkstum" betitelten „Bremer Beiträgen zur niederdeutschen Volkskunde" Jahrg. 1964/1965, S. 9—23, mit seinem Aufsatz *Haus Mittelsbüren und seine konstruktive Eigenart* trefflich Auskunft, wobei auch ähnlich konstruierte Häuser aus unserer Gegend vorgestellt werden. Bei aller Güte des Berichts wird man indes Genauigkeit im Zitieren wünschen. Das heutige Bremer Überseemuseum hieß ursprünglich „Städtisches Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde", nicht „Museum für Naturkunde und Handel"; das „Harburger Jahrbuch" durfte im Text nicht zum „Hamburger Jahrbuch" werden.

In einem kurzen Aufsatz *Walknochen als hübsche Torbogen* im „Niederdeutschen Heimatbl." 212, Aug. 1967, S. 4, zählt Haye W. Hansen (Schleswig), die Fälle auf, wo in Anlehnung an den alten Walfang dergleichen Reliquien noch vorhanden sind — eine aufschlußreiche Übersicht, die sich gewiß aus den Ortschaften um die Lesummündung noch vermehren ließe, also einen Aufruf darstellt, der auch den Kreis unserer Mitglieder angeht.

Die Stader „Museumsinsel" ist um einen Anziehungspunkt reicher geworden, um *„unsere" Bockmühle,* die vorher in Salzgitter-Lebenstedt gestanden hat. Hans Wohltmann beschreibt sie, auf Mühlen und Mühlensterben insgesamt Bezug nehmend, in den „Mitteilungen des Stader Geschs.- u. Heimatvereins" 1967, 42. Jahrg., S. 33 f., u. 65 f., hier im besonderen ihre Wiederaufrichtung.

Aus dem „Jahrb. 1965/1966 des Deutschen Heimatbundes" (Neuß, 1966), der Spitzenvertretung heimatpflegerischer Verbände, Vereinigungen und Kreise, sei für die, die sich um die Erhaltung des guten Wesens unserer Bremer Altstadt Sorge machen, (S. 262—302) hingewiesen auf den sehr aufschlußreichen, gangbare Wege weisenden, reichbebilderten Aufsatz von Diether Wildemann *Der Mensch als Maßstab historischer Altstädte.* Er bietet Gedanken und Vorschläge zu drei Hauptgefahren für wertvolles historisches Baugut: Sanierung, Verkehr und Schaufenstereinbau und nimmt gelegentlich auch auf Bremen Bezug.

*

Hans Szymanski legt als Bd. 1 der von der Niedersächs. Landesstelle f. Volkskunde herausgegebenen „Schriften z. niederdeutschen Volkskunde" ein entzückendes Buch über *Schiffsmodelle in niedersächsischen Kirchen* vor, eine Sammlung von 48 Bildtafeln, die in einer vorangestellten Übersicht mit allen dazugehörigen Daten ihre bis ins einzelne gehende Erklärung finden: Ergebnis einer vieljährigen Sammelarbeit. Leider konnte Bremen hier nichts beisteuern; aber das darf gesagt werden, daß sich die älteste Erwähnung von Votivschiffchen, Schiffsdarstellungen, meist aus edlem Metall, an die ein vielleicht in Seenot gesprochenes Gelübde gesprochen ist, auf zwei Bremer Schiffer bezieht. Erwähnt ist es in den Hildesheimer *Miracula Bernwardi* aus dem 12. Jahrhundert und gleichzeitig das älteste Zeugnis einer Bremer Schifffahrt auf England. Der Stoff ist klar gegliedert trotz der großen Fülle von Einzelheiten, die hier geboten werden. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

*

Der Historische Verein für [das bayerische] Schwaben hat als Sonderveröffentlichung (1964, Augsburg, 133 S.) die für ihren Umkreis sehr verdienstliche und aufschlußreiche Arbeit von Richard Ledermann über *Das Kaufbeurer Tänzelfest im Wandel der Jahrhunderte — Forschungen und Erinnerungen eines alten Tänzelfestfreundes* herausgegeben —, eine vom Volkskundlichen wie vom Geschichtlichen her beispielhafte Darstellung eines aus tiefer Vergangenheit, vom Ende des Mittelalters her kommenden Kinderfestes, das wohl in den Strudel bekenntnismäßiger wie politischer Auseinandersetzungen geraten konnte, dank der Einsicht maßgeblicher amtlicher wie privater Personen aber immer wieder zu alter Bedeutung und altem Glanz zurückkehrte. Bei solchem Fest scheint die alte Reichsstadt noch zu atmen. Wir in Bremen haben auf diesem besonderen Gebiet nichts Entsprechendes aufzuweisen — man müßte schon auf andere Gebiete, etwa auf unsere alte Schaffermahlzeit, übergehen, um in Grundzügen ähnliche, wenn auch in der besonderen Art unterschiedliche Einrichtungen zur Darstellung empfehlen zu können. Aber das ist inzwischen schon mehrfach nicht ohne Erfolg versucht worden.

Ortsgeschichtliches

Städtegeist und Bürgertum — Porträt einer alten Hansestadt ist der Titel eines von Hermann Faltus in feinem Abwägen von Inhalt und Form — hier auch hinsichtlich der reichen Bebilderung — geschaffenen Lebens- und Charakterbildes unserer Stadt. Natürlich ist auch die äußere Gestalt gemeint, aber als Ausprägung des in ihr lebenden Geistes- und Kulturwillens.

Hier erscheinen nacheinander die kirchliche Metropole des Nordens im Mittelalter, die nach Selbständigkeit strebende Hansestadt seiner späteren Jahrhunderte, die „Herberge der Kirche" in den Jahrhunderten des Glaubenswandels, die Handels-, Schiffahrts- und Industriestadt neuer Zeit mit ihrem „Schlüssel zur Welt", aber auch mit ihrem Kulturwillen und der in ihr heimischen Kulturförderung. Es ist im ganzen ein mit Liebe gezeichnetes „Porträt", von großem Reiz, mit Genuß zu lesen. Über kleine Unebenheiten im Geschichtlichen, etwa hinsichtlich der Weserrenaissance ohne Erwähnung der sehr bedeutsamen, zu großen Ähnlichkeiten führenden niederländischen Einflüsse, wird man gern hinwegsehen. Die Gustav F. Gerdts KG., die hier gewiß im Sinne ihres von Heimatliebe erfüllten Gründers handelt, tat recht daran, diese feine Schrift in die Reihe ihrer alljährlich zur Weihnacht erscheinenden „Goldenen Büchlein" aufzunehmen.

Es war ein guter Gedanke, zu den „Berlin-Tagen 1967" in Bremen, den ersten, die nach Ausweis eines reichbebilderten geschmackvollen Programmheftes das ganze Bündel der kulturell-künstlerischen Beziehungen wie der politischen und wirtschaftlichen erfassen konnten, das, was beide Städte verbindet, in seiner geschichtlichen Entwicklung zu zeigen. K l a u s S c h w a r z hat sich der damit verbundenen Mühe, insbesondere im Auffinden und Zusammentragen des Stoffes, mit einem Büchlein *Bremen und Berlin — ein geschichtlicher Rückblick* (Sonderveröffentl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, 58 S.) entledigt. Eine Fülle von Mitteilungen — Bekanntes und weniger Bekanntes, Gleichlaufendes wie Gegensätzliches — ist hier zu einem bunten Mosaik in der Darstellung vereinigt, dessen Wert nicht zuletzt in der guten Begründung aus den Quellen heraus besteht. Was die Sprache der Berliner betrifft, darf zusätzlich auf die Arbeiten von Anneliese Bretschneider verwiesen werden. Ob die Beteiligung holländischen Volkstums bei der sogenannten Hollersiedlung nicht doch überschätzt wird? Die Masse der Neusiedler bei Bremen war doch wohl in näher gelegenen Bezirken zu Hause als die dünne Schicht der Unternehmer.

Ein hervorragendes Buch zur Geschichte einer der alten bremischen Landgemeinden ist nach eingehenden Quellenstudien fristgerecht im Verlage H. M. Hauschild erschienen. Es handelt sich um die *Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde Osterholz* von B e r t h o l d L i n d e m a n n, die als Druckschrift zur Einweihung der neuen Melanchthon-Kirche in Osterholz im Herbst vorigen Jahres fertig vorliegen sollten. Auch von dieser ist die Rede, und zwar in den Beiträgen der beiden an ihr tätigen Prediger, von Pastor H. W i n k l e r über *Die selbständige Kirchengemeinde Osterholz,* von Pastor K.-H. M o h r m a n n über *Melanchthon als Namengeber der Kirchengemeinde.* Es handelt sich in der Gesamtschrift aber um mehr: um eine mit viel Sachkenntnis aus den sehr fleißig benutzten und sehr gewissenhaft ausgedeuteten Quellen herausgearbeitete Geschichte des von der Gemeinde Osterholz bestimmten Teils des bremischen Hollerlands. Dabei wurde auch die Landesnatur auf das gründlichste befragt und ebenso das, was die Menschen zu sagen hatten, die aus der Stadt und noch mehr die an Ort und Stelle. Wo diese Zeugnisse selber sprechen, beleuchten sie die Vorgänge und Verhältnisse in eindringlicher und anschaulicher Weise, doch niemals so, daß sie sich zu sehr hervordrängten und den Fluß der Geschichtserzählung störten. Kaum zuvor sahen wir bei einer solchen Ortsgeschichte eine solch gute, klare, allgemein verständliche Darstellung der rechtlichen Verhältnisse, des

Bauerntums beim Siedlungsvorgang, der wiederauftretenden Gutsherrschaft, der Meierverhältnisse, der sozialen Schichtungen in der Einwohnerschaft, der Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse von heute, wie sie hier der rechtskundige Verfasser gibt. Aber auch Kirche, Schule, Liebestätigkeit bekommen den für sie erwünschten Raum. Man darf die Gemeinde Osterholz, die bürgerliche, soweit man noch von ihr reden kann, und die kirchliche, zu diesem Werk beglückwünschen, das ein Musterbeispiel bietet, wie solche Bücher geschrieben werden müssen.

*

Es ist von eigenartigem Reiz, wenn ein tüchtiger Erforscher heimatlicher Belange die Geschichte seines Heimatortes schreibt und es dabei versteht, auch die Belege aus alter Zeit geschickt in den Text seiner Darstellung einzubeziehen. Ist er als Bauernsohn bodenständig, mit der Scholle nach wie vor verbunden, so entsteht eine Darstellung, die mit dem Herzblut der Heimat geschrieben wurde. Unser verstorbener Freund Hans Wohltmann, Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, tut das im „Stader Jahrb." 1967, S. 87 bis 125, mit *Schwanewede — von adliger Gutsherrschaft zum Bauerndorf — zur Industriesiedlung und zur Garnison,* wie es im Untertitel heißt. Wir können nicht im einzelnen darauf eingehen; doch weisen wir darauf hin, daß viele bremische Verhältnisse, viel bremische Geschichte, hier, vor den Toren unserer Stadt, mit anklingen, manchesmal fragmentarisch gesehen zwar, weil dem alten Herrn nicht die Zeit und Gelegenheit zur kunstvollen Gesamtdarstellung blieb. Um so unvermittelter wirkt eine Übersicht über 2000 Jahre und mehr: es ist die köstliche Gabe eines Wissenden und Liebenden, für die wir von Herzen dankbar sind.

Schwanewede während der Kriegs- und Besatzungszeit ist der Titel einer von Paul Lemke bewerkstelligten sehr nützlichen Zusammenstellung im „Stader Jahrb." 1965, S. 119—134, nützlich, weil sie für das Gedächtnis der Nachwelt eine in ihrer Art einmalige Entwicklung festhält, zum anderen, weil sie noch als Auseinandersetzung Punkte anrührt, die das heutige Gesicht des Ortes nachhaltig bestimmt haben.

Ein feines Buch hat die Bremer Landesbank, verbunden mit der Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg-Bremen, ihren Freunden zur Weihnacht 1967 verehrt: *Binnendieks und butendieks — die Unterweser als Landschaft,* wie es im Untertitel heißt (56 S., Gesamtherstellung Weser-Kurier GmbH, Bremen). Zu feinen ganzseitigen Aufnahmen von Klaus Rohmeyer wird jedesmal in Worten die Äußerung eines Berufenen gestellt, angefangen beim alttestamentlichen Buch Hiob und bei Plinius d. Ä. bis hin zu Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten der jüngsten Zeit, im ganzen eine großartige Schau des Wesens dieser Landschaft, auch als Grundlage ihrer Geschichte.

Daß es auch im Oldenburger Land einen Reichtum und eine Vielfalt von Tiefen- oder Niederburgen und Rittersitzen, steinernen Zeugen gewesener Adelskulturen gibt oder gegeben hat, beweist der lebendig schildernde Bericht Gerhard Wieteks in Verbindung mit ausgezeichneten Abbildungen nach Aufnahmen von Klaus Rohmeyer, die in dem von der Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg-Bremen und der Bremer Landesbank herausgegebenen Bildband *Burgen, Schlösser und Herrenhäuser im Oldenburger Land* enthalten sind. Bekannte und weniger bekannte Burgen und Sitze — wie Fischhausen im Jeverland, Dinklage als eindrucksvolle Wasser-

burg, Burg Hopen, die Burg Füchtel, Burg Fikensholt — sind neben anderen kurz dargestellt — alles zusammen ein erfreulicher Beitrag zur Bau- und Kulturgeschichte des Oldenburger Landes. Hb.

Ovelgönne im oldenburgischen Landkreis Wesermarsch, nicht allzu weit westlich von Brake, ist wie dieses eine späte Gründung aus ungefähr ein und derselben Zeit, der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Als befestigte Anlage des oldenburgischen Landesfürsten gegen die gerade „einverleibten" Weserfriesen entstanden, ist der Ort zunächst Burg und dann vor allem Amtssitz gewesen, auch die Stätte eines großangelegten landwirtschaftlichen, insbesondere viehzüchtenden Betriebes des Fürsten selber und erst in letzter Linie Marktflecken, dessen Entwicklung in einer sehr verkehrsarmen Gegend eher rückläufig als voranschreitend ist. Immerhin ist eine sehr wechselvolle Geschichte an diese Stätte geknüpft. Davon weiß Hermann Lübbing als der berufene Künder unter dem Titel *Ovelgönne — ein Stück Geschichte der oldenburgischen Wesermarsch* zugleich anschauliche und zuverlässige Berichte zu geben, in der Schrift *Ovelgönne — 450-Jahr-Feier 1514—1964,* wie der Untertitel besagt, auf weiter gespanntem Hintergrund, zu dem auch die Stadt Bremen gehört, die, fördernd oder hindernd, in der Friesenzeit genugsam Verbindungen mit dieser Stätte haben mußte, und nicht minder in der Zeit, als hier der oldenburgische Graf seine Burg und seine Verwaltungsstätte hatte, auch als Abnehmerin der Erzeugnisse der Viehwirtschaft, für die Ovelgönne zeitweilig Durchgangsmarkt war. Die Lübbingsche Arbeit beruht auf ausgezeichneter Quellenkenntnis und ist anregend und anschaulich geschrieben, kann daher als ein Vorbild guter ortsgeschichtlicher Darstellung empfohlen werden.

Von den historischen Wandbildern im Niederweserraum, die durch fördernde Einflußnahme von Hermann Allmers seinerzeit entstanden sind, ist im „Niederd. Heimatbl." Nr. 183 (März 1965) zweimal die Rede, durch Gert Schlechtriem hinsichtlich der *drei Wandbilder in Stotel* und durch Eduard Krüger in Hinsicht des in *Schmalenfletherwurp* befindlichen *Bildes vom Bruderkuß* der Friesen Dude und Gerold Lubben.

*

Daß der Dollart nicht gleich als fertiges Gebilde entstanden ist, vielmehr sich seit der Marcellusflut des Jahres 1361, lange Zeit in der Entwicklung begünstigt durch die Uneinigkeit der friesischen Umwohner in der Gegenwirkung, über 500 Jahre hin zu seiner letzten Form gestaltet hat, bis dann durch entschlossenes Zusammenwirken einer Stadtführung und einer Staatsregierung die nachteiligen Folgen für Emden überwunden, dessen Umschlagsplätze wieder zu einem bedeutenden Seehafen ausgestaltet werden konnten, zeigt Hubert Breuer in einem aufschlußreichen Aufsatz *Dollart und Ems — Die Folgen der Dollartbildung für das Gebiet der unteren Ems* im „Emder Jahrb. 45" (1965), S. 11—90. Einen *Beitrag zur Geomorphologie und zur Hydrodynamik des Emsstromes* nennt der Vf. seine Arbeit im Untertitel. Sie ist aber mehr: eine auf dieser Grundlegung gewachsene Arbeit zur Geschichte unseres Küstenlandes, die Naturkraft und menschliches Wirken in seiner Gestaltung tätig zeigt.

Luise Hasbargens Buch über *Die Ostfriesischen Inseln — Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeographie eines Fremdenverkehrsgebietes,* hervorgegangen

aus dem Wirtschafts- und Sozialgeographischen Institut der Universität Köln und herausgegeben als Bd. 141 der „Forsch.gen z. dtsch.en Landeskunde" (Bad Godesberg 1963, Bundesanst. f. Landesk.de u. Raumforsch.g), kann schon daher unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, als diese Inseln uns Bremern als Erholungsgebiet sozusagen vor der Tür liegen. Auffällig ist allerdings, wieviel mehr von Bremen aus die östlichen, ruhigeren Inseln aufgesucht werden, Wangerooge vor allem, aber auch die anderen, während die westlich gelegenen ihren Hauptzustrom an Besuchern aus dem Gebiet von Rhein, Ruhr und Wupper erhalten. Die Fachkräfte zur Inganghaltung des Badebetriebes strömen aus ganz Deutschland zusammen, ungelernte Hilfen dagegen aus den angrenzenden ostfriesischen und oldenburgischen Gebieten, auch aus Bremen. Ein umfangreiches Kartenwerk und viele Tabellen erläutern im einzelnen die natürlichen Grundlagen der Inseln wie ihre Verkehrslage und Entwicklung in wirtschaftlicher und bevölkerungspolitischer Hinsicht. Eingehende Untersuchungen über die Bewegung des Fremdenverkehrs, seine gesellschaftliche Zusammensetzung, aber auch über die wirtschaftliche Verflechtung der Inselwirtschaften, besonders mit Niedersachsen, zeigen im einzelnen manche Unterschiede.

Zu der für das „Friesische Jahrb. 1964" (Vgl. S. 317 f.) vorgesehenen Hauptfragestellung, der der Geschichte einer der vorgelagerten Inseln, hat Günther Möhlmann, S. 74—93, als Beitrag Ostfrieslands eine *Geschichte der Insel und des Seebades Norderney* beigesteuert, die, mit vielen Bildern, beinahe Seite um Seite, ausgestattet, auch als Sonderdruck in einem schmukken Bändchen (Verlag Heimatverein Norderney) herausgekommen ist. Es ist eine erstaunliche Geschichte, die der Vf. anregend zu meistern weiß. Im beginnenden Nachmittelalter ein armes Dorf, das vom Fischfang und einem „gesegneten Strand" lebte, erhielt Norderney, heute eine Stadt von 8000 Einwohnern, als staatlich unterstütztes Seebad im 19. Jahrhundert Bedeutung und Größe, wohl durch Kriege und Krisenzeiten unterbrochen, aber 1961 z. B. mit über 60 000 Kur-, jetzt auch Wintergästen auf der Höhe der Entwicklung. „Die reichen Kaufmannsfamilien aus Bremen" werden als fleißige Besucher genannt und der Norddeutsche Lloyd in der Zeit zwischen den Weltkriegen als Mitpächter der Kureinrichtungen, während ein Bremer Kaufmann 1638 als Geschädigter in einer Havarie vor Norderney bei der Verhandlung darüber noch hart zugesetzt erhielt. Im selben Band des „Fries. Jahrb.s" veröffentlicht Johannes Jensen, S. 41—73, eine sehr ansprechende *Geschichte der Insel Amrum,* die aus ausgezeichneter Kenntnis heraus die Lebens- und Wesenszüge von Land und Volk, Geschichte, Politik, Wirtschaft geschickt zusammenstellt, wobei die Abseitslage der Insel auf jedem dieser Lebensgebiete als bestimmend hervortritt. Die Grönlandfahrt war einige Jahrhunderte ihr wirtschaftlicher Rückhalt, ohne daß es auf ihr selber zu einer Compagniegründung gekommen wäre. Aus jener Zeit klingt die Mär von Harck Olufs, der, von barbareskischen Seeräubern gefangen, dem „türkischen Bey zu Constantin als Casnadaje — Schatzmeister — elf und ein Vierteljahr gedient", nachdem sein Vater, der Schiffseigner Oluf Jensen, bei dem Versuch, ihn freizukaufen, in Hamburg an seiner Statt einen Bremer Matrosen ähnlichen Namens ausgeliefert bekommen hatte. Den im ganzen nicht recht zur Entwicklung gekommenen Versuchen, die Insel dem Badeverkehr neuerer Zeit zu erschließen, war nach der Jahrhundertwende auch der Norddeutsche Lloyd mit seinem Bäderschiff „Seeadler" zu Hilfe gekommen, das viermal wöchentlich auf Wittdün fuhr. — Schließlich der

westfriesische Beitrag: S. 14—40 eine kräftiger als die eben genannte gegliederte Arbeit von Lieuwe Heine Bouma über *Ameland und die Ameländer,* die ebenso die in der Tat vorhandenen Besonderheiten von Land und Leuten gegenüber den nächsten Nachbarn auf dem nahegelegenen Festland gut herausstellt; in neuester Zeit allerdings sind sie durch den stark gestiegenen Fremdenverkehr und durch die Suche nach Erdgas und Erdöl stark beeinträchtigt worden. — Angemerkt sei, daß Henry Peter Rickmers, der auch in Bremen gut bekannte Bürgermeister von Helgoland, S. 94—98, eine kurze bebilderte Übersicht *Helgoland 1961—1963* beisteuert, in der sich das rüstige Voranschreiten des Wiederaufbaues dieser im letzten Krieg am meisten mitgenommenen Insel kundtut.

Noch bleibt die Geschichte eines weiteren Seebades in diesem Zusammenhang anzumerken, Walter Höpckes Aufsatz über *Die Anfänge des Nordseebades Cuxhaven — Zum 150. Jahrestag seiner Eröffnung, dem 17. Juli 1966* im „Jahrb. 47/1966 der Männer vom Morgenstern", S. 49—71. Cuxhaven ist zwar nicht das älteste Seebad geworden, Doberan (1794) und Norderney (1798) sind älter. Aber Cuxhaven ist doch wohl zuerst im Gespräch gewesen, und zwar durch den Göttinger Philosophen Georg Christoph Lichtenberg im Jahre 1793 in einem die Einrichtung von Seebädern vorschlagenden Aufsatz im „Göttinger Taschenbuch". Höpcke gibt in seinem Aufsatz eine ausgezeichnete Darstellung der ersten Entwicklung des Bades wie, kulturgeschichtlich reizvoll, der damals herrschenden Badegewohnheiten. — In denselben Umkreis führt ein kürzerer Aufsatz von Gertrud Marquard im „Niederd. Heimatbl.", dem Mitteilungsbl. d. Männer v. Morgenst., Nr. 203, Nov. 1966, S. 1—3, über *G. Chr. Lichtenberg und R. Woltman,* den hamburgischen Strombaudirektor, dessen Bedeutung für die Seebadgründung an der Elbmündung hier klar herausgearbeitet wird. — *Zur Vorgeschichte des Seebads Cuxhaven* steuert dieselbe Vf.in im „Niederd. Heimatbl." Nr. 205 (Jan. 1967) einen weiteren Beitrag — *Dann kam Amandus Abendroth* — bei. Hier wird uns berichtet, wie er, der Amtmann von Ritzebüttel und spätere Ratsherr und Bürgermeister, in Hamburg die Pläne zur Ausführung brachte, die Lichtenberg in den 90er Jahren des 18. Jahrh.s für die Errichtung eines Seebads an dieser Stelle unablässig vertreten hatte, wobei der junge Reinhard Woltman, hernach als hamburgischer Baudirektor, diese Pläne hatte reifen lassen.

*

Bernhard Wirtgen veröffentlicht und bespricht im „Stader Jahrb." 1967, S. 17—27, *Ein Inventarverzeichnis des Stader Rathauses aus dem Jahre 1687,* das er einem glücklichen Fund in seinem Stadtarchiv verdankt und das in seiner Betonung der Ausstattung der für Gastereien benutzten Räume ein hübsches kulturgeschichtliches Zeugnis für den barocken Aufwand bei solchen Gelegenheiten darstellt. — In den „Mitteilungen d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins" vom Jan. 1967 (42. Jahrg., H. 1), S. 2—4, weist Wolfgang Rauchfuß *Arbeiten des Bremer Steinmetzmeisters Harmen Bockelo in Stade,* am Bürgermeister-Hintze-Haus, nach.

Der Beitrag über *Das Dorf Schölisch während des Ersten Weltkrieges* im „Stader Jahrb." 1966, S. 69—81, ist der Abdruck der damals von Lehrer Hinrich Hinck erstellten Schulchronik und deshalb bemerkenswert,

weil diese, mit Sorgfalt geführt, typisch für die damals beliebte, zum Teil auch vorgeschriebene Art ist, dennoch aber neben den örtlichen Verhältnissen die jeweilige Lage gut erkennen läßt.

Die Darstellung, die Martin Ewald in den „Hamburg. Gesch.s- u. Heimatbll.", 20. Jahrg. (1964), S. 165—172, unter dem Titel: *Altona feiert sein Stadtprivileg* über die Feiern zum Gedenken an die Stadtwerdung Altonas im Jahre 1664 bringt, kann für Bremen im Hinblick auf seine 1000-Jahr-Feier insofern tröstlich sein, als daraus hervorgeht, daß selbst ein im letzten Augenblick geplantes und durchgeführtes Unternehmen solcher Art, wie hier das von 1764, würdig verlaufen und selbst vor der Geschichte Bestand haben kann, wenn es von echten, bodenständigen, hier von der Bürgerschaft entwickelten Triebkräften getragen wird.

H. 2 des 8. Bd.s der „Hamburg. Gesch.s.- u. Heimatbll." (Mai 1967) faßt unter dem Titel *Vor 125 Jahren: Hamburger Brand — vom 5.—28. Mai 1842* eine kleine Anzahl von Aufsätzen über den Brand zusammen: von Dieter Schmidt über *Felix Mendelssohn-Bartholdy — einen Helfer der Abgebrannten von 1842, von Claus* Stuckenbrock über *Hannibal Moltrecht (1812—1882)*, dem in einem kritischen Augenblick die Leitung der Brandbekämpfung übertragen wurde, und von Martin Ewald über *Die Spendenpolitik des Senats* [von Hamburg] *in Erinnerung an den Brand von 1842.* Johann Segelken legt sein *Osterholz-Scharmbecker Heimatbuch* in 3. Auflage vor (404 S. mit vielen Abbildungen und einer Stadtkarte; Osterholz/Scharmbeck 1967, H. Saade), nachdem die älteren, die von 1938 und die von 1959, völlig vergriffen sind. Die Liebe des Verfassers zum Gegenstand seiner Darstellung ist trotz aller zeitbedingten Änderungen geblieben. Eine anschauliche Erzählkunst tat sich hier mit dem Forschen eines Heimatfreundes und dem Wissen eines tüchtigen Heimatpflegers und -schützers zusammen. Verlag und Druckerei, in beiden Fällen dasselbe Unternehmen, haben das Buch auch in seiner äußeren Erscheinung zu einem Musterstück eines Heimatbuches werden lassen, in dem man lesen, aber auch nachschlagen kann.

Auf der Grundlage des eingehenden Studiums eines kirchlichen Musterprozesses aus dem Jahre 1226 sucht Enno Heyken in einem mit zahlreichen Belegen ausgestatteten Aufsatz in den „Rotenburger Schriften" 1966, H. 24, S. 7—33, *Die Entstehungszeit von Ottersberg, und zwar von Burg und Ort* festzustellen. Für die Legende vom Vorhandensein einer frühen Burg aus der Zeit Ottos d. Großen fand er keinerlei Belege, und er setzt, mit guten Gründen und gewiß zu Recht, für beide die Jahre zwischen 1190 und 1195 an. Die Ausbildung der Landesherrschaften in den folgenden Jahrzehnten hat bei der weiteren Ausgestaltung gewiß bestimmend mitgewirkt, so wie es in einem Aufsatz des Berichterstatters in der gleichen Schriftenreihe: *Bremisch-verdischen Grenzbeziehungen: Der Langwedel und der Ottersberg — Verden und Rotenburg*, H. 23 (1965), S. 43—53, dargestellt wurde. Für die bemerkenswerte Tatsache, daß das Gebiet um Ottersberg kirchlich noch bei Verden blieb, als es bereits bremischer Landesherrschaft unterstand, werden gute erklärende Gründe angeführt.

Der mit Wärme geschriebene, in den „Rotenburger Schriften", H. 20 (1964), S. 7—11, veröffentlichte Bericht Hans-Heinrich Seedorfs *Über die Verbreitung, Besiedlung und Nutzung der Moore im Kreise Rotenburg* geht

gleicherweise das Land und die Menschen an, die in ihrer Eigenart von den Bedingungen des Bodens her verstanden sein wollen. — Johann Gätjen nennt dazu auf S. 74—78 *Die ersten Kolonisten der zum Kirchspiel Ahausen gehörenden Dörfer des Hellweger Moores,* in einer schmalen Liste aus nachträglich zusammengeführten Quellen und daher für die Personen- und Hofgeschichte dieses Gebietes von großem Wert, in bedingtem Rahmen auch für Bremen, ist doch dieses Gebiet späterhin zu einem bevorzugten Einzugsgebiet für die Stadt geworden: meine eigenen Vorfahren mütterlicherseits gehören dahin.

Unter dem zusammenfassenden Titel *Die Lüneburger Heide* vereinigt H. 26 der „Rotenburger Schriften", herausg. v. „Heimatbund Rotenburg-Wümme", drei Aufsätze, die vom Erdgeschichtlichen und Pflanzensoziologischen bis zur heutigen Nutzung hinüberführen und dabei auch manche Seitenblicke auf Vor- und spätere Geschichte gestatten. Reinhold Tüxen schreibt unter dem Titel *Die Lüneburger Heide* über *Werden und Vergehen einer Landschaft.* Von Claus Dahm wird *Der Naturschutzpark Lüneburger Heide als Erholungsgebiet* dargestellt. Mit besonderer Freude verzeichnen wir unter der Überschrift *Die Heidschnucken im Lüneburgischen* den Wiederabdruck eines Aufsatzes von J. (nicht I.) G. Kohl, entnommen seinen vor mehr als 100 Jahren erschienenen „Nordwestdeutschen Skizzen", der uns nach den Worten des Herausgebers „ein nützliches Bild vom Leben in der Lüneburger Heide" zu damaliger Zeit vermittelt.

Zur Geschichte niedersächsischen Bauerntums hat Walter Bredthauer die *Großgemeinde Dörverden und die Nachbargemeinde Barme-Diensthop, Kreis Verden (Aller),* auf dem größeren Unter- und Hintergrund der gegebenen Boden- und Verkehrsverhältnisse in ihrer Geschichte, insbesondere der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gebundenheiten und Ausdrucksformen, aber auch was Kirche, Schule, Recht und Volkstum angeht, in einer Sonderschrift dargestellt. Quellen erwuchsen aus den Akten und Amtsbüchern, die der Vf. zu einem benutzbaren Ortsarchiv zusammengeführt hat.

Wilhelm Fitschen veröffentlicht in H. 22 (1965), S. 26—46, der „Rotenburger Schriften" eine *Geschichte Visselhövedes bis zur Fleckenswerdung im Jahre 1450,* wobei er die Vorgeschichte so gut wie ausklammert und auch die Frühgeschichte, soweit sie nicht von schriftlichen Zeugnissen her beurteilt werden kann, rückschließend aber doch manches über Entstehung, Siedlung, Verwaltungs- und rechtliche Verhältnisse und ebenso auch über kirchliche Bindungen klarzulegen weiß.

Spaziergänge in Helmstedt mit Marta Asche nennt sich ein fein ausgestattetes Büchlein, das die „Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke" in der Hauptsache für ihre Belegschaft herstellen ließen (36 S. mit vielen in den Text gerückten Abbildungen; Gesamtgestaltung Eduard Nolte). Es macht Freude, von einer mit heimatgeschichtlicher Forschung vertrauten, für den Heimatboden begeisterten Führerin zu den Schönheiten und Kostbarkeiten des alten Stadtbildes geführt und gleichzeitig mit dem kulturellen Erbe Helmstedts bekanntgemacht zu werden. Im Kreis unserer Historischen Gesellschaft haben die Teilnehmer an der Hansefahrt nach Magdeburg zu Pfingsten 1965 solches selber erleben können, als sie auf der Hinfahrt in Helmstedt „Station machten".

Gartenfreude und Politik in Herrenhausen 1666—1866 nennt Georg Schnath einen Aufsatz in den „Hannov. Gesch.sbl.n", N. F., Bd. 20,

S. 253—265, den er gewissermaßen als „Epilog" zu den Feiern zum 300jährigen Bestehen der großen Schloß- und Gartenanlage beisteuerte. Es ist ein wundersamer Aufsatz, aus dem dem Vf. zu Gebote stehenden weiten Überblick geschrieben, natürlich auch mit feinen Beiträgen zur Baugeschichte, mehr noch indes mit dem Leben erfüllt, das die Anlagen noch wertvoller machte und sie uns menschlich näherbringen, in guten und bösen Zeiten. Auf wenigen Seiten wird uns eine Charakterzeichnung der hannoverschen Fürsten geboten, die hier weilten, in Lust und Leid hin bis zu dem tragischen Ende 1866. In aller Bescheidenheit wird hier eine gar köstliche Gabe dargebracht. Als Illustration für die schweren Tage vor einem Jahrhundert mag man den *Feldpostbrief eines preußischen Soldaten in Hannover vom 29. Juni 1866* nehmen, dem, gut erläutert, Konrad Büsing, S. 269—275, hinzufügt: So war's *In Hannover vor 100 Jahren,* um mit dem Untertitel zu sprechen.

Das „Einbecker Jahrb.", herausgeg. für den Einbecker Geschichtsverein von Erich Plümer, hat seinen 26. Bd. (1965) gewissermaßen zu einer Festschrift zum 70jährigen Bestehen jenes Vereins gestaltet. Sie erhielt ihr Schwergewicht durch den einleitenden Beitrag, den Georg Schnath vor zehn Jahren zum 60jährigen Bestehen des Vereins als Festvortrag *Einbeck in der Landesgeschichte Niedersachsens* hielt. Er ist lesenswert geblieben bis auf den heutigen Tag und wird es weiter bleiben. Gibt der Vf. hier doch ein treffendes Beispiel seiner Kunst, die wesentlichen Züge einer Stadtentwicklung mit denen von größerer Schau landesgeschichtlicher Forschung her zu verbinden. Hier ist dies hervorragend gelungen; von der selbstbewußten, tüchtigen Bierstadt hansischen Mittelalters wird der Blick über Kämpfe mit dem Landesfürstentum, Eingliederung und Niedergang in nachhansischer Zeit gelenkt bis zu den vergeblichen Hoffnungen im 19. Jahrhundert, die Verkehrsverbindungen zu bessern. Doch ist auch Tröstliches dabei: den Einbeckern bleibt in ihrer landstädtischen Enge im unzerstörten Stadtbild ein köstliches Juwel erhalten, dessen Glanz noch heute erstrahlt.

Als *Festgabe des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zur 750-Jahr-Feier der Stadt Bielefeld* ist dessen „6. Sonderveröffentlichung" (Bielefeld 1964) anzumerken, die zwei wertvolle Beiträge zur Topographie der alten Stadt enthält: einmal eine kleine Abhandlung von Eberhard Pinder über das *„Nebelstor", ein Grabungsbericht und dessen Deutung,* und dann eine zusammenfassende Arbeit von Karl Soll über *Die Befestigungen der Stadt Bielefeld,* eine aufschlußreiche Zusammenfassung alles dessen, was bis auf den heutigen Tag über diesen Stoff — bis zu seinem Erlöschen im 19. Jahrhundert — erarbeitet worden ist, wobei auch das Verhältnis der Bürgerschaft zu dieser Befestigung erörtert wird.

Eine Fülle geologischer und klimatischer wie wirtschaftlicher, rechtlicher und kirchlicher Forschungsergebnisse kann sich auch an den Namen kleinerer Städte wie z. B. den von Meinerzhagen im Sauerland mit rd. 10 000 Einwohnern knüpfen. Und es ist reizvoll, hierbei zu hören, wie zwischen der westfälischen Stadt und Bremen sogar eine Verbindung besteht: Meinerzhagen, das immer Beziehungen ins Rheinland und insbesondere nach Köln hatte, ist als Arbeit von G. Meinertzhagen sozusagen auch Namensträger des 1912 in London erschienenen Buches „A Bremen family". Dieses enthält den lückenlosen Stammbaum von 1403 — in welchem Jahr der erste Vorfahr der Familie Meinertzhagen ermittelt ist — bis 1875 und nennt hierbei auch den von Köln nach Bremen gezogenen Zweig der Familie, der 1657 in Daniel Meinertzhagen einen Ratsherrn stellte und zu dem der Daniel Meinertzhagen

gehört, der von London aus während der Weltwirtschaftskrise von 1857 seiner Vaterstadt Bremen mit Darlehen beigestanden hat. Der erste, gut ausgestattete Band *Meinerzhagen, Entstehung und Geschichte bis zum Beginn der Reformation* von Friedrich Michel, hrsg. vom Heimatverein Meinerzhagen, 1965, bringt eine Fülle geschichtlichen Stoffes, der u. a. über Land- und Gewässernutzung, über Siedlungs- und Bauweise, von Schmieden, Eisenhämmern, Mühlen wie Nah- und Fernverkehrsstraßen — Köln–Meinerzhagen–Kassel–Leipzig und Frankfurt–Amsterdam — berichtet, auf die Bedeutung und Wirksamkeit der Grafen-, Go- und Weichbildgerichte eingeht und schließlich dem Kirchbau Meinerzhagens und seinen Wandlungen eingehende baugeschichtliche Darstellungen widmet. Diese fleißige und umfassende Arbeit von Friedrich Michel — mit guten Bildwiedergaben ausgestattet, durch die Erklärung der Siedlungsnamen der Gemeinde bereichert und mit vielen Fundstellen und guten Registern versehen — wird sicher das Heimatbewußtsein der Bevölkerung von Meinerzhagen stärken. Sie stellt einen wertvollen Beitrag zur Ortsgeschichte dar. **Hb.**

Unter der umsichtigen Leitung unseres Freundes Wilhelm Rausch, Direktors des Archivs der Stadt Linz, desselben, der die Teilnehmer an der Österreichfahrt der Historischen Gesellschaft 1963 so freundlich durch die schöne mit Bremen wirtschaftlich und als Geburtsstätte der bremischen Reichsfreiheitsurkunde von 1646 auch geschichtlich verbundenen Hauptstadt Oberösterreichs führte, ist in einer von ihm begründeten Reihe von Sonderpublikationen zur Linzer Stadtgeschichte eine umfangreiche Veröffentlichung erschienen, die nicht ihres Inhalts im einzelnen wegen, wohl aber aus dem Grundsätzlichen heraus thematisch unsere Aufmerksamkeit beanspruchen darf: von Rudolf Peter Altmüller ein Buch über *Die Linzer Eingemeindungen, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Landeshauptstadt Linz,* wie es im Untertitel heißt (Linz, 1965, 254 S., 24 Bildtafeln und viele in den Text gezogene Karten, Skizzen, dazugebundene Faksimiles). Damit wird die neuere Geschichte einer bedeutenden alten Stadt aus ihren Lebensbedingungen heraus erklärt, ihr äußeres Wachstum aus den wirtschaftlichen und anderen Erfordernissen der Zeit. Es ist dies eine Arbeit, die ähnlich gerichtete Nachfolger auch bei uns verdient hätte, über die bereits vorhandenen Ansätze hinaus, wie sie etwa in der Arbeit von Rudolf Schuster über *Die Entwicklung der bremischen Vorstädte im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts* (Veröffentlchg. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, Bd. 18, 1949) oder von Dietrich Schomburg über *Die Bremer Ostertorvorstadt in ihrer historisch-topographischen Entwicklung* (Brem. Jahrb. 45—47, 1957—1961) vorliegen. Das Ganze ist eine Erklärung des Äußeren von innen heraus, an der ein anderer Freund unserer Stadt, Alfred Hoffmann von der Wiener Universität, als Doktorvater mitgewirkt hat.

*

Gute Hofgeschichten gibt es nicht allzu häufig; aber Johann Müller-Fischerhude hat eine geschrieben: *Der Hinnershof — Geschichte meines Hofes,* die, im Rotoprintverfahren gedruckt, von seinem Neffen Wilhelm Dehlwes herausgegeben wurde. Die Erzählung greift weit über den Rahmen des Heimatdorfes hinaus, ist in der Wümmelandschaft verankert und im alten Volkstum des Landes. Ein gut ausgestatteter Anhang hilft die

Familien- und Hofgeschichte gut verstehen; zu loben sind auch beigegebene Zeichnungen, Pläne und Lichtbilder.

Eine mustergültige Hausgeschichte legt Wolfgang Schöningh (†) im „Emder Jahrb." 46, S. 144—158, mit seinem Beitrag über *Das Schöningsche Haus in Norden — Ein Renaissance-Bürgerhaus und seine Bewohner* vor. Man wird lebhaft an das Essighaus in Bremen erinnert, was Aussehen, Aufteilung und Einrichtung dieses in seinem Hauptteil 1576 erbauten Hauses betrifft, das auch in der Materialverwendung der in Bremen geübten Art sehr ähnlich ist. Seit 1865 ist das Haus im Besitz der Familie des Vf.s gewesen: daher erklärt sich die gern anerkannte liebevolle Darstellung, „lebensvolle" könnte man auch sagen. Leben bekommt ein solches Bauwerk für den Betrachter ja vor allem dadurch, daß er erfährt, wer das Haus mit Leben erfüllte. Daß ein aus Bremen stammender Kaufmann Dietrich von Kapf — gewiß aus derselben Familie, die wir als von Kapff kennen — einst durch Heirat in seinen Besitz kam, mag besonders hervorgehoben werden.

Angemerkt sei hier als entzückendes Beispiel der Kunst hausgeschichtlicher Darstellung von Th. H. Lunsingh Scheurleer der Aufsatz *Het Huis Herengracht 475 en zijn Bewoners* im 59. „Jaarboek van het Genootschap Amstelodanum, 1967, S. 78—105 — eine Kunst übrigens, für die, auf Bremen übertragen, Rudolf Stein in seinem großen Inventarwerk viele Unterlagen bereitgestellt hat.

Bevölkerungs- und Personengeschichtliches

Gern sei auf die fleißige Arbeit von Walter Schaub über *Die Bevölkerung der Herrschaft Jever nach dem Huldigungsregister von 1618* hingewiesen, erschienen in Bd. 62 (1963) des „Oldenburger Jahrb.s", Teil I, S. 1—70. Der Vf., der in den familienforschenden Kreisen im Oldenburger Land schon seit Jahrzehnten aufs beste bekannt ist, hat hier Mustergültiges geleistet, in der Art, wie er das Register veröffentlicht und gleich mit notwendigen zusätzlichen Angaben versieht, so auch über die Quelle selber. Hier sei nur noch auf die namenkundlichen Hinweise aufmerksam gemacht, mit ihrer Zuweisung an die verschiedenen Gruppen der nachmaligen Familiennamen — eine Angelegenheit, die in friesischen Gebieten bekanntermaßen seine großen Schwierigkeiten hat. Von Beziehungen nach Bremen ist einige Male die Rede.

Drey Rosen im Pitschier — 425 Jahre Roselius — (29. Januar 1968) ist der Einführungs-, gewissermaßen „Leitaufsatz" zu H. 2 des 17. Jahrg.s (1968, Bd. 8) der „Norddeutschen Familienkunde", S. 33—37, verfaßt von Günther Roselius, einem Angehörigen des in Bremen so bedeutend gewordenen Geschlechts. Es ist auf wenigen Seiten eine gedrängte Zusammenfassung einer bedeutsamen Familiengeschichte, in der Gelehrte, Theologen, Lehrer, Künstler auf verschiedenen Gebieten, aber auch Bauern (in Schwarme) und nicht zuletzt große Kaufleute (in Bremen) eine Rolle spielen, zusammengestellt zur 425. Wiederkehr des Tages, an dem sich der ältestbekannte Vertreter des Geschlechts in Heidelberg immatrikulieren ließ. — Auf zwei Beiträge, S. 55—57, von Gustav K. H. Bodensieck zu diesem Heft der „Norddeutschen Familienkunde" sei weiter aufmerksam gemacht: unter dem Titel *Poesiealben als familiengeschichtliche Quelle* auf das *Tagebuch der Amtmannstochter Auguste Sophie Merkel,* die aus Bremen stammte und 43 lose Widmungsblätter, davon viele bremischen Ursprungs, in einem

Kasten in Buchform aufbewahrte, und auf die Einträge in einem *Studentenstammbuch aus der Frühzeit der Georgia-Augusta in Göttingen,* dessen ursprünglicher Besitzer wahrscheinlich gleichfalls Bremer war.

Wieviel familienkundlicher Fleiß verbirgt sich hinter dem Titel *Monsieur Johannes Kugler aus Straßburg heiratete 1713 nach Norddeutschland,* über den sich Ilse Jahr in der „Norddt. Familienkunde", Bd. 6, S. 289—299, verbreitet — in Genealogien, die sich eigentlich durch ganz Deutschland diesseits der Elbe ziehen, für den vorliegenden Fall aber im Niederwesergebiet ihren Schwerpunkt haben. Im besonderen mögen uns dabei die Mushard angehen, und unter ihnen Luneberg, der Präeceptor an Atheneum und Domschule in Bremen, Verfasser des „Bremen-Verdischen Rittersahls".

Lebensbilder von der Elb- und Wesermündung legt Benno Eide Siebs in einer Sonderveröffentlichung der „Männer vom Morgenstern", Bremerhaven 1966, vor, 32 im ganzen, Kabinettstücke einer aus volkstümlicher Wissenschaft geborenen Erzählkunst auf jeweils wenigen Seiten, geschmückt mit Bildnissen und anderen Abbildungen aus Leben und Umkreis der Dargestellten. *Ein Querschnitt durch acht Jahrhunderte* wird hier nach dem Titel des Buches geboten, angefangen mit hoher Geistlichkeit (Erzbischof Hartwig II. und Bischof Albert von Riga), fortgeführt über Persönlichkeiten aus bunter Vielfalt der Herkunft, der Berufe, der Neigungen, sich darstellend als Staatsmänner und Soldaten, Gelehrte, Techniker, Wasserbauer, Kaufleute, Dichter und bildende Künstler, Heimat- und Vaterlandsfreunde, bis hin zu Adolf Butenandt, dem großen Gelehrten unserer Tage. Uns Bremer mögen dabei einige besonders angehen: jene beiden Bischöfe, Heinrich Böse, Karl Rudolf Brommy, Hermann Allmers, Rickmer Clasen Rickmers, Wilhelm Anton Riedemann, und wohl auch noch einige mehr. Des Merkens wert sind sie für uns alle.

Bremen-Verdener im Hamburger Schriftstellerlexikon (im achtbändigen „Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart", hrsg. v. „Verein f. hamburgische Gesch.", 1851—1883) stellt Otto Goebel in den „Mitteilungen d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins" vom 1. Okt. 1965 (40. Jahrg. H. 4), S. 99—105, zusammen. Von den im ganzen 102 Namen gehören zwölf indes in die Stadt Bremen, darunter so bekannte wie Daniel Braubach, der erste Direktor der Bremer Navigationsschule, der später in gleicher Eigenschaft in Hamburg wirkte, und ein jüngerer Pastor Konrad Iken, der aus Neuenkirchen im Kreis Osterholz stammte. Über dies hinaus ist mancher „Anrainer" der Weser aus nichtbremischem Gebiet vertreten.

Das Hildegard von Marchtaler, einer verdienten Familienforscherin, gewidmete Heft 3/4 des 42. Jahrg.s (1967) der „Zeitschr. f. niederdeutsche Familienkde." enthält auf S. 61—67 einen Aufsatz von Horst Kenkel über die Kenckel aus Hamburg. Eine Verbindung zu den bremisch-verdischen Kenckel, deren bekanntester Vertreter der Bremer Bürgermeister Detmar Kenckel gewesen ist, wird zwar ausdrücklich abgelehnt; dennoch wird in einer aus dem Umkreis der Hamburger Kenckel stammenden Leichenpredigt die Herkunft von ihm fest behauptet.

Hermann Lübbing läßt einen zum Abschluß des Oldenburger „Anton-Günther-Gedenkjahrs" vor der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde und der Historischen Gesellschaft im Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde gehaltenen Vortrag über *Hermann Mylius (1603—1657) — oldenburgischen Rat, Landrichter und Diplomaten*

in einem gut mit Bildern und Anmerkungen ausgestatteten Sonderheft erscheinen, das nach eigenem Wunsch als Ergänzung zu des Vf.s Arbeit über *Graf Anton Günther von Oldenburg 1583—1667* angesehen werden möchte. In der Tat war dieser aus Berne im Stedinger Land stammende, hoch begabte, vom Vf. des Büchleins mit Liebe in seinen Lebensschicksalen gezeichnete Müllerssohn nach staunenswertem Aufstieg einer der Hauptberater und Träger der Politik des Grafen, nicht zuletzt der Bremen abträglichen, um den Weserzoll und die Achterklärung gegen die Stadt.

*

Rolf Engelsing legt ein neues Lebensbild von Johann Smidt vor, in einem *23 biographische Essays* fassenden Sammelband *Männer der deutschen Verwaltung* (Köln und Berlin 1963, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg. KG). Smidt nur von der Seite der Verwaltung her zu sehen, ist natürlich nicht möglich. Es galt hier vielmehr das gesamte Werden und Sein des Mannes zu erfassen, von den zentralen Punkten seiner Persönlichkeit her, und von dort deren Wirken und Auswirken zu verfolgen, auch in die Bezirke der Verwaltung hinein. Gewiß ist diese in Bremen anders gestaltet als in einem Fürstenstaat; aber doch ließ sie dem bestimmenden Einfluß dieses Mannes genügend Entfaltungsmöglichkeit, in seiner Größe wie auch in den menschlichen Zügen, die mit Größe nichts mehr zu tun haben. All das hat der Vf. dieser feinen Studie bedacht und zum Sprechen gebracht: als Ganzes ist ein Lebens- und Charakterbild entstanden, das zwar in Einzelheiten von dem Gewohnten abweicht, hier sogar überraschen kann, im gesamten aber mit ihm übereinstimmt und die Größe des Mannes über alle Gegensätzlichkeiten siegen läßt. Dieses Lebensbild ist eine schöne Bereicherung des Schrifttums über den großen Bürgermeister.

Die von Günter Schulz im „Jahrb. d. Wittheit zu Bremen", Bd. X, S. 127—173, und Bd. XI, S. 71—122, 1966 und 1967 herausgegebenen *Kinder- und Jugendbriefe von Johann Smidt (1773—1857) — aus dem Besitz von Elsa Noltenius in Bremen-Borgfeld, Atlashof,* werden in erweiterter Form, in Darstellung, Erklärung und, dank dem Entgegenkommen des Focke-Museums, in den Bildbeigaben vermehrt, in Buchform als *Bremische Kinderbriefe aus alter Zeit — Aus Bürgermeister Johann Smidts Kinderjahren* vom rührigen Bremensienverlag Friedrich Röver in sehr geschmackvoller Ausstattung einer noch breiteren Öffentlichkeit dargeboten. Sie hat damit Gelegenheit, in die von 1781—1788 an die unverheiratete und von 1792—1794 an die Caspar von Lingen angetraute Cousine Gesche Margarethe de Hase gerichteten Briefe zu blicken, wie auch in einen zweiten in der Sammlung Noltenius in Borgfeld aufbewahrten Bestand, in Briefe, die gleichfalls an Gesche Margarethe de Hase gerichtet sind, und zwar von ihrer Schwester Henriette. Man mag schon sagen, daß hier in verschiedener Hinsicht ein liebenswerter Schatz dargeboten wird: von der Person her gesehen für Johann Smidt ein Nachempfinden der Entwicklung vom Kind bis in die Jünglingsjahre, in der er in seinen Äußerungen der zeitgemäßen, gutbürgerlichen formelhaften Zeit zu erliegen droht, allgemeiner aufgefaßt ein Blick in dieses gutbürgerliche, patriarchalischem Wesen verhaftete Bremertum und in die stark ausgeprägten Familienbindungen und -verbindungen in seinem Bereich, schließlich auch ein Erleben der vertrauten Einlagerung der Stadt in die sie umgebende Landschaft.

Johann Smidt, Bremens großer Bürgermeister, hat auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Bremen in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.s maßgeblichen Einfluß genommen, dessen Nachwirkungen bis auf den heutigen Tag zu spüren sind. Bodo Heyne untersucht in einem sehr lesenswerten Aufsatz: *Bürgermeister Johann Smidt und die Theologie* im „Hospitium Ecclesiae, Bd. 5, S. 72—110, für Smidts immer aus staatspolitischen Erwägungen hervorgehende Haltung in kirchlichen Angelegenheiten, im Sinne von deren Unterordnung unter die Erfordernisse des Staates, eine theologische Grundlegung zu finden, was bei dem ordinierten Prediger, der Smidt von Haus aus war, nahegelegen hätte, muß aber feststellen, daß der Bürgermeister bei der Theologie seiner Studienzeit stehengeblieben ist, der milden Aufklärung, die die Offenbarung neben der Vernunft gelten läßt.

Das Gut Hemmelmark im Kreis Eckernförde, das seit 1896 Prinz Heinrich von Preußen besaß, hat 1817 Jacob Clemens Breuls, Sohn des Bremer Bürgermeisters Dr. Jacob Breuls, erworben. Er ist dort 1856 gestorben. Über das Gutshaus, seine Bewohner und die Wirtschaft unterrichtet ein Aufsatz von Wilhelm Hahn im „Jahrbuch der Heimatgenossenschaft des Kreises Eckernförde", Jahrgang 22, 1964, S. 75—82: *Hemmelmark im 19. Jahrhundert*". A.

Gauß in Zeven 1824 und 1825 — das ist ein Aufsatz von Horst Michling von der Göttinger Gauß-Gesellschaft, aber von Hans Wohltmann abgedruckt in den „Mitteilungen" seines Geschichts- und Heimatvereins, 41. Jahrg., S. 4—6. Für uns Bremer ist er sehr anziehend durch die Schilderung der gegenseitigen Besuche zwischen Gauß und seinem Bremer Freund Wilhelm Olbers.

Reinhold Seume schreibt im „Stader Jahrb." 1967, S. 9—16, zum Ehrengedächtnis von *Hauptmann Heinrich Böse, 1783 bis 12. 7. 1867,* in dem Jahr, da sich der Tod dieses Mannes, „der zur Franzosenzeit in unserer Landschaft eine vorbildliche charaktervolle Rolle spielte", wie Hans Wohltmann dazu sagt, zum 100. Mal jährte. „Man sollte ihn nicht vergessen", fügt der liebenswerte Herausgeber des „Stader Jahrb.s" hinzu. Wie steht es damit in Bremen? Wohl hat man vor etlichen Jahren eine Straße nach diesem treuen Sohn der Stadt, der auch ihr Ehrenbürger war, benannt; aber von irgendwelchen belangvollen Erinnerungen an ihn hat man zum 100. Jahrestag seines Todes leider nichts gehört. — *Erinnerungen an Heinrich Böse* nennt unser verehrungswürdiger alter Freund J. J. Cordes einen Aufsatz im „Niederd. Heimatbl. 212, August 1967, S. 3, der das Verständnis jener eigenwilligen, begeisterungsfähigen und kampffreudigen Persönlichkeit in seinem Verhältnis zu den Hadeler und Wurster Bauern gut erkennen läßt, wie auch die Anregung und die Herzstärkung, die Hoffmann von Fallersleben als politischer Flüchtling daraus gezogen hat, u. a. mit einer Anregung zu seinem Deutschlandlied.

Ludwig Fitschen weckt im „Stader Jahrb." 1966, S. 13—26, die Erinnerung an *General August von Goeben,* einen *großen Sohn Stades,* zu seinem 150. Geburtstag, nicht in der Art eines Lebensbildes — das wird nur in einer kurzen Zeittafel angedeutet —, vielmehr unter Einbeziehung von kennzeichnenden Stellen aus eigenen Briefen in der Zusammenstellung alles dessen, was in Stade heute noch an den großen Heerführer und tüchtigen Menschen erinnert, unter Anfügung einer Liste von Schrifttum, das in Stade selber über Goeben entstanden ist.

Wilhelm Berner schreibt an für uns entlegener Stelle, im „Rechtspflegerblatt" vom Sept. 1967 (15. Jahrg. H. 4/5, S. 48—51) über *Franz Adickes — Vater der Justizreform,* dabei über *Werdegang, Werk und Persönlichkeit,* also über den großen Frankfurter Oberbürgermeister, der als solcher Gründer der Frankfurter Universität wurde und auch in der inneren politischen Entwicklung in Preußen und Deutschland um die letzte Jahrhundertwende eine Rolle gespielt hat und, wie man in der Überschrift liest, ebenso für das Ingangsetzen einer Reform des Gerichtswesens. Er hat, von seinem Vater her, der aus altem Wurster Geschlecht stammte und vier Jahrzehnte Amtsrichter in Lesum war, in jüngeren Jahren enge Beziehungen zu Bremen gehabt, sich damals auch, was wir bisher nicht wußten, um eine Staatsanwaltsstelle in Bremen beworben.

Über den ersten Bremerhavener Stadtdirektor H. Gebhard wissen wir nicht gerade viel. So ist es sehr verdienstlich, daß August Meyer im „Niederd. Heimatbl." 209 (Mai 1967), S. 1 f., von *Hermann Gebhards Wirken für die Stadt Bremerhaven* zusammenstellt, was aus amtlichen Unterlagen und sonstwie zu erfassen war. Er erscheint als der Urheber bedeutsamer Einrichtungen der kommunalen Selbstverwaltung und wird auch in seiner späteren Tätigkeit als erster Leiter der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte in Lübeck gezeigt, im ganzen ein hervorragender Kommunalpolitiker, der auch eine Zeitlang Reichstagsabgeordneter für den 19. hannoverschen Wahlkreis war. Von seinen menschlichen Eigenschaften hätte man gern noch etwas mehr gehört. — Über *Heinrich Kuhlmann,* Stadtverordnetenvorsteher und Stadtrat in und Ehrenbürger von Bremerhaven, und über weitere in solchen Ämtern und Ehrenstellen verdiente Bürger der Niederweserstadt vgl. S. 349 f.

Alfred Vagts aus Sherman in Connecticut, Beiträger zu unserer Festschrift „1000 Jahre Bremer Kaufmann" (S. 337—360) mit seinem ausgezeichneten Aufsatz über Gustav Schwab, den großen Amerikadeutschen in der Gefolgschaft H. H. Meiers, hat im „Jahrbuch 1965 der Männer vom Morgenstern", S. 150—192, einen Aufsatz über *Diederich Hahn — ein Politikerleben* geschrieben. Ausgehend von eigenem Jugenderleben und eigenen Erinnerungen an die Heimat des Vf.s an der Niederelbe werden dem Lebensbild dieses politisch sehr umstrittenen Mannes, der gemeinhin nur als Führer des seinerzeit mächtigen und einflußreichen „Bundes der Landwirte" bekannt ist, manche neue Züge hinzugefügt, etwa hinsichtlich seiner Zugehörigkeit zum „Verein deutscher Studenten" und seiner von dorther rührenden Freundschaft mit Friedrich Naumann; darüber hinaus wird durch das Studium anderer, gleichfalls entfernter liegender Quellen manches zur Abrundung hinzugegeben. Wir sollten uns von der Parteien Haß und Gunst freimachen und den Mann aus seiner Zeit verstehen und dabei erkennen, daß es sich hier um einen bedeutenden Sohn seiner Heimat handelt, der es verdient hat, daß man seiner gedenkt.

Georg Bessel hat seinen verschiedenen Studien zur bremischen Wirtschaftsgeschichte mit dem Lebensbild von *Heinrich Bömers, Senator in Bremen, Chef der Firma Reidemeister & Ulrichs,* erschienen als Privatdruck zu seinem „100. Geburtstag" am 2. November 1964, um ein weiteres Reis vermehrt, in einer Darstellung, die, vom Thema außerordentlich anziehend, in der Durchführung trotz der Mithilfe der Familie aber schwierig sein mußte, eben wegen des großen Einflusses, den Heinrich Bömers auf die

Führung des bremischen Staatslebens in sehr entscheidenden Zeiten und dies nicht immer zum Glück genommen hat. Kühn ist er in seinen Entwürfen und Planungen manchmal gewesen, etwa wo es sich um die Versorgung Bremens mit Lebensmitteln während des Ersten Krieges handelte, oder um die Schaffung eines wertbeständigen Zahlungsmittels, des sogenannten „Bremer Dollars"; aber hier ist ihm, der von tatkräftigen Helfern unterstützt wurde und auf die Zustimmung der Bremer Kaufmannschaft rechnen konnte, das Glück zur Seite gewesen; gegenüber der großen Weltwirtschaftskrise gegen Ende der zwanziger Jahre reichte seine Kraft aber nicht aus: er ist dann von seinen Ämtern zurückgetreten und bald hernach gestorben. Wer das Leben dieses außerordentlichen Mannes darstellen wollte, der mußte sich die Schürzung der Weltverhältnisse nicht nur als Begleitmusik, vielmehr als ein Hauptthema nehmen; geschickt sind aber die in Frage kommenden Züge der Personen- und Familiengeschichte, auch der Entwicklung des eigenen Unternehmens in den allgemeinen Gang der Gestaltung der Zeitverhältnisse in Bremen und im Reich hineingenommen worden. Ohne Zweifel muß Heinrich Bömers unter die Männer gerechnet werden, die sich unter schwierigsten Zeitläuften um das Wohl der Vaterstadt bemühten.

Auf einen sehr reizvollen familiengeschichtlichen Aufsatz sei hingewiesen, auf den von Erich Gerckens über *Die Lübecker Familie Blohm* im Lüb. Jahrb. „Der Wagen" 1964, S. 123—131. Die Familie ist aus dem Handwerkerstand in den unternehmenden Kaufmannstums emporgewachsen, das sich in der Heimat wie in Übersee, in Westindien und dann in Venezuela Wohlstand und Ansehen erwirbt, rückläufig aber auch die Heimat wieder befruchtet und ihr in Hermann Blohm, dem maßgeblichen Mitbegründer der Hamburger Großwerft Blohm & Voss, einen Techniker, Schiffbauer ganz hervorragenden Maßes schenkt. Er hat in Bremen bei Carsten Waltjen einen Teil seiner Ausbildungszeit verbracht: so führt dieser schöne, auch gut bebilderte Aufsatz auch in unseren Bereich.

*

Vor allem Bernhard H. Zimmermann, geborener Burgenländer und in Wien Archivar der Evangelischen Kirche in Österreich, ist es gewesen, der uns durch Forschung und Darstellung die Gestalt Gottlieb August Wimmers nähergebracht hat, eines tatkräftigen Feuergeistes, der, in Bremen gewissermaßen im Exil lebend, dort in die kirchlichen Streitigkeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, im besonderen in die Auseinandersetzungen mit und um Dulon, eingegriffen hat. Über seinen Aufenthalt und seine Tätigkeit in Bremen hat Z. bereits früher, in Bd. 40 der „Zeitschr. d. Gesellsch. f. niedersächsische Kirchengeschichte" 1941 (Vgl. Brem. Jahrb., Bd. 41, 1949, S. 398) genauer berichtet; andere haben das ergänzt, so, was z. B. das Verhältnis zu Treviranus betrifft, unser Freund Walter Schäfer an gleicher, aber jetzt als „Jahrbuch" bezeichneter Stelle, Bd. 62 (1964), S. 151—161, und neuerdings, sehr aufschlußreich und in Gegenüberstellungen sehr plastisch Otto Wenig in seinem Buch: Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen (Bonn 1966), S. 454—457 und 413—496. So zeigen wir gern die Neuauflage einer ersten zusammenfassenden Schrift Z.s über Wimmer an, die sozusagen Vorstufe einer größeren allseitigen Lebensbeschreibung sein soll: *Gottlieb August Wimmer, 1791—1863 — ein Wiener mit länderweiter Wirkung* (2. Aufl., Wien 1965), eine mit großer Liebe gezeichnete Darstel-

lung, die Tiefen und Höhen in dem Leben dieses seltsamen und seltenen Mannes, der zugleich pietistischer Erweckungsprediger und ungarischer Revolutionär von 1848 war. Die Darstellung seiner sich immerhin auf ein Jahrzwölft erstreckenden Wirksamkeit in Bremen kommt in dieser Schrift unter Hinweis auf jenen älteren Sonderaufsatz in der niedersächsischen Zeitschrift zwar etwas kurz weg; doch bringt sie noch einige Bereicherungen der schon bekannten, u. a. auch eine gute Ganzseitaufnahme Gottlieb August Wimmers als Emigrant in Bremen. Man darf hoffen, daß die beabsichtigte Gründung einer Gottlieb-August-Wimmer-Studienstiftung uns weitere wissenschaftliche Arbeiten aus dem Umkreis dieses hervorragenden Mannes beschert, vielleicht auch über Samuel Böhm, den Burgenländer in Afrika, der auf Wimmers Verwendung für die Norddeutsche Missionsgesellschaft zu den Ewe in Westafrika ging, aber nach kaum zweijähriger Wirksamkeit dort dem Fiebertod zum Opfer fiel. — Jenen Mangel hinsichtlich der Bremer Wirksamkeit und auch andere Lücken auszufüllen, veröffentlicht Gerhard Schmolze eine kenntnisreiche, mit viel Gespür für verborgenes Schrifttum entstandene Zusammenstellung *Bremer Quellen einer künftigen Biographie Gottlieb August Wimmers* im „Hospitium Ecclesiae", Bd. 5, S. 111—131.

Ein kleiner Beitrag von Walter Schäfer im 62. Bd. (1964) des „Jahrb.s d. Ges. f. nieders. Kirchengesch.", S. 151—161, verdient unsere Aufmerksamkeit, zusammengefaßt unter dem Titel: *Der Bremer Erweckungsprediger Georg Gottfried Treviranus in seinem Verhältnis zu Friedrich Engels und Gottlieb August Wimmer.* Es sind Nachträge zu dem Lebensbild, das der Vf. in einem Beiheft zum 60. Bd. der gleichen Zeitschrift über Tr. veröffentlicht hat. Die dafür zumeist angezogene Quelle, der Briefwechsel des Bremers mit Wichern, liefert auch hier eine fast sprudelnde Quelle aufschlußreicher, das Bild der beiden in Frage kommenden Männer abrundenden Bemerkungen. Indes ist Wimmer noch länger in Bremen gewesen, als der Vf. annimmt, nicht schon 1852 nach dem von ihm berichteten tumultuarischen Verlauf eines von Wimmer veranstalteten Bibelabends fortgegangen. Noch bis 1863 ist er als Mitarbeiter der Inneren und der Äußeren Mission und im Gustav-Adolf-Verein anzutreffen.

*

„Uneigennützig wirkte er Gutes, wo er konnte." — Mit diesem Wort schließt der höchst aufschlußreiche Aufsatz, den Heinrich Mutzenbecher über *Ludwig Samuel Dietrich Mutzenbecher (1766—1838),* offenbar einen Verwandten, in den „Hamburg. Gesch.s- u. Heimatbll., 20. Jahrg. (1964), S. 180—193, veröffentlicht. *Ein Förderer musikalischer Bildung in Altona* wird er im Untertitel genannt. Paul Th. Hoffmann, der frühere Altonaer Archivar, hat ihn als „Altonaer Original" bezeichnet, aber auch als „Universalgelehrten", „Wegbereiter". All das ist er gewesen, auf eigene Kosten jener Förderer musikalischer Bildung, von Beruf Arzt, der seine Praxis bis zum Einsatz des Lebens übte, der bei armen Leuten umsonst praktizierte und viel zu allgemeiner Gesundheitsförderung getan hat. Gründer einer Buchhandlung wurde er, um dem „Zeitgeist in Kunst und Politik Gehör zu verschaffen", Königl. Dänischer Postmeister, um in Zeiten des Darniederliegens der Geschäfte seine Zeit auszufüllen. Komponist war er weiterhin, Gesangslehrer, tätiger Musiker auf einer ganzen Reihe von Instrumenten, Gründer von Singgesellschaften, Erbauer einer „Tonhalle", Veranstalter von Konzerten — Vorbild in all diesen Bestrebungen, selbst noch im Alter, als er erblindet

war. Die Eigenart dieses Lebens mag seine Erwähnung an dieser Stelle rechtfertigen — uns auch veranlassen, nach ähnlichem in Bremen Ausschau zu halten.

Einem der Begründer des Vereins für hamburgische Geschichte hat Friedrich Schmidt aus Anlaß der 125-Jahr-Feier dieses Vereins in seinem Aufsatz *Aus den Lebenserinnerungen des Franz Heinrich Neddermeyer* — er war nämlich der Mitbegründer — in den „Hamburg. Gesch.s- u. Heimatbll." vom April 1964 (20. Jg. Nr. 2/3), S. 117—137, ein ehrendes Andenken aufzurichten gesucht, nach einer kurzen lebensgeschichtlichen Skizze, die Neddermeyers Verdienste um die Weckung des geschichtlichen Sinnes hervorhebt, durch teilweisen Abdruck seiner handschriftlich vorhandenen Lebenserinnerungen, die es mit den Schicksalen eines der Konskribierten der Franzosenzeit zu tun haben, und einiger seiner Briefe an den Vater, ebenfalls aus dieser Zeit.

Sehr willkommen ist das Lebensbild, das Reinhold Seume in den „Mitteilungen des Stader Gesch.s- u. Heimatvereins" 1967, S. 68—71, von *F. W. Wiedemann,* dem Mitbegründer des „Vereins f. Gesch. u. Altertümer d. Herzogtums Bremen-Verden u. d. Landes Hadeln", entwirft, unter Aufzählung des von ihm verfaßten geschichtlichen Schrifttums, unter dem eigenartigen Titel *De Bargster Bruutbööm.* Das geht auf die Verdienste des aus dem Alten Land in das Geestdorf Bargstedt versetzten Superintendenten, der, selber mit einer Tochter Heinrich Böses, des Bremer „Hauptmanns Böse", verheiratet, jedem von ihm eingesegneten jungen Paar einen Apfel- und einen Birnbaumsetzling schenkte.

In der sehr ausführlichen *Geschichte des Historischen Seminars der rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn, Vorläufer - Gründung - Entwicklung — Ein Wegstück deutscher Universitätsgeschichte,* von Paul Egon Hübinger (Bonner Hist. Forsch.gen, Bd. 20 (1963), werden drei aus Bremen stammende Historiker gewürdigt: Arnold Dietrich Schäfer (1819—1883) war der erste Ordinarius für Alte Geschichte an der rheinischen Universität; zweckmäßig leitete er zum Quellenstudium und zur richtigen Art der Quellenbenutzung an; 34 Bonner Dissertationen zur Alten Geschichte sind aus seinem Seminar hervorgegangen; sie sind aufgezählt auf S. 319—326[1]). Während Schäfer von 1865 bis zu seinem Tod in Bonn wirkte, haben Reinhold Pauli (1823—1882) als Privatdozent 1855/1856 und Karl Hempe (1869—1936) als Privatdozent und Professor 1898—1903 nur kurze Zeit am Rhein gewirkt. Außerdem pflegte Justus Hashagen aus Bremerhaven (1877—1961) 1906—1919 namentlich die rheinische Geschichte der Neuzeit. A.

Führender Schiffshistoriker lebte in Berlin ist ein Gedenkaufsatz von Friedrich Jorberg im „Niederd. Heimatbl." Nr. 216 (Dez. 1967), S. 3, betitelt, in dem *Heinrich Winter* (1878—1967) in seinen zum Teil bahnbrechenden Arbeiten, Rißzeichnungen und Modellbauten älterer Schiffstypen und zum Behaimschen Erdglobus gewürdigt wird[2]).

In dem Festvortrag über *Ludwig Uhland,* den Josef Eberle zu seinem 100. Todestag bei der Immatrikulationsfeier der Universität Tübingen am 29. November 1962 hielt („Tübinger Universitätsreden" 15, Tübingen 1963),

[1]) Hübinger, S. 114, läßt Schaefer aus „Greifswald" stammen, als Bremer wird nur Hampe S. 425 genannt. Schaefer war aber in Seehausen 1819 geboren (Bremische Biogr. d. 19. Jahrh.s (1912), S. 433; ADB, Bd. 30 (1890), S. 521.

[2]) Vgl. S. 362.

erinnert er daran, daß bereits 1847 „die Reederei Hermann Meier in Bremen (muß heißen: H. H. Meier & Co.) das größte Schiff, welches eine deutsche Flagge führte und das zur Fahrt zwischen Bremen und New York bestimmt war, auf den Namen Ludwig Uhland getauft" hatte. A.

Das „Niederd. Jahrb." (d. Vereins f. niederd. Sprachforschung) bringt in Bd. 87 (1964), S. 139—156, einen Abdruck des ausgezeichneten Vortrags, den Richard Mehlem 1964 auf der hansisch-niederdeutschen Tagung in Osnabrück über eine *Klaus-Groth-Forschung in neuer Sicht* hielt, für den keiner so berufen erscheinen mochte wie er, der mit einer neuen, sich über acht Bände erstreckenden kritischen Gesamtausgabe der Werke Groths beschäftigt ist. Er weist in seinem Vortrag das krittelnde Gegeneinanderwägen von Reuter und Groth ab, wie es neuerdings etwa auch von Bremen aus geschehen ist [1]), und möchte es durch Beachtung der persönlichen Eigenart und dichterischen Sonderheit beider überwunden wissen. Was nach der in Aussicht stehenden Gesamtausgabe noch fehlen wird, ist eine abwägende Lebensbeschreibung, für die die Franz Stuckerts, unseres leider so früh verstorbenen Bremer Freundes, über Theodor Storm als Beispiel hingestellt wird.

Im „Jahrb. f. Amerikastudien", Bd. 9 (1964), S. 149—151, gibt Alfred Vagts unter Benutzung auch hanseatischer Akten, eines Briefes Dr. Klügmanns, des Hanseatischen Gesandten in Berlin, einen amüsanten Bericht über Mark Twains Aufenthalte in Deutschland, 1891 und 1897, sein gutes Verhältnis zu Wilhelm II. insbesondere, das in Einladungen an den Kaiserhof gipfelte. Der Aufsatz ist englisch geschrieben: *Mark Twain at the Courts of the Emperors.*

Mit seinem Aufsatz *Hermann Allmers' Beitrag zur Erforschung der Marschen und ihrer Bewohner* als dem, was uns im besonderen mit dem Marschendichter verbindet, hat Robert Wiebalck (†) 1942 den Hermann-Allmers-Preis der nach dem Dichter genannten Gesellschaft gewonnen; es war zu begrüßen, daß die Preisschrift, die in veränderter Form im „Archiv für Niedersachsen" 1943, H. 19, erschien, im „Morgenstern-Jahrb." 47/1967, S. 265—294, noch einmal abgedruckt wurde. Gern sahen wir dort auch den Bericht Ernst Kleemeyers, des jetzigen Vorsitzenden, *Aus der Arbeit der Hermann-Allmers-Gesellschaft.* — Eduard Krüger (†) teilt im „Niederd. Heimatbl." 212, August 1967, S. 2 f. *Aus der Werkstatt des Marschendichters Allmers* aus einer in den Kreis des „Vereins früherer Schüler der Realschule am Doventor" in Bremen hineingehörenden Aufzeichnung vom Dichter selber stammende Äußerungen über sein Künstlertum mit, die uns das Wesen seines Dichtens und seiner Künstlerpersönlichkeit mit bisher ungewohnten Zügen neu beleuchten. — *Hermann Allmers noch persönlich erlebt* hat nach seinem Beitrag im „Niederd. Heimatbl." Nr. 210 (März 1968), S. 3, der 94jährige Professor der inneren Medizin Julius Grober. Seine auch sein eigenes Leben betreffenden, mit einem Anflug des Ergötzlichen erzählten Jugenderlebnisse kennzeichnen den Bremer Freundeskreis des Marschendichters wie auch sein Verhältnis zu Ernst Häckel, einem der akademischen Lehrer Grobers. — Nr. 202 des „Niederd. Heimatbl.s" (Okt. 1966), die wegen des damals in Bremerhaven abgehaltenen Niedersachsentages in doppelter Stärke erschien, bringt mehrere auf *Hermann Allmers,* den Marschendichter, bezügliche Aufsätze und Mitteilungen, dabei von Kurd

[1]) Vgl. Kurd Schulz, Die Anfänge der niederdeutschen Literatur, Jahrb. d. Wittheit 5 (1961), S. 69—88.

Schulz, dem Betreuer einer neuen Ausgabe seiner Werke, d. h. dessen, was sich aus seinem Schaffen als unvergänglich herausgestellt hat, einen Aufsatz, der ihn als *Entdecker des Landschaftsbildes* preist. An gleicher Stelle werden *August Lahr* und *Fritz Husmann* als *zwei niederdeutsche Schriftsteller in Bremerhaven* vorgestellt.

Der Bd. 7 des „Jahrb.s d. Wittheit zu Bremen" enthält eine schöne Darstellung von Kurd Schulz über *Arthur Fitger, einen bremischen Dichter der Übergangszeit* (a. a. O., S. 303 ff). Schulz schildert hier Fitger „als ein echtes Kind seiner Zeit, jener Zeit, die da glauben machte, ihr habe sich mit der naturwissenschaftlichen Forschung der erste wahre Blick hinter die Welträtsel eröffnet". In dem bürgerlichen Bremen um die letzte Jahrhundertwende begegnete ihm für seine poetischen Bemühungen der erste, dankbar aufgenommene Widerhall. Es gelingt Schulz in feinsinniger Weise, hinter allem theatralischen Pathos und skandierenden Aperçus des gelegentlich ironischen Verseschmiedes und zeitkritischen Dramatikers den Künstler und Menschen Arthur Fitger sichtbar zu machen, der in selbstgewählter Einsamkeit seine letzten Jahre verbrachte — und „den Bremern der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts beinahe ganz aus den Augen gerückt" ist. Wff.

Was man an der Oste erzählte, hat in manchem den Stoff zu Hermann Bosdorfs dramatischer Dichtkunst geliefert, sie auch beeinflußt. Georg Beermann nimmt das zum Anlaß, Leben und Wirken des Dichters im „Niederd. Heimatbl.", Nr. 211, Juni 1967, S. 1, kurz darzustellen.

Heinrich Wesches Beitrag zu der Jahresschrift „Heimat und Volkstum" 1964/1965 des Vereins f. nieders. Volkstum in Bremen, S. 137—147, über *Moritz Jahn: Eine späte Geburtstagsrede am 14. Juni 1964,* erweist den vielleicht größten unter den jetzt lebenden niederdeutschen Dichtern die schuldige Ehre zur Vollendung seines 80. Lebensjahres, stellt scharfsichtig die Bedeutung seiner Dichterpersönlichkeit heraus und widmet ihm im übrigen kluge Worte über den allgemeinen Stand von niederdeutscher Sprache und Dichtung.

*

Ludwig Behrens stellt in Nr. 179 des „Niederd. Heimatbl." der Männer vom Morgenstern (November 1964) in einem Aufsatz: *Hofmaler Bostelmann und Beverstedt,* Leben und Wirken eines Künstlers dar, der zeitweise in nahen Beziehungen zu Hermann Allmers stand, offenbar eine ihm verwandte Natur, und auch für Bremer Auftraggeber, z. B. für den Reeder Vinnen, gearbeitet hat.

Mit besonderer Vorliebe schrieb H. Wohltmann über das Leben bedeutender Maler unserer Heimat. Dem, was er über die „Worpsweder" und über Fischerhude veröffentlicht hat, fügt er in H. 1 des 41. Jahrg.s (1966) der „Mitteilungen", S. 2 f, aus Anlaß der Erwerbung eines Bildes durch das Stader Museum kurze, aber treffende Bemerkungen über *Ludwig Bokelmann* hinzu, Lehrer- und Organistensohn aus St. Jürgen (1844—1894), Akademielehrer in Düsseldorf, wo Mackensen sein Schüler war, und in Berlin. — An derselben Stelle, S. 9, ruft Wohltmann zur Pflege der Gräber dieser bedeutenden Künstler, überhaupt bedeutender Menschen auf. Eine ganze Reihe pflegebedürftiger weiß er aus unserem Bereich anzuführen. — Otto Bunzendahl steuert zum „Stader Jahrbuch" 1965, S. 27—39, ein Lebensbild des *Australienforschers Ehrhard Eylmann* bei, eines großen Gelehrten, gebürtigen Kehdingers aus Krautsand, der aber sein Leben in kümmerlicher Einsamkeit

in Farge an der Niederweser und als Wollzupfer bei der Bremer Wollkämmerei in Blumenthal beschloß. — Hans Wohltmann ist an derselben Stelle, S. 45—60, wie so oft schon im Gefilde seiner Worpsweder Maler tätig, mit der Veröffentlichung eines in seiner schlichten Geradheit und Herzlichkeit überzeugenden Briefschatzes *Hans am Endes, seiner Briefe an Walter Bertelsmann,* den jüngeren, aus Bremen gebürtigen „Worpsweder". — Wohltmann hätte nicht der unverdrossene Freund Worpswedes und der Worpsweder Künstler gewesen sein müssen, wenn er nicht auch das „Stader Jahrb." 1966 durch die Aufnahme eines dahingehörigen Aufsatzes bereichert hätte. Christian Modersohn verbreitet S. 111—128 *Aus Tagebüchern und Briefen* neues Licht über *Otto Modersohn und Paula Modersohn-Becker* in ihrem gegenseitigen menschlichen und künstlerischen Verhältnis wobei die bisher nicht veröffentlichten Tagebuchblätter seines Vaters zeigen, wie sehr sich Paula unter dem behutsamen Miteinander der beiden zu der großen Künstlerin entwickelte, die Otto schon frühzeitig in ihr erkannt hatte.

Am 9. April 1967 wäre *Karl Krummacher,* der Urenkel des als Pastor von Anschari in Bremen verstorbenen Parabeldichters Friedrich Adolf Krummacher, selber noch zu der älteren, großen Generation der Worpsweder Maler gehörend, hundert Jahre alt geworden. Zu seinem Gedächtnis veröffentlicht sein Sohn Gerhard Krummacher in den „Mitteilungen d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins" 1967, S. 71—73, ein ungemein frisch geschriebenes, gleichermaßen anregendes und aufschlußreiches Lebens- und Charakterbild. — Wilhelm Lötschert (†) faßt in den „Duisburger Forschungen", Bd. 11 (1968), S. 77—88, wertvolle Mitteilungen über den *Pfarrer Emil Krummacher (1798—1886),* den zweiten Sohn Friedrich Adolfs, zusammen, *über Elternhaus, Werdegang und sein Duisburger Pfarramt von 1841—1875.* Daß dabei auch einiges für den Vater Belangvolle mitgeteilt wird, sei hier gern vermerkt.

Bd. 37 (1965) der „Mittlg. d. Mindener Gesch.s- u. Museumsvereins" bekommt sein Schwergewicht auf S. 1—76 durch eine zusammenfassende, reich bebilderte, allein mit zehn Bildtafeln ausgestattete Arbeit von Barbara Korn über *Leben und Werk der westfälischen Malerin, Grafikerin und Schriftstellerin Ida Caroline Ströver-Wedigenstein. Gott, Heimat und Phantasie* ist der Obertitel dazu, und damit ist kurz gekennzeichnet, was Leben und Streben dieser begnadeten Künstlerin erfüllte. Manchmal erregend in Thema und Darstellung, ruht alles letzthin doch auf einem tiefen Verwurzeltsein des Landkindes aus Wittekinds Land im Heimatboden und im Erbe der Väter: Wittekind spielt also eine Rolle darin, und ebenso tun es die Wiedertäufer von Münster und noch manches sonst. Zu Bremen hatte die Künstlerin besonders enge Beziehungen in der Zeit gehabt, als sie mit ihrem Werk durchzudringen begann.

Nr. 198 der „Niederd. Heimatbl." (Juni 1966) druckt den Vortrag ab, den Hermann Lübbing zur Eröffnung einer Ausstellung im Morgenstern-museum über *Wilhelm Tegtmeyer, den Freund und Herold Poseidons,* gehalten hat. Abgesehen von seiner Hinwendung zur Malerei des Meeres und der Schiffahrt dürfte in der Art dieses Künstlers manches anklingen, was wir auch bei unserem Bremer Freund Theodor Schultz-Walbaum finden.

In den von ihm herausgegebenen „Vorträgen und Aufsätzen" veröffentlichte der Verein f. hamburg. Gesch. als H. 12 aus einer Vortragsreihe „Bedeutende Hamburger" heraus von Gerhard Langmaack (Hamburg

1964) ein Lebens-, besser noch Wirkungsbild *Fritz Schumachers,* des gebürtigen Bremers aus alter Ratsherrenfamilie, Sohnes von Hermann Albert Schumacher, der in unserer Historischen Gesellschaft in ihren Anfangszeiten eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat. Auch Fritz Schumacher hat ihr zeit seines Lebens gute Freundschaft bewahrt. L. schildert ihn als tüchtigen Architekten, vorwärtsdenkenden und -schreitenden Stadtplaner, der diese Tätigkeit organisch zur Landesplanung auszuweiten verstand und das in Köln, mehr noch in Hamburg unter Beweis stellte, schließlich auch ein großer Kunstfreund und Dichter war. Aus den Anfangszeiten seiner Tätigkeit, 1911, wird ein ihn gut bezeichnendes Wort Alfred Lichtwarks an Gustav Pauli mitgeteilt: „Der Bremer Landsmann macht seine Sache sehr gut. Er kriegt die ganze Stadt in die Mache." Dem trefflichen Vortrag L.s ist ein Lebensbild aus eigener Werkstatt Schumachers angefügt, das etwa 1940 für ein damals geplantes Sammelwerk „Hamburgische Lebensbilder" verfaßt war, über *Carl Friedrich Reichardt — einen Pionier des Städtebaues.* Es ist dies ein gutes Beispiel für die Art, wie Schumacher, aus dessen Nachlaß einiges nach Bremen ins Archiv gekommen ist, zu schreiben verstand. — Ein Abdruck des Vortrags, den L. im Oktober 1965 auch in Bremen gehalten hat, findet sich dankenswerterweise in der Zeitschrift „Der Aufbau", dem Mitteilungsbl. bremischer Aufbauorganisationen, Dez. 1966 (20. Jahrg. H. 3), S. 2—12.

Hans Wohltmann, bewährte auch über den Kreis der Worpsweder hinaus immer wieder seine Kunst lebensgeschichtlicher Darstellung, kurzer und treffender. So ist in den „Mittlg. d. Stader Gesch.s- u. Heimatvereins", 39. Jahrg. (1964), S. 101 ff. u. a. der folgende kleine Begrüßungsaufsatz enthalten: über Wilhelm Röpke, den inzwischen leider — viel zu früh — verstorbenen, aus Schwarmstedt stammenden ehemaligen Schüler des Stader Atheneums, der, an der Schweizer Universität Genf wirkend, ein über das ganze Erdenrund bekannter Soziologe und Wirtschaftspolitiker war, sich aber bei aller weltweiten Überschau in seiner Wissenschaft doch immer dessen erinnerte, was ihm die Heimat gegeben hatte. Welch starke Wurzeln aus dem Vätererbe entspringen, hatte er im einleitenden Aufsatz im „Stader Jb." 1964, S. 4—14, unter dem Leitwort *Verwurzelung* trefflich ausgeführt. Hingewiesen sei aber auch auf das, was Hans Wohltmann in den „Mittlg." 1964, S. 102 f, über Heinrich Wesche, den volkstümlichen niederdeutschen Sprachwissenschaftler, zur Vollendung seines 60. Lebensjahres schrieb oder S. 105 über Kurt Dietrich Schmidt, den am 27. Juli 1964 verstorbenen, aus Uthlede gebürtigen Hamburger Kirchenhistoriker.

Profil eines bremischen Pädagogen in einer sich wandelnden Welt nennt Hinrich Wulff seinen, den Hauptbeitrag zu einem *Wilhelm Berger* aus Anlaß seines Ausscheidens aus dem Amt eines bremischen Oberschulrates gewidmeten, gut ausgestatteten Buch (Bremen 1966, Hans Krohn Verlag, 87 S.), zu dem weiterhin Eberhard Lutze, Heinrich Sahrhage und Erich Traumann zur Würdigung besonderer Seiten des Lebenswerkes dieses verdienten Schulmannes beigetragen haben.

In der *Festgabe für Jean Gebser,* die die Bremer Volkshochschule, vor allem ihr Direktor Günter Schulz, zur Vollendung des 60. Lebensjahres dem schätzenswerten „Kulturphänomenologen, Denker und Schriftsteller" unter dem *Titel Wege zum integralen Bewußtsein* als H. 8 der „Bremer Beiträge zur freien Volksbildung" gewidmet hat, befindet sich auf S. 147—158 ein in Gemeinschaft mit Hans Jürgen Seeberger verfaßter Beitrag

des Herausgeber: die Schilderung eines Besuchs von [Sigmund] *Freud und* [C. G.] *Jung in Bremen* im August 1909, den beiden bekannten Psychoanalytikern, in deren Begleitung sich damals, vor Antritt eines Besuchs in Amerika, auch Sandor Ferenczy befand, ein junger ungarischer Gelehrter und Schüler Freuds. Nach Tagebuchaufzeichnungen und Briefen wird dieser Besuch geschildert und klug kommentiert, auch auf den heutigen Stand der Dinge bezogen, wobei einige kleine Irrtümer gern verziehen sein mögen, und schließlich auch mit der besonderen Wissenschaft der drei Gelehrten in Verbindung gesetzt. Bemerkenswert scheint mir, um nur eine Einzelheit zu nennen, bei Freud die Bewertung unseres Rolandes zu sein, etwa hinsichtlich der Ausdrucksfähigkeit von Kopf und Gesicht, die in merkwürdiger Übereinstimmung beinahe auf das hinaus kommt, was Manfred Hausmann über Rolands Gesicht sagt [1]). — Als H. 7 Jener „Bremer Beiträge" hat Günther Schulz *Biographische Aufzeichnungen* über *Fritz Klatt,* eine der „führenden Gestalten der deutschen Jugendbewegung und der Erwachsenenbildung", aus seinem Nachlaß zusammen mit seiner Witwe Lis Klatt herausgegeben und dadurch diesen in seinem Kreis führenden, großen, in seinem geschichtlichen Denken mit Kurt Breysig eng verbundenen Mann der Nachwelt lebendig erhalten.

*

Renate Hauschild-Thiessen veröffentlicht in den „Hamb. Gesch.s- u. Heimatbll.n" vom Okt. 1965 (19. Jahrg. Nr. 2), S. 233—239, ein Lebensbild erschütternder Tragik über *August Sonntag — Astronomen aus Altona als Opfer der Arktis,* der als 28jähriger, in dünnem Eis eingebrochen, erfroren ist, als er für seine Kameraden neue, dringend benötigte Zughunde holen wollte.

Nr. 185 des „Niederd. Heimatbl.s" der „Männer vom Morgenstern", Mai 1965, ist dem Gedenken an einen vor einem Vierteljahrhundert verstorbenen Vorgeschichts- und Volkskundeforscher und -sammler gewidmet, der gleichzeitig Schriftsteller und Poet war, an *Hans Müller-Brauel,* mit einem Aufsatz von Willi Wegewitz, der des Geehrten Bedeutung für die Vorgeschichtsforschung darstellt, mit einem weiteren von Heinrich Schmidt-Barrien über Müllers Tätigkeit im Väterkundemuseum und schließlich mit einer Darstellung von Hans Haust über den *„umstrittenen Mann", der seiner Zeit voraus war,* während eine Übersicht zeigt, was von der Sammlung Müller-Brauel im Morgensternmuseum erhalten geblieben ist.

Mit einem Aufsatz, im ganzen der Wiedergabe einer Bandaufnahme aus dem Jahre 1963, setzt Martin Stalmann in H. 20 (1964), S. 48—53, der von ihm herausgegebenen „Rotenburger Schriften", einem Mann ein Denkmal, der auch Mitglied unserer Gesellschaft und von daher unser Freund war, *Hinrich Meyer, Scheeßel,* geboren 25. Januar 1880 in Scheeßel, gestorben 1. Dezember 1963 ebendort. Sein eigenartiger Ausbildungs- und Bildungsgang darf heute rückschauend noch unsere Aufmerksamkeit erregen.

Fritz Thole 80 Jahre: Unter diesem Titel beschreibt in den „Postgeschichtl. Bl.n ‚Weser-Ems'", Bd. 3, Heft 4 (1968), S. 83, Alexis Wegener, Präsident der Oberpostdirektion Bremen, mit warmem Lob das dienstliche und wissenschaftliche Wirken unseres Mitglieds Fritz Thole, der als Anreger und Unterstützer postgeschichtlicher Forschungen wie durch eigene Arbeiten in diesem Gebiet weit über den Umkreis unserer Stadt hinaus

[1]) Vgl. Brem. Jb. 49 (1964), S. 260.

bekanntgeworden ist. Wir schließen uns den geäußerten Glückwünschen gern an.

Elsa Ahlers gab für den Bremer Verein für alkoholfreie Speisehäuser zu dessen 75jährigem Bestehen als Sonderdruck ein Lebensbild seiner Gründerin *Ottilie Hoffmann, Bremen, 1835—1925,* heraus — ein warmherzig geschriebenes Gedenkblatt für eine hervorragende Frau, die zu einer Zeit, die von Rechten einer Frau noch nicht viel vernommen hatte, im besten Sinne für diese eingetreten ist und durch eine andere Gründung, den Frauenerwerbs- und Ausbildungsverein, dem weiblichen Geschlecht Handreichungen für den Wettbewerb im Leben verschaffte. In Bremen Namen und Werk noch einmal wieder in Erinnerung gerufen zu haben, dazu mit aufschlußreichen Begründungen, ist ein Verdienst.

Fremdes Volkstum

Äußerungen östlicher Zeitschriften zu Fragen deutscher Geschichtswissenschaft sollen hier miterwähnt werden, weil sie zur Einschätzung unserer Gesamtlage von Wert sind, in manchen Feststellungen gar bis in unsere engere Heimat hineinführen.

Wenn Jaroslav Kudrna in einem englisch geschriebenen Aufsatz in den „Sbornik Praci Filosofické Fakulty Brněnské University", Ročnik XIV — 1965, Řada Historická (Brno — Brünn — 1965), S. 5—13, über *Staat und Gesellschaft in der gegenwärtigen westdeutschen Geschichtsschreibung* handelt, so steht eigentlich von vornherein fest, daß die westdeutschen Historiker bei einem dem Kommunismus vertretenden Kritiker wenig gut wegkommen, zum Unterschied von denen, die in der Deutschen Demokratischen Republik die wirtschaftlichen Grundlagen für alle Entwicklung betonen. Die Westdeutschen ernten wenig Zustimmung, suchen nach Ansicht des Vf.s allenfalls wieder anzuknüpfen, wo vor dem Erscheinen Hitlers in Deutschland geschichtliches Gedankenwerk entstand, ohne wirklich liberalen Absichten des Westens Raum zu geben. Es sei aber darauf hingewiesen, daß der Vf. seine Ansichten nicht nur nach dem Studium der Schriften von Wilhelm Mommsen, Wilhelm Meinecke, Gerhard Ritter, Theodor Schieder, Werner Conze vertritt, sondern daß er auch Vertreter der landesgeschichtlichen Forschung mit herangezogen hat, aus Bremen z. B. Helmut Festerling mit seiner Abhandlung über „Bremens deutsche und hanseatische Politik in der 1. Hälfte des 19. Jahrh.s" (1964). Hb.

In einer Gemeinschaftsarbeit von Simon Hart, einem der Amsterdamer Stadtarchivare, der zur Zeit einer der besten Helfer in der Vorbereitung einer Jahrestagung des Hansischen Geschichtsvereins zu Pfingsten 1969 in der holländischen Metropole ist, und dem Prager Professor J. Polisensky *Praha a Amsterdam 17. a 18. Století (Prag und Amsterdam im 17. und 18. Jahrhundert)* erschienen, mit Zusammenfassung der Ergebnisse in englischer Sprache, im Ceskoslovenský Časopň Historický, Bd. 14, 1967, S. 827 bis 846, wird vor allem auf Grund der Amsterdamer städtischen und kirchlichen, in ihren Aussagen indessen aus anderen Quellen, etwa den Notariatsakten, zu ergänzenden Personenregister festgestellt, daß der Zustrom aus Prag in die Niederlande weniger, wie bisher angenommen, aus Glaubensgründen als aus wirtschaftlichen, auf den Überseehandel gerichteten Erwägungen erfolgt ist, und daß die Ankömmlinge keineswegs begüterten Kreisen angehörten. Die Nachrichten über den Aufenthalt des großen Pädagogen Johann Amos Comenius in den Niederlanden (1592—1670) konnten

allerdings nur in einigen Punkten vermehrt werden [1]; er gehörte einer aus dem Durchschnitt nur wenig hervorgehobenen Gesellschaftsschicht an. Juden kamen, angelockt durch die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Seehafens, in größerer Zahl seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Simon Hart wird für das Bremische Jahrbuch eine ähnliche Untersuchung über das Verhältnis Bremens zu Amsterdam anstellen.

Das Heft C 12, Ročnik XIV (1965), Řada Historická der „Sbornik Praci Filosofické Fakulty Brněnské University" enthält in deutscher Sprache, S. 123—162, einen langen, mit vielen Anmerkungen versehenen Aufsatz von Jan Janak *Die deutsche Bevölkerung der „Iglauer Sprachinsel" zwischen München und dem 15. März 1939"*, der eingehend die politische Haltung und geschichtliche Entwicklung in der deutschen Bevölkerung dortselbst als Glied in der tschechoslowakischen Republik in der angegebenen Zeit behandelt. Die Darstellung führt vom 10. Oktober 1938 — zu welchem Datum die deutsche Bevölkerung gehofft hatte, daß die Sprachinsel Iglau, auf dem böhmisch-mährischen Höhenrücken zwischen Prag und Brünn gelegen mit 25 000 deutschen Einwohnern, auch von der deutschen Wehrmacht besetzt würde — über Zeiten der Enttäuschung, anscheinender Ruhe, dann angefüllt von Gerüchten, Unruhen, Provokationen — bei entgegenkommender Haltung der Prager Regierung — zu neuen Zwischenfällen am 13. März 1939 und der Übernahme der Macht durch die deutsche Bevölkerung und ihre Übergabe an Reichsstellen am 14. und 15. März 1939. Hb.

L. Tilkovszky behandelt unter dem Titel *Volksdeutsche Bewegung und ungarische Nationalitätenpolitik* dahingehörende Fragen aus den Jahren 1938 bis 1941 in einem ersten Teil in der Zeitschrift „Acta Historica" der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, Tomus XII, Nr. 1—2, 1966, S. 59—111. Es wird die Haltung der Regierungen Imrédy und Teleki zu den innen- und außenpolitischen Fragen dargestellt, dazu die Gegensätzlichkeit zwischen dem in gewisser Weise regierungsseitig gestützten ungarländischen deutschen Volksbildungsverein und dem stark nationalsozialistisch eingestellten Deutschen Volksbund, dessen Statuten als deutscher Kulturverein Teleki schließlich 1939 genehmigte. Ein weiterer scharfer Gegensatz ergab sich außerdem zu den extremen Pfeilkreuzlern, die insbesondere auf die rechtliche Anerkennung der „Volksgruppen" als echte Selbstverwaltungskörper innerhalb Ungarns hinarbeiteten. Hb.

Als *Nomaden in Bremen-Verden* stellt Angelus Gerken in den „Mittlg. d. Stader Gesch.s. u. Heimatvereins", 43 Jahrg. (1968), S. 13—17, die *Zigeuner*, Tatern, vor, in guter Zusammenstellung der auf sie bezüglichen Merkwürdigkeiten. Auch der Bremer Straßenname Jippen wird erwähnt, wobei hinzugefügt werden könnte, daß an dieser Stelle einige Kurien „Ägypten" lagen, dort, wo nachmals, bis zu ihrer Zerstörung im letzten Krieg, die Pfarrhäuser von St. Stephani waren.

[1] Vgl. über seine mutmaßlichen Aufenthalte in Bremen Alfred Schmidtmeyer im Brem. Jahrb. Bd. 33, S. 305—347.

XIX

Einzelbesprechungen

Methodisches Handbuch für Heimatforschung in Niedersachsen

Herausgegeben von Helmut Jäger. Veröffentlichung des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 1, 562 S., 5 Faltblätter und 1 geologische Karte in Tasche. Hildesheim 1965. August Lax, Lwd. DM 24,—.

Dies ist ein gutes Buch, in einzelnen Teilen ein ausgezeichnetes, auf jeden Fall sehr nützliches Werk, indem es dem, der sich um die geschichtliche Heimatforschung bemüht, den Weg dahin weist. Die meist kurzen, knappen Einzelbeiträge, die sich über das Gebiet der Heimatforschung etwa in dem Sinne verbreiten, wie dies im neuen, 1958 gegründeten Institut für historische Landesforschung geschieht, sind natürlich unterschiedlich im Wert, haben meist aber erste Fachkenner zum Verfasser.

Trotz dieses Lobes, das wir gern aussprechen, müssen wir aber eines bedauern, schon in der einen bedauernden Frage anklingen lassen: Wie ist „Niedersachsen" hier gemeint, als staatlicher Begriff von heute oder als zusammengehörende natürliche, auch geschichtliche Landschaft? Mit anderen Worten: Gehört Bremen mit zum Forschungsstoff, in den eingeführt werden soll?

Der eine und der andere Beiträger bezieht Bremen mit ein, etwa Hans-Walter Krumwiede in seinem Beitrag über die Kirchengeschichte, andere tun es nicht. An keiner Stelle wird das Bremische Staatsarchiv erwähnt, höchstens in einer Bibliographie seines Archivsprengels, während die Staatsbibliothek Bremen mit einem besonderen Abschnitt bedacht worden ist und das Focke-Museum wenigstens kurz genannt wird. Von dem Dasein einer Historischen Gesellschaft in Bremen, die immerhin im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens tätig ist, weiß das Buch auch nichts, ebensowenig von anderen geschichtsforschenden Vereinigungen in Bremen.

Daß „Landesnatur" und „Landeskultur" in zwei großen Abschnitten voneinander geschieden sind, ist gewiß richtig und gut. Aber wenn von Wirtschafts- und Sozialgeschichte in einer Übersicht gesprochen wird, so fehlt darin jeder Hinweis auf die Handels- und Schiffahrts-, die See- und Überseegeschichte, was gewiß nicht hätte möglich sein können, wenn man an Bremen gedacht hätte. Die Übersicht über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte umfaßt ganze fünf Seiten, die über die Agrargeschichte dagegen 24! So stehen doch auch manche Ungleichheiten in dem Buche nebeneinander. So sehr ich meinen Freund Heinrich Wesche auch schätze, insbesondere als Namenforscher, so redet er doch von den Schiffsnamen überhaupt nicht, obwohl sie kulturgeschichtlich höchst aufschlußreich sind. Vielleicht hätte er daran gedacht, wenn er auch Bremen mit im Sinne gehabt hätte. Und wenn er empfiehlt, sich an die Staatsarchive zur Feststellung älterer Quellen zu wenden, so zählt er zwar alle im Lande Niedersachsen auf: das Bremer wird auch hier nicht genannt.

Was sollen wir Bremer nun tun? Uns in den Schmollwinkel zurückziehen und das Buch, das uns doch etwas stiefmütterlich behandelt, nicht gebrauchen? Das tun wir nicht, gehen doch auch von unseren Einrichtungen so viele Fäden zu verwandten Erscheinungen im Lande Niedersachsen hinüber, daß wir schon deswegen nicht so tun können, als gäbe es dies Buch nicht.

Aber auch ganz abgesehen davon enthält es so viele nützliche Stoffe zu unserer eigenen Aufklärung, soviel an nützlichen Hinweisen, daß es nicht sehr klug wäre, auf seine Benutzung zu verzichten. Aber ein kleines Bedauern mag doch am Platze sein, daß man bei seiner Planung nicht von vornherein mit zum Ziele setzte, auch Bremen mit einzubeziehen.

Friedrich Prüser.

Klemens Stadler: Deutsche Wappen. Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Die Landkreiswappen

XVI u. 101 S. mit 5 Schwarzweißabbildungen im Text und 360 farbigen Wappendarstellungen auf den Außenrändern der Seiten. Bremen 1964, Angelsachsen-Verlag.

Dieses Werk, von dem bekanntesten Heraldiker unter den süddeutschen Archivaren gestaltet, ist durch Verlag und geldgebenden Mäzen auf das engste mit Bremen verbunden. Denn es ist eine Neuausgabe des auch im erweiternden Nachdruck vergriffenen großartigen Sammelwerkes „Deutsche Ortswappen" von Prof. Otto Hupp, eines Mannes also, der zu seiner Zeit in vorderer Reihe der Kämpfer für ein vernünftiges, auch von künstlerischen, stilistischen Anforderungen her gestaltetes Wappenwesen gestanden hat. Diese neue Auflage ist gewissermaßen eine Huldigung für ihn; sie ist es aber gleichzeitig für Ludwig Roselius, den Förderer dieses Werkes und kunstbegeisterten Mäzen, der seinerzeit die hier auftauchenden großen Anregungen aufnahm, sie aber auch praktisch zu Werbezwecken für seine Kaffee HAG gebrauchte. Den Mann, der das fast zum Absterben verurteilte, aber nach Erneuerung rufende Wappenwerk zu neuem, wenn auch nach wissenschaftlichen Erfordernissen ausgerichtete Leben umgestalten konnte, mit ihm zusammengebracht zu haben, dürfen sich Bremens Geschichtsfreunde zu einem kleinen Verdienst anrechnen. Denn sie hatten einen Besuch der Anlagen von Kaffee HAG vorgesehen, als sie das Programm für den 1953 in Bremen stattfindenden Deutschen Historikertag und den mit ihm verbundenen Deutschen Archivtag vorbereiteten. So freuen sie sich ganz besonders, daß ihr damaliges Bemühen durch einen der Besucher von damals diese schöne Frucht, jetzt den Beginn der Neuauflage des alten Wappenwerkes, gezeitigt hat.

Gewiß ist vieles an der alten Ausführung geändert, das Ganze mehr wissenschaftlich gestaltet worden, wie in einem aufklärenden Vorwort über das neue Wappenwerk und in einer darauf folgenden sehr klaren und geschickten „Einführung in das Wappenwesen" des näheren ausgeführt wird. Es sind überhaupt neue Gruppen in das Wappenwerk mit hineingenommen worden, gleich hier im ersten Bande die Landkreiswappen, die zum guten Teile aber ja auch neueren Datums sind und noch nicht aus allen deutschen Ländern vollständig vorliegen, mit gezielter Vollständigkeit nur aus Schleswig-Holstein und Niedersachsen. Gerade an solch neuen Wappen ließ sich, zur Freude für jeden um gute Heraldik Besorgten, zeigen, welch gutes neues Leben im neuzeitlichen Wappenwerk steckt. Die Aufgliederung nach Bundesländern ist verlassen worden; das Ganze wird in abc-licher Reihenfolge dargeboten. Das Auffinden und Nachschlagen wird dadurch sehr erleichtert. Es brauchen jetzt auch nicht mehr zum Sammeln und Aufkleben bestimmte „Reklamemarken" — Zeugnisse für eine ganz bestimmte kulturelle Zeitepoche — zusammengebracht zu werden; vielmehr erscheint das Ganze als fertiges Buch mit weiter ausholendem, geschichtlich erklären-

dem Text und fachmännisch ausgezeichneten „Blasonierungen", die um Deutungen der angeführten Zeichen bereichert sind.

So ist dieses Buch zu einer hervorragenden Neuerscheinung geworden. Daß es im alten Roseliusschen Angelsachsen-Verlag erscheint, darf den Berichterstatter aus Bremen besonders erfreuen. Friedrich Prüser.

Dietrich Schomburg: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Bremen.
Veröffentlichung der Historischen Kommission für Niedersachsen XXX: Geschichtliches Ortsverzeichnis von Niedersachsen, 1: Land Bremen, Hildesheim, 1964, August Lax, XIX und 82 Seiten, 1 Karte.

Dieser erste Band des großangelegten Werkes ist eine Frucht jahrelanger und entsagungsvoller Bemühungen und vermittelt auch schon einen Eindruck von der Gesamtplanung. Die einzelnen Artikel haben eine ganz bestimmte Stoffgliederung, die der Bedeutung als Nachschlagewerk angemessen ist und im Grundsätzlichen keine Wünsche offen läßt. Ein Namen- und Sachregister unterstützt die Erschließung des Details, und eine Karte gibt eine Übersicht über die gegenwärtige Einteilung des Stadtgebietes. Vielleicht sollte man erwägen, ob nicht auch die einzelnen Örtlichkeiten in einer weiteren Karte dargestellt werden müßten. — Das Schema läßt dem Verfasser ziemlich viel Freiheit, besondere Akzente zu setzen; es zwingt ihm aber doch überall recht enge Grenzen auf. So vermißt man Angaben über ältere Pläne (bes. auch des Katasters), zum Verbleib des Hauptbestandes der Archivalien über den betreffenden Ort sowie ausführlichere Literaturangaben. Etwa fehlen Hinweise auf das „Handbuch der Historischen Stätten", aber auch auf zahlreiche Schriften der Heimatliteratur, die oft gar nicht einmal unbedeutend sind.

Vielleicht sollte man einige Anweisungen für die Mitarbeiter noch einmal überdenken: So ist es doch wohl nicht erforderlich, alle Lesarten des Ortsnamens aufzunehmen, weil darunter viele Schreibfehler und rein orthographische Spielarten sind. Bedenklich ist die Regel, daß das gedruckte Material möglichst vollständig herangezogen werden soll, wogegen die Verwertung ungedruckter Quellen dem Verfasser freigestellt wird. Darin liegt die Gefahr, daß die Entwicklung seit dem späten Mittelalter zu kurz kommt. Man müßte unbedingt fordern, daß die einschlägigen örtlichen Archivbestände gründlich durchgearbeitet werden. Der Verf. des vorliegenden Ortsverzeichnisses hat glücklicherweise ungedrucktes Material in großem Umfang herangezogen; dennoch sind die Angaben vom 16. Jahrhundert ab lückenhaft. Entscheidend für den Wert des vorliegenden Werkes ist es, ob die einzelnen Artikel im Detail einigermaßen genau und vollständig sind. Jeder Forscher auf dem Gebiet der historischen Topographie weiß, daß letzte Vollendung wohl nie zu erreichen ist, weil es einfach die Möglichkeiten eines Menschenwerkes überschreitet, das weit verstreute Material möglichst vollständig zusammenzutragen. Im großen und ganzen hat der Verf. uns ein zuverlässiges Werk an die Hand gegeben, es bleiben aber doch einige Wünsche offen: Bei den Datumsangaben für die Ortsnamen ist zu bemerken, ob sich die Schreibweise in einem Original oder in einer (späteren) Kopie findet. Das ist für die Beurteilung sehr wichtig.

Einige Objekte (Höfe wie die Butterhove, Fluren wie das Warfeld, aber auch die Moorlosenkirche) verdienten keinen eigenen Artikel, sondern mußten bei dem Dorf zugeordnet werden, zu dem sie gehören. Große Sorgfalt ist bei der Einordnung des Materials geboten (Lehnsherren gehören unter

4 a und nicht unter 4 b, vgl. etwa „Hasenbüren", S. 12; Beiträge zur Weserbrücke (Hasenbüren) und Beteiligung bei der Reinhaltung des Kuhgrabens (Mittelsbüren) geben keine Anhaltspunkte für eine gerichtliche und verwaltungsmäßige Zuordnung unter 2 c usw.).

Die Angaben sollten vor allem aus Quellen geschöpft werden; Sekundärliteratur ist nur mit großer Vorsicht heranzuziehen, da sie gerade für kleinere Orte oft sehr unzuverlässig ist (Vgl. etwa „Lesum"). Die Eigentumsverhältnisse unter 4 b,c könnten vielleicht übersichtlicher angeordnet werden. Dafür ein Beispiel. Unter „Hasenbüren", S. 12, heißt es: „Domkapitel kaufte den von EB Nicolaus verkauften Zehnten von Bremer Bürgern 1436 zurück (UB VI, 105) und verpachtet seinerseits dem Rm v Varle Güter in der Feldmark H. 1455 (RegrSchS 144)."

Die Angaben könnten listenmäßig unter den für das Dorf genannten Eigentümern eingeordnet werden, wenn auch für dieses Verfahren etwas mehr Raum gefordert würde. Im vorliegenden Falle würden die Angaben folgendermaßen aussehen (mit eigenen Ergänzungen):

EB: Zehnten verk. an Bg Joh. u. Herm. Dop (vor 1436: UB IV 105).

Domkap.: Zehnt gek. v. Bg Joh. u. Herm. Dop (1436: UB IV 106); Güter verp. an Rm Friedr. v. Varle (1455 RegrSchS 144).

Brem.Bg: Zehnt Joh. u. Herm. Dop gek. v. EB (vor 1436: UB IV, 106), verk. an Domkap. (1436, daselbst). Güter Rm Friedr. v. Varle gep. v. Domkap. (1455: RegrSchS 144).

Das geschichtliche Ortsverzeichnis des Landes Bremen ist zweifellos ein vielversprechender Anfang — das Ergebnis langjähriger entsagungsvoller Kleinarbeit. Der große Nutzen für die Forschung liegt auf der Hand und bedarf keiner näheren Begründung. Herbert Schwarzwälder.

Hermann Meinert: Die Bremer Chronik von Rinesberch, Schene und Hemeling.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 37. Bd. (Die Chroniken der niedersächsischen Städte: Bremen). Herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bremen 1968, Carl Schünemann Verlag. XL 248 S.

Wenn eine der neuen Veröffentlichungen zur bremischen Geschichte eine ausgiebige Besprechung verdient hat, dann ist es diese von Hermann Meinert mit vielen Hindernissen und Kümmernissen, dennoch letzten Endes mit großer Freude hergestellte Ausgabe der ältesten bremischen Stadtchronik. Über die Irrfahrten, über die hin schließlich der Druck in Angriff genommen werden konnte, hat Hermann Meinert im 48. Bd. des Bremischen Jahrbuches (1962), S. 132—138, der Festschrift zum hundertjährigen Bestehen unserer Vereinigung und gleichzeitig zur Hansisch-niederdeutschen Tagung 1962 berichtet. Wenn wir heute nur unserer Freude Ausdruck geben, daß das Buch, eine schmerzlich empfundene Lücke füllend, nun endlich da ist, so wissen wir sehr wohl, daß es eine bis ins einzelne gehende Besprechung von wissenschaftlicher Warte aus verdient hat. Sie liegt, verfaßt von Herbert Schwarzwälder, dem Herausgeber des Jahrbuches auch vor. Als sie aber bei ihm einlief, war der stark überfällige nächste Band, der hier vorliegende, schon in Satz gegeben worden, und es schien nicht geboten, ihn durch weitere Hinzufügungen zu verzögern, zumal das mit erheblichen Kosten verbunden gewesen wäre. Unser Freund und Ehrenmitglied Hermann Meinert wird uns

hoffenlich nicht allzu böse sein, wenn wir diese Besprechung erst im nächsten Bande bringen, natürlich an ehrenvoller Stelle.

Freuen wir uns inzwischen an dem Vorliegenden. Die bremische Chronik hat durch Hermann Meinert eine Veröffentlichung gefunden, wie wenige sonst. Friedrich Prüser.

Hanns Meyer: Das Bremer Gesicht. Ein Begleiter durch die alte und die neue Hansestadt.
3. Auflage, Bremen 1964, Verlag H. M. Hauschild, 220 S., 12 Bildtafeln.

Ein liebenswürdiges und ein liebenswertes Buch: Liebenswürdig, weil der Leser hier mit freundlicher Einladung an die Hand genommen wird, sich Bremen zeigen zu lassen, von einem, der die alte, aber auch die neue Stadt gründlich, sehr gründlich kennt — liebenswert, weil der Ertrag in gleicher Weise Kenntnis und Zuneigung vermittelt, weil der, der dem angenehm plaudernden Führer gefolgt ist, die Stadt nicht etwa nur besichtigt, ihr vielmehr ins Herz geschaut hat. Man hat es auch nicht nur mit den Örtlichkeiten, mit Straßen, Plätzen, Häusern, Gewässern, mit Strom und Häfen zu tun, vielmehr weitaus mehr auch mit dem, was all diesem erst Leben verleiht: mit dem Menschen, der hier wohnt, schafft, Gutes und Böses erlebt hat, kurzum, der diese Stadt geformt hat. So ist aus dem Buch, das nun schon eine dritte Auflage erlebt, ein „Begleiter" für jedwede Erkundung geworden, der die Stadt nicht nur kennenlernen, vielmehr erleben läßt. Das gilt für den Fremden, der sie, die so spröde sein kann, schließlich doch lieben lernt, aber auch, und das nicht minder, für den Einheimischen, der hier in einen Spiegel seiner Seele schaut.

Natürlich geht das nicht ohne jede geschichtliche Schau. Im Gegenteil, wenn von Herkunft und Wachstum bis zur Größe hin gesprochen wird, muß viel auch von der Geschichte des Ganzen wie des Einzelnen die Rede sein. Bei den Absichten, die das Buch verfolgt, und der Art, wie diese Absichten erreicht werden, überhaupt bei den geschilderten großen Vorzügen des Buches würde ein Nachprüfen auf geschichtliche Einzelheiten hin fehl am Platze sein. Dankbar sei anerkannt, daß auch neue Erkenntnisse sehr wohl im Buche verwertet worden sind. Einige Anmerkungen dürften trotzdem nützlich sein.

Wenn schon von Stadterweiterungen, neuen Stadtteilen, Gefolgsstädten die Rede ist, hätte vielleicht auch erklärt werden können, daß die Anlage der nachmittelalterlichen Neustadt dem Schutzbedürfnis für den neuen Uferhafen an der Weser ihre Entstehung verdankt. Und wenn das „Bremer Gesicht" nicht nur das äußere Antlitz, vielmehr auch die Wesensart der Bremer bedeutet, die auf diesem Grund und Boden diese Stadt so hat formen können, wie sie sich uns heute darbietet, dann hätte man wünschen mögen, daß dabei eine sehr wesentliche Seite etwas mehr angeklungen wäre, als es im Buche geschehen ist: die kirchliche nämlich, nicht von außen, im Bilde der Kirchengebäude, vielmehr von innen heraus. Ich meine das innere kirchliche Wesen Bremens, das in der Reformationszeit seine letzte große Formung erfahren hat — mit Wesenszügen, die das geistige Leben der Stadt, überhaupt den Zuschnitt des Lebens in ihr auf Jahrhunderte hin wesentlich bestimmt haben bis in die Bezirke der äußeren Schau hinein, Wesenszüge, deren Spuren auch heute noch durchaus festzustellen sind. Und was das kirchliche Gebiet selber angeht, so hat es schon seinen Grund, wenn die Bremische Evangelische Kirche im größeren Verbande der Evangelischen

Kirche Deutschlands um ihre Anerkennung hat ringen müssen, letzten Endes deswegen, weil sie in vielem anderer Art ist als die übrigen deutschen Landeskirchen, eben bremischer Art, die zu dem in diesem Buche beschriebenen „Bremer Gesicht" paßt.

Noch ein Letztes: Es war wohl Absicht, das „Logbuch" am Ende des hübsch ausgestatteten Bandes in der Hauptsache wirtschaftlich auszurichten — es heißt ja auch: „Aus dem Bremer Logbuch." Andernfalls müßte es zweckmäßig durch Daten aus der allgemeinen, nicht zuletzt auch der geistig-kulturgeschichtlichen Entwicklung angereichert werden. Aber ganz abgesehen davon dürfte etwa ein Hinweis auf den Ausbau der Schlachte zum Weseruferhafen und auf den Bau der Neustadt nicht fehlen. 1888 wäre als das Jahr des Wirksamwerdens des Eintritts in das gesamtdeutsche Zollgebiet — nicht mehr des Zollvereins — zu kennzeichnen; dabei ist der Ausdruck „Freihafen" mit Vorsicht zu verwenden.

Hinweise solcher Art sollen aber in keiner Weise den Wert des schönen Buches mindern, das geeignet ist, unserer Stadt neue Freunde zu gewinnen und alte noch fester an uns zu ketten. Friedrich Prüser.

Werner Kloos. Die Bremerin. Ein Almanach. Portraits und Illustrationen aus den Sammlungen des Focke-Museums.
Bremen 1965, Carl Schünemann Verlag.

„Wozu?" Diese „klassische bremische Formel" könnte auch als Leitmotiv zu dem liebenswerten Almanach von Museumsdirektor Dr. Werner Kloos über *Die Bremerin* gelten. Denn Tagenbaren und Zugereisten erhellt sie zum bremischen Jubiläumsjahr das Bild von der Bremerin durch Jahrhunderte mit farbigen Darstellungen ihres Familien- und Stadtlebens und beleuchtet das Familienregiment manchen Bremer Frauentums. Auf den inneren hausfraulichen Kreis beschränkt, von kalvinistischer Wesensart geprägt — besondere Bremer Schwarzfärbereien hatten für tiefschwarze Kleidung zu sorgen —, blieb die Bremerin lange nur Zuschauerin im Leben der Manneswelt in der Handels- und Schiffahrtsstadt. Nur selten wurde ihre Wesensart von barocker Versfreudigkeit erhöht, wie bei Hochzeiten, oder umspielten sie bei festlichen Anlässen die frohen Divertimenti des Rokoko. Kloos hebt Persönlichkeiten, die sich der engen Familienbindung entzogen, hervor, wie die schwärmerische Dorothee Olbers, verehelichte Focke, die tatkräftig-schöpferische Betty Gleim als Erzieherin und Lehrerin, die mutige Anna Lühring der Freiheitskriege oder die resolute kämpferische Maria Mindermann als Schriftstellerin und Mitbegründerin des Frauenerwerbsvereins von 1866.

Zahlreiche Bildtafeln der Bremerin führen durch die Jahrhunderte. Und seltene Dokumente und Faksimiles der Zeitläufte — alle aus dem reichen Bestand des Focke-Museum — runden das Bild. Die Frage des „Wozu" ist beantwortet: zur Kenntnis und Deutung verhaltenen und doch bewegten weiblichen Wesens, ein Kompliment, und vielleicht auch eine Korrektur manches bequem gewordenen Vorurteils. Theodor Halbach.

Alfred Meyer: Die ersten Städte zwischen Ems und Elbe.
Bremen 1964, Druck und Verlag H. M. Hauschild, 39. S., 2 Kartentafeln, 6 Kartenskizzen und 1 Faltkarte in Tasche.

Sehr schwierig ist die Aufgabe, die sich Alfred Meyer mit seiner Schrift *Die ersten Städte zwischen Ems und Elbe* gestellt hatte: die von dem

griechisch-römischen Biographen, Astronomen und Mathematiker Claudius Ptolemäus im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in seiner *Geographia* genannten Orte unseres Küstenlandes auf die rund 600 Jahre später erstmalig in der schriftlichen Überlieferung auftretenden Siedlungen zu beziehen, aus denen im weiteren Verlaufe der Entwicklung dann in der Mehrzahl der Fälle geschichtlich bedeutungsvolle Städte wurden. Dazu zählt auch unser Bremen, das ich in folgendem vor allem im Sinne habe und das — hier allerdings nicht zum ersten Male — mit dem Phabiranon des Ptolemäus gleichgesetzt wird. Es sind Versuche dieser Art schon häufiger unternommen worden, im Großen etwa vor drei Jahrzehnten von Theodor Steche in seinem Buche *Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius* Ptolemäus (Leipzig 1937), mit eigenen Hinweisen auch von unserem verstorbenen Freunde Alwin Lonke im Brem. Jahrb. 36 (1936), S. 362—367, unter dem Titel *Des Ptolemäus Tuliphurdon, Phabiranum und Treva* — Auslassungen, die dem Verfasser unseres Büchleins allerdings entgangen zu sein scheinen. Keine der vorgebrachten Lösungen hat jedoch zu überzeugen vermocht, was wohl mit der Grund sein dürfte, daß sich Alfred Meyer dieser schwierigen Aufgabe von neuem unterzogen hat. Wieweit er uns in unserer Erkenntnis weitergebracht hat, das festzustellen, ist indessen Angelegenheit eines Fachmannes der antiken Erdbeschreibung. So können wir zu dem mit Fleiß zusammengetragenen, von Idealismus zeugenden Büchlein nur einige Anmerkungen hinsichtlich der einer späteren Zeit angehörenden Zielpunkte machen.

Was zunächst den Begriff „Stadt" betrifft, so scheint es mir gewagt zu sein, den von Ptolemäus genannten Örtlichkeiten mit einer Bezeichnung und einem Begriffsinhalt näherkommen zu wollen, die hier gewiß nicht mit denen der römischen Stadt gleichzusetzen sind, wieviel weniger aber dem, was in späterer Zeit auf dem Wege ist, eine Stadt in unserem Sinne zu werden, in einem Vorgang, der in vielem noch problematisch ist. „Städte" kann man die Örtlichkeiten, um die es dem Verfasser unseres Büchleins geht, doch wohl nicht nennen. Auch die sprachlichen Gleichsetzungen haben ihre Schwierigkeiten: Wissenschaftliche Namenkunde ist bei uns ein Zweig der Wissenschaft von der Sprache, vorwiegend der deutschen oder der germanischen. Die von Ptolemäus gebrauchten Namen in den Bezeichnungen auf viel späteren Karten festlegen zu wollen, ist ein sehr schwieriges Beginnen, fast aussichtslos.

Es wäre auch zu überlegen, ob man an den Anfang der geographischen Bestimmung, der Zuweisung in das Gradnetz, einen Fehler des Ptolemäus setzen darf, um dann herauszufinden, daß jetzt alles schön aufgehe. Bisher haben sich namhafte Vertreter der Altertumswissenschaft vergeblich bemüht, Licht in die Angaben des Ptolemäus zu bringen. Nach der hier angewandten Art käme dabei heraus, daß das rätselhafte Tekelia in der Gegend von Wildeshausen/Dötlingen gelegen haben müsse, dem für damalige Zeit die Rolle eines Seehafens zugewiesen wird. Gesicherte Beweise für diese Rolle, wie sie in ähnlicher Weise Otto Knechtel für Kirchweyhe und Okel annehmen möchte, sind aber kaum zu erbringen. Letztlich würde sich ergeben, daß Bremen seine Entstehung nicht der Kreuzung von Überland- und Seeweg verdanke, vielmehr alter Seehafen gewesen sei, nach Alfred Meyer schon in noch früherer Zeit, als sie Otto Knechtel mit der Zuweisung an die Landnahme der Sachsen annimmt. Bremen, „der älteste Seehafen Deutschlands", wie man es in Werbeschriften schon seit längerem hören konnte,

erscheint hier als der „letztverbliebene Seehafen aus frühgermanischer Zeit". Dennoch dürfte, ungeachtet all des fleißigen Bemühens, das der Verfasser in seinem Buch entwickelt, dies bis auf weiteres über den Rahmen eines Wunschbildes noch nicht hinauskommen — eines Wunschbildes allerdings, über das nachgedacht zu haben bereits ein Gewinn ist. Für all die Anregung, die uns daraus erwächst, sind wir dankbar, trotz mancher Einwendungen im einzelnen, zu denen auch eine über die Herkunft der Sachsen gehört, über die eine jüngst erschienene nachgelassene Arbeit von Dietrich Stichtenoth (Vgl. S. 328 f.) einzusehen wäre. — Die Ausstattung des Büchleins ist recht gut.

Friedrich Prüser.

Helmut Festerling: Bremens deutsche und hanseatische Politik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, herausgegeben von Karl H. Schwebel, Band 33, 1964, Carl Schünemann Verlag Bremen. 160 S.

Die von der Philosophischen Fakultät der Philipps-Universität zu Marburg als Dissertation angenommene Arbeit untersucht die Frage, „wie sich die traditionelle Beziehung der Städte in der hanseatischen und der Bundespolitik darstellte und, vor allem unter dem Einfluß wirtschaftlicher Bedingungen, veränderte".

Bei sorgfältiger und abwägender Auswertung des im bremischen Staatsarchiv vorhandenen Quellenbestandes und unter Berücksichtigung der vorliegenden Literatur — beide sind zum Thema lückenhaft — gelingt es dem Verfasser, die Grundlinien und Wandlungen der deutschen und hanseatischen Politik Bremens in dem abgesteckten Zeitraum (1806 bis 1848) erstmals im Zusammenhang klar herauszuarbeiten. Die eigenartige Aufgabe der Hansestädte in ihrer staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Ausnahmestellung, die Idee des föderalistischen Ausbaues Deutschlands gegen die deutschen Großmächte zu verteidigen und zu dem Zwecke die hanseatische Zusammenarbeit zu festigen, erhielt in Bremen ihre schärfste Aktualität und zugleich in Bürgermeister Smidt die sinnfälligste Verkörperung. Neben Smidts Bundespolitik, ohne die seine unermüdliche Tätigkeit für die Handelskoalition der kleinen Staaten nicht zu denken ist, widmet sich die Arbeit im zweiten Teil der bremischen Handelspolitik, wie sie im Vormärz durch Arnold Duckwitz vertreten wurde.

Smidts politischen Standpunkt belegt der Verfasser in treffender Weise durch einen Brief Smidts an Bürgermeister Heinrich Gröning vom Jahre 1823: „... vollkommen bin ich überzeugt, daß mit dem Fortbestand des Deutschen Bundes das Wohl und die Sicherheit unserer Republik innigst zusammenhängt, und daher ist jener Fortbestand meine fortwährende persönliche Familien- und Staatssache". Solcher Standpunkt hatte seinen geistigen Ort in einem national-kulturellen Patriotismus, der sich aber nur in der kleinen Welt, der des Stadtstaates, wohl zu fühlen vermochte; denn — so der Verfasser — nur der „Bürger", nicht der „Deutsche", war Smidts Ideal des politischen Menschen: „Der Bürger des städtischen Gemeinwesens, in dem Weltoffenheit, Weltbürgertum und Patriotismus eine ideale Verbindung eingingen".

Anders geartet als Smidts Stadt- und Weltbürgertum, dessen geistige Ursprünge noch im 18. Jahrhundert wurzelten, war der nationalstaatliche

Patriotismus des jüngeren Arnold Duckwitz, der schon durch die politische Einigungsbewegung des 19. Jahrhunderts geprägt wurde, und wie er ihn in der Einleitung zu seinen „Denkwürdigkeiten" im Februar 1870 so schön zum Ausdruck gebracht hat[1]). „Weltbürgertum und Nationalstaat" überschrieb im Jahre 1908 Friedrich Meinecke seine Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates, deren Erwähnung ich im Literaturverzeichnis der Festerlingschen Arbeit vermißt habe[2]). Johann Smidt und Arnold Duckwitz sind für diesen, von Meinecke dargestellten Wandel des deutschen Geistes und deutscher Politik zwei repräsentative Beispiele aus der Geschichte Bremens. Beider Politik aber lag, mit welchen Worten der Verfasser seine Arbeit beschließt, „das Bemühen zugrunde, Bremen einen Platz in Deutschland zwischen Bindung und Beweglichkeit zu sichern".

Trotz der vom Verfasser in seiner Schlußbetrachtung gemachten kritischen Bemerkung, daß Smidt ebenso wie die anderen Hanseaten „die Macht in der Politik" nicht richtig eingeschätzt und daher der „Misere Deutschlands" auf dem Gebiete des Handels nicht hätten abhelfen können, mag aus höherem Gesichtspunkt in unserer Stunde deutscher Geschichte mit Karl H. Schwebel Bürgermeister Johann Smidt „als patriotischer Nothelfer angerufen werden, weil nur auf Grundlage der föderativen Idee, wie sie auch Smidt vertrat, jemals eine deutsche Einheit in Frieden und Freiheit zustande kommen kann"[3]).

Hinrich Wulff.

Wilhelm Stölting: Bremerhaven und die USA

Mit 48, teils farbigen Bildern. Hln. 123 S. Bremerhaven 1966. Nordwestdeutscher Verlag Ditzen & Co. DM 12,80.

Der geschätzte Verfasser, neben Georg Bessel wohl d e r geschichtsbeflissene Forscher, der zur Darstellung der Stadtgeschichte im Geeste-Weser-Winkel am meisten beigetragen hat, konnte es mit der Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles, die Summe der Beziehungen zwischen der Stätte seines eigenen Wirkens und den Vereinigten Staaten zu ziehen, von vornherein nicht leicht haben. Denn diese Beziehungen sind im Grunde bremisch-amerikanische oder liegen nur an der Außenfläche von tiefer verankerten, bewegenden Beziehungen zwischen der alten Hansestadt weiter stromauf und dem jungen Staatsgebilde jenseits des Ozeans. Diese haben durch Ludwig Beutin in seinem Amerika-Buche schon 1953 eine mustergültige Darstellung gefunden. Bremerhaven war und blieb eben zu sehr der bremische Seehafen, als der er gegründet wurde, ein Körper, dessen Kopf in Bremen geblieben war. So konnte von selbständigen Entscheidungen an Ort und Stelle nur wenig die Rede sein, und sie konnten sich, was die Wirtschaft betraf, in der Hauptsache nur bei Hilfsgeschäften für den Handel und den Verkehr finden. Selbst der Petroleumhandel hat trotz Riedemann seine ersten und kräftigsten Impulse von Bremen, in der Hauptsache von dem „Petroleumkönig" Schütte, empfangen, und die Reisschiffahrt ist in ihrer wahrhaft großen Zeit auch von Bremen aus geleitet worden, wo R. C. Rickmers, obwohl er in Bremerhaven wohnhaft blieb, maßgebenden Anteil in der Reismüllerei errungen hatte.

[1]) A. Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841—1866. Ein Beitrag zur bremischen und deutschen Geschichte. Bremen 1877, S. 3.
[2]) Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. München und Berlin 1908.
[3]) Karl H. Schwebel, Zu Johann Smidts Staatsidee im Jahrb. 45 der Männer v. Morgenstern, Bremerhaven 1964, S. 306/307.

Hatte Wilhelm Stölting hier also wenig Bewegungsfreiheit, selbständige Beziehungen Bremerhavens zu den Vereinigten Staaten zu erörtern, so ändert sich das Bild für die Zeit nach dem letzten Kriege, als Bremerhaven zu einem der wichtigsten Punkte für die Versorgung der amerikanischen Truppen in Deutschland wurde. Unmittelbare Berührungen mit amerikanischen Verwaltungsstellen, militärischen und anderen, mußten im letzten Grunde, je länger, desto mehr, auch menschliche Berührungen ergeben, die mit der Lockerung der Militärverwaltung und dem Wiedereinsetzen der wirtschaftlichen Verbindungen auch in der Richtung nach Amerika hin wieder doppelseitig werden mußten. Verf. hat einen großen Teil dieser Entwicklung selber erlebt; seine Darstellung ist die erste größere Zusammenschau alles dessen, was von deutscher wie von amerikanischer Seite dazu gehört. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich und dürfte, zusammen mit einer angehängten Kurzfassung des Inhalts in englischer Sprache, dazu beitragen, es auch bei Amerikanern bekannt und beliebt zu machen.

Friedrich Prüser.

Christian Paulmann: Die Sozialdemokratie in Bremen

Verlag: J. H. Schmalfeldt & Co., Bremen 1964, 166 S., 23 (25) Abb.

Das Buch gehört zu den Beiträgen zur bremischen Geschichte, die eigentlich schon längst hätten geschrieben werden müssen. Wenn auch die Entwicklung dieser starken und für unsere Stadt besonders wichtigen politischen Gruppe in großen Zügen bekannt war und auch in Einzeluntersuchungen schon auf Ereignisse, Persönlichkeiten und Probleme eingegangen wurde, die in dieser Veröffentlichung wieder sichtbar werden, so hat vor allem der „Politologe" damit doch endlich die Gesamtdarstellung erhalten, die schon lange „fällig" war.

Mancher Leser wird es allerdings bedauern, daß Register und Literatur- und Aktenhinweise nicht beigegeben wurden. Der Verfasser wollte das hundertjährige Jubiläum des Ortsvereins der Sozialdemokratischen Partei aber nicht zum Anlaß nehmen, einen nur für wissenschaftliche Zwecke bestimmten Forschungsbeitrag über ein politisches Thema zu veröffentlichen; er beabsichtigte vor allem, eine wissenschaftlich fundierte Arbeit zu schreiben, die jedem politisch Interessierten in allgemeinverständlicher Form einen zusammenfassenden und zugleich anschaulichen Überblick über die wichtigsten Ereignisse und Probleme verschafft.

Chr. Paulmann hat dabei nicht einfach eine auf sich gestellte Geschichte der Bremer Sozialdemokratie verfaßt. Am Anfang steht darum eine „Vorgeschichte", die die Gründung des Jahres 1864 in die allgemeine und die speziell bremische Entwicklung jener Jahrzehnte einordnet. Auch der weitere Weg der Bremer Sozialisten wird stets im Zusammenhang mit den jeweiligen größeren politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen gesehen, die der Verfasser immer wieder mit ausführlichen Darstellungen der Bremer Verhältnisse verquickt. In einigen Fällen möchte man allerdings ein noch näheres Eingehen auf Bremisches wünschen, so z. B. auf Eberts Tätigkeit in Bremen [1]) oder das Wirken der Sozialisten in der Zeit der sogenannten „Illegalität" nach 1933. Es wäre darum zu begrüßen, wenn der Verfasser, der das umfangreiche Material für diese Arbeit sorgfältig zusammengetragen hat und es wie kaum ein anderer kennen wird, noch einige Sonderdarstellungen verfassen würde, die manches von dem fest-

[1]) Der Wunsch ist inzwischen erfüllt, von Ursula Schulz durch ihr Buch *Die Bremer Anfänge Friedrich Eberts. Eine Dokumentation.* Bremen 1968, Verlag J. H. Schmalfeldt & Co.

halten und würdigen, was für uns und die kommenden Generationen wissenswert ist. Hier könnten vielleicht auch die Hinweise auf die für diese Veröffentlichung benutzten Bücher und Akten abgedruckt werden, die für die Forschung wichtig sind. Curt Allmers.

Werner Vogt: Politische Karikaturen aus 120 Jahren deutscher und bremischer Geschichte

Studien zur Publizistik, Bremer Reihe, Band 7. 72 S. mit 41 Abb. Münster (Westf.) 1967, Verlag C. J. Fahle G. m. b. H.

Mit diesem Bändchen hat der Leiter der Bildabteilung unseres Focke-Museums seinen Bremer Landsleuten, vor allem den geschichtsbeflissenen, ein wertvolles Geschenk gemacht. Denn hier ist ein Geschichtsbild eigener Art geprägt worden, nämlich all das, was in Bremens politischer, wirtschaftlicher, Geistes- und Kirchengeschichte im Verlaufe dieser Zeit, wenn auch in Verbindung mit dem allgemeindeutschen Geschehen, vorging, von der Seite der Karikatur her beleuchtet zu sehen und gleichzeitig den Wandel des Stils bei ihr selber, den Übergang vom Beschaulichen, manchmal gar Gemütvollen zum politischen Werbeplakat beobachten zu können. In elf Abschnitten, in jedem, Bild für Bild aus den vorhandenen zeitgenössischen und späteren Schriften vom Verfasser eindringlich gut erklärt, werden die einzelnen Begebenheiten und die in Frage kommenden Persönlichkeiten herausgestellt, so daß auch dem Laien in bremischer und deutscher Geschichte die Einzelheiten wie die Gesamtentwicklung gut verständlich werden. Die Bilder selber hätte man sich freilich manchmal etwas größer gewünscht, damit auch ihre Feinheiten und die dazu gesetzten Unter- und Beischriften ohne Zuhilfenahme von scharfen Gläsern sofort erkennbar gewesen wären. Dennoch soll man dem Verfasser und dem Museum, das diese Schätze bewahrt, für diese köstliche Gabe herzlich Dank wissen. Friedrich Prüser.

Otto Wenig: Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen. Vorgeschichte, Geschichte und theologischer Gehalt des Bremer Kirchenstreits von 1830—1852

Sonderveröffentlichung der Kommission für Bremische Kirchengeschichte, XX, 680 S., Bonn, Bouvier & Co. 1966.

Der Kirchenstreit der Jahre 1830—1852, ein bedeutsames Vorspiel der Auseinandersetzungen innerhalb der evangelischen Kirchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gehört zu den Themen, die trotz mancher tüchtiger Einzelarbeiten niemals zusammenfassend dargestellt sind. Die Fülle der Streitschriften von Pastoren und Laien hat ein solches Unternehmen immer wieder scheitern lassen. Man kann nun ohne Übersteigerung sagen: Das Buch gibt uns endlich die lang vermißte, gründliche Analyse all dieser Streitschriften; die Hauptprobleme, um die es hierbei geht, sind scharf umrissen, ja, man kann sagen, daß sie in dem kleinen Raum Bremens schärfer hervortreten als in der folgenden Polemik im gesamtdeutschen Raum. Allerdings gleiten sie bisweilen in das Persönliche ab, erfordern einen Blick auf die einzelnen Persönlichkeiten, die sie vertreten.

Daß der Verfasser von einem klaren theologischen Ausgangspunkt ausgeht und als ein innerlich Beteiligter schreibt, gibt dem Buch jene persönliche Note, die man nicht missen möchte, auch wenn man im einzelnen nicht immer die Meinung des Autors teilt. Rankesche kühle Objektivität entspricht nicht W.s Temperament. Aber gleichgültig, wie man im einzelnen die

Akzente setzt, man muß dankbar bekennen, daß in der Aufarbeitung der Quellen, in der Entschlüsselung und Einordnung der zahllosen Streitschriften eine Arbeit entstanden ist, die man mit innerer Bereicherung liest, die ein bedeutsames Kapitel Bremer Geistesgeschichte durchleuchtet, das Weiterarbeiten im einzelnen fördert. Denn diese theologischen Kämpfe, die eng verflochten sind mit dem politischen Geschehen in Bremen, haben hinausgewirkt über die Grenzen der Stadt. Bremen erschien manchem Zeitgenossen als eine Insel, eine Insel mit starkem Eigenleben gerade auf kirchlichem Gebiet, das hinausstrahlte über das Stadtgebiet. Es wäre eine dankbare Aufgabe, dem nachzugehen, etwa die Wirkungen dieses Kirchenstreites auf die Mitglieder des preußischen Königshauses, auf Friedrich Wilhelm IV. und seine Schwester Charlotte, die Zarin, darzustellen. Wenigs Buch gibt für solche Arbeiten einen festen Grund. Hans Jessen.

Matts Dreijer: Häuptlinge, Kaufleute und Missionare im Norden vor tausend Jahren. Ein Beitrag zur Beleuchtung und Umbildung der nordischen Gesellschaft während der Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum

Skrifter utgivna av Ålands Kulturstiftelse II. Mariehamn 1960, 311 S., 72 Abb.[1]).

Unter diesem sicherlich Neugierde weckenden Titel wird der überraschte Leser mit einer wahren Fülle von neuen und alten Tatsachen, Vermutungen, Schlüssen und Deutungen über eine Zeit konfrontiert, die zwar ein rundes Jahrtausend zurückliegt, aber trotzdem für das Geschichtsbild des Nordens wie auch für die Erklärung des zeitgebundenen Kulturlandschaftsbildes von größter Bedeutung ist. Es wird in dieser Schrift — und das ist das zunächst Überraschende — so ungefähr alles in Frage gestellt, was man bisher als gesicherte Erkenntnis betrachtete, und so bekannte wie umstrittene Begriffe und Probleme wie „Vinland", „Rus", „Waräger" und viele andere mehr erfahren eine so grundlegend neue Deutung, daß es einem den Atem verschlägt. Der Inhalt des stets anregend geschriebenen, wenn auch nicht leicht lesbaren Werkes ist im Rahmen einer üblichen Rezension auch nicht annähernd wiederzugeben, so daß es bei dieser knappen und sich bewußt jeder eigenen Stellungnahme enthaltenden „Anzeige" sein Bewenden haben muß. Kernstück der Schrift ist der — nach dem Verfasser gelungene — Versuch, die Ålandinseln als den Mittel- und Angelpunkt alter Kulturverbindungen nachzuweisen, wobei Landschaften wie die Färöer, Island und Grönland völlig „umgruppiert" und in das nördliche Ostseegebiet „verlagert" werden. Es sei hinzugefügt, daß dafür gute Gründe angegeben und die Behauptungen durch entsprechende Kartenabdrucke untermauert werden. Selbst das geschichtsschwere Birka sei zunächst auf Åland zu suchen, wo die alte Thingstätte und die mächtige Steinkirche von Saltvik Bewahrer alter Traditionen sind. Ein Besuch dieser historischen Stätten kann gewiß nicht ohne Eindruck bleiben und zwingt mindestens zum Nach- und Überdenken der revolutionären Ansichten Dreijers. Von unmittelbaren geographischen Belang sind die Abschnitte über Handel und Seefahrt, über den Ursprung der Städte im Norden und die alten kaufmännischen Zusammenschlüsse und ihre „Fernwirkung" bis in unsere Tage.

Die zweifellos mit voller Hingabe an Aufgabe und Heimat sowie — in methodischer Hinsicht — auf dem Hintergrund nicht nur der geographisch-

[1]) Vgl. die Hinweise auf alten Einzelarbeiten Dreijers im Brem. Jahrb. Bd. 74 (1954), S. 327, 45 (1957), S. 237, 46 (1959), S. 343 f.

historischen, sondern vor allem auch der sozialökonomischen Verhältnisse der Zeit verfaßte Schrift Dreijers wird sicherlich die Kritik der in erster Linie angesprochenen historischen und archäologischen Wissenschaften herausfordern und erfahren; dem an den Vorgängen im Norden auch während einer so weit zurückliegenden Periode wie der Wikingerzeit als einer kulturlandschaftsbildenden, hochbedeutsamen Phase interessierten Geographen, der die vom Verfasser erfolgte neue Deutung alter Fragen lediglich „registriert", ohne selbst kritisch Stellung nehmen zu können und zu wollen, war die neue Schrift Dreijers, wie hier dem Verfasser und seiner geistigen Leistung gegenüber dankbar vermerkt werden soll, eine sehr nützliche und mehr als nur „interessante" Lektüre.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn sich wirklich zuständige Forscher der Schrift nicht von vornherein verschließen, sondern sie vorurteilsfrei studieren und auf ihren wahren Gehalt prüfen würden. Ist es doch häufig so, daß gerade Gedanken und Ansichten, die im ersten Augenblick völlig abwegig erscheinen, mindestens in ihrem Kern ein Körnchen Wahrheit enthalten. Jedenfalls sollte die, wie betont, etwas „unwissenschaftliche" Überschrift kein Hinderungsgrund sein, das Werk ernst zu nehmen und sich mit ihm auseinanderzusetzen. W. Evers.

Hannover

Karl Jordan/Martin Gosebruch: 800 Jahre Braunschweiger Burglöwe 1166 bis 1966.

Braunschweiger Werkstücke, Reihe A. Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek, Bd. 1, der ganze Reihe Bd. 32. Braunschweig 1967, Waisenhaus Druckerei u. Verlag, 56 S. und 25 Bilder auf Tafeln.

K a r l J o r d a n, Kenner mittelalterlicher deutscher Geschichte wie wenige, breitet in seinem Aufsatz zum 800jährigen „Braunschweiger Burglöwen" von 1166 die Geschichte Heinrichs des Löwen in bezug auf seine „Löwenstädte" und hier besonders von Lübeck, Lüneburg, Stade und Braunschweig aus. Während des 12. Jahrhunderts verbinden und bekämpfen sich in den entstehenden Städten Herrschaft und Genossenschaft, herzogliche Macht und Gericht wie persönliche und städtische Freiheit von Grundzins u. a. In dem neuen, von Adolf II. von Holstein erworbenen Gebiet für die 1159 erfolgte Gründung des neuen Lübeck bewährte sich der Versuch dieses Zusammenwirkens von Stadt-Herrschaft und bürgerlicher Gemeinschaft. Die wirtschaftlichen, nicht zuletzt fiskalischen Möglichkeiten, die der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft bot, erkennend, förderte Heinrich, die Wirtschaftskraft der Salzstraßen nutzend, Lüneburg gegen Bardowick. Er verlieh Stadtrechte an Schwerin, brachte Stade an sich — dessen Besitz gegenüber den bremischen Erzbischöfen behauptend — und verlieh auch Stade, das er mit gemeinsamer Befestigung ausstattete, Stadtrechte. In Braunschweig vor allem schloß er die Stadt durch eine neue Befestigungsanlage, Dynastensitz u n d bürgerliche Siedlung einschließend, zusammen, baute die Burg, das später allgemein so genannte Dankwarderode, zum eindrucksvollen Fürstensitz aus. Wirtschaftlich wurde auf der Aller bis Bremen freier Handelsverkehr zugestanden. Bremen selbst erfuhr dadurch Förderung, daß Heinrich der Löwe — Inhaber der Hochvogtei über dem Erzstift Bremen — den Bremern eine eigene Stadtvogtei zuerkannte. Das Städtewesen blühte in den welfischen Gebieten weiterhin auf, wohingegen die Versuche, die

mannigfachen herzoglichen Rechte auch zu einem territorialen Herrschaftsverband weiterzuentwickeln, mit dem Sturz des Löwen zerschlagen waren.

Der Aufsatz von Martin Gosebruch bringt, reich bebildert, eine eingehende kunsthistorische Würdigung und Untersuchung zu Fragen der Entstehung und Deutung, Eigenart wie Verwandtschaft — die römische Wölfin — des Burglöwen und seines Steins. Theodor Halbach.

Philippe Dollinger: Die Hanse.

Deutsch von Marga und Hans Krabusch. Mit einem Quellenanhang, dessen Originaltexte durch eine Arbeitsgemeinschaft am Historischen Seminar der Universität Heidelberg ins heutige Hochdeutsch übertragen wurden. 593 Seiten, 6 Karten und Pläne. Kröners Taschenausgabe Bd. 371. Stuttgart 1966, Alfred Kröner Verlag. DM 22,—.

Dollingers Buch über die Hanse erfüllt einen lange gehegten Wunsch: den nämlich, in einem handlichen Bande eine auf der Höhe der Forschung stehende, zügig durchgeführte, die Bindung einer Vielfalt von Einzelzügen unter eine Einheit begreifende Darstellung der Erscheinung zu erhalten, die unter jenem auf kürzeste Form gebrachten Titel in aller Welt bekannt ist. Das Bemerkenswerte ist dabei, daß diese Gabe von einem französischen, jedenfalls in Frankreich wirkenden Gelehrten kommt, der insofern „Fachmann" ist, daß er an der Universität Straßburg die Sparte der Landesgeschichte vertritt. Wir wissen nicht, warum ihn dieses eigentlich ihm ferner liegende Thema gereizt hat; aber gewiß hat er von seiner Stellung an der Universität her gewußt, worauf es dabei ankommt.

Ist doch seit der Zeit, da unser Landsmann Dietrich Schäfer eine Zusammenfassung dessen bot, was man damals unter der Hanse verstand, ein Zeitraum von fast dreiviertel Jahrhundert verstrichen, der mit einer Vielfalt wichtiger Einzelforschung eine zusammenfassende Darstellung nur noch schwieriger gemacht hat. Ganz neue Felder der Forschung sind seitdem bestellt worden; die Betrachtungsweise hat sich verändert, verfeinert: kurzum, es sind Fragestellungen aufgetaucht, von der sich die ältere Hanseforschung kaum einen Begriff machen konnte. Gewiß hat man vorher schon die Vielfalt solcher Erscheinungen in einem Buche zusammenfassen wollen: ich erinnere an das von Karl Pagel, das für einen Außenseiter, der er in Wirklichkeit doch ist, eine sehr bemerkenswerte Leistung ist. Es wirkt aber rein äußerlich gegenüber der gefälligen Krönerschen Taschenbuchausgabe, in der Dollingers Buch erschienen ist, als umfänglich, auf das Innere gesehen als in den Einzelheiten aneinandergefügt, während hier zielstrebig der Blick immer auf das Ganze gerichtet blieb.

So besitzt Dollingers Buch mancherlei Vorzüge gegen ältere Versuche dieser Art. Kein Wunder, daß der Hansische Geschichtsverein, der als der Nächstberufene hinter dieser Ausgabe steht, aufhorchte, als er vom Vorhandensein dieses Werkes erfuhr. Aber es war französisch geschrieben; dennoch wußte man Wege zu finden, die zu einer guten Übersetzung führten. Ahasver von Brandt, von Lübeck auf einen der Heidelberger Lehrstühle für Geschichte hinübergewechselt, erweiterte das Buch durch eine geschickt ausgewählte Sammlung von Dokumenten und Statistiken. Tabellen wurden angefügt, auch eine Aufstellung des Schrifttums nicht vergessen, wie eine schwierig zu bestimmende Liste der Städte, die zur Hanse gehört haben: kurzum, es ist ein Buch entstanden, das sowohl im akademischen Lehrbetrieb wie für den gebildeten Laien das Buch über die Hanse sein kann.

Wir Bremer hätten freilich noch gern etwas mehr darüber gehört, wie sich das „Hansische" späterhin im „Hanseatischen" fortsetzt, das letzthin ja aus demselben Geiste geboren ist, der die Hanse schuf. Es mag hin und wieder auch einmal ein schiefer Ausdruck unterlaufen sein, so, wenn S. 374, auf Bremen bezüglich, von der „Ermordung eines Bürgermeisters" — gemeint ist Johann Vasmer — gesprochen wird. Aber das Ganze ist eine vorzügliche Leistung, der man mit Recht eine verbreiterte Wirkungsmöglichkeit im deutschen Raume gegeben hat. Friedrich Prüser.

Friedrich Bruns (†) und Hugo Weczerka: Hansische Handelsstraßen: Atlas, bearbeitet von Hugo Weczerka

Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte. Neue Folge, Bd. XIII, Teil I. Köln und Graz 1964, Böhlau. Leinwand DM 33,—.

Habent sua fata libelli — das Wort des alten Terentianus Maurus kann auch auf dieses in unserem Umkreis entstandene und nun wenigstens zur guten Hälfte[1]) durchgeführte Werk angewandt werden. Ich entsinne mich sehr genau des Tages — an einem Sonnabendnachmittag war's, wohl im April 1942 —, als der gute alte Friedrich Bruns mir seine Manuskripte, Texte und Karten nach Bremen ins Staatsarchiv brachte, zur Aufbewahrung in unserem Panzerschrank im Archivkeller. Dort schienen sie ihm sicherer gelagert zu sein als in Lübeck, das gerade seinen ersten großen Bomben- und Feuersturm erlebt hatte, der wohl einen Großteil der Lübecker Altstadt zerstört hat, aber dann doch der einzige geblieben ist. Hätte Friedrich Bruns ahnen können, was uns in Bremen in dieser Beziehung noch erwartete, er würde wohl seine Manuskripte sofort wieder mitgenommen haben. Genug, sie überstanden den Krieg. Wann sie nach Lübeck zurückgekommen sind, das weiß ich nicht mehr, weil ich gegen das Kriegsende hin in Kriegsgefangenschaft kam.

Jahre hindurch hörte man nicht mehr viel von dem Kartenwerk. Friedrich Bruns starb darüber hin, ohne den Erfolg seines viele Jahre währenden Mühens auch nur in den Anfängen schwarz auf weiß gedruckt gesehen zu haben. Der Hansische Geschichtsverein, in dessen treuhänderische Verwaltung der Ertrag der Forschungsarbeit unseres alten Freundes Bruns gegeben war, hatte andere Sorgen, seine Mittel für andere, dringende, sein Leben erhaltende Zwecke nötig. Erst als sich die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten, konnte er sich des ihm vom Menschen und von der Sache her naheliegenden Vermächtnisses nachdrücklicher annehmen. Inzwischen waren in den Kreisen seines Vorstandes auch Männer, die solcher Aufgabe mächtig waren: Paul Johansen mit seinem Mitarbeiter Hugo Weczerka für die wissenschaftliche Fortführung der liegengebliebenen Arbeit, die, erweitert, ergänzt, in Einzelheiten überprüft, auf den neuesten Stand der Forschung gebracht, im Kartenteil auch noch einmal für den Druck umgezeichnet werden mußte; Siegfried Steinberg sodann, der die Berichterstattung für das Werk im Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins hatte; Ahasver v. Brandt schließlich als dessen nimmermüden Geschäftsführer, eifrig bemüht, die nötigen Summen für den Druck durch Stiftungen — schließlich aus aller hansischen Welt — zu beschaffen. Gesichert werden konnte er nur, wenn außer dem Großstifter in Lübeck, der Possehl-Stiftung, die Städte sich

[1]) Mittlerweile ist der Textband von denselben Verfassern als Teil 2 bei Böhlau in Weimar 1966 (XIV u. 792 S.) erschienen und als Teil 3 ebendort ein Registerband (1968, 115 S.), bearbeitet von Evamaria Engel und Hugo Weczerka unter Mitarbeit von Ilse Bongardt. Besprechung bleibt vorbehalten.

mit namhaften Summen beteiligten, nach Möglichkeit alle Städte, die sich einst zur Hanse gerechnet haben, nicht nur die drei großen, die heute noch Hansestädte sind. Schließlich war alles bereit, und mit dem Druck konnte begonnen werden, allerdings nur mit dem ersten Teil, dem Kartenwerk, das bei Böhlau in Köln verlegt wurde, während man den Textband der Schwesterfirma in Weimar zum Druck anvertraute.

Abschließendes konnte deshalb über das Gesamtwerk zunächst nicht gesagt werden, weil längere Zeit nur der Kartenband zur Beurteilung vorlag. Nach der technischen Seite entspricht er allen Anforderungen, die an ihn gestellt werden können, sowohl was die Kartographie wie den Druck betrifft. Zwei Übersichtskarten, acht Karten für die großen Räume und fünfzig für die kleinen, in die sie geteilt sind, schaffen gute Ordnung in dem Kartenstoff. Räumlich ist das baltische Gebiet mit einbezogen. Die Straßen sind nach Bedeutung und Alter unterschiedlich dargestellt worden. Soweit mir eine engere Nachprüfung möglich war, etwa in den die Nachbarschaft Bremens erfassenden Karten, konnte ich feststellen, daß Wesentliches nicht fehlt. Vielleicht hätten Fuhrmannsorte wie Leeste oder Langwedel als solche bezeichnet werden können.

Im ganzen ist hier ein gutes Werk entstanden, eine gute Hilfe bei nötig werdender Nachschlage. Es ist wohl die Frage aufgetaucht, ob ein solcherart in topographische Einzelheiten gehendes Kartenwerk für den Hanseforscher überhaupt nötig sei: Dagegen ist zu sagen, daß die Einzelforschung, nicht zuletzt die örtliche, seiner sehr wohl bedarf. Wir wollen uns mit ihr freuen, daß wir ein solches Werk nunmehr haben. Friedrich Prüser.

Karl-Friedrich Olechnowitz, Handel und Seeschiffahrt der späten Hanse. Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, herausgegeben im Auftrag des Hansischen Geschichtsvereins. XXIII und 181 S., Weimar 1965, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger.

Karl-Friedrich Olechnowitz legt hier sein zweites Werk zur hansischen Geschichte der Spätzeit, genauer gesagt, zur Wirtschaftsgeschichte der hansischen Spätzeit vor. Gegenüber seinem Erstling, dem Buch über den „Schiffbau der hansischen Spätzeit" (Weimar 1960, Böhlau), stellt es einen guten Fortschritt dar, sowohl was Aufbau und Durchführung wie die Darstellung im einzelnen betrifft. In Hinsicht auf die Thematik greift es auch tiefer, will nicht nur den Schichten gebührenden Anteil im geschichtlichen Bilde verschaffen, die über den kaufmännischen Unternehmer zu oft vergessen worden sind oder noch vergessen werden, vielmehr auch zeigen, daß diese sogenannte Spätzeit der Hanse für die einzelne Stadt keineswegs die Zeit des Abstiegs und der Auflösung gewesen ist, die sie nach allgemeiner Auffassung für den Bund der Kaufleute und der Städte bedeutet.

Aber freilich handelt es sich hier nicht um eine größere Anzahl von Städten, also von vornherein nicht um ein allgemeines Bild, sondern um die Entwicklung in einer sehr beschränkten Anzahl von Orten, nur in einigen der „wendischen" Städte der Hanse: um die Entwicklung in Wismar, Rostock und in Stralsund. Das hätte auch im Titel zum Ausdruck kommen sollen, etwa in der Form: „Forschungen zum Handel und zur Seeschiffahrt hansischer Spätzeit in Wismar, Rostock und Stralsund". Denn es könnte immerhin sein, daß die Ansätze für die Städte des Westens anders lauten, etwa für Bremen oder das overijsselsche Kampen und selbst für Hamburg trotz des von Olechnowitz von daher benutzten Schrifttums, das

schon seines Alters wegen — der Aufsatz von Ernst Baasch ist von 1894 — einer Nachprüfung bedarf.

Wie dem auch sei: Die Forschungen an den Quellenstoffen aus Wismar, Rostock und Stralsund sind mit großem Fleiß und sehr gründlich durchgeführt worden, und es ist daraus ein Bild entstanden, dessen eingehende Betrachtung sich lohnt: für Wismar, das von den dreien am größten in der Fahrt nach Spanien und Portugal gewesen ist, das sich aber mit der Ausbreitung des Dreißigjährigen Krieges an die Gestade der Ostsee auf die alte Bergensche Route beschränkte und im übrigen auch von der mecklenburgischen Bauernschiffahrt mitlebte, — für Rostock, das sich niemals in dem Maße wie Wismar in die Fernfahrt einschaltete, vielmehr in der Ostsee mit den Verbindungen zum skandinavischen Norden sein eigentliches Schifffahrtsfeld fand und infolgedessen in der Zeit um 1600 auch stärker durch die Auseinandersetzungen zwischen Schweden und Polen in Mitleidenschaft gezogen wurde, sich zu Hause aber auf ein starkes Braugewerbe und damit auf einheimische Erzeugung als Ausfuhrgut stützen konnte, mit seinen Schiffen daher auch stärker an den Heimathafen gebunden erscheint als andere, einen Niedergang der Schiffahrt aber erst nach dem großen Dreißigjährigen Krieg erlebte, — für Stralsund schließlich, dem in seiner Überlieferung die amtlichen Quellenstoffe weitgehend fehlen, das dafür aber in seinem Archiv eine Fülle alter Handlungsbücher aufbewahrt hat, die lebensvolle Einzelzüge aus der Welt des Handels und der Schiffahrt der heimatlichen Stadt bieten. Der Verfasser hat sie sehr geschickt für seine Zwecke auszuwerten verstanden, in anschaulichen Einzelbildern, die auch das Persönliche hervortreten lassen, bis in die Äußerungen kulturellen Lebens hinein. Gewissermaßen als Abgesang wird an Hand eines Kaufmannsbuches aus der Spätzeit des hansischen Handels mit Nowgorod, aus der lübischen, über den weiten Bezirk hansischen Einflußbereiches verstreuten Familie Rodde aus den Jahren 1668 bis 1672, gezeigt, daß nach Schließung der alten Hanseniederlassung durch die Russen und neben dem Ausweichen von Schiffahrt und Handel nach Narwa mit Erfolg versucht worden ist, in Nowgorod und in Pleskau den Austausch mit dem russischen Zwischenhändler in Gang zu halten. Lübeck hält hier überlieferungsgerecht am Handel alter Art fest, zum Unterschied von Hamburg und Bremen, die mit dem Wege über Archangelsk wie die Niederländer und die Engländer auf neuen Bahnen des Weltverkehrs zu finden sind und damit Anschluß an eine neue Entwicklung zu erhalten suchen.

Es ist tüchtige Forschung und nicht minder gute Darstellung, die in dem soeben umrissenen Hauptteil des Buches von Olechnowitz zutage tritt, eine Forschung, die uns mit diesen Einzelzügen ein lebhaftes und anschauliches Bild von Handel und Schiffahrt, überhaupt von dem Leben und Treiben späthansischer Zeit in jenen drei „wendischen" Städten übermittelt, um so mehr, als an ihr auch die Kunst lebensvoller Darstellung geübt worden ist. Wir sind auch mit vielen der Ergebnisse einverstanden, in erster Linie auch mit dem, daß die besagte Zeit, das ausgehende 16. und das 17. Jahrhundert, für die Wirtschaft der einzelnen Stadt keineswegs als der Niedergang erscheint, der nach früherer Ansicht den Städten samt und sonders für diese Zeit zugeschrieben worden ist, weil man, wie Olchenowitz von Dietrich Schäfer behauptet, in der Hauptsache das politische Machtstreben und die Seegeltung sah oder mit Fritz Rörig den fernhändlerischen Unternehmer. Wir lernen, daß die Wirtschaft dieser Städte damals erfüllt war

mit kraftvollem Tun, sowohl, was auch Olechnowitz herausstellt, einzelner Unternehmerpersönlichkeiten wie der Gesamtheit der in die Wirtschaft Eingespannten. Wir wollen auch gern einige der vor uns ausgebreiteten soziologischen Folgerungen überdenken und ruhig zugeben, daß es für mittelbürgerliche Kreise mit Eindringen und Wachstum kapitalistischer Verfahrensweisen einen Abstieg in tiefere Gesellschaftsschichten gegeben hat, wenngleich das nicht überall und unbedingt der Fall gewesen sein muß. Verwiesen sei etwa darauf, daß Hans-Ludwig Schaefer, als er sich an die Arbeit für sein Buch über „Bremens Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Heft 25) setzte, die ihm ursprünglich gestellte Frage nach dem Vorhandensein eines Proletariats in Bremen abschließend nicht beantworten konnte, weil er es, strenggenommen, nicht fand. 1834 hatte Philipp Heineken, auf den Schaefer verweist, in seinem Werk über seine Vaterstadt Bremen geschrieben: „Die Klasse des eigentlichen Pöbels fehlt in Bremen fast völlig; und jene kompakte Masse, die gleichsam eine große Brüderschaft ausmacht, welche für gemeinsame Zwecke sich zusammenfindet und gemeinsam wirket, kennt man in Bremen nicht". Im übrigen bringt Olechnowitz selber ja auch eine Fülle von Beispielen sozialen Aufstiegs aus der mittelbürgerlichen Schicht heraus. Die sogenannte „bürgerliche" Hanseforschung weicht derlei Fragestellungen keineswegs aus, wie viele neuere Arbeiten bewiesen haben. Aber sie geht unbefangen an sie heran und nicht mit vorgefaßten Meinungen. Sie glaubt auch nicht daran, daß eine Einrichtung wie die Hanse nur deswegen zugrunde gehen mußte, weil ihr Kleid nicht mehr in die neue Zeit paßte, will sagen, das soziale Wesensgefüge, aus dem heraus sie gewachsen, allzulange festgehalten worden und daher nicht mit neugewachsenen Formen in Einklang zu bringen gewesen wäre. So einfach ist die Formel schließlich nicht. Trotz des Gewichtes solcher Auffassungen spielt vieles andere mit, und vielschichtig sind die Gründe, die bei Niedergang und Auflösung mitgespielt haben. Was schließlich einzelnen, Hamburg und Bremen, gelang, weshalb hätte es nicht auch anderen gelingen können? Ich glaube, man tut den Bürgern jener guten alten Städte unrecht, wenn man sie für so unbeweglich hält. Gerade Olechnowitz beweist uns, vielleicht ungewollt, das Gegenteil.

In einem muß ich mich auch noch gegen ihn wenden: gegen die von ihm vertretene Auffassung, daß die sogenannte „hanseatische Geschichte" nichts mit der „hansischen" zu tun habe. In meinen Augen ist sie doch eine Fortsetzung dessen, was früher einmal war, wenn auch auf den Kreis einiger Städte beschränkt. Das wissen die Kaufleute in Bremen und Hamburg genau. Als in der im letzten Kriege zerstörten Bremer Börse am 13. August 1872 das große Gemälde von der Gründung Rigas, eine Stiftung Christian Heinrich Wätjens, des bedeutenden Reeders, enthüllt wurde, da sagte Christian Hermann Noltenius, der damalige Präses der Handelskammer, bei der Übernahme: „Was wir hier versinnbildlicht sehen, geschieht noch heute: Bremer Kaufleute gründen Niederlassungen in allen Weltgegegenden", und ebenso: „Diesem Beispiel unserer Voreltern haben Bremens Söhne bis in die neueste Zeit nachgelebt". Man muß wohl ein Kind dieser Städte sein, um solche Überlieferungen noch als lebendig empfinden zu können: insofern wollen wir dem Verfasser unseres Buches nicht allzu gram sein. Es ist doch wohl mehr als nur Zufall, daß einige der Hauptvertreter der Erweiterung der Hansegeschichte um die hanseatische aus den heutigen Hansestädten stammen:

Dietrich Schäfer, Hermann Wätjen, Ludwig Beutin aus Bremen, Percy Ernst Schramm aus Hamburg, einige von ihnen unmittelbar aus dem hanseatischen Kaufmannskreise.

Auch die Arbeiten der „marxistischen Hanseforschung der DDR" — der Verfasser unseres Buches stellt sie unter diesem Namen vor — sind noch nicht der Weisheit letzter Schluß: auch mit ihren Arbeiten ist das Wesen der Hanse noch nicht letzthin bestimmt und sind die Gründe ihres Niederganges nicht bis zum letzten erfaßt. Es war gar nicht nötig, den ohne Zweifel sehr wertvollen Hauptteil des Buches mit diesen Auseinandersetzungen zu belasten, so verständlich es auch sein mag, nach einer folgerichtigen Verbindung der Erscheinungen in Wismar, Rostock und Stralsund mit dem Gesamtbilde zu suchen und dieses dadurch aufzuhellen. Friedrich Prüser.

Dieter Glade: Bremen und der Ferne Osten

Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 34, 146 S. Text u. 22. S. Anhang, Bremen 1966, Carl Schünemann Verlag. DM 17,50.

Über den vom Verf. umrissenen Teil bremischer Wirtschaftsgeschichte gibt es wohl mannigfache Einzeluntersuchungen, sehr schätzenswerte und minder bedeutende; es fehlte bisher aber an einer zusammenfassenden Darstellung und der ihr vorausgehenden Durchdringung des gesamten Umkreises. Sie mit großem Fleiße unter vorsichtiger Benutzung des im ganzen sehr unterschiedlichen Quellenstoffes erarbeitet zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst. Dieter Glade kannte die Schwierigkeiten, wußte um die Vielgestaltung des Stoffes und der Quellen und entsprechend um die Notwendigkeit vorsichtigen Abwägens; gewiß hat er auch sehr bald erkannt, wie schwer es ist, das Große, den allgemein politischen und wirtschaftlichen Hintergrund, mit dem Kleinen, oft aus Beiwegen Beigesteuerten, zu einem lebensvollen Bilde zu vereinigen.

Man kann schon sagen, daß ihm dies gut gelungen ist. Dankenswert ist schon die Feststellung, daß die Geschichte der ältesten Anknüpfungsversuche mehr eine preußisch-ostfriesische Angelegenheit ist als eine bremische. Dennoch bleibt der hier tätige Carl Philipp Cassel der erste bremische Überseekaufmann neuzeitlichen Stiles, der sich später allerdings mehr in der nordamerikanischen Fahrt, dem Rückgrat des bremischen Handels für ein Jahrhundert und länger, betätigte als in den Bahnen seiner älteren Versuche. Erst als sich Bremens Handel mit der Umrundung des gesamten Erdballes zum Welthandel weitete, ist der bremische Überseekaufmann in den fernöstlichen Gebieten wieder voll zur Stelle gewesen, schon in der großen Segelschiffszeit und nicht erst, als mit der Eröffnung des Suezkanals die Dampfer und später die Motorschiffe kamen. Das entspricht durchaus der Größe der bremischen Handelsflotte, die erst seit dem Auftreten und Wirken Albert Ballins von der hamburgischen überrundet worden ist. Getrennt werden in dem Gladeschen Buche die Handelsbeziehungen und die Schiffahrt abgehandelt, mit dem großen Einschnitt um die Mitte des Jahrhunderts, vielleicht noch mehr durch die Einigung des Reiches. So werden auch die diplomatischen und konsularischen Dienste nicht vergessen, wie ebenso nicht das Firmengeschichtliche. Dankbar muß man entgegennehmen, was hier über einzelne Firmen zusammengestellt worden ist. Daß hierbei die beiden Melchers-Firmen besonders eingehend dargestellt werden, entspricht ihrer tatsächlichen Bedeutung: sind doch C. Melchers & Co. das typische Beispiel

für die Umrundung des Erdkreises durch den Bremer Überseekaufmann, und Melchers & Co. in China das großartigste Zeugnis für eine mit der Mutterfirma in lebendiger Verbindung stehende Tochterfirma jenseits der Ozeane. Daß sich auch die industrielle Entwicklung in der Heimat und die überseeischen Unternehmungen oftmals entsprechen, klingt gleichfalls an. Die Entwicklung der „Hansa-Linie" in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hängt mit der bremischen Juteindustrie zusammen und ebenso mit Bremens Reismüllerei, ohne die auch die Rickmersschen Unternehmungen in Hinterindien und in Indochina nicht zu verstehen sind. Wenn aber der Begriff „Ferner Osten" so gefaßt wird, daß auch Indien und die Sundawelt mit hineingenommen werden, dann hätten Ceylon und die Entwicklung der Freudenbergischen Unternehmungen, über deren Geschichte gute Vorarbeiten vorliegen, in die Betrachtung mit hineingezogen werden müssen.

Zu danken haben wir indes für den Versuch erschöpfender Darstellung der zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges erkennbaren Absichten, Saigon als deutsche Kriegsbeute heimzubringen, wenn auch nur in der Form einer Kohlenstation. Im Abschnitt über die Reichspostdampferlinien des Norddeutschen Lloyd hätte die Bedeutung der Australdienste etwas mehr betont werden können, haben doch auch die Anschlußlinien in der Südsee bis nach Japan hin das Bild erst vollständig gemacht.

Mit Recht wird auch auf die kulturellen Beziehungen Bremens zum Fernen Osten aufmerksam gemacht. Ergänzend darf vielleicht auf die Sammlung Lahmann in der Kunsthalle hingewiesen werden. Vollends das Übersee-Museum kann in seinen Beständen eine Ruhmeshalle des bremischen Überseekaufmannes genannt werden. Wie viel hat er aus seinen Beziehungen zum Fernen Osten daraus dem Museum gestiftet!

Zum Schluß eine kleine Bemerkung hinsichtlich des auf S. 15 erwähnten Schlagwortes: „Ich bin kein Bremer". Ich habe es in ganz anderer Bedeutung als hier angegeben kennengelernt, nämlich für einen Menschen, der nicht gerne bei handwerklicher Arbeit zufaßt. Auf die Tätigkeit in der weiten Welt kann man es wohl kaum anwenden, für die übrigens auch der bekannte Spruch „Buten un binnen — wagen un winnen" ganz junger Entstehung ist, geprägt von Otto Gildemeister. Friedrich Prüser.

Heinrich Reincke: Hamburg am Vorabend der Reformation. Aus dem Nachlaß herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Erich von Lehe

Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs. Herausgegeben von Karl Witte und Kurt Dietrich Schmidt (†). Bd. 8. 141 S. u. 32 Bildtafeln. Quartformat, Ganzleinen. Hamburg 1966, Friedrich Wittig Verlag. DM 28,—.

Ohne Zweifel hat Erich von Lehe mit der Herausgabe dieses nach allen Richtungen hin ganz ausgezeichnet ausgestatteten Buches dem verblichenen älteren Freunde ein schönes Denkmal setzen wollen. Daher der Schatz an hinzugefügten Bildern, denen man nicht, wie geschehen, ankreiden darf, daß sie zum Teil nicht zeitgenössisch seien, um so weniger, als der Herausgeber in einem angehängten Abschnitt (S. 115—133) Auskunft über die Entstehung des Werkes und dabei über die bedeutsame Stellung gibt, die das Kirchliche im Leben Heinrich Reinckes gehabt hat, was gleichzeitig eine willkommene Ergänzung zum Lebensbilde des durch die Herausgabe Geehrten darstellt. Dessen Arbeitsweise, sein Planen, Entwerfen und Ausführen wird vor uns und für uns ausgebreitet, und das erklärt die sorgende Behutsam-

keit des Herausgebers, der auch die Anmerkungen in der Hauptsache zunächst so gibt, wie Heinrich Reincke sie für die Veröffentlichung bestimmt hat, dann aber auch die eigene Tätigkeit in der Herausgabe wieder durch Anmerkungen unterbaut, wie ebenso in mustergültiger Weise die Bildbeigabe. Hält man sich dies vor Augen, so erscheint dieser große Anmerkungsteil keineswegs überflüssig. Man darf von solchen Anmerkungen aber nicht alles und jedes verlangen, wie etwa, so in einer Besprechung von Jürgen Reetz in der „Zeitschrift für Niederd. Familienkunde", 42. Jahrg. (1967), S. 49, einen genealogischen Apparat. Eine flüssige Darstellung der Zustände und der Ereignisse lag vielmehr im Sinne des Verfassers wie des Herausgebers, und da es außerdem an dem willkommenen Inhalts- und Namenweiser nicht fehlt, darf man schon sagen, daß hier das Andenken Heinrich Reinckes in schöner, in liebevoller Weise geehrt worden ist.

Es trägt diese Veröffentlichung aber auch ein großes sachliches Verdienst. Denn hier ist ein großer heimatlicher Geschichtsschreiber am Werk gewesen, dem es dank seiner großen, aus lebenslanger Erfahrung und Forschung gespeisten übersichtlichen Kenntnis niemals an den Verbindungen zur allgemeinen Entwicklung fehlte. Was verschlägt es da, daß er in Einzelheiten auch einmal irrte oder daß einer großen Schau zuliebe gelegentlich tatsächliche Abweichungen zu verzeichnen sind. Das Vorbild war das hervorragende Werk, das Wilhelm Jannasch über die Reformation in Lübeck bis zum Jahre 1530 vorlegte (Vgl. die Besprechung im Brem. Jahrb. 46. Bd., 1959, S. 414—416). Sein Erscheinen im Jahre 1958 hat Heinrich Reincke gewiß veranlaßt, seine vielfachen früheren Forschungen zu Hamburgs Reformationsgeschichte nunmehr zusammenzufassen. Wir müssen es sehr bedauern, daß nur zwei Abschnitte einigermaßen druckreif geworden sind: ein umfangreicherer über „Hamburg am Vorabend der Reformation" und ein zweiter über „Hamburg und die reformatorische Bewegung". Der erste ist ein großartiges Gemälde, das sowohl die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen wie die geschichtlichen, religiösen und sittlichen Verhältnisse berührt und nach Umfang und Gewicht dem gesamten Buche mit Recht den Namen gegeben hat. Sind diese Ausführungen zum Verständnis des großen Umbruchs, der mit der Reformation einsetzte, doch unbedingt notwendig, schon darum, weil es auf Grund vielfältiger Einzelforschung heute möglich ist, hier ein weiter umfassendes Bild zu zeichnen als es vorher der Fall sein konnte. Es wird aber auch vielerlei Neues an willkommener Einzelerkenntnis im Bereiche heimatlicher Reformationsgeschichte geboten, so die Feststellung, daß das prämonstratensische St.-Georgs-Kloster in Stade eine erste Pflanz- und Ausstrahlungsstätte der reformatorischen Bewegung in den Elblanden gewesen ist. Auch auf den Einfluß der niederländischen Glaubensboten darf verwiesen werden, von denen ja auch unser Bremen die Saat der neuen Lehre empfangen hat. Albert Rizaeus aus Hardenberg in Oberijssel gehört freilich, von Bremen aus gesehen, bereits einer zweiten Welle an. Auffällig ist der große Anteil der dem Volkstume nach niederdeutschen Grenzlande des eigentlichen holländischen Bereichs: Ortsnamen wie Kampen, Zwolle, Deventer, Zütphen, Nijmegen werden mehrfach genannt. Darum glaube ich auch nicht, daß die Mehrzahl dieser Glaubensboten zu Schiff gekommen ist: der Weg über Land auf der alten „Flämischen" und der „Friesischen" Straße bot sich ebensosehr an.

Alles in allem: Dankbar nehmen wir dieses nachgelassene Werk Heinrich Reinckes entgegen, in dankesvoller Erinnerung an ihn, der Ehrenmitglied

unserer Historischen Gesellschaft gewesen ist, wie mit großem Dank an Erich von Lehe, der eine gleiche Ehrenstellung bei uns einnimmt.

Friedrich Prüser.

Erich von Lehe: Die Märkte Hamburgs von den Anfängen bis in die Neuzeit (1911)

Beiheft 50 der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 98 S. mit 2 Karten und 6 Abbildungen auf 9 Tafeln, Wiesbaden 1966, Franz Steiner Verlag G. m. b. H.

Als Fritz Peters sein Buch über den Bremer Freimarkt[1]) schrieb, konnte er dies, wollte er über Herkunft und frühe Entwicklung des Marktes etwas aussagen, nur unter Hereinnehmen der aus dem Mittelalter kommenden Überlieferung tun. Auch Erich von Lehe beschreibt einen solchen zum Volksfest gewordenen alten Markt, wenn auch nicht in der Vereinzelung, sondern aus der Entwicklung des gesamten Marktwesens heraus: den „Hamburger Dom" der Vorweihnachtswochen. Aber wie dieser nur als Sproß aus einem vielästigen Baume erscheint, so ist von Lehes Anliegen weit umfassender, wenn auch aus besonderem, orts- und zeitbedingtem Anlaß der Eröffnung einer neuen Großmarkthalle im Jahre 1962 und dem Begehren nach einer darauf bezugnehmenden Festschrift bestimmt. Das Besondere dieser letzten Entwicklung war dabei einem zweiten Beiträger überlassen, die Festschrift zunächst überhaupt nicht gedruckt worden. Jetzt legt Erich von Lehe seinen in der Hauptsache die mittel- und nachmittelalterliche Entwicklung bestreitenden Anteil gesondert vor, an solch bedeutsamer Stelle, wie es die Beihefte der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte nun einmal sind.

Man darf den Verf. der vorliegenden Arbeit dazu beglückwünschen, im besonderen dabei zu dem guten Ertrag, den er nun geschlossen veröffentlicht, mit — sehr zu begrüßen — den Ausstrahlungen der mittelalterlichen Entwicklung in die Neuzeit hinein. Marktgründung und Stadtwerdung stehen miteinander in engem Zusammenhange, wenn man auch heute nicht mehr der Meinung ist, daß vor allem der Markt ausschlaggebend für das Erträgnis gewesen sei: dazu ist er in dem ganzen Bündel von Fragen nicht einmalig genug, vielmehr in die Schichtung einzuordnen, die sich hier der Fragestellung darbietet. Wie eng aber beides zusammenhängt, dafür dürfte sich in Bremen in dem hinter uns liegenden Jubiläumsjahr und in der Begründung der mit ihm verbundenen Feier der Beweis von selber geboten haben. So hat denn auch Erich von Lehe sehr bewußt auf die hier liegenden Zusammenhänge hingewiesen, die Parallelität aufgezeigt, die in Markt- und Stadtentwicklung vorliegt, nicht nur nach der Seite des wirtschaftlichen Wachstums hin, sondern auch in dem, was mit städtischer Verfassung und ihren Freiheiten zusammenhängt. Dafür möge ihm besonders gedankt sein.

In diesen großen Rahmen fügt sich das rein Topographische wie von selbst ein. Ein Glücksumstand hat sich dabei in Hamburg als sehr fördernd erwiesen: daß nämlich in den Jahren, für die der Quellenstoff für solch umfassendes Beginnen gesammelt wurde, die Bodenforschung in Hamburg besonders glücklich arbeiten konnte. Einmal bot die große Zerstörung Anreiz und Gelegenheit zur Arbeit des Spatens, der hier unter der Leitung Reinhard

[1]) Fritz Peters: Freimarkt in Bremen. Geschichte eines Jahrmarktes, Bremen 1962; vergleiche dazu die Besprechung im Brem.-Jahrb., 49. Bd. (1964), S. 279 f.

Schindlers zielstrebig genutzt wurde. Zu allem Überfluß kam noch ein großes Bauvorhaben im Boden dazu, das die Einladung zu solchen Tun immer wieder und wie von selbst erneuerte. Gedacht ist an die Erweiterung des Hamburger U-Bahn-Netzes.

Hamburg ist glücklicher daran gewesen als Bremen; aber es hat die Gelegenheit auch besser genutzt.

Es hat für den bremischen Leser keinen großen Sinn, Einzelheiten der Entwicklung, wie sie unter der kundigen Feder eines Verf.s wie Erich von Lehe ihre zweckentsprechenden und leicht eingehenden Darlegungen finden, in der Besprechung zu folgen. Aber auf das hier gegebene gute Beispiel sei mit Nachdruck verwiesen. Bremen fehlt es nach wie vor an einer eingehenden Studie über die Entwicklung seines Marktwesens. Vivant sequentes!

Sehr nützlich ist die vom Verf. S. 85 ff gegebene Chronik der Märkte in Hamburg von 843—1911, ermöglicht sie doch einen raschen Überblick wie ein leichtes Auffinden des jeweiligen besonderen Falles. Dankbar seien S. 94 ff auch die Anlagen entgegengenommen, wegen der statistischen Erläuterungen, die sie zu den einzelnen Märkten bringen. Friedrich Prüser.

Die Hamburger Elbkarte aus dem Jahre 1568, gezeichnet von Melchior Lorichs, mit einer Einleitung über den Zweck der Karte und die Tätigkeit von Melchior Lorichs in Hamburg von Jürgen Bolland.
Hamburg 1964, Hans Christians Druckerei und Verlag, 46 S. mit 10 Abb., 4 Zeichnungen und 1 Karte.

Diese ansprechend aufgemachte Schrift erscheint in der Reihe der Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg als Band VIII. Sie behandelt eine im Besitz des Archivs befindliche Karte, welche die Elbe zwischen Hamburg und *De Soltte See* darstellt. Dieses bis zu 12,15 m lange und 1,09 m breite Blatt ließ der Hamburger Rat im Jahre 1568 für (nach heutiger Währung umgerechnet) 27 000 DM anfertigen — als Beweisstück für einen Prozeß vor dem Reichskammergericht in Speyer gegen die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg um die Vorherrschaft auf dem Strom. In dem Bemühen, den Stapelzwang auf der Elbe durchzusetzen, versuchte Hamburg zunächst, die Vorbeifahrt des Getreides unter Kontrolle zu bringen, und dehnte dieses Recht alsdann auf alle wichtigen Güter aus. Dieser Anspruch sollte wohl die Versorgung der wachsenden Stadt sicherstellen; er wurde jedoch mit den Aufwendungen Hamburgs für die Sicherheit der Schiffahrt auf dem Strom begründet. Das Stapelrecht nahmen aber auch die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg für ihre Stadt Harburg in Anspruch, mit der Begründung, die Elbe fließe mit ihrem Hauptarm an dieser Stadt vorbei, während die Norderelbe nur ein unbedeutender Nebenarm sei.

Um die für Hamburg lebensbedrohende Frage des Stapelrechts und der Vorherrschaft auf der Elbe entspann sich in Speyer eine Kette von Prozessen, die 1567 einen Höhepunkt erreicht hatten. Hamburg stellte sich auf den Standpunkt, die Elbe sei vom Stromspaltungsgebiet zwischen Hamburg und Harburg bis zur Mündung „e i n e Elbe". Zum Beweis dessen ließ der Rat eine eigene Karte anfertigen und führte sie durch geschicktes Agieren vor Gericht als beschworenes Beweismittel in den Prozeß ein.

Die Prozeßgeschichte bildet den wesentlichen Inhalt des Textteils. Dieser bietet auch höchst aufschlußreiche rechtshistorische Aspekte. Anschaulich

und keinesfalls dozierend-trocken geschrieben, entwirft er zunächst skizzenhaft ein Bild Hamburgs um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Prozeßgeschichte wird nur so weit behandelt, wie sie für die Entstehung und Funktion der Karte von Bedeutung ist, stellt diese jedoch in den großen Zusammenhang der derzeitigen Auseinandersetzung und macht sie dadurch verständlich. Eine umfangreiche Lebensbeschreibung des „Malers" unterstützt das Bemühen, dem Leser die Karte und die Zeit, in der sie entstanden ist, nahezubringen. Diese Biographie bietet zugleich einen Einblick in das wissenschaftliche und kulturelle Leben jener Zeit — vielerlei wörtliche Zitate und verschiedene Dokumente in den Anlagen ermöglichen es überdies, sich in das Denken jener Zeit zu vertiefen.

Diese Karte aus der Renaissance läßt sich nicht mit den späteren des Barocks vergleichen, stammt sie doch aus einer Zeit, da die Kunst der Kartographie gerade wiederentdeckt worden war und erst zu neuer Blüte geführt werden sollte. Man spräche auch besser von einem „Bild" der Elbe, auf dem am und im Fluß Kirchen und Häuser, Bäume, Schiffe und viele kleine Wellen, Straßen, Wege und Nebenflüsse dargestellt worden sind. Stolz und bedeutend liegt Hamburg an der breit vorbeiströmenden Norderelbe, während die nicht einmal halb so breite Süderelbe das mit Hamburg optisch nicht zu vergleichende Harburg berührt. Alle Schiffe segeln auf Hamburg zu, keines gen Harburg. Die Darstellung des Stromes war für Hamburg das Wesentlichste, und man war auch klug genug, genau und gewissenhaft arbeiten zu lassen, um der Gegenseite keinen Grund zu geben, die Karte als falsch zu verwerfen. Wo Hamburg an der Elbe Besitz hatte, ist dieser ebenso angegeben wie die Hamburger Einrichtungen zur Sicherung der Schiffahrt im und am Strom. Die Karte bezeichnet aber auch mancherlei Orte und Flüsse mit Namen, gibt Lage oder Verlauf an, läßt Stadtansichten, Waldungen oder den Verlauf von Straßen erkennen. Dadurch gewinnt sie über die eigentliche Aufgabe hinausgehende Bedeutung für die geschichtliche Landesforschung und auch für die Volkskunde. Mehrere der angegebenen Orte sind später untergegangen oder haben ihren Namen gewechselt, Inseln sind verlandet oder haben ihre Lage geändert. Da alle Schiffahrtsmarkierungen bis zur See peinlich genau wiedergegeben worden sind, ist sie auch für das Seezeichenwesen von besonderer Bedeutung. Ähnliches gilt für die verschiedenen Schiffstypen, welche den Fluß beleben.

Diese *sonderliche herliche mappa des augenscheins* aus dem Archiv herausgenommen und einer breiteren, geschichtsbeflissenen Öffentlichkeit nahegebracht zu haben, ist ganz unbestritten ein Verdienst des Hamburger Archivs, bei dem dem Text von Bolland wesentlicher Anteil zukommt.

Otto Carlsson.

Hans-Dieter Loose: Hamburg und Christian IV. von Dänemark während des Dreißigjährigen Krieges, ein Beitrag zur Geschichte der hamburgischen Reichsunmittelbarkeit.

Band XVIII der Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, Hamburg 1963, Hans Christians Verlag. 5 S. Einleitung, 120 S. Text, 8 S. Quellen-, 7 S. Literaturverzeichnis.

Für seine Zwecke mußte der Verfasser sehr viele ungedruckte und gedruckte zeitgenössische Quellen benutzen sowie zahlreiche Schriften, die seit dem Dreißigjährigen Kriege über den behandelten Gegenstand erschie-

nen sind. Es war keine leichte Aufgabe, die vielverschlungenen Fäden der Politik zu entwirren und dem Leser klarzumachen, welche Beweggründe jeweils das Verhalten Hamburgs und Christians bestimmten. Loose zeigt gut die Einstellung der Kaiser und Kurfürsten zum hamburgisch-dänischen Konflikt, die Absichten niedersächsischer Fürsten, die der Hansestädte, der Liga, Tillys und Wallensteins wie der ausländischen Mächte. Er hat die Literatur mit sorgfältiger Kritik ausgeschöpft und eigene Ansichten vorsichtig begründet. Es lohnt sich sehr — auch für den Nichthamburger —, seiner Darstellung aufmerksam zu folgen. Man betrachtet gewiß mit Anteilnahme den hartnäckigen Kampf Hamburgs um Ellenbogenfreiheit für seinen Handel und seine Auseinandersetzung mit dem tatkräftigen dänischen König, der in den Hamburgern nur ungehorsame Untertanen erblickte und während seiner 60jährigen Regierung trotz vieler Fehlschläge unbeirrbar daran festhielt, daß ihm als dem Landesherrn Holsteins die Herrschaft über die Niederelbe zustehe, ja, der Hamburg am liebsten zu einer Landstadt herabgedrückt und an seiner Stelle Glückstadt groß gemacht hätte. Insbesondere der Bremer wird von alledem gefesselt sein und sich zu Vergleichen gedrängt fühlen. Nur auf einiges sei hier hingewiesen. Hamburg und Bremen, die sich freilich seit langem als freie Städte fühlten, erreichten die Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit im selben Jahrhundert: Hamburg wurde sie 1618 vom Reichskammergericht bestätigt, Bremen brachte erst das Linzer Diplom von 1646 denselben Rechtsstand. Wie für Hamburg der Glückstadter Zoll, war für Bremen der Elsflether ein Pfahl im Fleisch. Trotz des ihm gewährten kaiserlichen Elbprivilegs von 1628 wurde Hamburg erst 1645 davon befreit, und noch viel länger mußte Bremen den Elsflether Zoll ertragen. — Für die Selbständigkeit Hamburgs traten Ferdinand II. und III. in der Regel ein, freilich nicht immer in der idealen Bestrebung, als Kaiser das Recht zu schützen. Entgegenkommen zeigte Ferdinand III. Hamburg und Bremen dann, wenn es sein Verhältnis zu den nordischen Reichen als vorteilhaft erscheinen ließ. Doch 1638 bot er um eines Bündnisses willen Christian IV. den Elbzoll auf 70 Jahre an und wollte ihm gegen Hamburg, Lübeck und Bremen freie Hand lassen. Bremens Unmittelbarkeit bestätigte der Kaiser bekanntlich hauptsächlich, um Schweden nach Kräften entgegenzuwirken. — Nach dem großen Kriege war die Lage für beide Städte nicht gleich. Für Bremen kam zunächst eine Zeit schwerer Bedrohung durch Schweden, ja, offener Krieg, bis es einen ähnlichen Rechtsstand erhielt wie Hamburg, nämlich tatsächliche Reichsfreiheit trotz Huldigung, die einer fremden Macht erwiesen wurde.

Aus Looses Darstellung sieht man, wie klug, geschmeidig und doch beharrlich der Rat in Hamburg die Geschicke der Stadt lenkte. Eine solche Politik war hier wie in Bremen die Voraussetzung für die spätere Behauptung der Eigenstaatlichkeit nach Auflösung des alten Reiches.

Adolf Börtzler.

A. von Brandt: Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters, Bd. I: 1278—1350.

Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, herausgegeben vom Archiv der Hansestadt, Bd. 18, 1964. Verlag Max Schmidt-Römhild, Lübeck.

Schon 1914 war eine Drucklegung der Regesten der Lübecker Bürgertestamente geplant. Vorarbeiten wurden vom Archivar Dr. Fritz Rörig und

Senatssekretär Dr. Eduard Hach eingeleitet. Später wurde das Druckvorhaben vorerst wieder aufgegeben, da die Materialbeschaffung sehr viel Arbeit und Zeit erforderte; aber sie wurde handschriftlich fortgesetzt; die fertigen Regesten bis 1350, bzw. 1370 wurden in die Handschriftensammlung des Archivs zur Benutzung eingestellt. Im zweiten Weltkrieg wurden die Originale der Testamente in ein Bernburger Salzbergwerk ausgelagert und landeten nach wechselvollem Schicksal schließlich im Deutschen Zentralarchiv Potsdam. Nur knapp 15 v. H. der mittelalterlichen Testamente sind dort erhalten.

Um so wertvoller ist die vorliegende mustergültige Bearbeitung der Regesten der Bürgertestamente. Nun können die Testamente, die über die sozialen Verhältnisse, über verwandtschaftliche Beziehungen und über Hausrat und Geräte des Alltagslebens reiche Auskunft geben, leicht vom Geschichtsforscher benutzt und ausgewertet werden. Eine zutreffende Übersetzung der in lateinischer Sprache abgefaßten Testamente erleichtert die Benutzung. In der Zeit der Pestjahre 1349/1350 nimmt die Zahl der Testamente erheblich zu. Bei der Durchsicht der Vermächtnisse in den Testamenten an kirchliche Einrichtungen in Lübeck und in anderen Orten, in Nr. 400 sogar an den Dom zu Bremen, fällt auf, wie oft die Bettelmönche in Lübeck, Dominikaner und Minoriten, Zuwendungen erhalten, häufig mit dem Zusatz: „Hier will ich auch begraben sein". Das erklärt sich wohl am besten durch die Tatsache, daß die Ordensmitglieder in den großen Unruhen, die damals um die Mitte des 13. Jahrhunderts das kirchliche Leben Lübecks erschütterten und trotz Einmischung der Päpste und des Königs Albrecht I. bis weit in das 14. Jahrhundert andauerten, im Streit um die Pfarrechte zwischen Weltgeistlichkeit und den Ordensbrüdern zum Volke hielten und trotz Interdikt kirchliche Handlungen vornahmen. So lassen sich aus den Testamenten auch Rückschlüsse auf politische Verhältnisse ziehen.

Durch ein angefügtes Orts- und Personenverzeichnis kann sich der Benutzer in diesen mittelalterlichen Quellen leicht zurechtfinden. Auf ein Sachregister glaubte der Verfasser verzichten zu können; „er hätte nämlich entweder nur eine ganz willkürliche Auswahl seltener Stichworte bringen können, oder er hätte wegen des gleichartigen Formulars und Inhalts der Testamente bei vielen Begriffen praktisch jede Nummer anführen müssen".

Es ist beabsichtigt, die Veröffentlichung bis zum Jahre 1370 fortzusetzen.

Dietrich Schomburg.

Hedwig Klugkist: Chronik des Bremer Zweiges der Familie Klugkist.
Bremen 1966. 58 S. (Maschinenschrift vervielfältigt).

In lebendiger Sprache und übersichtlich gegliedert berichtet die Verfasserin vom Geschick von acht Generationen der Familie Klugkist, die zwischen dem Anfang des 17. und dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Bremen gelebt und gewirkt haben. Sie macht wahrscheinlich, daß der erste Träger des Namens 1606 aus Höxter zuzog und sich sogleich kaufmännisch betätigte. Schon in der zweiten Generation taucht ein Klugkist unter den Diakonen und Elterleuten auf, in der dritten gelangt einer zur Ratsherrnwürde und erwirbt 1693 die Kleine Dunge. Im 18. Jahrhundert wenden sich die männlichen Familienmitglieder zumeist juristischen und theologischen Studien zu und gewinnen das Bürgermeisteramt oder werden Pfarrer. Während des 19. Jahrhunderts treten sie in der Öffentlichkeit nicht mehr

so stark hervor; die Verfasserin hat es aber auch hier verstanden, das Interesse durch mannigfache Detailangaben wachzuhalten. Ein Anhang ist den Goldschmieden aus der Familie gewidmet.

Die Arbeit wird aus der Masse der genealogischen Neuerscheinungen durch das ständige Bemühen herausgehoben, die Geschichte der Familie mit der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung zu verknüpfen. Die Verfasserin hat die Mühe nicht gescheut, in die bremischen Akzisebücher und Heuerschillingsregister einzudringen, wenn infolge des Fehlens einer schriftlichen Überlieferung in der Familie sonst keine Möglichkeit bestand, über die Tauf-, Trauungs- und Begräbnisdaten hinauszukommen. Leider fehlen die Quellennachweise. Daß in einzelnen Fällen ein Stolpern über die Tücken der meist flüchtig und sogar fehlerhaft geführten Verzeichnisse erfolgt ist, braucht nur am Rande erwähnt zu werden. So hat Henrich Klugkist 1629 nicht monatlich 6 Rtlr. Heuerschilling bezahlt (S. 4), sondern sein Haus war auf einen Mietwert von 72 Rtlr. jährlich taxiert, so daß 18 Rtlr. im Jahr als Heuerschilling zu entrichten waren; monatliche Zahlungen hat es bei dieser Abgabe nie gegeben. Hieronymus Klugkist wohnte 1751 nicht am Domshof (S. 20 u. 57), sondern im Schüsselkorb gegenüber der Einmündung der Katharinenstraße in diesen. Ein Mißverständnis liegt der Angabe zugrunde, daß Henrich Klugkist auf einmal 560 Öfen als Handelsgut versteuert habe (S. 5). Die Akzise auf Öfen wurde nach dem Gewicht berechnet, und so handelte es sich am 28. September 1663 um eine Abgabe auf 560 Pfund Öfen, das waren sicher zwei Stück. Zu korrigieren wäre weiter die Jahreszahl des Friedensschlusses von Habenhausen (1666 statt 1667, S. 6) und die Angabe, daß Bremen 1741 Hastedt und Schwachhausen an Hannover abgetreten habe (S. 21); es hat beide Orte vor 1803 nie besessen.

Allgemeine Bedeutung hat die Frage, ob man die Wahrnehmung der Ämter eines Bürgermeisters, Senators oder Diakonen immer vornehmlich als opferreichen und uneigennützigen Dienst an der Gemeinschaft ansehen darf. Die Verfasserin steht mit dieser Auffassung in einer seit den Tagen, da Vertretung der Senatsinteressen und Geschichtsschreibung noch identisch waren, gepflegten Tradition; eine kritische Nachprüfung wäre überdies weit über den Rahmen ihres Themas hinausgegangen. Aber wie verträgt sich die Angabe, daß ein Mann, der in Kirche und Staat eine Rolle spielen wollte, Opfer an Zeit und Geld bringen mußte, ehrenamtlich zu arbeiten, und oft Vorschüsse von vielen hundert Talern für die Auslagen seines Amtes zu leisten hatte (S. 6), mit der Begründung, daß sich die Senatoren nach der Einverleibung Bremens in Frankreich den neuen Herren anbieten mußten, weil sie ja plötzlich ohne Einkommen dastanden (S. 22)? Man darf diese Frage ohnehin nicht nur von der Verdienstseite her betrachten; eine ebenso große Rolle spielte die weitgehende Befreiung der Senatsmitglieder von den öffentlichen Abgaben und Lasten. Wie soll man etwa den Vorteil der Verschonung von der Einquartierung fremder Soldaten, den sich die Ratsherren gegen den erklärten Willen der Bürgerschaft verschafften, in Zahlen fassen? Bei den von ihnen geleisteten Vorschüssen darf man nicht übersehen, daß diese die denkbar beste Sicherheit, nämlich das städtische Vermögen, genossen und darüber hinaus normal verzinst wurden, so daß es sich im Grunde um eine bestimmte Form der Kapitalanlage handelte. Auch die Bevorzugung des Schosses durch die Vermögenden an Stelle von Kollekten ist nicht identisch mit der freiwilligen Übernahme einer größeren Belastung, sondern in dem Bestreben begründet, der Vermögens- und Einkommens-

überprüfung zu entgehen, welche der Kollektierung voranging, die dann nur die kleinen Leute und den Mittelstand traf. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß auch die Diakonentätigkeit sich insoweit vorteilhaft auswirkte, als jeder Diakon aus der Kaufmannschaft zur Versorgung der Armen Naturalien auch in der eigenen Handlung ankaufte, so daß die in den Sammlungen von der Bevölkerung aufgebrachten Beträge teilweise in das eigene Geschäft flossen. Daß dieses Vorgehen regelmäßig und offen in die Rechnungsbücher eingetragen wurde, zeigt deutlich, daß man darin nichts Ehrenrühriges sah. Bei einer nüchternen Betrachtung dieser Zustände wird man von manchen überkommenen Vorstellungen abrücken müssen. Kann man nun auch keineswegs jede Leistung im öffentlichen Leben nur aus dem Streben nach materiellen Vorteilen erklären, so tut man doch auch wieder gut daran, nicht in das andere Extrem zu verfallen. Hier eine generelle Überprüfung vorzunehmen, konnte freilich nicht das Anliegen der Verfasserin sein. Ihr Verdienst ist es, das Interesse an diesen Fragen wachgerufen zu haben, auf die hier nur etwas ausführlicher einzugehen war, weil sie immer wieder in genealogischen Darstellungen anklingen. Der Wert der vorliegenden Arbeit für die Erforschung der Familiengeschichte Klugkist bleibt von ihrer Beantwortung unberührt und ist unbestreitbar.

Klaus Schwarz.

Hans Wätjen: Geschichte der aus Ochtmannien in der Grafschaft Hoya stammenden Familie Wätjen

Aus alten Briefen und Dokumenten verfaßt und im Auftrage der Familie herausgegeben. 144 S. mit vielen, auch farbigen Bildtafeln. Bremen 1968, Privatdruck durch Karl Schierenbeck.

Für ein Zwiefaches bietet die Familiengeschichte der Wätjen, die hier in einem sauber gedruckten und gut ausgestatteten Buche vorliegt, ein typisches Beispiel, vielleicht eines der besten, die wir besitzen: einmal, daß dieses Land, das wir zusammenfassend als die Syker Geest zu bezeichnen pflegen, das große Überschußgebiet an Menschen gewesen ist, aus dem Bremen, schon mittelalterlich, seine Bevölkerung ergänzte, zum andern, daß im 19. Jahrhundert die in die Stadt gekommenen Söhne von den Bauernhöfen auf dieser Geest die Kräfte an unternehmenden Menschen gestellt haben, aus denen sich Bremens neuer Überseehandel festigen, auf- und ausbauen konnte. Man könnte im einzelnen viel zu dem Buche sagen, etwa, was den Zusammenhang zwischen den Wetken in Kirchweyhe und den Wätjen in Holle und Ochtmannien betrifft, ebenfalls zur Deutung und Abwandlung des Familiennamens, der sich zu einem solchen erst nachmittelalterlich entwickeln konnte. Das eine steht jedenfalls fest, daß drei der Söhne des Ochtmannier Bauern in und über Bremen zu bedeutenden Kaufleuten geworden sind, deren Ruf schließlich die Welt erfüllte, und daß einer von ihnen mit seinem Sohne Deutschlands größter privater Reeder gewesen ist. Nicht nur von den Personen, vielmehr auch vom Stoff her wird dieses Buch unsere Aufmerksamkeit erregen.

Nicht, daß wir vorher über diese Zusammenhänge noch nicht Bescheid gewußt hätten: die Familie selber hat viel dazu beigetragen, sie, wie in diesem neuen Falle, deutlich zu machen. Aus dem Jahre 1932 liegt bereits, wenn auch nur maschinenschriftlich, eine Stammtafel und Geschichte der Familie Wätjen vor, zusammengestellt von W. Wätjen, aus dem Jahre

1947 ein Privatdruck von Otto und Hans Wätjen *Zur Geschichte der Familie Wätjen* mit einem Anhang *Bilder aus Blumenthal,* dem hoch über der Weser liegenden Schloßbau Christian Heinrich Wätjens, verfaßt von Agnes Duckwitz, geborener Wätjen. Wenn einer der beiden Verfasser dieses Buches erneut zur Feder griff, diese neue Schrift zusammenzustellen, so lag ihm daran, aus dem reichen Schatz der ihm zur Verfügung stehenden dokumentarischen Unterlagen das Bild zu ergänzen und dadurch anschaulicher zu machen, wenn auch nicht mehr für die seit kurzem ausgestorbenen Linien, die bäuerliche im Hoyaschen und die in Angostura ansässig gewordene. Dabei wird früheres Schrifttum an kennzeichnenden Stellen abgedruckt, etwa aus dem Buch von Gustav Brandes „Aus den Gärten einer Hansestadt". Wir erhalten von dort geschlossene Aufsätze über den Haus- und Landbesitz, näher und entfernter liegenden. Aber auch die großen Geschäftsunternehmungen des älteren Bremer Zweiges, wie er sich vor allem in Diedrich Heinrich und seinem Sohne Christian Heinrich Wätjen darstellt, können ausgiebig beschrieben werden und desgleichen die großen und schnellen Schiffe. Bei den Schrifttumsangaben scheint mir indes noch einiges zu fehlen. Doch ist das Ganze ein nützliches, ein schönes Buch, mit Liebe zusammengestellt und ausgestattet. Friedrich Prüser.

Percy Ernst Schramm: Neun Generationen. Dreihundert Jahre deutscher Kulturgeschichte im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie (1648—1948).

2 Bände, 495 und 653 S., 1 Stammtafel, viele Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und im Text. Göttingen 1963 und 1964, Vandenhoeck & Ruprecht, DM 39,50 und DM 58,—.

Eine sehr repräsentative Familiengeschichte, eine der besten, die uns für einen längeren Zeitraum geschenkt wurde, ist die von Percy Ernst Schramm über die eigene Familie. Sie erstreckt sich über drei Jahrhunderte, und das verlangt schon im Äußeren eine erstaunliche Leistung. Noch erstaunlicher ist, was ihr Verfasser daraus gemacht hat, die Kunst, wie er die ihm zur Verfügung stehenden umfangreichen Quellenstoffe meistert, den Blickpunkt wechselnd und doch immer wieder zu der Hauptlinie zurückführend, nämlich deutsche „Kulturgeschichte" an den Schicksalen einer Familie zu zeigen oder, wie er es auch ausdrückt, „die Geschichte der Umwelt des Menschen infolge des Wandels im religiösen, geistigen und künstlerischen Bereich einerseits, im wirtschaftlichen, technischen und sozialen Bereich andererseits zu erforschen". Kulturgeschichte im weitesten Bereich ist also gemeint, in ihrer Verbindung mit Wirtschafts- und Sozialgeschichte, nicht zu vergessen auch mit soziologischen Zielsetzungen und Schlußfolgerungen. Das Ganze wird leicht, gewissermaßen im Plauderton vorgetragen, selbst da, wo es um Grundsätzliches geht. So ist das Werk, das in allem Äußeren auf das beste, auch mit sorgfältig gewählten, guten Bildern, Faksimiles und Ähnlichem ausgestattet ist, dem Leser ein Genuß und doch auch ein sehr ernsthaftes Bildungsziel, nämlich das große Geschehen in der Welt in seinem Abbild in der Familie und in der Heimatstadt zu verstehen, von Hamburg aus die Welt zu betrachten und von der Welt aus Hamburg. Der Vaterstadt gilt die besondere Liebe des Verfassers, hat sich hier doch die Familie, einmal aus einer Mittelstadt ohne erregendes Auf und Ab, von Hameln, hierher versetzt, wirtschaftlich, geistig, kulturell entfalten und

in gleichmäßiger Höhe, zumeist zum selbstbewußten Kaufmannstum gehörig, halten können, seit dem vorigen Jahrhundert Teilhaber in der Wirkung nach dem neuen Übersee jenseits der Ozeane hin, aber auch die Geschicke der eigenen Stadt maßgeblich mitbestimmend. Einheitlich zusammenhalten konnte diesen ganzen großen Quellenstoff indes nur ein Mann, der als berufener Historiker im großen Weltgeschehen ebenso zu Hause ist wie auf den liebevoll begangenen Wegen daheim. Er hat seiner Familie ein Denkmal gesetzt, aber auch seiner Vaterstadt Hamburg. Daß der Blick dabei hin und wieder auch nach Bremen gerichtet ist, versteht sich von selbst.

Friedrich Prüser.

Karl Veit Riedel: Friedrich Johann Lorenz Meyer, 1760—1844. Ein Leben in Hamburg zwischen Aufklärung und Biedermeier.

Band XVII der Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, Hamburg 1963, Hans Christians Verlag. 151 S. Text und 24 S. Anhang: Verzeichnisse und Register. Mehrere gute Abbildungen.

Das vorliegende Buch geht auf eine literarhistorische Dissertation der philosophischen Fakultät der Universität Hamburg aus dem Jahre 1960 zurück, die für die Veröffentlichung von 1963 bedeutend erweitert wurde.

Friedrich Johann Lorenz Meyer war der letzte hamburgische Domherr. Er war Jurist, nicht eigentlich ein Mann der Kirche, ja, ein Gegner des kirchlichen Konservatismus. Die Domherrnstelle war zu seiner Zeit nur noch eine Pfründe, die ihm seine Mutter in seinem 15. Lebensjahre gekauft hatte, als er sich zu einem Studium entschloß. Auch 1803, als dem Domkapitel nur noch wenige Rechte gelassen wurden, blieb er in seinem Amte, blieb es bis zu seinem Tode und war Hamburgs letzter Domherr. — Riedel erblickt in ihm mit Recht nicht eine Persönlichkeit, die ihrer Zeit neue Wege gewiesen und sie stark bewegt hätte; wohl aber zeigt er uns einen Mann, dessen große Bildung, dessen Gesinnung und Betätigung teilnehmender Betrachtung wert sind und der vor allem seine Zeit beispielhaft repräsentiert. So ist die Arbeit auch ein Beitrag zum geschichtlichen Verständnis des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Der Verfasser hat nicht nur sämtliche ihm erreichbaren Druckschriften Meyers — Handschriftliches ist wenig von ihm geblieben — für die Biographie herangezogen, sondern auch alle Darstellungen der hamburgischen Verhältnisse jener Zeit. Außerordentlich viele Menschen mit den mannigfachsten Ideen und Bestrebungen führt er uns vor. Er verfolgt den Lebensgang eines Mannes, der einer angesehenen und vermögenden Kaufmannsfamilie entstammte und für wirtschaftliche Fragen stets ein offenes Auge hatte. Nachhaltig waren bei ihm die Wirkungen seiner humanistischen, aber in philanthropischem Sinn auch auf praktische Bildung gerichteten Jugenderziehung. Gut zeigt Riedel, was Meyer seiner Göttinger Studentenzeit verdankte, nicht nur als Jurist. Unbefriedigt von seinem Hamburger Domherrnamt, das er 1785 angetreten hatte, widmete Meyer seine Tätigkeit hauptsächlich der „Patriotischen Gesellschaft", deren vornehmliches Ziel die „Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe" war. Über ihre Absichten und Leistungen unterrichtet der Verfasser den Leser gründlich. Als ihr „proponierender Sekretär" wirkte Meyer seit 1790 mit ganzer Kraft, nicht zum wenigsten als Förderer der Künste. Daß er die Französische Revolution wie viele andere Deutsche begrüßte und sich sogar nach dem Terror nicht ganz von ihr löste, begründet der Verfasser, indem er zeigt, wie stark Meyers politische Anschauungen in dem Gedankengut

der Aufklärung wurzelten. Ein gutes Bild gibt Riedel von dem Leben in den damaligen Freimaurerlogen, deren humanitäre Ziele Meyer voll bejahte. Der Leser erfährt, was Meyer an Klopstock band, den er sehr verehrte, und wieweit er ihm folgen konnte. Ausgezeichnet charakterisiert der Verfasser den Stil der schriftstellerischen Leistungen Meyers. Dessen „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" bezeichnet er als Standardwerk und hebt die nachhaltige Wirkung seiner Reisebeschreibungen und Landschaftsschilderungen hervor. Die letzten Kapitel zeigen in vielfacher Beleuchtung noch einmal die Wesenszüge des Mannes, der, von den Ideen der Aufklärung getragen und von deren erzieherischem Optimismus erfüllt, sich diesen Gedanken mit der Wärme des empfindsamen Zeitalters hingab, der von der großen klassischen Dichtung ergriffen wurde, aber für das, was die Romantik im tiefsten bewegte, kein rechtes Verständnis mehr gewinnen konnte.

Riedels Biographie bietet ein so umfassendes Zeitbild, daß nicht nur der Hamburger manchen Gewinn daraus ziehen kann. Adolf Börtzler.

Caspar Voght und sein Hamburger Freundeskreis. Briefe aus einem tätigen Leben. Teil II: Briefe aus den Jahren 1785 bis 1812 an Johanna Margaretha Sieveking, geb. Reimarus. Bearbeitet von Annelise Tecke.

Veröffentlichungen des Vereins f. hamburgische Geschichte. Bd. XV, II. Hans Christians Verlag in Hamburg, VIII und 272 S., in Ganzleinen DM 24,—.

Es braucht zu diesem, an Umfang gegenüber dem ersten verdoppelten Bande der Reihe dieser Briefveröffentlichungen nicht allzuviel gesagt zu werden: gut ist er wie der erste, dem im 47. Bande unseres Jahrbuches (1961), S. 319 f, ein paar Worte mehr gewidmet worden sind, als es hier nötig ist — Worte des Lobes, die wohlverdient waren, wie sie es hier in gleicher Weise sind. Annelise Tecke hat sich hier als treuer Sachwalter des von Kurt Detlev Möller überkommenen Erbes erwiesen. Man braucht um die Fortsetzung dieser Briefveröffentlichungsreihe darum nicht ängstlich zu sein und darf sich freuen, daß hier eine einzigartige, aus dem Persönlichen kommende, aber allgemein kulturgeschichtliche Bedeutung habende Quellensammlung weitester Benutzung zugänglich gemacht wird. Wer aber nicht selber forschen will, dem wird schon das Lesen der die Kultur ihrer Zeit gut widerspiegelnden Briefe große Freude bereiten. Lebensgeschichtliche und andere Anmerkungen sind, wie auch das Register, sorgfältig gearbeitet. Wegen einer allgemeinen Würdigung der Persönlichkeit Voghts vgl. die oben erwähnte Besprechung des ersten Teiles. Sie spiegelt sich auch hier in der Seele einer bedeutenden Frau wider, die ihn nach eigenem Bekenntnis am besten verstanden habe; vor ihr liegen auch einige Gegenbriefe vor, die hier mit veröffentlicht werden. Friedrich Prüser.

Ernst-August Roloff: Braunschweig und der Staat von Weimar, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 1918—1933.

Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt, herausgegeben von Bert Bilzer und Richard Moderhack, Bd. 31, 1964. Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig, 230 S., 22 Abb.

Die bis ins einzelne hinein vorzüglich quellenmäßig belegte und mit Abbildungen anschaulich ausgestattete Arbeit steht in einem inneren und er-

gänzenden Zusammenhang mit des Verfassers drei Jahre vorher veröffentlichter Studie „Bürgertum und Nationalsozialismus 1930—1933". Während in der älteren Arbeit lediglich die politische Verbindung zwischen den bürgerlichen Rechtsparteien und der NSDAP am Beispiel Braunschweig in den letzten drei Jahren der Weimarer Republik dargestellt wurde, versucht die nunmehr vorliegende „exemplarische Studie" auch die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in die Grundlinien der politischen (insonderheit weltanschaulich-politischen) Geschichte ab 1918 zu verweben.

Der Verfasser bemerkt, daß Braunschweig in den Tagen der Weimarer Republik „keinen guten Ruf in deutschen Landen genoß". Das lag darin begründet, daß dieses Land nach 1918 unter dem Einfluß der Unabhängigen Sozialdemokraten nur schwer zur parlamentarischen Republik fand, später aber hier die Nationalsozialisten zuerst in einer Koalitionsregierung (1930) Fuß faßten und sich ein erbitterter Kampf zwischen Rot und Braun abspielte. Hier in Braunschweig wurde auch der „Führer" der Nationalsozialisten deutscher Staatsbürger, und zwar dadurch, wie es im Amtsblatt der braunschweigischen Staatsverwaltung (11. Jahrg., Nr. 5, vom 11. März 1932) hieß, daß am 25. Februar 1932 der „Schriftsteller Adolf Hitler in München als Regierungsrat beim Landeskultur- und -vermessungsamt, hier ..." angestellt worden war. Es ist einem Faksimiledruck in den Roloffschen Studien zu entnehmen.

Roloff beantwortet „die immer noch brennendste Frage der Zeitgeschichte: Wie konnte es zum Nationalsozialismus kommen?" (die von der Forschung noch immer nicht einheitlich beantwortet wurde) am Beispiel der braunschweigischen Landesgeschichte eindeutig dahingehend, daß Hitlers sensationeller Wahlsieg am 14. September 1930 — er nennt ihn „die entscheidende Durchbruchsschlacht" — und seine weiteren Erfolge „nicht mit Hilfe der erwerbslosen Arbeiter, sondern durch den bürgerlichen Mittelstand erzielt worden" sind. Dafür bringt der Verfasser im Hinblick auf die gesamte Landwirtschaft, den Einzelhandel, das Handwerk und die Masse der Angestellten und Beamten im Lande Braunschweig überzeugende Belege. Es ist dazu gewiß zutreffend, wenn er sagt, daß im verlorengegangenen Selbstbewußtsein und im Geltungsstreben dieser Gruppen der Nationalsozialismus wirkungsvolle Ansatzstellen für seine hemmungslose Propaganda fand, zumal im besonderen das Phänomen der „sozial nicht assimilierten Angestellten alle überlieferten Denkmodelle von einer geschichteten oder gar zweigeteilten Gesellschaftsordnung in Frage zu stellen begann".

Alle politische Problematik aber dieser Jahre wäre das Ergebnis einer „Krisenstimmung" gewesen, die so alt gewesen sei wie die Republik selbst und die auf den einzelnen Stufen der wirtschaftsgeschichtlichen Phasen von 1918 bis 1932 durch Währungszerrüttung, Umstrukturierungen, Konjunkturüberhitzung und Weltwirtschaftskrise eine stets zunehmende Vertrauenskrise erzeugt hätte, die die Chance der Demokratie und des Liberalismus verpassen ließ.

Wenn Roloff seine Arbeiten „exemplarische Studien" nennt, so deshalb, um aus einem Kapitel braunschweigischer Lokalgeschichte aus Schicksalsjahren des deutschen Volkes Einsichten zu gewinnen über die „Geschichte der unglücklichen Republik von Weimar", aber auch, um die politische Entscheidung von damals als „Lebenssituation des Durchschnittbürgers" erkennbar werden zu lassen, und nicht zuletzt darum, „damit die Jugend die Generation ihrer Eltern verstehen lernt und Geschichte nicht nur als schick-

salhafte Entscheidung der ‚Großen' in Berlin, Moskau oder Washington empfindet".

Das ist dem Verfasser gelungen. Man möchte Bremen ein gleich gutes Werk über jene Zeit wünschen[1]). Hinrich Wulff.

Eberhard von Vietsch: Gegen die Unvernunft 1915—1918. Paul Graf Wolff Metternich, Wilhelm Solf.

Carl Schünemann Verlag, Bremen 1964, 145 S. DM 9,80.

Der rührige Verlag legt den Briefwechsel zwischen Paul Graf Wolff Metternich und Wilhelm Solf aus der Zeit des ersten Weltkrieges vor. Inmitten einer lebhaft aufgeflammten neuen historischen Diskussion über Deutschlands Anteil am Kriegsausbruch ist es sicherlich zu begrüßen, wenn der frühere deutsche Botschafter in London und der Staatssekretär im Reichskolonialamt ihre Gedanken hierüber austauschen.

Zwanzig Briefen Solfs stehen 17 Briefe Metternichs gegenüber, die durch zwei Briefe Ballins an Graf Metternich ergänzt werden. Während für die Jahre 1915, 1916 und das erste Halbjahr 1917 allein die Briefe Solfs vorliegen, treten für das zweite Halbjahr 1917 die Briefe des Grafen Metternich stark hervor, ebenso auch im Jahr 1918.

Diese bisher unveröffentlichten Briefe geben Einblick in gewisse politische Auffassungen von zwei führenden Persönlichkeiten des politischen Lebens in der Zeit des ersten Weltkrieges. Sie zeigen bei dem Grafen Metternich eine stärkere außenpolitische Einsicht, die sich vor allem in der Beachtung der französischen Kriegsziele auszeichnet. Metternich erscheint in diesen Briefen als der politisch Weitsichtigere: er beachtete weit mehr als Solf die Grundlage des französisch-englischen Bündnisses. Bei Solf überwiegt die innenpolitische Tragweite der Verhältnisse. Es fragt sich aber, ob nicht eine allgemeine Unterschätzung von Imponderabilien stärker hätte hervorgehoben werden müssen. Dies kommt besonders bei den Bestrebungen der beiden Persönlichkeiten deutlich heraus, Einfluß auf eine Änderung der maßgebenden Haltung zu gewinnen. Ob die Ansatzpunkte richtig gewählt worden sind, mag bezweifelt werden. Wahrscheinlich ist die staatsmännische Einsicht des Grafen Metternich und sind seine Empfehlungen im Jahre 1917 das mehr Zutreffende gewesen. Es ist tragisch, daß es nicht versucht wurde, seine Anregungen in die ihnen innewohnenden überaus beträchtlichen außenpolitischen Auswirkungen umzusetzen.

Von Vietsch stellt in seiner Einführung andere Gesichtspunkte heraus. Erläuterungen zu den einzelnen von ihm sachlich unterteilten Briefen ergänzen seine Einführung. Georg Kerst.
Kiel

Elfriede Bachmann: Das Kloster Heeslingen-Zeven. Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte.

Bd. 20 der „Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins e. V.". 255 S. und 3 Karten. Stade 1966, Selbstverlag des Stader Geschichts- und Heimatvereins e. V.

Zum Unterschiede von manchen anderen Gegenden Deutschlands haben die Klöster und Stifter im Hinterlande der Nordsee bisher, was sowohl ihre Geschichte wie ihre rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse betrifft,

[1]) Hier wäre auf die Arbeiten Herbert Schwarzwälders hinzuweisen. Sie bleiben späterer Besprechung vorbehalten.

erst in wenigen Fällen eine erschöpfende Darstellung gefunden. Auch in der Stadt Bremen ist damit erst vor einigen Jahrzehnten begonnen worden. Um so mehr sind der Fleiß und die übersichtliche Darstellungskraft zu loben, die sich in dem vorliegenden Werke äußern, bei dem man — als Erstlingswerk — auch die Reife des Urteils anerkennen muß.

Was über die Geschichte dieses Stiftes allgemein zu sagen ist, von seiner Gründung in Heeslingen und seiner Verlegung nach Zeven, konnte auf eineinhalb Druckbogen geschehen, schon darum, weil die Quellen nur spärlich fließen und von weit her befragt werden müssen: daß es unter Ausmerzung bisheriger fehlerhafter Ansichten und unter gutem Ausnutzen der zur Verfügung stehenden gelehrten Vorarbeiten geschah, ist der Verfasserin gut anzurechnen. Damit wurde eine verläßliche Grundlage für ihre Hauptarbeit, die Erforschung der Verfassungs- und der Wirtschaftsgeschichte des Klosters, gegeben.

Dies hat eine Unzahl von Kleinarbeiten verlangt, im Zusammentragen der Unterlagen wie im Inbeziehungsetzen zu allgemeiner Entwicklung. Das Ergebnis ist ein sehr übersichtlich geordnetes Bild dessen, was dieses Stift war, wie es regiert und verwaltet wurde, und wie es lebte und sein Auskommen hatte, in dem unter anderem auch Kornverkäufe nach Bremen eine Rolle spielten, — ist Querschnitt und Längsschnitt zugleich, der seinen letzten Ausklang im Amt Zeven findet. Von geistiger Regsamkeit und geistlichen Idealen ist allerdings nur wenig die Rede: das ist bei der Zusammensetzung des Konventes — erzstiftischer Adel und gehobenes, aber auch einfaches Bürgertum, meist aus Stade — auch wohl kaum zu erwarten.

Der Wert der Abhandlung wird durch die ihr beigegebenen Anhänge noch erhöht, von denen sich allein neun auf Personen und der zehnte, fast 50 Seiten stark, auf die Besitztümer in den zum Kloster in Beziehung stehenden Ortschaften erstrecken. Die drei den Abschluß bildenden Karten hätte man sich freilich in etwas größerem Maßstabe gewünscht.

Freuen wir uns des guten Beispiels, das hier gegeben worden ist. Soviel ich weiß, liegt über das Stift Bassum eine sehr verdienstliche Arbeit des früheren Stiftpropstes Frithjof Bestmann vor: man möchte wünschen, daß sich Mittel und Wege finden, auch sie zu drucken. Friedrich Prüser.

Oldenburger Salbuch, bearbeitet und herausgegeben von Hermann Lübbing. Register des Drosten Jakob von der Specken über Grundbesitz und Einkünfte der Grafen von Oldenburg um 1428 bis 1450. Oldenburgische Geschichtsquellen, Bd. 4. Mit einer historischen Karte, einer Münztafel, vier Schrifttafeln und Abbildungen. Oldenburg i. O. 1965, Gerhard Stalling Verlag.

Eine Kostbarkeit der Historie, eine wirkliche Rarität, konnte Hermann Lübbing nach jahrzehntelangem widrigen Bücherschicksal mit seinem „Oldenburger Salbuch" den Geschichtsfreunden schenken. In minutiöser Bearbeitung, mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug, sind die wörtlichen Abdrucke beider Originalhandschriften des Oldenburger Salbuchs in dem Bande enthalten.

Die Handschrift A — in Oldenburg seit dem 19. Jahrhundert als verschollen geltend — ist nach einer Versteigerung in Bremen vom Jahre 1747 schließlich in den Besitz des dänischen Staatsmanns Otto Thott und von ihm in den Bestand der Königl. Bibliothek in Kopenhagen gelangt. Die zeitlich einige Jahrzehnte später verfaßte Handschrift B ist anscheinend

immer in oldenburgischem Besitz verblieben. Auftrag zur Niederschrift gab am 25. November 1428 der Oldenburger Droste Jakob von der Specken *alias* Schinheide. Es war ein sogenanntes „Salbuch" anzufertigen, welches die Güter und Gerechtsame der Herrschaft Oldenburg zu jener Zeit festhielt.

Dieses Salbuch, das keine Nachfolger gefunden hat — und darum ein um so wertvolleres Geschichtsdokument ist —, stellt eine wichtige Quelle der Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des frühen 15. Jahrhunderts im Oldenburgischen dar.

Die Lübbingschen Ausführungen zeigen die Verknüpfungen und Widerstände der Oldenburger und Delmenhorster Linien der Grafen, ihre Verbindung zum erzbischöflichen Stuhl von Bremen, die häufigen finanziellen Schwierigkeiten besonders der Delmenhorster Linie wie auch den Gegensatz absolutistischen gräflichen Territorialregimes zu den demokratisch organisierten friesischen Landschaften.

Prof. Dr. Berghaus, Münster i. W., steuert — mit Abbildungen — wesentliche numismatische Erläuterungen bei — vom Bremer Pfennig vom Ende des 14. Jahrhunderts über die Groten Oldenburgs zu den rheinischen Goldgulden.

Und nicht zu vergessen ist das kurze, aber beachtliche mittelniederdeutsche Glossar des Herausgebers. Ein umfassendes Register der Orts- und Personennamen schließt sich an. Theodor Halbach.

Rosemarie Weber: Westfälisches Volkstum in Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

Schriften der Volkskundlichen Kommission Westfalen-Lippe, herausgegeben von Bruno Schier und Martha Bringemeier, Heft 17, 150 S., 10 Abb. Münster 1966, Aschendorff. Kart. DM 19,—. Leinen DM 21,—.

In einer gefälligen Aufmachung wird hier eine aufschlußreiche Droste-Arbeit angeboten: die Dissertation der jetzt am Bremer Focke-Museum tätigen Volkskundlerin. Die Verfasserin geht mit Recht kritisch an die Aufgabe, volkskundliche Erkenntnisse und den Erlebnishintergrund der Dichterin nachzuweisen. Immerhin ist die Droste mehr als eine westfälische Heimatdichterin, aber auch nicht die Wissenschaftlerin, die dem Lande die „westfälische Volkskunde geschenkt" hat, wie einer ihrer heimischen Biographen glaubte verzeichnen zu müssen. Hier mußte Klarheit geschaffen werden. Zunächst gelang es der Verfasserin, bedeutsames und nicht genutztes Material aus den Droste- und Landschaftsarchiven beizubringen. Auf die Vorarbeit von Schulte-Kemminghausen, der auch den Beziehungen zu den Brüdern Grimm nachgegangen ist, konnte sie zurückgreifen. Wie das Schrifttumsverzeichnis zeigt, mußte hier eine breite volkskundliche und zugleich literarhistorische Grundlage geschaffen werden. Weniger die Lyrik als die Prosaschriften werden untersucht, dazu Briefe und Notizen der Dichterin und vor allem die lebendigen Tagebuchaufzeichnungen der Schwester Jenny. Von den Schriften sind es die „Bilder aus Westfalen", die Romanfragmente „Bei uns zu Lande auf dem Lande" und „Ledwina" und die „Judenbuche". Annette bemüht sich in ihrer Darstellung heimischen Volkstums um Objektivität, obwohl sie immer wieder in Gefahr gerät, zu idealisieren, besonders wenn es darum geht, die Münsterländer gegen die Paderborner hervorzuheben. Dort betont sie die gute Nachbarschaft, wie sie sie in ihrer Familie mit Bauern und Dienstleuten ihrer engeren Heimat erlebt, während ihre Bökendorfer Erfahrungen aus der Familie von Haxthausen soziale

Unruhe und Spannung bezeugen. Das „Fabrikvolk" im Sauerland scheint sie nur sehr flüchtig kennengelernt zu haben. Während die Schwester Jenny ihr heimisches Volkstum naiv erlebt, indem sie begeistert von Hochzeiten und Tanzereien in befreundeten Bauernfamilien berichtet, scheint sich die Dichterin vor der lauten Geselligkeit zu verschließen; sie ist sich aber ihrer „starken Bauernnatur" bewußt, wie sie es zugibt. Sie sammelt nicht so fleißig Volkslieder für den Onkel August von Haxthausen und Märchen für die Brüder Grimm wie die Schwester; dafür ist sie für Nichten und Neffen die große Erzählerin von Sagen und Märchen ihrer Heimat. Sie liebt ihre Münsterländer Mundart; sie freut sich daran, wenn die alte Amme den Kindern der Schwester plattdeutsche Lieder beibringt. Sie beschreibt, wie man sich den „Vorkieker", den Mann mit dem „zweiten Gesicht", vorstellen müsse — und man möchte ihr nachweisen (nicht die Verfasserin), sie habe das „Gesicht" selber gehabt; auch erfahren wir, wie sie im Jahre 1825 in der Familie von Haxthausen erstmals den Weihnachtsbaum, vielleicht aus dem älteren Familienbrauchtum der Grimm, kennenlernte. So eröffnen sich viele überraschende Einblicke in die Lebenswelt der Dichterin, die in acht Abschnitten über Jahres- und Lebenslaufbrauchtum, zweites Gesicht, Volksglaube, -sprache, -charakter, Volkslied, Sage und Märchen sowie das volkstümliche Sachgut beobachtet wird.

Aus volkskundlicher Sicht wird hier auch für den Literarhistoriker bedeutsamer und zugleich reizvoll zu lesender Stoff geboten, wie wir immer erfahren, daß gerade an den Nahtstellen zweier wissenschaftlicher Forschungsgebiete aufschlußreiche Entdeckungen zu machen sind — ich erinnere hier etwa an Bausingers Interpretation der „schwarzen Spinne" von Gotthelf in „Deutschunterricht", April 1962, S. 100 ff. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Veröffentlichung, nicht nur der Fachvolkskunde und der westfälischen Heimatforschung sorgsam überprüftes Material vorzulegen, sondern auch dem Germanisten die Möglichkeiten einer solchen „Kontaktarbeit" zu zeigen und das Bild der Dichterin auf diese Weise menschlich recht nahezubringen.

Alfred Cammann.

Alfred Cammann, Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien.
Monographien der Wittheit zu Bremen, VI. 456 S. Text, 8 S. Abb. DM 28,—. Göttingen 1967, Verlag Otto Schwartz & Co.

Wenn man etwas über dieses Buch sagen will, so drängt es einen, vorweg dem Verfasser, Oberstudienrat Alfred Cammann, ein Wort des Dankes und der Anerkennung auszusprechen. Als Leiter der Ostdeutschen Forschungsstelle in Bremen hat er sich seit vielen Jahren neben seiner Arbeit in der Schule unter den Heimatvertriebenen auf dem Gebiet der Erzählforschung betätigt. Als erstes Ergebnis konnte er 1961 in der Supplement-Serie zu „Fabula" die „Westpreußischen Märchen" veröffentlichen, denen nun die „Deutschen Volksmärchen aus Rußland und Rumänien" als 6. Band der „Monographien der Wittheit zu Bremen" folgten. Dankbar sind die Märchen- und Erzählforscher, denen er vor allem für vergleichende Studien wichtiges Material zusammengetragen hat; dankbar sind aber auch die Vertriebenen, denen Cammann mit diesen Sammlungen von Zeugnissen der geistigen Volkskultur, wie sie in der verlassenen Heimat einst lebendig war, ein wertvolles Heimatbuch geschenkt hat, und nicht zuletzt wir alle, in deren Mitte die Heimatvertriebenen nun leben und denen mit Cammanns Veröffentlichung ein Weg zum Verständnis der Kultur ihrer ehemaligen Heimat

gebahnt wird. Anerkennung verdient vor allem die Tatsache, daß der Verfasser die insgesamt 222 Beiträge (180 in dem Band „Deutsche Volksmärchen", 42 in den „Westpreußischen Märchen") allein gesammelt hat. Ein Einmannbetrieb: im Zeitalter der wissenschaftlichen Teamarbeit eine ganz besonders hervorzuhebende Leistung!

Cammann gibt in der Einführung zu den „Deutschen Volksmärchen aus Rußland und Rumänien" einen sehr persönlichen Einblick in seine mit sehr viel Takt und feinsinnigem Einfühlungsvermögen geführte Feldarbeit. Mit Tonband, Fotoapparat und z. T. auch Filmgeräten war er unterwegs, Märchenerzählungen in Ton und Bild festzuhalten. Nur gelegentlich wurden die Tonbandaufnahmen durch handschriftliche Aufzeichnungen ergänzt. „Sprechweise und Mundart des Erzählers müssen in der Bestandsaufnahme möglichst einwandfrei erhalten werden, d. h., soweit sie mit der Technik des Sammlers überhaupt erfaßt und dann buchmäßig wiedergegeben werden können", eine Forderung, die der Verfasser selbst stellt und der er auch nachgekommen ist.

Im Titel hätte man vielleicht besser von Volkserzählungen gesprochen; denn tatsächlich machen in dem vorliegenden Bande die 60 Märchen nur ein Drittel des Gesamtinhaltes aus. Daneben findet man Tiergeschichten, Räubergeschichten, Exempel, Sagen und Schwänke. Volksmärchen bedeutet deshalb gegenüber dem Inhalt des Buches eine ungute Einengung. Die Gewährsleute selbst sprechen von ihren „Gschichtle". „Ein Gattungsbegriff ‚Märchen' existiert bei den befragten Volksdeutschen nicht." Wie überhaupt dieses „Märchenbuch" — und das muß ausdrücklich gesagt werden — sich nicht an Kinder wendet, vielmehr ein Lesebuch für Erwachsene darstellt, in dem jeder, der einmal hineingeschaut hat, gespannt weiterlesen wird.

Ein Typenverzeichnis nach Antti Aarne, zusammengestellt von Kurt Ranke und Fritz Harkort, erleichtert dem Forscher die sich aus diesem neuerschlossenen Quellenmaterial ergebenden vergleichenden Märchenstudien. Neben den umfangreichen und recht ausführlichen Anmerkungen hätte man ein Literaturverzeichnis begrüßt.

Der beigefügte Bildteil zeigt deutlich, wie wenig man den Erzähler selbst oder das Erzählen an sich durch Fotografien einfangen und veranschaulichen kann. In diesem Zusammenhang wartet man mit Spannung auf die Schwarzweiß- und Buntfilme, die von etwa einem Dutzend Erzählern im Hörerkreis gemacht wurden.

Die beigefügten Karten der deutschen Siedlungen und Siedlungsgebiete in Rußland, Bessarabien und der Dobrudscha sind eine willkommene Orientierungshilfe.

Das Buch hätte einen sehr viel besser gestalteten Schutzumschlag verdient gehabt!

Neue Probleme zur „Biologie, zur Soziologie und zur Psychologie des volkstümlichen Erzählgutes" tun sich auf. Man darf deshalb gespannt auf die nächste Veröffentlichung warten, in der Alfred Cammann sich mit der „Welt der Erzähler" befassen will. Rosemarie Pohl-Weber.

Hans Peters: Altes Handwerk — Bäuerliches Brauchtum aus dem Kreise Grafschaft Hoya.

203 S., zahlreiche Abb., Brinkum 1962, Privatdruck.

„Die letzten 100 Jahre brachten uns in der Technik einerseits die größten Fortschritte, andererseits aber auch einen Verlust an Gemütswerten, an

Brauchtum und Glauben ... Wir wollen und können uns den Errungenschaften einer neuen Zeit nicht verschließen, sondern müssen vielmehr die guten technischen Neuerungen in Verbindung mit dem alten handwerklichen Können zu nutzen verstehen." Das fordert Hans Peters im Vorwort zu seinem Heimatbuch. Eine solche Tradition kann aber nur aus der Kenntnis der Dinge erwachsen. Diese zu vermitteln, hat der Verfasser die verschiedensten Bereiche des dörflichen Handwerks ziemlich ausführlich geschildert und durch beigefügte Zeichnungen von Handwerksgeräten — man wünschte, es wären noch viel mehr — ergänzt. Vom Zimmermann und Strohdachdecker, vom Nagelschmied und vom Seiler, vom Kammacher und vom Blaufärber, vom Mühlenbauer und vom Mühlensteinschärfer, vom Spinnen und Weben, vom Brotbacken und vom Schlachten, um nur einige der zahlreichen Abhandlungen zu erwähnen, weiß Hans Peters zu berichten. Aber nicht nur ihr Tagewerk, auch ihre Arbeitsbräuche kennt er und weiß diese ebenso lebendig darzustellen wie auch die Bräuche im Jahres- und Lebenslauf der ländlichen Bevölkerung. Peters hat sich nicht darauf beschränkt, von dem zu berichten, das er noch kennengelernt hatte; er hat auch historische Quellen durchgearbeitet und viele aufschlußreiche Belege daraus veröffentlicht, allerdings leider ohne Quellenangaben, wie überhaupt jegliche Literaturangaben fehlen. Dadurch ist das Buch wissenschaftlich nur sehr bedingt verwendbar, wie auch die historischen Rückblicke und die oft daraus gezogenen Schlußfolgerungen des Verfassers mit Vorsicht aufgenommen werden müssen.

Der Wert dieses Buches liegt in den zahlreichen sachlichen Angaben über heute vergangenes Handwerk und in der lebendigen und liebevollen Darstellung des dörflichen Lebens. Insofern darf man von einem Heimatbuch des Kreises Grafschaft Hoya sprechen. Rosemarie Pohl-Weber.

Erlebtes, Erzähltes, Erforschtes. Festgabe für Hans Wohltmann zur Vollendung des 80. Lebensjahres am 8. Dezember 1964.

Herausgegeben im Auftrag des Stader Geschichts- und Heimatvereins von Richard Drögereit. Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins e. V., Bd. 19, 275 S. und 15 Tafeln mit Bildern. Stade 1964, Selbstverlag des Stader Geschichts- und Heimatvereins.

Der Titel des Buches besagt von vornherein, daß von vielfältigem Wirken inmitten bunter geschichtlicher Entwicklung, von Heimatliebe zum Kleinsten bis hin zum „Humanismus" als „geistig-moralischem Überlieferungsgut", dem „Patrimonium unserer eigenen Kultur, der mediterran-europäischen", dem „Gipfelbegriff unserer eigenen historischen Lebensdimension" (Wilhelm Röpke) die Rede ist. Muß da nicht, stellvertretend für vieles, gerade auch hier das Stichwort „ein fachmännisch gebildetes Subjectum" — ursprünglich auf den Moorkolonisator Jürgen Christian Findorff bezogen (Curt Allmers) — über allem stehen?

Die Aufsätze kreisen im engeren und weiteren um Stade, seine Menschen, seine Geschicke in Friedens-, Kriegs- und Krankheitszeiten, behandeln Rechts- wie Kunstfragen, berühren die Sagenwelt wie den Ausdruck der Volkskunst.

Weit über den Stader Bezirk hinaus wurde der Name seines Seminardirektors von 1874, Carl Diercke, bekannt. Seit jener Zeit entwickelte sich die fruchtbare Zusammenarbeit des Geographen Diercke und des Verlages Westermann in Braunschweig. Ein nach Dierckes Grundsätzen völlig neu bearbeiteter Schulatlas für höhere Lehranstalten erschien 1883, und 1960 konnte auf dieser Grundlage seine 100. Auflage herausgegeben werden

(Georg Beermann). Über die Zeit der „schwedischen Regierung der Herzogtümer Bremen und Verden 1645—1712" mit der Huldigung Bremens im Jahre 1654, dem vierjährigen Zwischenspiel der Besetzung der Herzogtümer durch dänische, braunschweigische und münstersche Truppen 1675/1679, der späteren Besetzung Stades durch die Dänen 1712 und dem schließlichen Verkauf des gesamten Gebiets an Kurhannover 1719 berichtet Erich von Lehe.

Und 100 Jahre nach dem deutschen Schicksalsjahr 1866 liest man bewegt vom Widerstreit innerhalb der hannoverschen Regierung, ob sie ihre Truppen für den drohenden Krieg mit Preußen in der unfertigen Festung Stade oder um Göttingen sammeln solle (Georg Schnath). Schlimmer als Kriege, aber wohl erheblich durch sie gesteigert, wütete im Mittelalter immer wieder der Schwarze Tod, der oft Verluste von einem Drittel bis zur Hälfte der Einwohner der einzelnen Städte forderte. Um 1348/1350 in Norddeutschland aufgetreten, zog er in verheerenden Pestjahren durch das Land, mit Höhepunkt in Bremen 1626, als über 10 000 Menschen starben, zuletzt noch 1713 und 1714 in Bremen wütend (Erich Keyser).

Welche Hilfe da die „mittelalterlichen Spitäler in der Stadt Stade" — innerhalb und außerhalb der Stadt — boten, wie z. B. das St.-Nicolai-Spital, das 1316 erwähnte Heilige-Geist-Spital, das St.-Gertruden-Spital, der Siechenhof, dann das Beguinenhaus — halbklösterlicher Konvent der „Blauen Süstern" — 1268 in Bremen, 1279 in Stade nachweisbar —, läßt sich kaum ermessen. Die Geschichte z. B. des Klosterinfirmariums für Kranke und Sieche geht von 1347, als ein Famulus nachgewiesen ist, bis in die Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg (Bernhard Wirtgen).

Die eigenständige Verwaltungs- und Gerichtsverfassung im Gebiet des Amtsgerichts Cuxhaven — „Von der Amtmannschaft zum Amtsgericht Ritzebüttel" — läßt erkennen, welche Besonderheiten sich in beider Hinsicht jahrhundertelang, insbesondere wegen der Stellung des Amtmanns bis 1849, gehalten haben. Erst ein hamburgisches Gesetz von 1864 beendete eine fast 500jährige Amtmannschaft und führte dort nebeneinander Amtsverwalter und Amtsrichter ein (Richard Drögereit). Entstehung und Bedeutung des „Widerstandsrechts im Erzstift Bremen", begründet in dem im Mittelalter allgemein bekannten Gewohnheitsrecht, daß die Gesamtheit sich gegen eine Obrigkeit wenden dürfe, wenn diese ihre Gewalt rechtswidrig ausübt, gegen grundlegende Rechtsvorschriften verstößt oder ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist, behandelt der Beitrag von Erich Weise. Als eine solche grundlegende Abmachung der ständischen Verfassung im Erzstift erwies sich die bremische vom 6. Dezember 1397. Kernstück ist die Festlegung des Rechtszuges bei Klagen, dem sich auch der Erzbischof fügt. Ein zu bildendes Schiedsgericht ist Keimzelle des späteren Hofgerichts. In Weiterentwicklung der rechtlichen Belange wird das Widerstandsrecht in der Tohopesate von 1534 ausdrücklich erwähnt. Über verschiedene Maßnahmen des Rechtsschutzes hinaus regelt diese Einung auch die Gewaltanwendung auf beiden Seiten, bis zur Aufsage des Gehorsams und bis zum Krieg, immer mit dem Vorbehalt, daß sich die Einung nicht gegen „Kaiserliche Majestät und des Heiligen Römischen Reiches Ordnung und Landfrieden" richte.

Nimmt man hinzu den Exkursionsbericht über die Plitenberge (Heinrich Wesche) — in der Nähe eines von diesen der väterliche Hof des Jubilars gestanden hat —, die „Gepflückten Finken" des Schwankbuches eines Bremer Studenten aus dem 17. Jahrhundert (Friedrich Prüser), die Erklärungen „Hadeler Bauernwappen" vom 15. bis 18. Jahrhundert (Benno Eide Siebs)

mit ihren Kennzeichen, u. a. durch Querbalken, Kesselhaken, Weizenähre wie auch Löwe, Adler, Pferd und Gans, vernimmt man von den „Sagen aus dem Bremer Blockland" (Hinrich Wulff), dann möchte man bei der Durchsicht der nicht einmal vollständigen Bibliographie der Werke von Hans Wohltmann „Ein Leben im Dienste von Heimat und Vaterland" (Wilhelm Henze und Ludwig Fitschen) in einem übertragenen Sinn auch von dem „Wer geht, sieht mehr, als wer fährt" (J. J. Cordes) sprechen, wie es im wirklichen Wortsinn auf den Jubilar schon 1927 zutrifft, als er Mitglied und später erster Baas des Stawabu — Stader Wanderbundes — wurde.

Ehrenmitgliedschaften in Hannover wie in Bremen die der Historischen Gesellschaft, die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Stade 1964 krönten diesen Lebenslauf (Ernst Reinhard) [1]. Theodor Halbach.

Barbara Hellwig, geb. Plate: Ghert Klinghe. Ein norddeutscher Erzgießer des 15. Jahrhunderts.

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen. Band 69. VIII und 200 S., 30 Tafeln, August Lax, Hildesheim, 1967.

Mit dem Namen und dem Stil des Erzgießers Ghert Klinghe verbindet sich der Guß der „Gloriosa"-Glocke des Bremer Domes vom Jahre 1433. Darüber hinaus sind innerhalb der Jahre 1433 und 1474 60 Arbeiten der Klinghe-Werkstatt verbürgt, von denen sich 24 Glocken und vier Erztaufen erhalten haben. Die vorliegenden historischen Untersuchungen (Focke 1909, Gerken 1961, Hach 1881 u. 1913, Rauchheld 1925/1929) ließen es an der Zeit erscheinen, die Frage der Bremer Werkstatt und ihres Wirkungsbereiches zusammenfassend zu behandeln. Das ist mit der fleißigen und methodisch sicheren Arbeit von Barbara Hellwig, geb. Plate, die aus der Schule von Heinz Rosemann-Göttingen hervorgegangen ist, erfolgt. Die Basis ist ein verläßlicher Katalog, der mit Hilfe des Deutschen Glockenarchivs und mit dem Verzeichnis von A. Rauchheld erstellt werden konnte.

Überzeugend weist die Vf.in die Identität eines 1428 im Bremer Bürgerbuch, Teil 2, S. 269, erwähnten Neubürgers „Clynge, Gerd" mit dem Gießer nach, der fünf Jahre darauf die Domglocke goß. Die Wirksamkeit der sich offenbar rasch durchsetzenden Werkstatt wird mit den politischen, militärischen und wirtschaftlichen „Einzugsgebieten" des Erzstiftes und der Stadt Bremen verglichen und bei einzelnen Aufträgen auch begründet. Offenbar ist Klinghe ein Wandergießer gewesen, der an Ort und Stelle seine Gießhütte aufschlug, wo immer das große Ereignis eines Glockengusses beschlossen und ausgeführt wurde. Doch wendet sich die Vf.in mit Recht gegen die wiederholt in der Literatur vertretene Auffassung, Klinghe habe in geistlichen Diensten gestanden. Sie betrachtet ihn vielmehr als freien, selbständigen Meister. Wann und ob er als „Rats", Stück- und Glockengießer" in Bremen gewirkt hat, wie dies in Lübeck um die Mitte des 16. Jahrhunderts aktenkundig ist, muß allerdings offen bleiben. Doch ist nach Buchenau in Bremen wohl schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein stadteigenes Gießhaus am Herdentorswall errichtet worden.

Was die Form der Glocken und Taufen anbetrifft, ihre Inschriften und das Schmuckwerk, so gibt es stilistische Voraussetzungen, bzw. enge Beziehungen zu den Gußwerken der Harzgegend (Halberstadt) und zu Lübeck, wo offenbar

[1] Vgl. den Nachruf von Angelus Gerken S. 3 dieses Bandes.

die später in Lüneburg tätige Erzgießerfamilie van der Rit den angehenden Bremer Meister beeinflußt hat. Auf stilkritischem Wege werden die Ritzzeichnungen auf der „Gloriosa" einem Zeichner zugeschrieben, der die Formensprache des Malers Conrad von Soest genau gekannt hat. Die als Reliefs aufgesetzten Figuren der Heiligen und Apostel, gelegentlich auch Kompositionen, werden von Modeln genommen, die mit leichten Abwandlungen immer aufs neue verwendet werden. Ihr Stil läßt Vergleiche mit Bildwerken im Bremer und Oldenburger Lande zu. Mit Recht wird die hohe Qualität der beiden 1454 datierten Taufen von Harsefeld (Kreis Stade) und Groothusen (Kreis Norden) hervorgehoben, deren Varianten aus der Vorform einer Fünte in Bad Segeberg von 1447 entwickelt sind (Vierträger-Typus mit Diakonen; zwei Köpfe als Deckelhalter).

Gegen Ende der für Meister Ghert gesicherten Schaffensperiode machen sich Kennzeichen bemerkbar, die Hinrich, dem mutmaßlich ältesten Sohn, zugeschrieben werden. Sein bedeutendstes Werk ist die vorzügliche Taufe von Pilsum (1469), deren schlanke Träger mit den Köpfen der Evangelistensymbole ausgezeichnet sind. Die Bewertung der als Mitarbeiter, bzw. als Nachfolger der Werkstatt zu betrachtenden Söhne Klinghes (Hinrich, Hermann, Berend, Bartold, Goteke) hat von einer sorgfältigen Analyse auszugehen. Die Arbeit steckt den Umkreis und die Nachfolger des Meisters Ghert ab, ohne daß damit eine abschließende Bewertung möglich ist. Wie hoch die Werke dieses bremischen Handwerkszweiges im Kurs standen, dafür ist die Pietät ein sprechender Beweis, mit der zuweilen die Taufen beachtet blieben. In Engerhafe hat man 1640 einen spätgotischen Kessel nachgebildet, nachdem das Original in der Mansfelder Fehde geplündert worden war. In Esens wurde die Taufe des Hinrich Klinghe von 1474 im Zusammenhang mit dem Neubau der Kirche im 18./19. Jahrhundert neu montiert und mit einem hölzernen Deckel versehen [1]). Andere Werke sind verschollen, meist wohl eingeschmolzen. Um so bemerkenswerter ist die Feststellung einer unbekannten Taufe im Museum of Fine Arts in Boston. Das in der Modellierung und Ziselierung sehr präzise Werk ist Goteke Klinghe signiert und 1483 datiert. Mit einer Stiftung gelangte die Taufe 1958 an die Bostoner Sammlung und ist dort als gotische deutsche Arbeit mit der Gütemarke „Nürnbergisch" etikettiert. Neu an diesem Vierträgertypus ist die Punzier- und Scharriertechnik, sowie die den Ritzzeichnungen vergleichbare Verzierung des Kesselbodens mit einem konzentrischen Blattkranz. Neu ist ferner, daß die vier Diakone Wappen halten. Zwar haben sich diese bisher der genauen heraldischen Deutung entzogen; doch scheinen sie dank der Recherchen von Frl. Dr. E. Bachmann vom Staatsarchiv Bremen in das Gebiet zwischen Ostfriesland und dem Stader Raum zu weisen. Wann und wo ist dieses bedeutende Werk des Bremer Erzgusses veräußert worden? Oder handelt es sich um eine der verschollen geglaubten Taufen? Ist es in Zusammenhang mit dem Export vielleicht von Bedeutung, daß der Vorname des Gießers verstümmelt worden ist und das Werk bis heute als Produktion der Vischerschen Gießhütte in Nürnberg gilt?

Im Überblick ist wichtig, daß, wie in Nürnberg, Innsbruck-Schwaz, Lübeck und wohl auch in Flandern, aus der Struktur und technischen Schwierigkeit des Handwerks heraus sich in Bremen eine durch zwei Generationen ablesbare Klinghesche Familien-Gießhütte nachzeichnen läßt. Damit gewinnt die

[1]) Eberhard Lutze: Ostfriesland 1968. S. 31 f.

These an Wahrscheinlichkeit, daß die Tradition des Erzgusses zwischen Hildesheim-Halberstadt und Lübeck bereits im 13./14. Jahrhundert in Bremen eine Hütte besaß, also das berühmte Taufbecken mit den Löwenreitern im Bremer Dom in Bremen entstanden ist.

Die Arbeit von Barbara Hellwig hat die Bedeutung Bremens als Stätte des Erzgusses klar herausgestellt. Als dafür bezeichnend kann die Tatsache gelten, daß 1466 Ghert Klinghe als „der berühmteste Glockengießer jener Zeit in niedersächsischen Landen" (Hach) nach Lübeck, das allgemein als norddeutscher Vorort des Erzgusses galt, berufen wurde, um für die dortige Marienkirche eine Glocke zu gießen. Eberhard Lutze.

Rudolf Stein: Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens.

Teil I: Das Gebiet der Altstadt und der alten Neustadt, der Wall und die Contrescarpe, 560 S., 518 Abb., Bremen 1964.
Teil II: Die Vorstädte und die Stadt — Landgüter, Vegesack und Bremerhaven, 600 S., 638 Abb., Bremen 1965.
Verlag: H. M. Hauschild, Bremen.

Nachdem Rudolf Stein die Bände 1 bis 3 der „Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen" in den Jahren 1961, 1962 und 1963 veröffentlicht hatte, setzte er die Herausgabe seines großangelegten Werkes mit einer Darstellung der Periode von etwa 1770 bis 1880 fort. Dabei erwies es sich als notwendig, diesen Abschnitt wegen der Fülle des Stoffes, zumal auch das Gebiet der alten Vorstädte und die Landgüter, die Städte Vegesack und Bremerhaven in den Kreis der Betrachtung einbezogen wurden, in zwei Teilen — Band 4 und 5 der Reihe — zu behandeln. Auch der 6. und letzte Band, in dem der Verfasser auf die Dorfkirchen und die bäuerliche Baukunst eingeht, ist bereits erschienen; er bekommt im jetzigen Jahrbuchbande seine Würdigung. Die ersten drei Bände wurden bereits im Bremischen Jahrbuch, Bd. 47 bis 49, besprochen.

Dem bremischen Wesen eigen scheint eine im ganzen „fruchtbare Mischung" zu sein: eine liebenswürdig-provinzielle Neigung, sich gegen Fremdes möglichst abzuschließen und daran etwas im besonderen Bremisches erkennen zu wollen, daneben aber eine weltoffene Haltung, für die es zahlreiche Beispiele in der bremischen Geschichte gibt und die sich in unserer Zeit sogar zu der freundlichen Übertreibung „Bremen — Schlüssel zur Welt" steigern kann. Die Bremer Baukunst in der Zeit des Klassizismus und der Romantik, in die uns Stein im ganzen wie im einzelnen so eindringlich einführt, beweist jedenfalls, was für beachtliche, zumindest erfreuliche Bauten geschaffen werden konnten, als die Baumeister unserer Stadt sich den damaligen großen Strömungen der Architektur zuwandten. Besonders verwiesen sei hier auf die Leistung Steins, daß er die damals entstandenen Bauten auf den bremischen Landgütern und in der Hafenstadt Vegesack zum ersten Male umfassend dargestellt hat — jeder Abschnitt umfaßt allein 126 Seiten. Vieles, was wir schon kannten, sehen wir nun klarer, weil es in einen größeren Zusammenhang hineingestellt wurde, vieles wieder — vor allem ist das zum Beitrag über Vegesack zu sagen — ist für die meisten von uns „beglückendes Neuland", das wir unter so sachkundiger Führung gern betreten. Dem Verfasser sei auch gedankt, daß er die Bremer Bauwerke, die auf romantische Ideen zurückzuführen sind, in ihrer Bedeutung her-

ausgestellt hat. Anders als zu den Zeugen der klassizistischen Baukunst haben wir zu diesen Bauten, beeinflußt durch eine inzwischen überholte, zeitbedingte Betrachtungsweise, lange kein rechtes Verhältnis bekommen können. Curt Allmers.

Rudolf Stein: Dorfkirchen und Bauernhäuser im Bremer Lande.

Band 6 der Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen. Herausgegeben vom Senator für das Bildungswesen 1967. Verlag H. M. Hauschild GmbH, Bremen; Ganzleinen, Kunstdruckpapier, 18 x 25 cm, in Schuber, 566 S. mit 661 Abb. und angehängtem Gesamtverzeichnis der in Band I bis VI der „Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler Bremens" behandelten Werke. DM 59,20.

Es gibt seit Jahrzehnten Bestrebungen vielerlei Art, der allzu einseitigen Entwicklung, die in Verstädterung ausmündete, entgegenzuwirken. Auf dem Gebiet der Volkskunde und der Bauernkunst sahen sie die Rettung einmaliger Werte als echtes Anliegen an. So konnte Otto Schwindrazheim schon 1904 frohlockend schreiben: „Die Stadt, die der alten bäuerlichen Kultur, über die sie sich erhaben fühlte, den Garaus machte, geht heute voran in ihrer Ehrenrettung".

Freilich war zur Erreichung solcher Ziele viel opfervolle Mühe erforderlich, so, wenn man die Zeugnisse jener Kunst vor dem drohenden Untergang bewahren wollte. Hierzu trugen immer zahlreicher werdende Veröffentlichungen, Bildbände, Forschungsergebnisse technischer und künstlerischer Art ebenso bei wie Ausstellungen, Tagungen, Versammlungen und besonders auch die Gründung von Vereinen und Verbänden, die die Pflege des Heimatgedankens schlechthin zur Richtschnur ihrer idealgesinnten Tätigkeit machten. Erinnert sei an dieser Stelle an die im Jahre 1904 erfolgte Gründung des Vereins für niedersächsisches Volkstum, der zur Verwirklichung seiner Ideale im Lauf der Jahrzehnte u. a. schon zweimal einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen von zeitnahen Bauernhöfen ausgeschrieben hat.

Aber bald ging es nicht mehr nur um das Sammeln und Bewahren einzelner Geräte, Möbel, Werkzeuge, Gewänder, vielmehr wurden allmählich ganze Bauernstuben aufgestellt, wie etwa im Bomann-Museum in Celle, und schließlich griff, wie in Skandinavien schon länger, der Gedanke weiter um sich, Freilichtmuseen bäuerlicher Art zu schaffen und in ihnen ganze Häuser, Dorfteile und Dorflagen einer staunenden Nachwelt zu erhalten. Der Verein für niedersächsisches Volkstum vertrat im Jahre 1908 in Bremen den Gedanken, ein Museum bäuerlicher niedersächsischer Volkskunst zu schaffen. Emil Högg und Karl Schaefer stellten den Plan hierfür auf. Dieser Gedanke wurde auch von Ludwig Franzius lebhaft unterstützt, dessen Lieblingsidee es war, daß auf dem Werder ein Bürgerpark für die Neustadt entstehen sollte. Hier hätte das Museum einen idealen Standort finden können. Bis 1914 ist dieser Gedanke jedoch nicht zur Ausführung gekommen, und danach gab es andere Sorgen.

Es sollte nur angedeutet werden, daß seit rund 60 Jahren auch in Bremen viel geschehen ist, unsere bäuerliche Umwelt nach Möglichkeit zu erhalten oder zu retten. Ernst Grohne hat 1941 ein vielbeachtetes Buch über „Das Bauernhaus im Bremer Gebiet" verfaßt, und sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, ein Bauernhaus aus dem Bremer Gebiet auf dem Gelände des Focke-Museums wieder aufzubauen. Das Wachstum der Städte geht heute in einem Tempo vor sich, wie es vor Jahrzehnten noch nicht geahnt werden

konnte. Die Umwandlung Deutschlands aus einem Agrar- in einen Industriestaat hatte und hat neben allen anderen Erscheinungen einen Landbedarf zur Folge, der auch heute immer noch riesig ist, ebenso der der Industrie, und zwischen all diesen Flächen des Wachstums und der Verkehrsbänder noch ein Stückchen unberührte Natur für die grün- und lufthungrigen Großstädter freizulassen, ist ein echtes Anliegen für eine Großraumplanung. Heute ist, wie früher, wieder der Ausverkauf ländlicher Kunst und Kultur an der Tagesordnung, und auch heute muß der Ruf nach der Erhaltung einer ländlichen Umwelt genau so stark erschallen wie vor sechs Jahrzehnten.

Eine gesunde Entwicklung soll und kann nicht aufgehalten werden: der Begriff von der „Rationalisierung in der Landwirtschaft" hat seine Berechtigung. Ein moderner und zweckmäßiger Bauernhof wird und muß heute anders aussehen. Ein Dorf wird sich in hundert Jahren anders darbieten wie heute und ebenso das Bild unserer Landschaft. Man sollte nicht mit pessimistischem Blick in die Zukunft sehen: auch die Zweckmäßigkeit hat ihren Platz im Leben des Volkes und im Leben des einzelnen. Ein liebevolles Bewahren überkommener Dinge wird Verständnis finden, wenn es nicht nur zum Selbstzweck wird. Die Bewahrung einer gesunden Überlieferung ist notwendig und für das Gestalten von Gegenwart und Zukunft unentbehrlich, weil aus der Quelle des Besitzes von einst auch das fordernde Neue seine Kraft erhält.

Das vorliegende Buch von Rudolf Stein stellt seinem Inhalt nach eine Gesamterfassung der bäuerlichen Umwelt Bremens dar. Angesichts aller geschilderten Umstände und zeitlichen Bedingtheiten ist es gerade zu rechter Zeit erschienen. Die Fülle der noch vorhandenen Reichtümer darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß schon manches Bauernhaus oder Stallgebäude in den letzten Jahren verschwunden ist. Gründe dafür gibt es genug, technische und Gründe des Gefühls. Der Verfasser führt sie in überzeugender Weise an. Daß vor jedem derartigen Abbruch ein genaues Aufmaß erfolgt, wird in Bremen seit langem geübt.

Der reiche Gehalt des Bandes ist im einzelnen im Rahmen dieser Besprechung kaum auszuschöpfen; er wird in seiner Fülle immer beglücken.

Das Inhaltsverzeichnis läßt diese Fülle ahnen. Wertvolle Erkenntnisse über das niedersächsische Bauernhaus überhaupt und die Siedlungsform im Bremer Land werden ebenso vermittelt wie über das niedersächsische Bauernhaus im Lande Bremen. Bis Christi Geburt gehen die Forschungen zurück, und es wird gezeigt, daß schon zu jener Zeit Nebengebäude mit verschiedenartiger Zweckbestimmung errichtet wurden, wenn sonst auch im allgemeinen Menschen, Vieh und Vorräte unter einem Dach geborgen waren.

Der Verfasser beschränkt sich bei seiner Arbeit keineswegs nur auf die Bauernhäuser. Einen großen Raum nimmt auch die Darstellung und Forschung über die Dorfkirchen ein, jene Zeugen der Baukunst und Bauernkunst, an denen die Glaubensströmungen und -richtungen klar abzulesen sind, Klosterkirchen des Mittelalters etwa, Saalkirchen aus der Zeit nach der Reformation als Predigtkirchen und dergleichen. Die Kunst des Backsteinbaues kommt hier vorzüglich zur Geltung. Liebevoll werden Einzelheiten und Inventarstücke der Kirchen — Kanzeln, Taufsteine, Glasfenster — erwähnt, aber auch Grabsteine, genauso liebevoll die Begleiterscheinungen der ländlichen Baukunst, wie etwa schwungvolle Brücken und Zäune. Heuerlingshäuser zeugen von den patriarchalischen Verhältnissen auf dem Lande.

Streng systematisch werden die ländlichen Kirchspiele Bremens und ihre

Ortsteile geschildert, durch alte Katasterkarten aufschlußreich erläutert, jede Einzelheit, Schnitzerei, Oberlicht, Torgestaltung, Knagge, Pferdekopf am Ulenloch festgehalten und fotografisch oder zeichnerisch dem Leser vorgeführt. Jeder bemerkenswerte Schuppen, Backofen, Stall ist mit wissenschaftlicher Genauigkeit erfaßt: gerade derartige Nebenbauten wirken oft so ansprechend in ihrer ungewollten Schlichtheit.

Einen gebührenden Raum nehmen die Mühlen ein, Wind- und Wassermühlen.

Wenn vereinzelt jetzt Geschildertes in den voraufgegangenen Bänden der Bremischen Baugeschichte enthalten ist und nun wieder erwähnt wird, so bleibt doch zu rühmen, daß es dem Verfasser gelungen ist, das in den früheren Bänden Gesagte in sinnvoller Weise mit dem in diesem Band Dargestellten zu vereinen und insgesamt so zu vertiefen, daß dieser vorliegende Band auch selbständig bestehen kann.

Die bäuerliche Welt im Lande Bremen und in der Umgegend, dokumentiert auch durch die Kirchen in benachbarten niedersächsischen, ehemals bremischen Orten, erfährt in diesem Werk eine besondere „Laudatio". Es ist als Grundlage für alle weiteren Forschungen nicht zu entbehren und aus dem Kulturkreis Bremens nicht wegzudenken.

Der geschichtlichen Besinnung und der Bewahrung überkommenen Besitzes dienend, ist es in einer Zeit, die von so vielen Wandlungen des Gewachsenen und Herkömmlichen erfüllt ist, als „Dorfinventarisation" in Bremen von besonderer Bedeutung.

Der Verlag H. M. Hauschild GmbH, Bremen, ist wieder in bekannter Weise der selbsterkannten Verpflichtung gerecht geworden, dem Band ein Aussehen zu geben, das dem Inhalt entspricht. Karl Dillschneider.

Rudolf Stein: Das Bürgerhaus in Schlesien.

Das Deutsche Bürgerhaus, VII. Tübingen, Wasmuth 1967, 141 S., 234 Tafeln.

Es ist mehr als 30 Jahre her, als Rudolf Stein das Buch „Das Breslauer Bürgerhaus" unserer Historischen Kommission[1]) vorlegte und fünf Jahre danach, 1935, diesem Werk das Buch „Der große Ring" folgen ließ. Auf abenteuerliche Weise ist später der Breslauer Denkmalpfleger nach Bremen gekommen und hat uns dann das vielbändige Werk über Bremens Bürgerbauten geschenkt. Daß es ihm vergönnt war, jetzt auch das einst geplante Buch über das Bürgerhaus in Schlesien zu vollenden und trotz aller Schwierigkeiten in so vollendeter Form, ist eine ganz besondere Freude.

Darüber hinaus ist ja der Vergleich der von dem Verfasser geschilderten Bremer Entwicklung mit der durch die politische Geschichte bedingten, in manchem anderen in Schlesien besonders reizvoll. Denn gerade durch einen solchen Vergleich vertieft sich die Einsicht in manche bremische, in manche schlesische Besonderheit. Hans Jessen.

[1]) Gemeint ist die Schlesische.

XX

Preisausschreiben der Bremischen Evangelischen Kirche über ein Thema aus der Kirchengeschichte Bremens

Der Kirchenausschuß der Bremischen Evangelischen Kirche hat insgesamt DM 5000,— als Preis für wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der bremischen Kirchengeschichte zur Verfügung gestellt. Erwünscht sind Untersuchungen von Themen, die einer Bearbeitung noch bedürftig sind. Angenommen werden Manuskripte von mindestens 15 Schreibmaschinenseiten von Studenten und Kandidaten aller Fakultäten vor dem zweiten theologischen oder Staatsexamen oder vor der Promotion.

Zur Rücksprache über die Themen steht der Vorsitzende der Kommission für Bremische Kirchengeschichte, Pastor Bodo Heyne, Bremen, Wörther Str. 40, zur Verfügung. Arbeiten, die mit einem Preis ausgezeichnet werden, müssen der Kommission für Bremische Kirchengeschichte ohne Honorarforderung zur Veröffentlichung angeboten werden. Ein Druckzwang besteht für die Kommission nicht.

Über die eingereichten Arbeiten sowie die Verteilung der Preise entscheidet ein Ausschuß, bestehend aus den Herren:

Pastor Bodo Heyne, Vorsitzender der Kommission für Bremische Kirchengeschichte, Bremen;

Professor Dr. Dr. Hans-Walter Krumwiede, Theologische Fakultät der Universität Göttingen;

Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzer der Historischen Gesellschaft, Bremen.

Die Arbeiten sind in einem verschlossenen Umschlag — mit einem Kennwort versehen — an den Kirchenausschuß der Bremischen Evangelischen Kirche, Bremen, Franziuseck 2/4, bis zum 31. Dezember 1969 einzureichen.

Der Kirchenausschuß
der Bremischen Evangelischen Kirche:

Dr. Rutenberg,
Präsident,

D. Besch,
Pastor und Schriftführer.

Bremen, im Oktober 1968.